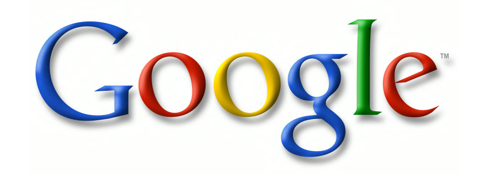
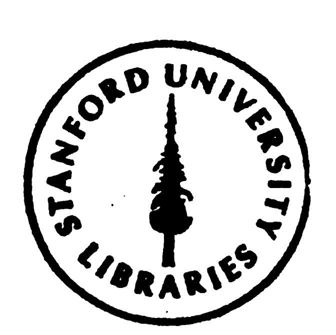










Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertundfünfter Band.

München 1890.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

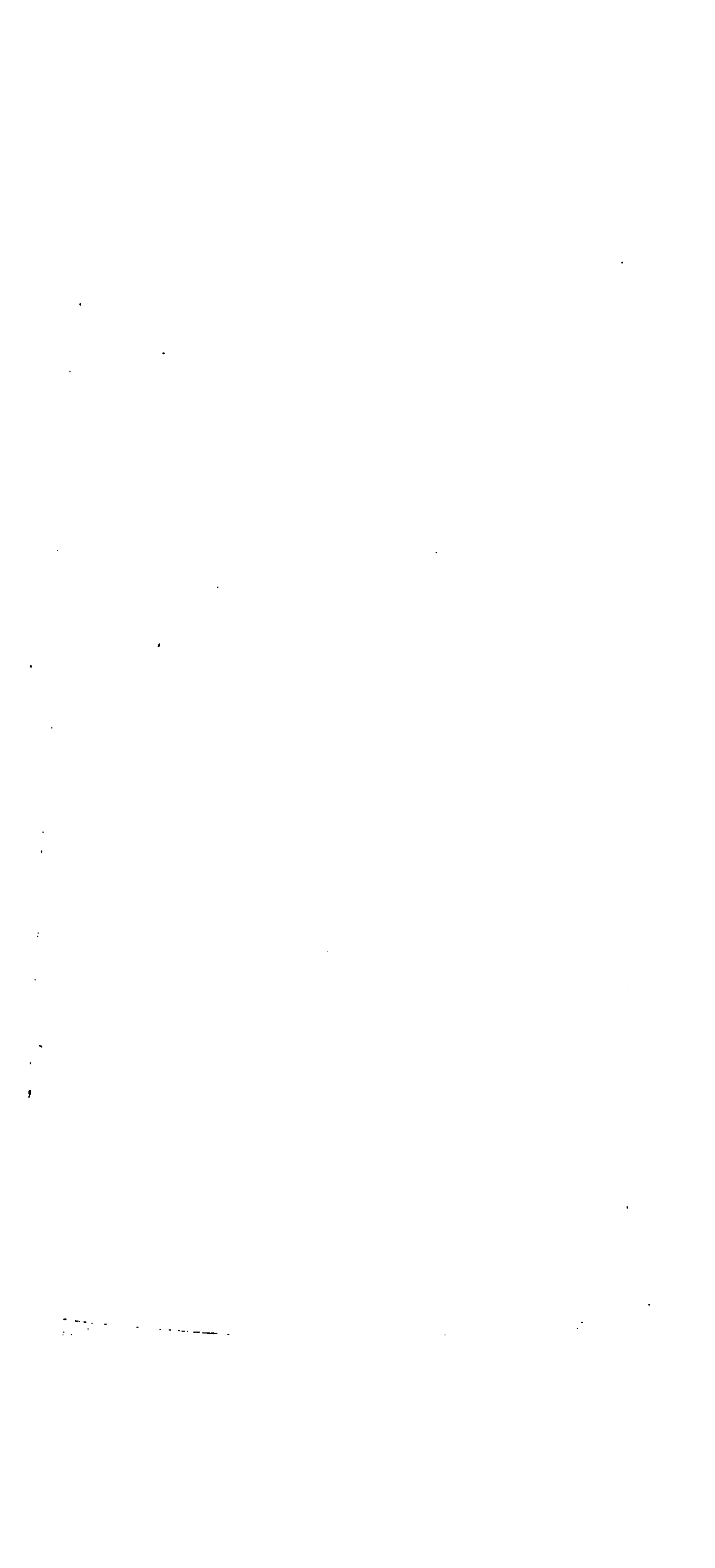
Des Jahrgangs 1890

Erster Band.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Seite



I.

Ein neues Durchgangs-Jahr —

in eine neue Welt! Wie wird die neue Welt nach zehn Jahren im Beginn des dritten Jahrtausends aussehen? Das Herz klopft mit jedem Jahre banger bei dieser Frage. Seit mehr als einem Jahrhundert ist in dem großen Kampf der Geister immer derjenige siegreich geblieben, dessen Streben dahin geht, Alles abzubrechen, was die gnadenreiche Geburt des Heilandes für die Menschheit geschaffen hat, und seit Menschengedenken ist darin mehr geschehen, als im Jahrhundert zuvor. Gewiß wird der Gläubige das Kreuz immer finden bis an's Ende der Zeiten, aber ringsumher ersteht mit jedem Tage mehr die alte Heidenwelt wieder, mit allem ihrem Sinnenreiz und innerer Hohlheit. St. Petersdom in der Hauptstadt der antiken Welt steht noch aufrecht, aber im Gesichtskreis desselben hat das scheidende Jahr den „Cult des Satans“ öffentlich begehen sehen. Das reicht noch hinaus über die im Beginn der großen Umwälzung gefeierte „Göttin der Vernunft“.

Aeußerlich ist die Welt, über die jetzt das neue Jahr ergeht, schon fertig zur Uebergabe an das dritte Jahrtausend. Die Wunder der neuen Verkehrs- und Produktionsmittel haben über Raum und Zeit den Sieg davon getragen und das Angesicht der Erde umgestaltet. Der Angloamerikaner Stanley ist jetzt der berühmteste Mann des Jahrhunderts geworden; er hat den deutschen Kanzler ausgestochen, denn er hat Unvergängliches geleistet für alle Zukunft. Bis das dritte Jahrtausend antritt, dürften Eisenbahnen und Telegraphen alsbald die ungeheuren Waldregionen im Centrum

Afrika's durchziehen, die Stanley entdeckt hat, und die christlichen Glaubensboten bis zu den bösen Zwergen kommen, bei denen er sich durchschlagen mußte. Eine alte Sage verkündet: wenn einmal das Evangelium allen Völkern der Erde verkündet sei, dann werde in der ehemals christlichen Welt der Antichrist erscheinen. Thatsächlich ist er schon da; und darum stehen Staat und Gesellschaft verzweifelnd vor der Aufgabe, sich auf die neue Welt des unbegrenzten Culturfortschritts einzurichten.

Den christlichen Charakter hat der Staat abgestreift, wie die Gesellschaft. Darum sind die Völker in ihren Beziehungen unter einander und die verschiedenen Schichten — „Stände" kann man nicht mehr sagen — der Gesellschaft im Verhältniß zu einander in den Geist des alten Heidenthums zurückgefallen. Ueber dem natürlichen Triebe der Nationalität wachte dereinst mäßigend das gemeinsame Band des Christenglaubens. Nun haben auch noch die neuen Verkehrsmittel die Völker auf's Engste aneinander geschoben, und gerade jetzt ist eine grimmige Verfeindung der Nationalitäten angestiftet worden, welche das ehemalige europäische Staatensystem in Gruppen sich gegenseitig überwachender Räuberbanden aufgelöst hat. Es war ein böses Wort von dem „wilden Land", das in Berlin jüngst den Franzosen und dann den Schweizern zugeschleudert worden ist; es erinnert an die Zeiten Attila's. Jedenfalls ist aber die Cultur jener Völker nicht die jüngste.

Die christliche Gesellschaft hat dereinst den Schwachen gegen den Starken durch mannigfach gegliederte Ordnungen als Ausfluß des Gebots der Nächstenliebe geschützt. Es war der mittelalterliche „Patriarchalismus", der nun binnen wenigen Jahrzehnten bis auf die letzten Reste verschwunden ist. Selbst der Großgrundbesitz entschlägt sich mehr und mehr der patriarchalischen Zumuthungen, und läßt den Pächter die Arbeiter ausbeuten, so lange er sie braucht. Das Wort von den „weißen Sklaven" ist gang und gebe geworden, und wie die antike Sklaverei zu den furchtbaren Sklaven-

kriegen geführt hat, so kehren nun auch diese in moderner Gewandung wieder. Die neuen Produktionsmittel haben die Arbeiterzahl allmählig unberechenbar angeschwellt. In England ist bereits die Losung ausgegeben gegen die herrschende Capitalmacht: „Der Staat — das sind wir!"

Das hinscheidende Jahr ist scharf gezeichnet einerseits durch die großen Streiks in England und im deutschen Reich, andererseits durch eine wachsende Alternirung des Staatsgedankens. Was hat man bis dahin viel gewußt von der unterirdischen Bevölkerung in den deutschen Kohlenregionen? Jetzt sind alle Zeitungen voll davon, und man erörtert ernstlich die Frage, was werden würde, wenn der Staat nicht rechtzeitig vorsorgte, daß für den Ausbruch eines Krieges der ganze Bedarf an Kohle, die zum Kriege jetzt so unentbehrlich sei wie Geld und Soldaten, vorräthig wäre. Urplötzlich sind die Hunderttausende der armen Bergleute zum Selbstbewußtseyn gekommen; die Herren der schwarzen Goldgruben mußten, unter Zusprache der Regierung, die Waffen strecken, und sie müssen sich das Mißtrauen der Ueberwachungs-Ausschüsse Seitens der Arbeiter gefallen lassen. Durch tausend Adern rinnt die Bewegung unter allen Culturländern dahin, und am 1. Mai des nächsten Jahres wird der vom Socialisten-Congreß in Paris eingesetzte Arbeiter-Feiertag die internationale Heerschau der neuen Gesellschaft vorführen: das Ostern der neuen Zeit!

Vorderhand wäre dieß das Seitenstück jener gewaltigen militärischen Prunkfeste in den heutigen Staaten der allgemeinen Wehrpflicht, und die Frage wird seyn, ob nicht, und wie lange es dauern wird, bis die beiden Strömungen in einanderfließen. Der Nimbus des Königthums „von Gottes Gnaden" verblaßt, und wer vom „socialen Königthum" spricht, gibt unwillkürlich zu, daß ein neuer Anstrich nothwendig geworden sei. Der Glaube an eine überirdische Würde des Königthums mußte schon erschüttert werden, seitdem ein paar stärkere Kronen die im Wege stehenden kleineren, gleich ihnen von „Gottes Gnaden", ohne Skrupel weggefegt

oder auf den Aussterbeetat gesetzt haben. Aus derselben Quelle entstand die Nothwendigkeit der ungeheuerlichsten Kriegsrüstungen für die mißtrauisch sich überwachenden Reiche; die richtige Staatsform des Militarismus aber ist der Imperialismus.

Umsoweniger kann es noch eine Solidarität der Monarchien geben. Der deutsche Kanzler hat vor sechszehn Jahren seinem Gesandten in Paris eindringlich erklärt, daß und warum ihm die Republik in Frankreich viel lieber sei, als die Bonaparte, die Orleans oder gar der Legitimismus auf dem französischen Thron. Der Imperialismus ist aber nur ein äußerlicher, nicht ein innerlicher Gegensatz zur Republik. Der patriarchalische Zug entschwindet auch auf der Höhe; und schließlich thut's ein siegreicher General gerade so gut, wie ein erbliches Staatsoberhaupt. Das Wort Napoleons I.: „Republikanisch oder kosakisch“, hat seine Bedeutung noch immer nicht verloren.

Dem Aufsteigen des Imperialismus kommt aber noch ein anderer Umstand zu Gute. Die liberale Staatsform, der Parlamentarismus auch im weiteren Sinne — was er im engern Sinne leistet, zeigt Frankreich — hat sich überlebt. Er ist herzleidend, wie alle Welt, und wäre er es nicht, so würde der Militarismus ihm die Kehle zuschnüren. Erst kürzlich hat ihm ein klassischer Zeuge das Urtheil gesprochen. Herr Miquel, Oberbürgermeister zu Frankfurt am Main, einer der Väter des Nationalliberalismus, aber der vorurtheilsfreieste, hat in öffentlicher Rede bei dem Schriftsteller- und Journalistentag zu Frankfurt im September heurigen Jahres gesagt: „Die Politik macht die Leute dumm, der Parlamentarismus macht sie nicht klüger, die bestehenden Parteien haben sich überlebt.“ Auf diese Aeußerungen soll sich Kaiser Wilhelm bei einer späteren Begegnung mit Miquel bezogen und geäußert haben: „Sie sind mein Mann; was Sie in Ihrer Frankfurter Rede gesagt haben, daß alle bestehenden Parteien nur alter Trödel seien, ist vollkommen meine politische Ansicht; ich kenne nur zwei politische Parteien: die für mich

und die wider mich sind.“ Nach einer anderen Version: „Es komme ihm nicht darauf an, ob ein Mann conservativ oder nicht conservativ sei, sondern ob er Gesinnung für Kaiser und Reich bethätige.“ [1]) Dem Sinne nach wäre das eine Ergänzung jener Strafpredigt, welche der „Reichsanzeiger“ vor ein paar Monaten den preußisch Conservativen gehalten hat, würde aber auch noch das Cartell der drei Parteien für ungenügend und schließlich das Parlament selbst für überflüssig erscheinen lassen.

Der deutsche Reichstag ist überdieß in der parlamentswidrigen Lage, daß er über die äußere Politik nichteinmal Auskunft verlangen darf, und über die schwerwiegendsten Militärforderungen nur in geheimer Commissionssitzung Mittheilung erhält. Bei der Septennatsvorlage hat der Kriegsminister versichert: er werde dann mit den Neubildungen und Geldforderungen zu Ende seyn. So war es aber nicht, und immer wieder „muß der Bien.“ In den drei Jahren seitdem hat sich die Reichsschuld um rund eine halbe Milliarde vermehrt, und würde mit den jetzigen Anforderungen bis 1. April 1891 anderthalb Milliarden betragen. In der Zeit von 18 Jahren ist die französische Kriegsentschädigung von 5 Milliarden verbraucht, und sind dazu noch Anlehen im Betrag von 1227 Millionen aufgenommen worden. Die ordentlichen Ausgaben mitgerechnet haben Heer und Marine seit 1886 die enorme Summe von 2256 Millionen verschlungen.

Aus der Haltung der Officiösen hat man schließen wollen, daß dem Reichskanzler selbst die Zumuthungen an die Steuerkraft des Reichs, neuerlich sogar zu ausschweifenden Luxuszwecken, bedenklich geworden seien, und daß er selber jetzt einen Reichsfinanzminister mit voller Verantwortlichkeit wünsche, weil er über höhere Wünsche nicht mehr Herr zu

1) Der junge Kaiser ist ein redegewandter Herr; aber an seinen Reden wird regelmäßig herumcorrigirt, so daß für den strengen Wortlaut Niemand einstehen kann. S. Münchener „Allgemeine Zeitung“ vom 29. November und 12. Dezember d. Js.

werden vermöge. Selbst Herr Windthorst beginnt an seinem Widerstand gegen Reichsminister irre zu werden, aus dem bezeichnenden Grunde, „nachdem die Einzelstaaten so sehr ihre alte Kraft verloren haben."[1]) Bei der fraglichen Rechnung ist aber nicht zu vergessen, daß die Reichseinnahmen zu 535 Millionen aus Zöllen und Verbrauchssteuern herrühren, also bekanntermaßen aus den Taschen derer genommen werden, die von der Hand in den Mund zu leben pflegen.

Was ist mit den fabelhaften Summen dieses Blutgeldes erzielt? Die Thronrede an den Reichstag hat gesagt: „Der Friede mit Gottes Hülfe auch im nächsten Jahre." Von einer Erlösung Europa's aus der erdrückenden Ungewißheit der Lage ist weniger als je die Rede. Das ist der „gesicherte Friede." Seit Anfang November bis auf die jüngsten Tage haben sich die Zeitungen aller Sprachen den Kopf zerbrochen, was wohl dem österreichischen Minister bei seinem jüngsten Besuch in Friedrichsruhe, in Folge der Besprechung des Kanzlers mit dem Czaren, gesagt worden seyn möge. Augenscheinlich war es eine strenge Weisung: „Rührt mir nicht daran!" Nämlich an Bulgarien. Der Czar hatte Verdacht geschöpft; denn alle drei Mächte, die auf Seite der Unabhängigkeit der Balkanstaaten stehen, hatten es gewagt, sich anerkennend über die Haltung Bulgariens auszusprechen und die Andauer derselben als ein „europäisches Interesse" erklärt. Kaiser Franz Joseph hatte sogar vor den Delegationen mit überraschender Wärme von Bulgarien gesprochen, wo „Ruhe und Ordnung herrsche, und das Land trotz seiner schwierigen Lage stetige Fortschritte mache."[2]) Dem Grafen Andrassy war nachgesagt, daß er dem Kaiser in den Ohren liege: die Zeit der halben Maßregeln sei nun vorbei, und es müsse unbedingt die Anerkennung des Fürsten Ferdinand durch die Pforte betrieben werden.[3]) Darüber nun zog der

1) Sitzung des Reichstags vom 30. Oktober d. Js.
2) „Historisch-politische Blätter" Heft vom 16. Juli d. Js.
3) Aus Berlin in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 18. November d. Js.

Czar den Kanzler, der sich ja vor aller Welt für die russische Auslegung des Berliner Vertrags erklärt hat, persönlich zur Rechenschaft.

Es scheint ein förmliches Examen gewesen zu seyn. Auch wegen der Reise nach Constantinopel soll sich der Czar erkundigt haben, und ob denn der Kanzler völlig sicher sei, daß der junge Kaiser, der sich Friedrich den Großen zum Muster gesetzt habe, nicht anderen, der thatenlustigen Energie mehr entsprechenden, Rathschlägen, als den seinigen, das Ohr leihe.[1]) Daß dann Graf Kalnoky Allerlei zu hören bekam, ist sicher. Soweit ist es wohl nicht gekommen, daß der Kanzler geradezu „gewisse Opfer" an den österreichischen Interessen im Orient und die Zusicherung verlangte, daß Oesterreich „niemals" den bulgarischen Fürsten anerkennen, vielmehr den Bulgaren jede Hoffnung auf Legalisirung ihrer Unabhängigkeit abschneiden werde. Glaublicher ist, daß die Ermahnung allgemeiner lautete: die Politik aller Theilnehmer des Friedensbundes müsse einen „mehr europäischen" Charakter tragen, und jeder von ihnen habe für gemeinsame Interessen „vorzugsweise" einzutreten. Die Politik des Friedensbundes aber erschöpft sich im Rüsten und Nichtsthun, was sich freilich in Berlin bequemer macht, als in Wien.

Der europäische Charakter der Kanzler-Politik besteht darin, daß sie mit jedem Fuß in einem andern Dreibund steht. Zur Sicherung gegen die Revanche verfügt sie über Oesterreich und Italien; wenn es sich aber um den Orient handelt, dann tritt sie Arm in Arm mit Rußland und Frankreich auf. Wirklich scheint sich der Czar beim Berliner Besuch gleichfalls zur Politik des Nichtsthuns bekehrt zu haben; er kann inzwischen um so eifriger die Vervollständigung seiner Rüstungen und neue Anleiheversuche betreiben. Zur Zeit hat er sogar Abstand genommen, die Hülfe des Kanzlers zu einem neuen Schritt bei der Pforte wegen Austreibung des

1) So erzählte man sich in England s. Berliner „Germania" vom 14. November d. Js.

Fürsten von Bulgarien anzusprechen, und zu verlangen, daß jetzt endlich mit der türkischen Note vom 4. März 1888 Ernst gemacht werde. Selbstverständlich sieht es denn auch Rußland als einen Bruch des Friedrichsruher Abkommens an, daß die englische Anleihe Bulgariens an der Wiener Börse aufgelegt werden durfte. Auch das ist eine Verletzung des verabredeten Nichtsthuns; das ganze Spiel der Diplomatie aber steht unter dem Zeichen der — vollendeten Ohnmacht!

Jedes Jahr vererbt die Gefahr dieser europäischen Lage riesenhafter auf das folgende. Es hat sich zwar allmählig die Meinung festgesetzt, als wenn derlei politische Fragen hinter den socialen, der drohenden Zerrüttung in Staat und Gesellschaft, zurücktreten müßten. Aber verhalten sich jene nicht zu diesen wie Ursache und Wirkung? Wie Vieles müßte nicht anders sein, wenn nicht das alte Europa so sehr zur Unzeit auseinander gesprengt worden wäre? So ist die Welt vollends nervös geworden. Was sie bewegt, ist die Ahnung: „Nach uns die Sündfluth!“ Ein bekannter Social-politiker hat jüngst gesagt: unsere Zeit habe Aehnlichkeit mit der Cäsarenzeit. Hat er Unrecht? „Auf der Einen Seite sehen wir einen Reichthum, einen Leichtsinn, einen Luxus, einen Uebermuth, welcher geradezu staunenerregend ist. Wir rechnen nicht mehr mit Tausenden, nicht mehr mit Millionen, sondern nur mehr mit Milliarden. Wir schreiben, sprechen und lesen von der schrecklichen Verschwendung der römischen Kaiser, und gewiß, sie war unverantwortlich; aber sie stand in keinem Verhältniß zu dem Luxus und der Verschwendung in unseren Tagen. Das Glück scheint groß zu seyn, aber wenn wir die Kehrseite ansehen, vergeht uns aller Muth; denn das Elend rechnet auch mit Zahlen.“ [1])

---

1) P. Albert Weiß (s. Wiener „Vaterland“ vom 10. December d. Js.) hat die Rede in Wien gehalten; sie hätte mindestens ebenso gut auf andere Regionen gepaßt.

II.

Neue Bilder aus den Alpenländern.

1. Aus Tirol.

I.

„Mein Gott, warum denn immer und immer nach Tirol?“ bemerkte kopfschüttelnd der Freund. „Ist ja doch kaum ein Thal noch zu finden, das Sie nicht durchwandert haben, keine Stadt und kein Städtchen, wo Sie nicht zugekehrt sind; warum wollen Sie nicht auch einmal wieder Anderes sehen, Italien, die Schweiz, Frankreich, Paris mit seiner Ausstellung, wo die Civilisation des gesammten Jahrhunderts zusammenströmt und Sie vom Eiffelthurm aus unstreitig die erhabenste Weltanschauung gewinnen?“ Doch seine Beredsamkeit war umsonst; hartnäckig blieb ich bei meinem Vorhaben, und so ging es denn nach einem kurzen Aufenthalt am Fuße des Bärenkopfs im Unterinnthal tiefer in die Berge hinein.

Da lebte ich wochenlang in einem stillen Hochthal, dem letzten Dörfchen von Tirol; die beschneiten Berge ringsum, von der Sonne beglänzt, sandten ihren Gruß am frühen Morgen in mein trauliches Stübchen, das Glöckchen der kleinen Kapelle drang hindurch durch das Geklingel der ausziehenden Ziegenheerden, und so ward es mir wohl da, recht wohl, und tausendmal war ich lieber hier, als in der Weltstadt der Franzosen mit all ihrer Pracht. In den ersten Tagen, da

ich in dieser einst wohnte — es sind nun viele Jahre darüber hingegangen — führte mich ein Freund hinauf zum Montmartre; von da aus zeigte er mir alle Herrlichkeiten dieses Babel, fügte aber, als er geendet, die weise Mahnung hinzu: „Sehen Sie, wie die Seine die Stadt in zwei Hälften theilt, so theilen sich eigentlich alle ihre Bewohner nur in zwei Classen; die Einen sind die exploiteurs, die Andern die exploités, darum prenez garde à vous!“ Ich habe aber in meinem ferneren Leben die Erfahrung gemacht, daß diese Mahnung meines Mentors auch für spätere Zeiten und andere Orte mir sehr nützlich war, da diese beiden Classen von Menschen sich auch anderswo finden, selbst in unserm lieben deutschen Vaterlande, das von Biedermännern wimmelt, die gar viel von deutscher Treue reden, vor denen aber so ein einfältiges Menschenkind wie Unser Einer sich ebendarum ganz besonders in Acht nehmen muß.

Ich will nun keineswegs behaupten, daß in Tirol lauter paradiesische Menschen wohnen, und daß es überall zwischen der Scharnitz und der Mendola mit richtigen Dingen zugeht; ja es könnte Einer kecklich die Behauptung wagen, und ich würde sie nicht bestreiten, daß gar Mancher da in den Bergen zwar nicht weiß, was das Wort exploiteur besagt, sich aber auf das Handwerk desselben trefflich versteht. Doch weil derartige in moderner Bildung und Intelligenz fortgeschrittene Tiroler uns besonders anwidern, so beweist dieß doch, daß ein solcher Fortschritt, wie er im Berner Oberland uns überall entgegentritt, noch nicht in alle Thäler gedrungen ist; auch die Zillerthaler mögen besser sein als ihr Ruf, und das Volk ist gewiß dort im Großen und Ganzen nicht so, wie es sich bei Einigen aus demselben darstellt.

Wenn es überhaupt schwer ist, über ein ganzes Volk ein Urtheil abzugeben, so gilt dieß ganz besonders von Tirol. Was wir unter diesem Namen verstehen, ist eigentlich nur ein geographisch-politischer Begriff, der von dem Lech- und

Achenthale an bis hinab zum Avisio, dem Noce und Rocchettapaß, von dem Arlberg bis hinüber zur hohen Salve eine aus verschiedenen Stämmen gemischte Völkerschaft in sich schließt. Um dieß zu erkennen, bedarf es nichts weniger als eingehender ethnologischer, kraniologischer und sprachlicher Untersuchungen; ein offener Blick und einige Aufmerksamkeit läßt uns alsbald die außerordentliche Verschiedenheit in Körperbildung, Geistesanlagen und Gemüthsart unter den Menschen erkennen, die wir mit dem gemeinsamen Namen Tirol bezeichnen. Man stelle doch nur einmal den Burggräfler oder Sarnthaler neben den Oberinnthaler, den Unterinnthaler neben den Nonsberger; augenblicklich erscheint der Unterschied, ja Gegensatz zwischen ihnen. Wie bei einer gewaltigen, vorweltlichen Katastrophe die Felsschichten sich durch- und übereinander lagerten und gegenseitig durchbrachen, so sehen wir hier die verschiedenen Völker germanischer, romanischer und slavischer Abkunft neben und untereinander wohnen. Und wie dort Wald und Wiese alle diese verschiedenen geologischen Bildungen bedeckt, und nur der Hammer des Geognosten das verschiedenartige Gefels unterscheidet, so hat auch die Geschichte, die staatliche und religiöse Einheit allen diesen Stämmen gewisse gemeinsame Züge aufgeprägt, aber den Grundcharakter der verschiedenen Völkerschaften nicht verwischen können, der überall deutlich genug hervortritt. Wie endlich die Ursprünge unserer Erdbildung im Dunkeln liegen, und die Wissenschaft hierüber nur Hypothesen hat, so sind auch die Uranfänge der heutigen Bewohner von Tirol noch lange nicht unserer Erkenntniß erschlossen, und die Anschauungen der Forscher durchkreuzen sich vielfach. Die fremdklingenden Namen, die aus fernen Tagen bis auf heute sich an so viele Orte, Höfe und Fluren knüpfen, beschäftigen wohl den Scharfsinn der Etymologen, aber eine Lösung des Räthsels haben diese bis jetzt noch nicht gefunden.

Ob so manche Orts- und Flurnamen dieses von den Römern Rhätien genannten Landes slavisch oder romanisch

zu deuten seien, ob sie ursprünglich aus dem Keltischen stammen oder, wie manche alte und neue Geschichtschreiber behaupten, von den Rasenern, dem uralten Etruskervolke zuerst ausgesprochen wurden, das wollen wir den gelehrten Ethnologen und Sprachforschern überlassen; herzlich können wir uns aber darüber freuen, daß Freund Mitterrutzner zu Brixen auf literarischem Gebiete einem Thassilo II. gleich eine Anzahl Dörfer uns Deutschen zurückerobert hat, die Andere schon für die Slaven in Besitz genommen hatten. Was übrigens die Frage betrifft, ob Kelten, ob Rasener, so erinnert mich dieselbe und namentlich manche Art der Beweisführung von Seiten der Vertreter der einen oder anderen Ansicht recht lebhaft an die Lieblingsidee eines früheren Germanisten an der löblichen Hochschule zu Würzburg, der haarscharf zu beweisen sich getraute, daß Odysseus auf seinen Irrfahrten nach Franken gekommen und daß das Paradies in England gelegen sei. Er selbst war hocherstaunt über seine Funde, noch mehr aber die wißbegierige Welt über sothane Gelahrtheit. Es ist eben eine krankhafte Sucht bei so Manchem, gerade dort zu forschen, wo jener graue Urnebel noch Alles bedeckt, von dem die Naturforscher sagen, daß aus ihm die ganze Welt hervorgegangen sei und darum auch eben dieser geistreiche Einfall des Geschichtschreibers; da hat ja die Phantasie freies Spiel und Jeder hat Recht, weil ihn Keiner widerlegen kann oder auch nicht mag. Denn warum sollte man Solchen ihre Freude nicht gönnen, wenn sie die Bauern von Enneberg und Kolfuschk bei ihrem schwarzen Plenten in der Sprache sich unterhalten lassen, die einst das geheimnißvolle Volk der Etrusker schon vor der Erbauung der Stadt Rom gesprochen hat? Mein seliger Freund Rufinatscha, weiland Direktor des Gymnasiums in Meran, und der hochberühmte Geschichtschreiber Tirols Albert Jäger haben sich dagegen für das Keltenthum ausgesprochen; doch damit hat die Sache noch lange nicht ihre Erledigung gefunden.

Nun, ob ursprünglich Kelten oder Rasener, trotz der Vermischung mit Romanen und auch einem bischen Wendenthum dort gegen Osten vom Toblacher Feld — dieses Tirol hat es mir nun einmal angethan.

II.

Wenn wir über den Brenner steigen oder über die Malser Haide nach dem Süden wandern, so finden wir uns eigenthümlich überrascht durch die wunderlichen Namen mitten im deutschen Land, die jedoch nichts weniger als deutsche sind. Vilnös, Albeins, Gufidaun, Castelruth, Castelbell, Velthurns, Lazfoos, Pontikal, Riffian, Terlan, Missian, Ghirlan, Eppan und so viele andere Orte und Höfe erinnern uns, daß unsere Ahnen dieses wonnigliche Stück Erde den Wälschen abgewonnen haben. Gerade dies ist es, was im Tirolerland uns immer wieder zu sich hinzieht, diese Mannigfaltigkeit der Gebirgsformen, des Bodens, des Klimas und auch der Menschen, wo du in wenigen Stunden von der eisigen Höhe des Brenners oder von dem fast ebenso hohen Toblacher Kreuz oder von der winddurchfegten Hochebene von St. Valentin nach paradiesisch schöner südlicher Landschaft gelangst. Die edel geschwungenen Linien der Mendola, der Schlern mit dem Rosengarten, die wunderbar in den Abendhimmel hineingezeichneten rothglühenden Zacken der Dolomiten im Hintergrund, die warme, rothbraune Färbung des Porphyrgesteins den Eisack entlang, das ein lichtes Buschwerk wie ein darüber geworfener Schleier bedeckt, versetzen uns Nordländer wie in eine neue Welt. Obstbäume, die süße Früchte tragen, treten allmählig an die Stelle der dunklen Fichten und Föhren. Noch ein paar Stunden weiteren Gehens, und weiche Winde umschmeicheln uns; der Pfirsichbaum mit seinem feingeschnittenen Laube erfreut das Auge, die graugrünen Olivenzweige erscheinen wie Boten aus Hesperien. Auf der ganzen Landschaft liegt ein so warmer Ton, der sonnengetränkte leichte Duft über den Berggipfeln läßt

es uns immer wieder von Neuem so wohl und wonnig werden, wenngleich wir schon oft hier geweilt. Da blicken die Häuser von roh behauenen Steinen gebaut, wenn auch noch so arm und zerfallen, von grellem Licht beleuchtet wie eine Idylle aus dieser üppigen Natur unter dem glänzenden Laubwerk zu uns her, mächtige Kastanienbäume werfen ihren Schatten darüber hin. Bist du ermüdet von der langen Wanderschaft auf der weißbestaubten Heerstraße, dann magst du in einem derselben zukehren und in der hohen, kühlen Hausflur an einem Tische von Marmor, oder aus Eichenholz roh gezimmert, dich niederlassen. Uebergroße Reinlichkeit darfst du da allerdings nicht suchen; gar manches Fenster ist erblindet oder hinausgeschlagen, nur Bruchstücke der Scheiben stecken noch in den Rahmen; auch die Wände sind seit Großvaters Zeiten nicht mehr getüncht; es ist eben doch noch ein bischen wälsche Art im Blut dieser Leute. Ein großer zottiger Hund liegt quer vor der Thüre, durch welche du eintrittst, und nur knurrend und widerwillig macht er dir Platz; zum Glück ist der Gastwirth freundlicher als sein Hund, und mit gellender Stimme ruft dir von innen die Kellnerin zu: „Er macht nichts". Aber wundersam ist es dir doch zu Muthe, wenn du da sitzest und dunkelrothes Traubenblut schlürfst. Die Guitarre an der Wand, wiewohl schon recht alt und von Tabaksrauch geschwärzt, sagt dir, daß von Zeit zu Zeit frohe Menschen hier ihre Lieder singen. Am blauen Himmel glitzern die beschneiten Bergeshäupter, unten wiegen sich die Ranken Jahrhunderte alter Rebstöcke und umziehen die Fenster mit einem grüngoldenen Gitter, die ernste Cypresse bewegt ihren schlanken Gipfel, und üppiges Schlingkraut klettert an den grauen Mauern hinauf. Gehen wir später in die Weingärten, um die Abendkühle zu genießen, da finden auch wir uns fremd, wenngleich wir aus einem Weinland kommen. Die Reben sind in Pergeln — pergola, Laubgang — hochhinaufgezogen, und wenn wir durch dieselben wandeln, so hängt die kostbare Frucht uns

fast in den Mund; zu unsern Füßen murmelt ein schnell dahineilender erfrischender Bach, der seine Wasser nach allen Richtungen hin vertheilt. Sind die Trauben reif, so bringt man sie zum Torkeln — torcolo, Kelter. Auch andere Ausdrücke können wir da im Munde der Winzer hören, die auf romanischen Ursprung hinweisen, wie Stalein — stelone — Praschlet u. s. f. Das Weinmaß bildet die Yre — urna.

Auf vielen Hügeln und an den buschigen Berghalden stehen noch so viele Burgen und alle bringen sie Kunde, welch' ein reiches Leben einst hier geblüht; aber die meisten sind halb zerfallen, nur ein Pächter, häufig ein Bauer wohnt darin. Um geringes Geld hat er diesen Ansitz erhandelt, der einst berühmten Geschlechtern gehörte. Der neue Besitzer hat nur dafür Sorge, für sich und sein Gesinde die nothwendigsten Kammern in Stand zu halten; das Uebrige, wo nur Eulen hausen und im sonnigen Gestein Schlangen und allerlei Gethier, mag zerfallen. In dem einstigen Prunksaale, den nur ein nothdürftig in Stand gehaltenes Dach deckt, hat er seine Früchte aufbewahrt; an den Wänden, die ehedem edles Waffengeräthe schmückte, hat er seine Sensen und Dreschflegel aufgehängt.

Es ist noch nicht sehr lange her, da führte mich der Weg an einem solchen ehedem adeligen Ansitz vorüber. Der ganze Bau stammte aus der besten Zeit der Renaissance, das Gitterwerk an den Fenstern war von kunstfertiger Hand geschmiedet, die Thürmchen, welche an den Ecken aussprangen, zeigten so edle Formen. Daneben floß vom nahen Thal heraus ein klarer, munterer Bach und alte, mächtige Kastanienbäume warfen ihre Schatten darüber hin. Entzückt blieb ich stehen bei diesem Anblick, und als ich hörte, daß der Bauer, dessen Eigenthum dieser Ansitz war, ihn nicht ungern verkaufen würde, frug ich nach dem Preis. Dieser war in der That ungemein niedrig. Was wäre das für ein herrliches Tusculum, wo es sich so köstlich ruhen ließe nach dem Bücher- und Aktenstaub und der drückenden At-

mosphäre unserer großen Städte! Wenige Jahre darauf war ich wieder dort; der alte Bau stand noch da, aber ein wenig ausgebessert. Ein spekulativer Gastwirth aus der Nachbarschaft hatte ihn an sich gebracht, einen leicht von Holz gezimmerten Anbau hinzugefügt mit Speisesaal und Billard und all den Dingen, wie sie die Fremden lieben, und so eine sehr besuchte und beliebte Sommerfrische daraus gemacht.

Wer einmal im Ueberetsch war, in St. Pauls, St. Michel, der steht bewundernd vor den großen, fast monumentalen Bauten daselbst. Die edel geschwungenen Bogen über den Fenstern, die Arkaden mit geschmackvoll gestellten Säulchen erinnern lebhaft an Venedig. Von Venedig gingen ja die Handelszüge aus und hier vorüber, und mit ihnen Reichthum und Kunstsinn; jetzt wohnt vielfach nur armes Volk da, wo einst der Adel Tirols seine glänzenden Feste gab. Auf fünfhundert Köpfe in Tirol kommt ein Adeliger; wir begreifen, daß gerade seinen Stand der gänzliche Umschwung in Handel und Verkehr am empfindlichsten berühren mußte.

Was wir fast überall in Nordtirol sehen, was uns immer aufs Neue anmuthet, finden wir in den Bauernhäusern dort unten nicht. Da wird das Haus nicht, wie in Nordtirol und im bayerischen Hochgebirge, fast alljährlich „herabgeputzt", da sind nicht die vielen hellglänzenden freundlichen Fenster, überall nur altes Mauerwerk grau=braun, von Alter und Staub. Da ist auch nicht der mächtige grüne Kachelofen der nordtiroler Stube, von drei Seiten von Bänken umgeben und einem hölzernen Kopfpolster, wo du die langen Winterabende liegen und lungern magst, wie ein „Murmente". Der Südtiroler, namentlich der Wälsche, wärmt sich lieber an der Sonne, die ja doch nur auf kurze Zeit Abschied nimmt; und wenn er auch es ebenso haben wollte, wie seine Landsleute im Norden, so verbieten ihm dieß seine Finanzen, denn ein solches Ungethüm von Ofen

frißt zuviel Holz, das der Südländer pfundweise, wie das liebe Brod, kaufen muß. An Blumen vor seinen Fenstern denkt der arme Wälsche ohnehin nicht; wo Fenster sind, und die Scheiben nicht zerbrochen, da haben Fliegen, Staub und Wetter ihre Spuren seit Jahren darauf zurückgelassen, so daß dem Nachbarn jeder Einblick verwehrt ist. Frauen, die da reisen, möchte ich darum rathen, ihren eigenen Spiegel mitzubringen; denn in dem Gasthause eines sehr wohlstehenden Besitzers sah ich einen großen, schönen Spiegel an der Wand, aber über und über von Fliegenschmutz bedeckt. An Blumen denkt der arme Wälsche ohnehin nicht, sie sind ein Luxus für die Signori, seine Wünsche sind vollständig befriedigt, wenn er nur Polenta genug hat, hie und da ein Viertel vin piccolo und an Festtagen ein Stück Salami dazu. Besser sieht es allerdings im deutschen Theile von Südtirol aus, wenn gleich auch hier seit mehreren Jahren Mißwachs, besonders in Wein und Obst, eingetreten ist. Man hat uns gesagt, daß das Land, das schöne Land zwischen Klausen und Bozen steigender Verarmung entgegengehe. Gott bewahre dieses herrliche, ächt deutsche Volk vor dem Schicksale des wälschen Bauern!

III.

Wenn der Wanderer im ebenen Lande fern von Fels und Gebirg auf mächtige Steinblöcke stößt, so bleibt er verwundert stehen, und fragt sich auch wohl, wie diese hieher gekommen sind. Die Leute aus der Umgebung wissen wohl Antwort; aber was sie sagen, klingt so märchenhaft, daß er zwar die stets geschäftige Sagenpoesie des Volkes daran erkennen mag, aber einen sicheren Aufschluß findet er nicht. Diesen gibt ihm die Wissenschaft, welche die Entstehung der erratischen Blöcke bespricht, und dabei auf die großen Veränderungen in der Urwelt hinweist, die Wirkungen der Eiszeit und Gletscherbildungen. Aehnlich ergeht es uns, freilich auf einem viel höheren Gebiete, wenn wir bei Waidbruck am

Fuße des Schlosses Trostberg, wo ehedem Oswald von Wolkenstein saß, das Eisackthal verlassen und durch ein enges Gitterthor eintreten in eine Schlucht, die der Grödnerbach durchströmt, die allmählig sich erweitert und auf ziemlich guter Straße nach Gröden (Gardena) führt mit seinem Hauptort Ortiseit oder St. Ulrich. Zu verschiedenen Malen habe ich diesen Weg gemacht, Mittags bei hellem Sonnenschein und wieder spät am Abend, wo dann die gewaltigen Felstrümmer rechts und links am Wege im fahlen Mondlicht mir immer unheimlicher wurden und mich zu necken schienen, da ich öfters ein gastliches Haus hier zu erblicken wähnte. Desto schöner und erquickender war dann der Anblick des Thales am Morgen. Schon die Kirche, zu welcher zuerst mein Weg ging, überrascht durch ihre Größe und durch ihren reichen Schmuck; Glieder der Gemeinde, die in der Fremde reich geworden, haben ihrer gedacht, und nicht spärlich für ihre Zierde gesorgt. Mehr noch werden wir überrascht, wenn wir von dem Platze vor der Kirche aus das Thal übersehen. Wie bei einem Weihnachtskrippchen liegen da die reinlichen Häuser ringsum auf den grünen Matten und an den Berghängen zerstreut; ihr freundlicher Anstrich, die grünen Läden, die weißen Vorhänge hinter den spiegelhellen Fenstern, alles das macht den Eindruck von Wohlhabenheit, Ordnungs- und Schönheitssinn. Hören wir die Leute untereinander reden, so glauben wir anfänglich, sie sprächen italienisch; bald enttäuscht, klingt es uns zuweilen wie spanisch; aber es ist beides nicht, es ist eben grödnerisch, das mit beiden Sprachen, aber auch mit dem Französischen und Portugiesischen Verwandtschaft zeigt. So sehen wir denn hier mitten in deutschem Lande eine romanische Sprachinsel, wo aber das Idiom im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Wandlungen erfahren hat. Währenddem die Einwanderungen der Germanen wie eine gewaltige Fluth über die romanische Erde sich hinwälzten und die Urbewohner theils hinwegschwemmten, theils in sich aufsogen, so daß nur die Namen der

Feldmarken noch an das Volk erinnern, das einst auf ihnen saß, hat sich hier eine festgefügte Volks- und Sprachbildung noch erhalten, die auf eine untergegangene Welt hinweist. Man nennt dieses Idiom jetzt die ladinische Sprache, etwas verschieden von jener, die weiter gegen Westen in Enneberg gesprochen wird. Doch herrscht das italienische Element mit Germanismen gemischt vor, weßwegen der Grödner die in italienischer Sprache gehaltene Predigt unschwer versteht. Manche nehmen an, es stamme die heutige Sprache der Grödner ursprünglich aus dem Rhätischen und sie sei erst durch den Einfluß der römischen Herrschaft romanisirt worden. Wenn wir die Lage des ganzen drei Stunden langen Thales überblicken, das vor Anlegung der neuen Straße im Jahre 1856 durch hohe Gebirge eingeschlossen schwer zugänglich war, so begreifen wir, daß diese wenige Tausende betragenden Einwohner vor den nördlichen Völkern, die durch das Thal des Eisack herabstürmten, ziemlich sicher waren und daß so die romanische Sprache ihnen erhalten blieb. Die meisten Männer, die der Handel herausführt aus dem Thale, sprechen deutsch, lieber aber italienisch; nicht so die Frauen. In St. Kristina im Hintergrunde des Thales konnte ich mich mit einer Frau, dem einzigen menschlichen Wesen im Gasthaus, durchaus nicht verständigen, was aber in St. Ulrich auch mit Frauen nicht schwer wird.

Erst im Jahre 1864 unternahm es der wackere Curat von St. Ulrich, eine Grammatik und ein Wörterbuch dieser Sprache zu schreiben. Er selbst erklärte, ein schwieriges Stück Arbeit vor sich zu haben, wenn er eine uncultivirte Umgangssprache ohne die mindesten Hilfsquellen schreiben wolle, wobei erst eine Leseregel festgesetzt, und die Fügung der Wörter erst entziffert werden mußte, um sie unter eine grammatikalische Regel zu bringen, zudem da manche Vokale einen eigenen Laut haben, und die Sprache selbst auch eigene Consonanten. Die Josephinische Zeit, die Alles germanisiren wollte, gab durch die Beamten den Grödnern deutsche Namen, mit sehr willkürlicher

und geistloser Umgestaltung der ursprünglichen Benennungen. So machte man aus Jnàz Vinatzer, aus Balpun Walponer, aus Peratogn Perathoner, aus Zànon Sanoner, aus dal Dòs Aldosser, aus Rungaudia Rungaldier, aus Buschier verdeutscht Holzknecht, aus Cuenz Kuenzer, aus Sotria Sotriffer u. s. f., lauter Namen, die auch in Deutschland jetzt bekannt sind.

Die Armuth des Thales, wo wegen des rauhen Klima's wenig Getreide gebaut wird, der Fleiß und angeborne Kunstsinn dieses Völkchens hat seit zwei Jahrhunderten hier eine Industrie geschaffen, welche den Namen der Grödner in die ganze Welt hinausgetragen hat. Es sind dies die Schnitzarbeiten von dem geringsten Kinderspielzeug an bis zu den größten Standbildern, welche wohl die Hälfte der Bevölkerung beschäftigen, und viel Geld unter die Leute gebracht haben. Da die Geistlichkeit von St. Ulrich mir mit liebevollster Aufmerksamkeit entgegenkam, so hatte ich Gelegenheit, mich ziemlich genau zu unterrichten, man verschaffte mir Zutritt zu den Häusern, wo ich mit voller Muße zusehen konnte, wie aus dem rohen Klotz von Zirbel- oder, da dieses selten geworden, aus Linden-, Fichten- und Kiefernholz zwar nicht ein Mercurius aber ein hl. Aloisius, ein Christus oder ein Muttergottesbild wird. Auch die Frauen wissen mit dem Schnitzeisen gut umzugehen, und verschaffen sich so einen guten Nebenverdienst. Der hochverehrte Curat des Ortes, der hochwürdige Herr Vian, der Herausgeber der ersten grödnerischen Grammatik, stand deßhalb nicht an, heirathslustigen jungen Leuten eine solche geübte Schnitzerin besonders anzurathen. Geht man durch die Gassen und schaut in die Häuser, so sieht man fast überall nur Schnitzwerkstätten; selbst die Kinder, kaum von der Schule nach Hause gekommen, nehmen das Schnitzmesser zur Hand. Ein Bild aus jenen Tagen, da ich hier weilte, steht mir immer unaustilgbar noch vor der Seele, nicht ein Bild von Holz geschnitzt, sondern der Schnitzer selbst. In einem Hause sah ich ein Crucifix, das soeben seiner Vollendung entgegen ging; der Körper hatte

Lebensgröße und war mit großem Fleiße ausgearbeitet, besonders aber das Angesicht mit dem Ausdruck von Sanftmuth und Ergebung. Während mir nun der Schnitzer, ein Mann in den mittleren Jahren, die Erklärung seiner Arbeit gab, fiel unwillkürlich mein Blick auf ihn selbst. Auf seinen edlen Zügen lag ein Ausdruck von Melancholie und mühevoller Arbeit, die Noth des Lebens hatte sich in sie eingegraben; dabei aber doch dieser sinnige Blick, dieses große, dunkle Auge voll Seele und Phantasie, diese Ruhe und Gelassenheit in seinem ganzen Wesen. Trotz aller Kunst und des größten Fleißes vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht ist sein Verdienst doch gering, und beträgt höchstens einen Gulden im Tag. Es gehen eben die fertigen Arbeiten durch zu viele Hände; Händler und Verleger haben den meisten Gewinn davon.

Früher trugen die Leute ihre Waare, namentlich Spielzeug für Kinder, selbst hausirend in's Land hinaus, und kehrten so mit dem vollen ungeschmälerten Erlös in die Heimath zurück. Jetzt aber haben sich die Verhältnisse geändert. Nach und nach entstanden mehrere Verleger, auch hier im Thale selbst, kleinere und größere, welche den Betrieb der Schnitzwerke in die ganze Welt vermitteln. Sie sind reich geworden, und so finden sich Händler in allen großen Städten und Ländern, in Frankreich, in Spanien, in Italien, in Portugal, in den Niederlanden, in Amerika u. s. f. Die aber, welche das Werk geschaffen, die Schnitzer selbst blieben und bleiben arm.

Doch auch jene Grödner, welche im Auslande zu Vermögen gekommen, vergessen ihr armes Thal nicht. Viele kehren später als wohlhabende Männer wieder nach Hause zurück, und erbauen sich da die schönen freundlichen Häuser; andere, welche auswärts bleiben, senden häufig nicht unbeträchtliche Summen in die Heimath für Kranke, Arme, zur Verschönerung der Kirchen u. s. f., und selten ist Einer, der in seinem Testament nicht derselben gedächte. Allerdings

winkt nicht jedem, der sein stilles Thal verläßt, ein so günstiges Geschick. Als ich nach meiner Wohnung zurückkehrte, kam mir heiter und aufgeräumt ein schon bejahrter Mann in der Wirthsstube entgegen. Er hatte gehört, ich sei hier, und den ganzen Morgen auf mich gewartet. Höchst lebhaft erkundigte er sich nach Würzburg, nach den Professoren daselbst, die längst gestorben sind. Bald sollte ich den Grund seiner Fragen erfahren. Er hatte an der dortigen Universität Medicin studirt, sich aber wahrscheinlich so sehr in diese Wissenschaft hinein vertieft, daß er nicht dazu kam, seine Studien zu vollenden. Mit größtem Interesse fragte er nach so manchen Häusern und Häuschen, wo es zu seiner Zeit — Anfang der dreißiger Jahre — ein kräftiges Bier gab und man kühlen „Schorlemorle" trank. Dabei leuchteten seine Augen, der Mann wurde jugendlich munter und der alte Student regte sich wieder gewaltig. Ich hatte Mitleid mit ihm und beantwortete alle seine Fragen, so gut ich konnte. Er war natürlich nicht Arzt, auch nicht Schnitzer; was seine Beschäftigung war, habe ich nicht erfahren.

In neuerer Zeit ist auch eine Schnitzschule hier errichtet worden, welche durch gute Muster, Unterricht im Zeichnen u. s. f. für die Hebung der Industrie Sorge trägt. Ich habe sehr vollendete Arbeiten hier gesehen, und kann nur wünschen, daß auch anderwärts, wo man solche Schulen errichtet hat, sie eben so gute Früchte tragen. Allerdings sollte man dabei nicht vergessen, daß ein angeborner Kunstsinn im Volke leben, daß dieser Generationen hindurch entwickelt werden muß, wie dieß auch bei anderen Industrien, der Uhrindustrie im Schwarzwald und in der Schweiz, dem Spitzenklöppeln in Appenzell, der Puppenfabrikation in Thüringen der Fall ist. Künstlerisches Schaffen läßt sich eben nicht lehren, den Sinn für schöne Formen kann man corrigiren und läutern, machen aber läßt er sich mit allen Mitteln nicht.

III.

Ueber Russische Zustände.[1])

In einer Zeitschrift, welche tonangebend sein will, ist unlängst gesagt worden: „Das ‚heilige Rußland‘ wäre uns am liebsten, wenn wir nichts von ihm zu wissen brauchten.“ Freilich, gemächlicher lebte es sich auf unserem Planeten, wenn wir „nichts zu wissen brauchten“ von allem Häßlichen, das unsere Ruhe beeinträchtigt; wenn wir „nichts zu wissen brauchten“ von Cholera und Rinderpest, von Phylloxera, Socialdemokratie und Anarchismus; wenn wir nicht auf Mittel und Wege, den Verheerungen der Seuchen Einhalt zu thun, zu sinnen hätten; wenn wir dazu nicht ihre Natur zu studiren hätten; und wenn solches Studium es nicht bloslegen würde, daß Schädigung zumeist aus Unkenntniß der Schädlinge sich herleitet und Folge gleichgültiger Sorglosigkeit ist, welche es verabsäumte, zu rechter Zeit mit geringerem, alsdann noch ausreichendem Aufwande die Nothwendigkeit späterer, größerer Opfer fernzuhalten. Freilich, schön wäre es, wenn wir von Alledem „nichts zu wissen brauchten“.

---

1) Von dem Verfasser des in diesen „Blättern“ im Heft vom 16. Januar v. Js. (Bd. 103 S. 130 ff.) besprochenen Werkes: „Russische Selbstzeugnisse. I. Russisches Christenthum.“ Der Herr Verfasser nennt sich dort Viktor Frank.

Jene tiefsinnige Sentenz wäre eine banale Selbstverständlichkeit, wenn sie nicht entbehrlich und unerwünscht erscheinende Nachrichten über Rußland vornehm abweisen wollte: allenfalls von äußerlichen Wetterzeichen, welche des östlichen Gewitters Nähe oder Ferne anzudeuten scheinen, darf geredet werden; aber was geeignet wäre, gleichsam die Klimatologie des Ostens zu erschließen, die Natur und Tragweite der von dorther drohenden Gefahren und die Mittel ihrer Abwehr zu bestimmen, das alles soll nicht zu den wichtigsten Lebensfragen gehören, nicht Gegenstand des öffentlichen Interesses sein; dagegen soll das Publikum, soll Europa gleichgültig bleiben, Widerwillen empfinden: am liebsten, wenn man darüber „nichts zu wissen brauchte".

Man hat es hier offenbar mit Mißverständnissen zu thun, welche aus dem Uebereifer officiösen Freiwilligendienstes entspringen, aus jenem „blinden Eifer" der Fabel, welcher schadet, wo er nützen, welcher schädigt, wo er schützen soll; mit einer falschen Auffassung des der europäischen Friedenspolitik zu Grunde liegenden Princips.

Jedes Friedensjahr befestigt Europa's Solidarität und verstärkt seine Macht zur Abwehr: jedes Friedensjahr vervollständigt Rußlands Isolirung und fördert seine innere Auflösung; jedes Friedensjahr vermindert Rußlands Gefährlichkeit. Je länger der Ausbruch eines Krieges sich hinausschieben läßt, um so zuversichtlicher kann Europa ihn aufnehmen. Je länger der Friede währt, für um so längere Dauer erscheint er gesichert. Daher soll Erhaltung des Friedens, sei es auch um hohen Preis, allem öffentlichen Thun als Zielpunkt dienen.

Die Weisheit dieses der europäischen Friedenspolitik zu Grunde liegenden Gedankens wird aber wesentlich verkannt, wenn blinder Uebereifer, angeblich zur Erhaltung des Friedens, die öffentliche Aufmerksamkeit von den Zuständen Rußlands ablenkt, in der Meinung: das Publikum „brauche davon nichts zu wissen", ja es könnte durch Kenntniß Ruß-

lands zur Unterschätzung des Gegners veranlaßt werden und zur Bereitwilligkeit, den von Rußland hingeworfenen Fehdehandschuh aufzuheben, oder in der Besorgniß: Rußland könnte in der Aufdeckung seiner Blößen eine Provokation erblicken und kriegerisch aufgereizt werden. Alle diese übereifrigen Besorgnisse sind irrig und schädlich.

Es genügt keineswegs, vertrauensvoll überzeugt zu sein, daß an maßgebender Stelle über Kenntniß russischer Dinge verfügt wird. Diese Kenntniß bildet die Voraussetzung, den Ausgangspunkt und die feste Grundlage der europäischen Friedenspolitik. Letztere aber kann nicht unerschütterlich von der öffentlichen Meinung festgehalten werden, solange ihr die Voraussetzung dazu, eben die Kenntniß der russischen Zustände, fehlt. Ohne diese Kenntniß schwebt die Friedensliebe der öffentlichen Meinung gleichsam in der Luft. Im entscheidenden Augenblicke können minder wichtige Rücksichten sich vordrängen, wie es schon erlebt worden und leider noch täglich geschieht.

Beruhigt man sich etwa in dem Bewußtsein: das Reichs-Sanitätsamt ergründe die Natur der Seuchen und studire die Mittel zu ihrer Abwehr? Läßt man nicht vielmehr es sich angelegen sein, die großen Massen darüber zu belehren, damit vorkommenden Falles die gesundheitspolizeilichen Anordnungen durchführbar seien, damit ihre lästigen Vorschriften nicht auf Widerstand stoßen mögen? So auch bedarf die Leitung der europäischen Friedenspolitik des vollsten Einverständnisses mit dem Volke; nicht nur seines Vertrauens muß sie sicher sein, sondern auch seiner vollen Kenntniß von der Natur und von der Größe der Gefahr, um deren Abwehr es sich handelt. Andernfalls bleibt es immerhin fraglich, ob im gegebenen Augenblicke die nöthige Opferwilligkeit vorhanden sein und ob sie hinreichend nachhaltig sich erweisen wird; ob in einem kritischen Momente nicht etwa andere, weniger wichtige Rücksichten vorwiegen und die Einheitlichkeit der Aktion beinträchtigen werden. Man

erinnere sich doch, wie vor zwei Jahren politische Leidenschaft über Kriegsgefahren sich hinwegtäuschte, welche heute (gelegentlich der Boulanger-Enthüllungen) von eben denen constatirt werden mußten, welche sie damals in Abrede stellten. Man denke an die italienischen Parteien, welche den Dreibund zu schwächen suchen. Man denke an die nationalistischen Bestrebungen österreichischer Slaven, welche in thörichter Verblendung zu Rußland gravitiren. Man vergegenwärtige sich, wie Frankreich, taub gegen Barthélemy-St. Hilaire's Vorstellungen: daß es eine Schmach wäre, Rußlands culturfeindlichen Tendenzen Vorschub zu leisten — wie Frankreich nichtsdestoweniger fortfährt, mit Rußland zu liebäugeln; man erwäge das Alles, und man wird nicht umhin können, darin Anzeichen dafür zu finden, daß die Kenntniß Rußlands und der aus dem Osten heranrückenden Gefahren noch lange nicht verbreitet genug ist, und daß man ihnen gegenüber noch nicht gewillt ist, die Entscheidung über unwichtigere Dinge hinauszuschieben, kurz, Anzeichen dafür, daß man von Rußland noch sehr viel mehr „zu wissen braucht."

Und ein thörichter Irrthum wäre es, zu meinen, daß klare Einsicht in die Verkommenheit Rußlands, in seine täglich trostloser sich gestaltende Lage, zu gefährlicher Unterschätzung des Gegners oder gar zu leichtfertiger Aufnahme des Kampfes führen könnte. Im Gegentheile: erst der Anblick des russischen Elendes läßt in vollem Umfange die Gefahren eines russischen Krieges erkennen und seine Fernhaltung dringend fordern.

Erst wenn man die russischen Zustände kennen lernt, gewinnt man eine Vorstellung davon, um wieviel schwieriger, als gegen einen europäischen Feind, ein Krieg gegen Rußland zu führen, um wieviel schwieriger er bis zu befriedigendem Abschlusse durchzuführen wäre; um wieviel größere, um wieviel länger fortgesetzte Opfer er selbst bei glücklichem Verlaufe beanspruchen würde; und mit wie verhältnißmäßig ge-

ringen Mitteln Rußlands zahllose Bewohner den Krieg beginnen und in ihren gränzenlosen Einöden fortführen könnten. Ohne Kenntniß der russischen Zustände kann man keine Vorstellung von den technischen Schwierigkeiten eines gegen Rußland zu führenden Krieges gewinnen, noch von der Größe der Opfer, zu welchen er veranlassen würde. Keinenfalls würde Unterschätzung der Kriegsgefahr durch Kenntniß der russischen Zustände hervorgerufen werden, eher das Gegentheil.

Denn es kann kaum ausbleiben, daß bei Vergleichung der Zustände und Strebungen Rußlands mit denen des Westens die Erinnerung aufsteige an die Angriffe und Ueberfluthungen, welche im Alterthume und im Mittelalter die westliche Cultur, bei allen ihren Hilfsmitteln, seitens roher und ärmlicher, aber bedürfnißloser Barbaren des Ostens und Nordens zu erleiden gehabt. Kaum kann es ausbleiben, daß mit solcher Erinnerung auch die Besorgniß aufsteige, daß gerade kraft ihrer Rohheit und Bedürfnißlosigkeit auch dießmal die zahllosen Barbaren obsiegen könnten. Wem, bei Kenntnißnahme russischer Zustände, ein solches Bild einer möglichen Zukunft mit seinen grausigen Einzelheiten sich aufdrängt, wahrlich, der wird zu Unterschätzung des Gegners nicht neigen, der wird vielmehr nichts sehnlicher wünschen, als daß durch Kenntniß russischer Zustände der gesammte Westen zum Widerstande geeinigt werde.

Und er wird nicht besorgen, daß durch Förderung solcher Kenntniß, durch Aufdeckung der Blößen und Schäden Rußlands, dessen Kriegslust geweckt und gereizt werden würde. Denn nur tiefe Unkenntniß kann vermeinen, daß die Erregtheit russischer Kriegslust überhaupt einer Steigerung fähig sei, und daß sie anders als übermächtig gewaltsam niedergehalten oder beschwichtigt werden könne. Wer ist es, dessen Reizbarkeit übereifrige Schüchternheit schonen möchte? Sind es die Schichten des russischen Volkes? Ist es die russische Presse? Ist es gar der Czar? Auf keinen dieser

Faktoren des russischen Lebens vermag die europäische Publicistik irgend bestimmenden Einfluß auszuüben.

Die großen Massen in Rußland sind an sich durchaus friedfertig; aus ihnen wird nie die Initiative zu einem auswärtigen Kriege hervorgehen; ja es wird besonderer Kunstgriffe bedürfen, religiöser Vorspiegelungen und communistischer Verheißungen, um die Masse des russischen Volkes kriegerisch zu begeistern. Am wenigsten würde auf sie, die zumeist des Lesens unkundig ist, aufreizend wirken, was in der europäischen Presse über Rußland gesagt wird. Zum Kriege wird nur in höheren Gesellschaftsschichten getrieben, hier aber fast ohne Ausnahme von Jedem. Die Einen sind von fanatischem Größenwahn besessen; sie meinen berufen zu sein, durch die Slaven zur Weltherrschaft emporgehoben zu werden. Diese Kriegslust ist, wie blinde Tobsucht, weder einer Steigerung fähig, noch wird sie durch zarte Rücksichtnahme beschwichtigt; nur übermächtiger Zwang kann sie niederhalten. Die Andern hoffen, ein Krieg werde die jeden Fortschritt unterdrückende despotische Staatsform zertrümmern und an ihrer statt Besseres hervorrufen: ein föderatives Gebilde oder eine communistische Republik. Auch diesen Parteien gegenüber, welche unter allen Umständen ihren Krieg herbeiführen möchten, welche nach einer Niederlage der russischen Waffen sich sehnen, ihnen ist es vollkommen irrelevant, ob Rußlands Blößen vor Europa aufgedeckt werden oder nicht; auch hier, bei dieser entschiedenen, rücksichtslosen Kriegstendenz, kann von Aufreizung oder Beschwichtigung nicht die Rede sein. Nur sehr wenige der gebildeten Russen erkennen es klar, daß nicht ein Krieg, sondern nur innere, vor allem kirchliche, Reformen Rußland zum Heile gereichen würden. Diese wenig zahlreichen wahrhaft Erleuchteten sind die Ersten, ihre heimischen Zustände aufzudecken und streng zu beurtheilen, und ihnen gegenüber hat man, bei Schilderungen Rußlands, sich wahrlich keinen Zwang anzuthun. Sie sind im Gegentheile erfreut, wenn

die öffentliche Meinung Europas durch Belehrungen über die russische Gefahr geeint, gekräftigt, gefestigt und zum Widerstand gegen russische Kriegslust aufgerufen wird.

Es würde somit auf einer Verkennung der Thatsachen beruhen, wenn die europäische Publicistik durch zarte Rücksichten auf die Reizbarkeit des russischen Volkes in ihrer Pflichterfüllung sich beirren ließe. Um so gegenstandsloser wäre eine besorgte Rücksichtsnahme, als ausländische Preßstimmen unverstümmelt fast gar nicht nach Rußland gelangen; nur einige Redaktionen und nur wenige Einzelpersonen genießen den Vorzug, ausländische Blätter in ihrer ursprünglichen Gestalt lesen zu dürfen; zu diesen letzteren gehört am wenigsten der Czar, dessen Lektüre sorgsamer Auswahl unterliegt. Dem russischen Publikum gegenüber kommt nur die russische Presse in Betracht. Es hieße aber die Natur dieser letzteren durchaus verkennen, wenn man meinte, daß ihr gegenüber zarte Rücksichtnahme sich verlohne.

Die russische Presse ist einestheils weit entfernt, nach Art der westlichen die Ereignisse und Tendenzen des Auslandes und die Strömungen des Inlandes wiederzuspiegeln; anderntheils ist sie ebensoweit entfernt, durch Beeinflussung des Volkes und seiner Vertretung wie in Westeuropa auf den Gang der Ereignisse einzuwirken. Die russische Presse bildet nur das Sprachrohr der regierenden Coterie, welche die anders gesinnten Organe sämmtlich unterdrückt hat, freie Discussion nicht duldet und die wohlfeile und feige Genugthuung sich gewährt, allein sich öffentlich breit machen zu dürfen, ohne dadurch eigentlichen Einfluß auf die maßgebenden Entscheidungen auszuüben. Diese Regierungspresse bringt, in striktem Gegensatze zu dem Inhalte der europäischen Publicistik, ihren Lesern nichts anderes, als was von den Machthabern auch dem von ihnen confiscirten Ohre des Monarchen täglich zugeraunt wird: Rußland werde von Europa verlästert und mit Angriffen bedroht; zum Beweise werden Thatsachen erfunden und falsche Akten erzeugt. Unter solchen

Umständen ist es offenbar gänzlich irrelevant und ohne Einfluß auf Rußlands friedliche oder kriegerische Haltung, wenn in Europa, zur Verstärkung des Schutzes, Kenntnisse über russische Zustände verbreitet werden; irrelevant namentlich dann, wenn dazu „Russische Selbstzeugnisse“ benutzt werden. In ihrer Reproduktion ist nichts anderes zu finden, als was hervorragende und patriotische Russen selbst von ihren vaterländischen Zuständen ausgesagt haben.

Endlich wäre es eine subalterne Auffassung, welche an leitender Stelle sicherlich nicht getheilt wird, es wäre eine Unterschätzung der Sinnesart und des Charakters Alexander's III., zu meinen, die europäische Presse habe ängstlich Launen des Czaren zu berücksichtigen, dessen Wink genügen könnte, den Weltbrand zu entzünden. Gehörte Alexander III., seiner Sinnesart nach, nicht zu den Friedliebendsten und Besonnensten seines Reiches, so hätten nationalistischer Chauvinismus und verzweifelter Patriotismus schon manche Gelegenheit gehabt, rücksichtslose Kriegslust in ihm zu entflammen. Und nicht dem Charakter Alexander's III., sondern den schrecklichen Umständen seiner Thronbesteigung ist es zuzuschreiben, daß die verderblichsten Elemente hervorragenden Einfluß über ihn erhielten, daß sie die Wohlfahrt des Reiches beeinträchtigen, den Frieden Europa's gefährden und das Ansehen ihres in Täuschungen gefangen gehaltenen Gebieters compromittiren dürfen. Thatsächlich hat es nie einen Herrscher gegeben, der, seinem Charakter nach, weniger als Alexander III. geneigt gewesen wäre, Unrecht gutzuheißen und Personen von erwiesener Unlauterkeit an einflußreicher Stelle oder gar in seiner Umgebung zu dulden. Dennoch hat man es verstanden, ihm den Anschein zu geben, als wolle er die Wahrheit nicht wissen, als dürfte es von ihm heißen: vult decipi. Könnte nur der Nachweis bis zu ihm gelangen, wie sehr man ihn täuscht! Wie sehr man ihn täuscht über die Zustände seines Reiches und über die Tendenzen des Auslandes; wie sehr namentlich man ihn hinter-

geht, indem man ihn besten Glaubens überzeugt sein läßt, daß in Rußland volle religiöse Bekenntnißfreiheit bestehe und daß jeder erwachsene Reichsangehörige seine religiöse Ueberzeugung vollkommen frei bekennen, bethätigen und ausüben dürfe. Und nicht nur dem Czaren, auch seinem Reiche, ja ganz Europa würde ein unschätzbarer Dienst geleistet, wenn es gelänge, Alexander III. über die wirklichen Zustände Rußlands und über das fluchwürdige Treiben der orthodox-nationalistischen Camarilla die Augen zu öffnen. Es müßte damit eine neue Aera der russischen inneren und äußeren Politik anheben; dieselbe würde nach außen absolut friedliebend werden, und nach innen würde sie durch Einführung wirklicher Glaubensfreiheit, durch Ermöglichung kirchlicher Reformen, den Boden für segensreiche Umgestaltung des staatlichen Lebens vorbereiten. Somit würden zutreffende Nachrichten über russische Zustände, im Hinblicke auf den Czaren, keineswegs bedenklich sein, sondern in dieser Richtung entweder irrelevant bleiben, so lange man sie ihm vorenthielte, oder aber günstige Einwirkung ausüben, sobald sie ihm zugänglich würden.

Wie sehr nun auch, nach alledem, Belehrung über russische Zustände als zulässig, geboten und verdienstlich zu erachten ist, so hat es damit doch eigenthümliche Schwierigkeiten, welche an einem andern Orte[1]) dargelegt worden sind; und

---

1) Meine: „Russische Selbstzeugnisse I. Russisches Christenthum". Paderborn 1889, p. 1 ff., p. 12 ff., p. 22 ff. — In meiner als Vorläufer zu dieser Schrift erschienenen Broschüre: „Rußland, seine Hilfs- und Machtmittel" (Paderborn 1888) ist eine Uebersicht derjenigen Resultate geboten worden, zu welchen das Studium „russischer Selbstzeugnisse" führt. Gegenüber den anerkennenden Beurtheilungen, welche dieser Broschüre zu Theil geworden, hat neuerdings ein Recensent für angemessen gehalten, sie als eine Anhäufung von Uebertreibungen zu verurtheilen. Er hat dabei übersehen, daß sie eben nichts Anderes enthält, als die Zusammenfassung zuverlässiger „russischer Selbst-

es scheint kaum thunlich, anders, als an der Hand russischer Selbstzeugnisse Nachrichten über russische Zustände zu verbreiten, weil anderenfalls die Schilderungen Gefahr laufen, für übertrieben und unzutreffend gehalten zu werden.

Denn dem Westeuropäer, welcher vormals daran gewöhnt gewesen war, Europa durch das mächtige Prästigium Rußlands beeinflußt, ja fast beherrscht zu wissen; welcher von diesem Einflusse rückschließend gemeint hatte, eine Verwandtschaft zwischen russischem und westeuropäischem Wesen statuiren zu müssen, und welcher erwartet hatte, daß durch die Reformen Alexander's II. die angeblich „jugendfrischen" Kräfte des Czarenreiches zu glänzender Entfaltung gelangen würden — dem Westeuropäer fällt es immer noch schwer, seinen Augen zu trauen, wenn ihm von Rußland nun Bilder entgegentreten, aus denen unwiderleglich hervorgeht, einestheils daß jenes Prästigium keineswegs ein Zeugniß von Rußlands Macht und innerem Werth, sondern nur von Europas vormaliger Zerfahrenheit, Schwäche und Erniedrigung gewesen ist, und anderntheils daß die Reformen Alexander's II. nichts anderes bewirkt haben, als der despotisch nur äußerlich gezügelten und nur halb dressirten Wildheit der russischen Nation nun freiere, rascher zum Abgrund führende Bewegung zu gewähren. Dem Westeuropäer fällt es schwer, sich davon zu überzeugen, daß Rußland in der That eine vom Westen grundverschiedene, dem Westen schwer verständliche Welt bildet, welche sich abgewirthschaftet hat, und welche im Be-

---

zeugnisse", und daß ihr am wenigsten entgegengehalten werden dürfen die Ergebnisse der russischen officiellen Statistik, deren Unbrauchbarkeit und Verlogenheit durch P. Meljnikow's „confessionelle Statistik" (Russisches Christenthum p. 334 u. fg.) gekennzeichnet wird. Die wenig umfangreiche, privatim von den Landschaften (Semstwos) gelieferte Statistik, welche schon von Alphons Thun als zuverlässig gerühmt worden, dient lediglich zur Bestätigung der Darlegungen der „russischen Selbstzeugnisse."

griffe steht, wenn nicht in zwölfter Stunde das Wunder regenerirender Umkehr des Entwicklungsganges geschieht, vom Schauplatz der Geschichte sich abkehren zu lassen, es sei denn, daß ihm durch verblendete Entzweiung und Zerfahrenheit der natürlichen Gegner die historische Aufgabe zu Theil werde, die Culturwelt überfluthend und ihr Gebiet sich einverleibend, die Weltgeschichte zum Weltgerichte zu gestalten.

Das nachfolgende russische Selbstzeugniß frischesten Datums wird man geeignet finden, die Grundverschiedenheit russischen und westlichen Wesens darzuthun, und geeignet, jenen Grad von Abscheu hervorzurufen, welcher auch Entferntstehende und Solche, die auf anderen Gebieten sich zu bekämpfen pflegen, zu gemeinsamer Abwehr zusammenführen sollte. Das Opfer des hier mitzutheilenden straflosen Vorgehens orthodox fanatischer Habsucht ist nicht etwa ein obscures Individuum aus dem Volke, sondern eine Dame höchster Lebensstellung, die Angehörige eines bei Hofe angesehenen Geschlechtes: die Fürstin Anna Ljwow. Das nachstehende, in französischer Sprache verfaßte und getreu wiedergegebene Referat stammt von durchaus zuverlässiger, der beklagenswerthen Fürstin nahestehender Seite. Es lautet folgendermaßen:

„Anna Ljwow hatte einen ihrer Oheime im Kaluga'schen Gouvernement besucht und bei ihm einige Tage sehr angenehm und im besten Wohlsein verbracht. Von dort hatte sie sich in ein bekanntes Kloster derselben Provinz begeben, um dort ihre Andacht zu verrichten und um sich Rath zu erbitten wegen Gründung eines Hospitales, welches sie auf dem Landgute zu errichten wünschte, wo sie ihr Leben mit Werken der Wohlthätigkeit verbrachte. Der Prior dieses Klosters gab ihr den Rath, sie möge sich an ein anderes, an das Frauen-Kloster Tikhopowsk, wenden; dort werde sie, wie er meinte, sachkundigere Auskünfte erhalten; dort gebe es auch einen heiligen Brunnen, den sie besuchen möge. Unermüdlich in ihrem Eifer begab sich Anna dorthin; die beschwerliche Reise hatte sie ermüdet und angegriffen. In der Nähe des Brunnens angelangt,

sah sie, wie die Pilger, Männer und Frauen gleichzeitig, von den Nonnen gewaltsam (de force) hineingetaucht wurden (jedes Eintauchen brachte selbstverständlich, sans doute, eine Einnahme); Anna weigerte sich, in das Wasser des Brunnens hinabzusteigen, umsomehr, da dasselbe sehr kalt war. Die Nonnen warfen sich auf sie und schalten sie eine Atheistin. Anna wehrte sich und nannte ihren Namen. Man schrie, sie lüge, sie sei verrückt u. s. w. Kurz, man hat sie gewaltsam zu mehreren Malen nacheinander in das Wasser getaucht, aus welchem sie mit einer Gehirnerschütterung und mit Krämpfen hervorgegangen ist. Nun überfiel die Nonnen Angst, es möchte Klage gegen sie erhoben werden; sie sperrten daher Anna in ein Zimmer, wo sie halbnackt auf ein Bett ohne Ueberzüge geworfen wurde, so hart an den Armen gefesselt, daß dieselben blutrünstig wurden. Ein Fenster des Zimmers wurde sperrangelweit von den Nonnen offen gelassen, und die Menschenmenge wurde von den Nonnen angetrieben, von außen eine ‚vom Dämon Besessene‘ zu betrachten. In diesem Zustande ist Anna während mehrerer Tage belassen worden, ohne Nahrung, ohne Wasser, ohne Pflege. Der Zufall hatte es aber gefügt, daß eine Frau, welche als Pilgerin angelangt war und auf die Nachricht, daß es dort eine ‚Besessene‘ gebe, sie zu sehen verlangt hatte, daß diese Frau, welche vormals bei den Ljwow's gedient hatte, Anna erkannte, und auch von dieser in einem lichten Augenblicke erkannt und angefleht wurde, sie möge Anna's Schwager Olénin von der Sachlage in Kenntniß setzen. Die Frau ist abgegangen, aber sie hat — ob aus Dummheit oder aus Schüchternheit — während mehrerer Tage sich nicht entschließen können, zu reden. Endlich hat sie ihren Muth zusammengenommen und Olénin Alles gesagt. Dieser ist sofort hingereist, einen Arzt und Anna's Kammerfrau mit sich führend. Die Anlangenden hat man nicht einlassen wollen; nur durch Drohungen ist es Olénin gelungen, sich Zutritt zu verschaffen; Anna ist nicht zu erkennen gewesen, so groß war die Veränderung, die sich an ihr vollzogen hatte! Bei einem Aufleuchten der Besinnung hat sie ausgerufen: ‚Alexander, rette mich!‘ alsbald hat das Delirium wieder begonnen. Man brachte sie nach Moskau, man versäumte keine Pflege; eine leichte Besser-

ung trat ein und man durfte wieder hoffen; die Widerstandskraft aber war gebrochen und Anna Ljwow ist am 19. September 1888 erlegen."

Ergänzend mag noch Folgendes bemerkt werden. Die Fürstin Anna Ljwow, unverehelicht, war eine ausgezeichnete und hochachtbare Dame. Wiewohl ihrer gesellschaftlichen Stellung nach der „großen Welt" angehörend, stand sie, ihrem Geschmacke und ihrer geistigen Richtung nach, dem frivolen und oberflächlichen Treiben derselben sehr fern. Der Vorfall hat seiner Zeit in den beiden Residenzen viel Aufsehen gemacht, es verlautete aber nicht, daß gegen das verbrecherische Treiben ernstlich eingeschritten worden sei. Vielmehr sind alle Versuche der Angehörigen des unglücklichen Opfers brutalsten Fanatismus und niedriger Habsucht, die Sache irgendwo gerichtlich anhängig zu machen und zum Austrage zu bringen, ohne Erfolg geblieben, und — so wird von der Mittheilung hinzugefügt — jenes gewaltsame Eintauchen nimmt wohl noch heute seinen Fortgang.[1])

---

1) Für Personen, welchen das russische Wesen unbekannt ist, oder welche es nur aus der Entfernung kennen gelernt haben, mag bemerkt werden, daß es sich bei dem „heiligen Brunnen" keineswegs um eine tiefe religiöse Ueberzeugung handelt, welche etwa Fanatismus anregen oder gar zur Sektenbildung Anlaß geben könnte, sondern es liegt offenbar nur einer der alltäglichen Fälle orthodoxen Schwindels vor, wie er in Rußland in erstaunlichem Maße getrieben wird, wiewohl versucht worden ist, ihm durch die Reichsgesetzgebung (namentlich unter Nikolaus I.) zu steuern. Die einfachste und plumpeste Weise, einen solchen Schwindel, den man nur euphemistisch eine pia fraus nennen könnte, zu insceniren, besteht darin, daß man ein Heiligenbild, wie es Colporteure gegen wenige Kopeken verkaufen oder vielmehr „eintauschen", in einen Brunnen wirft und die Auffindung dieses Bildes dann als ein Wunder ausposaunt. Für Fälle solchen und ähnlichen Schwindels ließen sich in der russischen Literatur zahlreiche Belege sammeln. Hier mag nur an eine Schilderung Dostojewsky's erinnert werden, aus welcher klar hervorgeht,

Wodurch, frägt man wohl, erklärt es sich, daß es der hochgestellten Verwandtschaft der unglücklichen Fürstin Ljwow nicht hat gelingen können, Sühne zu erlangen und Bestrafung des an ihr begangenen Verbrechens? Wer so frägt, hat keine Ahnung von dem in Rußland herrschenden Systeme, noch von der Allmacht seines derzeitigen Vertreters, des Generalprocureurs des „heiligen Synods", Pobedonoszews. Gewaltsam muß Alles unterdrückt werden, was den „auf der Wacht an zwei Welttheilen" stehenden, zur Universalherrschaft berufenen Cäsaropapismus zu erschüttern vermöchte. Keine aus ihm hervorgehende That darf als Verbrechen verurtheilt werden, gleichgültig, ob es um vergewaltigende Ausbeutung Angehöriger der eigenen Kirche handelt oder um brutale Unterdrückung Andersgläubiger. Niemand wagt es, auf Kosten der eigenen Existenz diesem System entgegenzutreten;[1]) und die Wildheit dieses aggressiven Systems meint freiwillig

daß solche Unternehmungen gar nichts mit religiösen Motiven zu thun haben und lediglich vom Geldinteresse inspirirt werden. Des gebrechlichen Pater Sossima's Heiligkeit wird von seinen Klosterbrüdern gerühmt, so lange sie drauf spekuliren, seine Gebeine als wunderthätige Reliquien exploitiren zu können. Als aber nach des angeblich heiligen Paters Tode der von seiner Leiche ausgehende Verwesungsgeruch sich nicht verbergen läßt, wird sein Andenken sofort als das eines Ketzers von denselben, in ihrer Spekulation gestörten, Klosterbrüdern beschimpft. („Brüder Karamasow," deutsch: Leipzig 1884.) Uebrigens entblödet man sich auch nicht, solchen Schwindel zu sozusagen kirchenpolitischen Zwecken in Scene zu setzen. Zu Püchtitz in Estland ist ein „heiliger Brunnen" creirt worden, um einen Vorwand zu gewinnen, die Fertigstellung der benachbarten lutherischen Filialkirche zu Illur zu verbieten (welcher Bau inzwischen zur Ruine wird) und in Püchtitz einen griechisch-orthodoxen Popen zu installiren.

1) Pjetr Jákowlewitsch Tschaadájew hat es vor einem halben Jahrhunderte versucht: er wurde officiell für verrückt erklärt, unter Arrest und unter ärztliche Aufsicht gestellt u. s. w. (Vergl. Russisches Christenthum p. 25 u. ff.) Nach ihm hat Niemand mehr den Muth gehabt.

officiöser Uebereifer beschwichtigen zu können, indem er es zu bewirken sucht, daß die europäische Presse davon keine Notiz nehme!

Aber, so sagt man etwa zur Selbstberuhigung, Pobedonoszew's Allmacht kann nicht ewig währen; und auch die Instanz, in deren Namen er wüthet, ist dem Wechsel unterworfen. Ein leerer Trost wäre es, also zu denken! Denn ob auch die Personen wechseln, das System, welches den Entwicklungsgang Rußlands bestimmt, seit Jahrhunderten ist es sich gleich geblieben; auch unter aufgeklärten, humanen und milden Herrschern, nicht minder als unter finsteren und harten Despoten, hat es sich Geltung verschafft. Es ist nicht unwichtig, die Thatsächlichkeit der unverbrüchlichen Constanz des russischen Systemes festzustellen, damit man sich nicht mit der täuschenden Hoffnung wiege, als könnte Rußland, bei einem Wechsel des Regimes, selbstthätig, ohne übermächtigen Zwang, auf die Bahn humanen und friedlichen Daseins einlenken. Es wäre ein Leichtes, am Leitfaden einer ununterbrochenen Kette historischer, von Russen selbst constatirter Thatsachen die Constanz dieses das russische Reich gefährdenden und Europa bedrohenden Systemes darzuthun.[1])

1) Es bedarf dazu keines Zurückgehens über die Reformen Peters I. hinaus; es genügt die letzten 180 Jahre russischer Geschichte zu überblicken, um sich davon zu überzeugen, wie es in dem Reiche, welches, nach Pobedonoszew, als „Wacht an zwei Welttheilen" dasteht, mit der von ihm gerühmten „Toleranz" beschaffen gewesen ist. Nach P. Meljnikow (vergl. „Russisches Christenthum" p. 336 u. ff.) wurden die russischen „Altgläubigen" von Peter I. zuerst zum Besten des entleerten Staatsschatzes einer Doppelbesteuerung unterzogen; alsdann wurden sie von ihm dem „heiligen Synod" überliefert zur rücksichtslosesten Ausbeutung mittels förmlicher Menschenjagden. Von den Gräueln dieser Verfolgungen, welche, im Wesentlichen sich gleichbleibend, bis in die neuere Zeit sich fortgesetzt haben, gibt eine Vorstellung die Thatsache: daß allein in den Jahren 1719 bis 1736 nicht weniger als 442,000 gehetzter Altgläubiger über die Landesgrenze entwichen

An dieser Stelle mag es genügen, an zeitgenössische, aber viel zu wenig beachtete Ereignisse zu erinnern, aus welchen

---

sind; daß beispielsweise im Nischegorod'schen Gouvernement ⅓ aller Sektirer flüchtig wurden u. s. w. Unter den Segnungen der Toleranz à la Pobedonoszew hat sich eine Erscheinung ausgebildet, für welche schwerlich in der ganzen Welt zu irgend einer Zeit eine Analogie aufzufinden wäre: die Selbstverbrennungen russischer Sektirer. Um den Verfolgungen und der Gefahr, zum Abschwören ihres Glaubens gezwungen zu werden, zu entgehen, pflegten Familiengruppen, ja ganze Gemeinden von Sektirern sich freiwillig dem Feuertode hinzugeben. Diese häufig sich wiederholenden Massenselbstmorde haben den Anlaß zu besonderen dogmatischen Ausgeburten und zur Bildung einer besonderen, schwärmerischen Sekte gegeben. Vergl. G. W. Jéssipow im CXLVI. und CXLVII. Band der „Vaterländischen Notizen.“ Zu diesen Verfolgungen, welche ebenso unter dem religiös indifferenten Peter I., wie unter der bigotten und allen Lastern ergebenen Kaiserin Elisabeth, ebenso unter dem preußisches Wesen nachäffenden Peter III., wie unter Katharina II., der Freundin encyklopädistischer Aufklärung, der Gönnerin Voltaires, d'Alemberts und Diderot's — zu diesen Verfolgungen, welche unter den verschiedenartigsten Herrschaften, unter Verwüstung der Moralität des Volkes, ins Werk gesetzt worden sind — dazu ist dann unter Katharina II. jene politischen Zwecken dienende Verfolgung Andersgläubiger hinzugekommen, wie sie seitdem fast ohne Unterlaß (mit Ausnahme des Ministeriums Galitzin's 1817 bis 1824) bis zu unseren Tagen, unter den verschiedensten Regimenten, sich fortgesetzt hat, angefangen von den Uniatenverfolgungen des Jahres 1772 unter der aufgeklärten Katharina II., bis zu ihrer Fortsetzung durch Schischkin, Semäschko, Wiegel, Protassow und Bludow unter der harten Despotie Nicolaus I. (vergl. „Aus der Petersburger Gesellschaft,“ Lpg. 1873 pag. 32 bis 36, 93 u. ff.), bis zu den durch Tolstoi und Miljutin unter dem milden und hochherzigen Alexander II. inscenirten „russian atrocities“, und bis zu den unter Alexander III. von Pobedonoszew beigebrachten Toleranz-Beweisen. Schließlich ist es so weit gekommen, daß religiöse Vergewaltigungen nicht nur amtlich, sondern auch privatim, wie an der unglücklichen Fürstin Anna Ljwow, straflos verübt werden.

aber ersichtlich, wie wenig von einem Wechsel des in Rußland herrschenden Regimes erwartet werden darf. Denn kein anderer Herrscher Rußlands ist nach Veranlagung und Intentionen so sehr, wie Alexander II., dem russischen Systeme religiöser Verfolgung abhold gewesen, jenem Systeme, welches alle Moralität untergräbt und dadurch Rechtssicherheit, Wohlstand und Bildung unmöglich macht. Von keines anderen russischen Herrschers Persönlichkeit ist so sehr, wie von derjenigen Alexanders II. erwartet worden, daß sie freie Entwickelung des russischen Volkes begünstigen werde. Und dennoch sind unter des freisinnigen und wohlwollenden Alexanders II. Herrschaft und unter der Statthalterschaft des hochgebildeten und dem Katkow-Tolstoi-Miljutinschen Systeme herzlich abgeneigten Grafen Berg, in den Jahren 1871 bis 1875 in der Diöcese Chelm, zur Conversion der Uniaten die „russian atrocities“ verübt worden, und sind bald darauf unter der Herrschaft desselben gütigen und großherzigen Monarchen die in tiefem Frieden lebenden Bewohner Bulgariens durch russischerseits angeworbene Mordbrennerbanden aufgescheucht und türkischen und russischen Schlachtbänken zugetrieben worden: man erinnere sich der zwecklosen Massen-Hinmetzelungen wehrloser Frauen und Kinder im Rodopegebirge durch russische Truppen! (vergl. „Allgemeine Zeitung“ 1878 Nr. 303.)

Die „russian atrocities“ sind ihrerzeit durch Publication diplomatischer Berichte im englischen Blaubuche (Russia Nr. 1, zur königlichen Botschaft vom 5. März 1877) ans Tageslicht gezogen worden; jedoch hat man ihnen damals, bei der aufregenden Ungewißheit, ob es zu einem Kriege kommen werde und ob es gelingen werde, ihn zu localisiren — lange nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Gegenüber den principiellen Bemühungen, die Aufmerksamkeit von russischen Dingen abzulenken, erscheint es angezeigt, an jene entsetzlichen Vorgänge zu erinnern, damit sich ein Jeder es ausmalen könne, welchen Segnungen Europa, besonders auf dem

religiösen Gebiete, entgegenginge, falls es, ohne nach Osten in einer einigen, geschlossenen Fronte dazustehen, russischem Andrange unterliegen würde und russisches Wesen über sich ergehen lassen müßte. Aus jenen Aktenstücken, an deren Zuverlässigkeit nicht gezweifelt werden kann, erfährt man unter Anderem folgende Einzelnheiten.

Anfangs ist, wo man mit diesem Mittel durchzudringen hoffte, zur Erweckung russisch-orthodoxer Gläubigkeit, Geld vertheilt worden und sollte Befreiung von Steuern und von der Militärpflicht verheißen werden.[1]) Da diese Lockungen nicht fruchteten, ist zu drastischeren Mitteln gegriffen worden. Im Distrikte Myncievicze wurden die an ihrer Väter Glauben Festhaltenden von Kosaken cernirt und mit Naigaicahieben bearbeitet, „jeder Mann mit 50, jede Frau mit 25, jedes Kind mit 10 Hieben", ja eine besonders standhafte Frau sogar mit 100 Hieben der steifen Kosakenpeitsche. Bei Ueberfüllung der Gefängnisse und Wohnhäuser mit Religionsgefangenen wurden dieselben, in dem harten Januarmonate des Jahres 1874, in Scheunen zusammengepfercht u. s. w.[2]) Aehnliche Scenen, wie in Myncievicze, „haben sich an vielen anderen Orten ereignet," „lediglich mit Abweichungen hinsichtlich der Zahl der Verwundeten und Todten."[3]) An gewissen Orten hat das Missionswerk noch schärfere Formen gewonnen: „Die Bauern wurden zusammengetrieben und durch die Kosaken gepeitscht, solange bis der Militärarzt erklärte, daß weitere Hiebe das Leben gefährden würden. Darauf sind sie gezwungen worden, bis an den Gürtel in den halb mit Eis bedeckten Fluß hinabzusteigen; alsdann wurden sie, durch Spalier bildende Soldaten hindurch, zur

---

1) Nr. 12 Oberstlieutenant Mansfield an den Grafen Derby d. d. Warschau, 29. Januar 1875, und Nr. 13. Mansfield an den Grafen Granville, d. d. Warschau, 10. Februar 1875.

2) Nr. 3. Mansfield an Granville, Warschau, 29. Januar 1874.

3) Nro. 4. Derselbe an denselben, Warschau, 18. Februar 1874.

Kirche geführt, wo man ihre Namen auf die Liste der angeblich um Conversion Petitionirenden verzeichnete, inzwischen schrieen die Bauern: Ihr könnt uns Orthodoxe nennen, aber wir bleiben doch beim Glauben unsrer Väter".[1]) Um ihren Peinigern zu entrinnen, sind die Bauern, trotz der Winterkälte, in die Wälder geflüchtet, wo ihre Zahl „durch große Sterblichkeit" sich verminderte. Die Kosaken waren angewiesen, die Flüchtlinge in den Wäldern aufzuspüren und in die Dörfer zurückzuhetzen.[2]) Ueberhaupt „ist die Conversion durch die Militärautoritäten mit einer Grausamkeit der allerabstoßendsten Art betrieben worden, mit einer Grausamkeit, die nur mit derjenigen verglichen werden kann, deren man sich in den Epochen der allerfinstersten Inquisition bedient hat."[3]) Als alle diese Zwangsmittel nicht fruchteten, wurden Unterschriften angeblich um Conversion Petitionirender gefälscht; gefälschte summarische Petitionen ganzer Dorfschaften wurden von angeblichen Delegirten entgegengenommen, welche letztere alsdann seitens ihrer Dorfgenossen Mißhandlungen erfahren haben.[4]) In einem Dorfe haben sich ein Bauer und seine Frau mitsammt ihren Kindern mittelst Kohlendunst erstickt, um nicht vom Popen des Dorfes getauft zu werden.[5]) Gar manche der ins Elend Gestoßenen und zur Verzweiflung Getriebenen haben zum Selbstmord ihre Zuflucht genommen.[6]) Mit allen diesen Zwangsmitteln hat

---

1) Nr. 12. Mansfield an den Grafen Derby, Warschau, 29. Januar 1875.

2) Nr. 9. Derselbe an denselben, Warschau, 1. Januar 1875.

3) Nr. 4. Lord August Loftus an den Grafen Derby, d. d. St. Petersburg, 16. Februar 1875, annex 1.

4) Nr. 13. Mansfield an Granville, d. d. Warschau 10. Februar 1875.

5) Nr. 9. Mansfield an Derby, Warschau, 1. Januar 1875.

6) Nr. 11. Lord Loftus an den Grafen Derby, St. Petersburg, 28. Januar 1875. annex 1.

dennoch keine religiöse Knechtung erlangt werden können: „Die im vorigen Jahre ‚convertirten‘ Uniaten sind weit entfernt, ihre Conversion zuzugeben; weder besuchen sie die Kirchen, noch benutzen sie die Sakramente; durch die Popen lassen sie weder ihre Kinder taufen, noch ihre Gestorbenen beerdigen, und sie schließen keine Ehen.“ [1]) Gegen die also standhaft Widerstrebenden wurden Maßregeln noch andrer Art ergriffen: „in einigen Kirchspielen werden die Allerwiderspänstigsten ins Innere des Reiches oder nach Sibirien verschickt.“ [2]) Derart sind 300 kleine Grundeigenthümer, welche ihren Besitz aufgeben mußten und von Frau und Kindern getrennt wurden, nach Kherson, 300 andere nach Jekaterinburg übergeführt und je einzeln in verschiedene Dörfer vertheilt worden, wo sie bei 8 Kopeken (oder ca. 15 Pfennigen) täglicher Diäten unter Aufsicht der Dorfältesten standen, welche dafür hafteten, daß die Verschickten keinerlei Beziehungen zu Verwandten und Freunden unterhielten und weder Briefe noch Geld empfingen. Trotz aller Verfolgungen aber ist der Glaube der Uniaten nicht erschüttert worden; im Gegentheile, sie sehen sich als Märtyrer an, und wollen lieber sterben, als ihren Glauben aufgeben. Etwa 20,000 Uniaten hat man nach Ssaratow und in andere Provinzen deportirt und hat sie, um Proselyten zu machen, mit missionirenden Popen beschickt, welche jedoch von den Uniaten verjagt worden sind. Die daheim belassenen Uniaten werden ohne Unterlaß gepeinigt durch Einkerkerungen, Prügel-Executionen, Einquartirung von Kosaken, welche sich jeden Exceß erlauben dürfen u. s. w. [3])

Und der Oberprocureur des „Heiligen Synods“ rühmt mit seltener Stirne vor ganz Europa Rußland als das

---

1) Nr. 19. Mansfield an Derby, Warschau, 14. Februar 1876.

2) Nr. 12. Mansfield an Derby, Warschau, 29. Januar 1875.

3) Nr. 21. Generalconsul Stanley an den Grafen Derby, d. d. Odessa 29. Juni 1876. Annex: Bericht des Viceconsuls Webster.

Land der religiösen Toleranz! Und im heurigen Sommer hat er unter Entfaltung allen staatlichen und kirchlichen Pompes das Vierteljahrhundert-Jubiläum der Uniaten-Conversion feiern lassen!! Rußland sei, verkündet er, von der Vorsehung die „Wacht an zwei Welttheilen" zugetheilt worden mit der Mission, von dieser dominirenden Stellung aus die Welt mit dem „Russischen Christenthume" zu beglücken.

Um den ganzen Umfang solcher Beglückung ermessen zu können, um alle die mit dem „Russischen Christenthume" nothwendig verbundenen Schäden, welche Rußland unfehlbar zu Grunde richten werden, wenn ihm eine Wiedergeburt nicht beschieden sein sollte, um die Rußland verderbende allgemeine Sittenlosigkeit, Rechtsunsicherheit, bettelhafte Armuth der Volksmassen, Rohheit und Wildheit aller Classen der Gesellschaft kennen zu lernen, und um sicher zu stellen, daß durch unverbrüchliche Einmüthigkeit der Abwehr diese Segnungen von der Culturwelt fern gehalten werden, sollte die Kenntniß russischer Dinge als ein unentbehrliches öffentliches Bedürfniß anerkannt und sollte nicht vornehm abwehrend gesagt werden: am schönsten wäre es, wenn man davon gar nichts zu wissen brauchte. Im Gegentheile: Jedermann sollte darum wissen.

—

IV.

P. Agostino da Montefeltro.

Einige Jahre ist es her, daß erstmals über die Alpen herüber zu uns die Kunde kam von einem Franziskaner-Mönch, der Italiens lebhaftes und leichtlebiges Volk zu Tausenden in die Kirchen und an seine Kanzel zu bannen vermöge, dessen außerordentliche Erscheinung, dessen Machtwort und dessen Erfolge an die Zeiten von Savonarola und von Vincenz Ferreri gemahnen. Mit der glänzenden Waffe seiner Beredsamkeit eroberte er sich, wir konnten das an der Hand der Zeitungen verfolgen, die Städte Bologna, Pisa, Florenz, Genua, Turin, zuletzt Rom, wohin der Wille des Papstes selbst ihn berief, und überall erzielte er durch vorübergehende Thätigkeit bleibende und nachhaltige Erfolge. Seine Triumphe wurden auch von der akatholischen Presse anerkannt und mehr als durch Zugeständnisse in Rom durch lächerliche und verbrecherische Gegenmachinationen der Feinde der Kirche bezeugt.

Nun ist dieser Mann auch zu uns gekommen, nicht in Person, aber im Bild, im Wort. Die Photographie mit ihren Schwesterkünsten hat sein Bildniß zu Tausenden verbreitet und auch uns zukommen lassen. Wir sind jetzt in der Lage, am Kopfe dieser plötzlich aus dem Dunkel der Zelle in die Helle der Oeffentlichkeit und Berühmtheit gerückten Persönlichkeit physiognomische Studien zu machen

und die Züge ihres Antlitzes in Vergleich zu setzen mit dem, was uns über sie bekannt geworden. Aus der rauhen Mönchskutte ragt ein feines und interessantes Gesicht hervor. Man kann es so recht ein männliches Gesicht nennen: die jugendlichen Züge sind in den Ausdruck der vollen Kraft übergegangen, aber noch keine Spur beginnenden Alterns; die hohe Stirne noch eine glatte Fläche ohne die Runenzeichen, welche den Herbst und Winter des Lebens anmelden; die scharfe Beobachtungsgabe, die Kraft des Denkens, deren Thron die Stirne, deren Brennpunkt die tiefliegenden, leuchtenden Augen sind, erscheint gemildert durch einen unverkennbaren Zug des Wohlwollens, durch die weichen Linien der untern Gesichtshälfte, vor allem des Mundes und des Kinns; die Lebhaftigkeit, die über die ganze Gesichtsfläche hin spielt, ist beherrscht und geordnet durch eine Ruhe, der man ansieht, daß sie nicht Naturgabe, sondern erworbene Tugend ist, der Siegespreis schwerer Kämpfe.

Doch wir haben nicht bloß sein Bild, wir haben auch sein Wort, freilich nicht das lebendige, sondern das gefrorene, in starre Typen gebannte. Wird das einen Werth für uns haben? wird es genügen, uns eine richtige Vorstellung von seiner Beredsamkeit zu bilden? Selbstverständlich geht ja diesem von der Person losgetrennten Worte nothwendig viel ab an Leben, Seele und Frische, ähnlich wie dem Blatt, das wir vom Baume, wie der Rose, die wir vom Stamme trennen. Doch kommt bei Agostino in Betracht, daß sein Vortrag seine Größe nicht begründet, kaum mitbegründet und den Erfolg seiner Predigten kaum fördert oder steigert. Nach übereinstimmendem Bericht von den verschiedensten Seiten ist sein Vortrag zwar sehr lebhaft, aber er kann schon aus dem Grunde von den Mitteln der Modulation und Dynamik nicht reicheren Gebrauch machen, weil er außerordentlich rasch ist, auch für italienische Zunge und italienisches Ohr viel zu rasch; hat man doch nachgerechnet, daß der Redner in einer Minute bei 200, also in der Stunde bei 12,000

Worte spricht. Das ist nun gewiß kein oratorischer Vorzug, aber es beweist, daß das Geheimniß seiner Kunst tiefer liegt und es läßt hoffen, daß dasselbe auch im nachgedruckten Wort noch wirke, umsomehr vielleicht, jemehr hier ein bedächtiges und langsames Lesen und Auffassen möglich ist. Aber freilich ist durch diese Eigenthümlichkeit des Redners eine correkte Wiedergabe seiner Predigten, zu deren Herausgabe er selbst sich nicht entschließen kann, sehr erschwert und es ist allerdings nothwendig, daß wir zunächst uns die deutschen Ausgaben seiner Reden näher ansehen.

Es sind deren zwei. Die eine bietet in drei Bänden 36 Predigten, übersetzt von Dr. Joseph Drammer (Mainz, Kirchheim 1889, Preis 7 Mk.), die andere von einem Ordensgenossen Agostino's, von P. Philibert Seeböck angefertigte bietet in einem Bande (Innsbruck, Vereinsbuchhandlung 1889, Preis 3,60 Mk.) 39 Predigten. Das Verhältniß der beiden Uebersetzungen und Ausgaben zu einander ist nicht leicht zu bestimmen. Eine Uebereinstimmung bis auf die einzelnen Theile und Sätze hinaus herrscht selten. Schon der Umstand, daß die erste Ausgabe auf 788 Seiten 36, die andere auf 354 Seiten allerdings größeren Formats 39 Predigten mittheilt, weist darauf hin, daß der zweite Herausgeber ein unvollständiges Stenogramm vor sich hatte, das manches mehr nur auszüglich enthielt. Manches Einzelne erscheint freilich wieder bei Seeböck vollständiger und von originalerer Frische als bei Drammer. Die strengere Forschung müßte also wohl beide gegen einander halten; wer nur den Prediger kennen lernen will, mag sich der einen oder andern bedienen; er wird aus beiden eine Originalität sich entgegentreten sehen, die durch mehr oder minder vollständige oder vollkommene Stenogramme nicht zu verwischen und nicht wesentlich zu ändern war. Freilich wird man bei der Lektüre immer die Reserve zu beobachten haben, daß man das Einzelne nicht zu stark premirt, und man wird namentlich Defekte, wie sie in den obigen Uebersetzungen manchmal

sich zeigen, nicht ohne weiteres auf den Prediger zurückführen dürfen.

So vernehmen wir denn seine Stimme, soweit es durch diese unvollkommenen Phonographen ermöglicht ist, und suchen wir uns klar zu machen, welches sein Standpunkt, seine Methode ist, worin seine bedeutendste Kraft und das Geheimniß seines Erfolges liegt, welcher Platz ihm etwa in der Geschichte der Homiletik anzuweisen sein dürfte.

Wenn wir sagen, Agostino's Beredsamkeit sei die Beredsamkeit des Denkers, so haben wir mit Einem Worte ihr tiefstes Wesen bezeichnet. Manchem möchte damit nicht viel, oder etwas Selbstverständliches gesagt scheinen. Kann ein großer Redner gedacht werden, der kein Denker ist? Gewiß nicht, sowenig als eine gute Rede ohne gute und richtige Gedanken. Aber einen großen Unterschied begründet es und darnach unterscheiden sich charakteristisch die Redner, ob der Schwerpunkt ihrer Beredsamkeit auf die Seite des Denkens, der logischen Anlage, oder auf die Seite des Affekts, oder auf die Seite der formellen Darstellung falle. In diesem Sinne nennen wir Agostino einen Denker unter den Rednern. Er pflegt fast immer sein Thema streng logisch anzufassen und zurechtzulegen. Oft unterhält er sich durch die ganze Predigt hindurch fast ausschließlich mit dem Intellekt, aber nie ausschließlich mit dem Herzen. Auch wo er sich, dem Zuge einzelner Themate folgend, Gefühlsbewegungen überläßt, wahrt er doch immer die logische und theologische Besonnenheit, und er läßt sich nicht, wie die modern-französische, zum Theil auch unsere Predigt, zu Ueberschwänglichkeiten in der Darstellung hinreißen, zu jenen Excessen einer falschen Frömmigkeit, die meist dem Irrthum viel näher stehen als dem Dogma, dem Aberglauben näher als dem Glauben. Dieser seiner Geistesrichtung nach ist er ganz besonders befähigt zum Apologeten der katholischen Lehre, zum streitbaren Ritter gegen die Zeitmächte des Atheismus und Materialismus. Seine Predigten über die

Wahrheit, die Existenz Gottes, die Seele, über die Vorurtheile gegen die Religion, über Jesus Christus, über den Glauben sind geistige Feldzüge nach klug angelegtem Kriegsplan; da fühlt er sich Aug in Auge dem Feind gegenüber, er rückt ihm auf den Leib, er nützt seine schwachen Seiten aus, er vertreibt ihn aus seinen Positionen und Hinterhalten und nöthigt ihn auf dem freien Felde vernünftiger Discussion bei gleicher Vertheilung von Luft und Licht den letzten Waffengang mit ihm zu machen; nachdem er aber den Sieg gewonnen, mißbraucht er ihn nie und er paradirt nicht mit ihm, er legt sein Schwert zu den Füßen Jesu nieder. Es ist erstaunlich, welche nervige Ueberredungs k r a f t, nicht Ueberredungs k u n st er in diesen sehr häufigen Streitunterredungen mit dem Gegner entfaltet. Von glaubwürdiger Seite wurde mir mitgetheilt, daß Agostino in einer trüben Gährungsperiode seines Lebens bis an den Rand völligen Unglaubens gekommen sei und aus der Tiefe sich erst wieder zum Glauben emporgearbeitet habe. Das würde viel erklären; daraus ließe sich vollends begreifen das große Interesse, das ihm in Italien entgegengebracht wird, aber auch die feurige Lebendigkeit, das unmittelbar Ueberzeugende, der Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit in seiner Kampfesart. Mit ganz anderer Kraft und Zuversicht lassen sich ja Waffen schwingen, die man gegen eigenste Feinde in seinem Innern schon erprobt hat, denen man Siege des Heiles mitverdankt, als solche, welche nur der Schulunterricht oder das Studium uns in die Hand gedrückt hat. Unter obiger Voraussetzung würde auch eine unverkennbare subjektive Färbung seiner Argumente ihre volle Erklärung finden; es wären dann argumenta ab homine ad hominem, zuerst vom bessern Ich gegenüber dem etwas in die Irre gerathenen Ich verwendet, dann vom Prediger der Kirche gegenüber den Feinden des Glaubens.

Es wäre mir leid, wenn das Vorstehende die Klangfarbe einer Lobrede hätte; es sollte bloßes Referat sein. In

der Vorrede zur Drammer'schen Ausgabe ist der Demuth des Paters Erwähnung gethan und erzählt, er nehme kein Tagblatt in die Hand, von dem er ahnen könne, daß es ein Lob enthalte. Sollte je Pater Agostino von diesen Zeilen Kenntniß erhalten, so möge er sie ruhig bis zum Schlusse lesen oder sich übersetzen lassen. Wir werden seiner Bescheidenheit nicht zu nahe treten, wir werden gewissenhaft an das Verzeichniß seiner Vorzüge und Leistungen das der Mängel und Schwächen, die wir beobachteten, anreihen und glauben damit ihm und der Sache den besten Dienst zu thun. Der obigen Anerkennung seiner dialektischen Gewandtheit und Schlagfertigkeit fügen wir sofort die Bemerkung an, daß nicht wenige seiner Argumentationen mehr wortgewandt als tiefbegründet sind, daß andere für den gewöhnlichen Mann nicht populär genug, für den Gelehrten nicht wissenschaftlich streng genug genannt werden müssen, daß er Einwürfen reinen Leichtsinns oft zuviel Ehre anthut und daß er jener Versuchung nicht ganz widersteht, welche dem Apologeten sich nahelegen kann, zuviel zu beweisen und mit dem Calcul noch in die Wolke des Geheimnisses vorzustürmen, entgegen der paulinischen Weisung: non plus sapere quam oportet sapere. Diese Mängel hängen zusammen mit seiner Geistesbildung. Nicht als ob letztere schlecht bestellt wäre; er hat die Scholastik und besonders die Theologie des hl. Thomas inne; was er darlegt, das weiß er nicht erst seit gestern; er hat auch in der modernen und fremdländischen Literatur sich umgesehen, doch wie aus seinen Citaten sich ergibt, nur in der französischen. Des Deutschen scheint er nicht mächtig zu sein und es sind Symptome in seinen Predigten, die darauf hinweisen, daß er Deutschland ziemlich antipathisch gegenübersteht. Deutschland ist ihm das Land der größten philosophischen Verirrung als Vaterland Hegels, und das Land der größten religiösen Verirrung als Vaterland Luthers. Aber eben weil auf dem Boden dieses Landes sich so gewaltige Kämpfe abspielten, haben hier auch die Vertheidiger der Kirche gegen philosophische Be-

kämpfung der christlichen Grundlehren und gegen protestantische Befehdung der Unterscheidungslehren allmählig eine feste Kriegstaktik und einen Vorrath tüchtiger und schneidiger Waffen sich angeeignet. Es ist nicht Nationaleitelkeit, sondern tiefe Ueberzeugung, was uns wünschen läßt, daß Agostino zur Vorbereitung auf sein apologetisches Lehramt einen Cursus deutscher Apologetik hätte durchmachen oder noch möchte durchmachen können.

Bloße Logik wird nie die Mutter eines Redners werden können. Agostino verbindet mit Denkschärfe und Denkfreudigkeit auch ein tiefes und reiches Gefühl. Sein Gedanke beherrscht das Gefühl, aber unterdrückt es nicht. Er huldigt nicht jenem Logicismus, der alles, was er berührt, in Eis verwandelt. Zu gut weiß er, daß es neben den Gründen des Verstandes auch Gründe des Herzens gibt, und daß letztere oft siegreicher sind als erstere. Das ist eine seiner schönsten Gaben, in langen Gedankenketten dogmatischer Predigten oft plötzlich einen elektrischen Funken des Affekts aufsprühen zu lassen, — nur für einen Augenblick, dann wird an der Kette weiter geschmiedet. Dann aber pflegt er den Affekt auch für sich; er entwickelt Wärme und steigert sie zu hohen Graden, aber nicht, um mit ihr zu spielen, sondern um sie in Kraft und That umzusetzen. Wenn man schon sagte, er verzichte auf den Affekt und das Pathos, so ist das vollständig unrichtig; nur ein gemachtes Pathos und einen affektirten Affekt kennt er nicht. Ein herrliches Beispiel einer Rede, deren Pulsschlag vom Anfang bis zu Ende ein zarter und warmer Affekt belebt, ist seine Predigt über die christliche Hoffnung.

Prüfen wir nunmehr die formale Seite seiner Predigten, zunächst die äußere Anlage, die er ihnen gibt. Sie ist nicht die gewöhnliche. Wohl treten äußerlich hervor die Einleitung, ein erster und ein zweiter Theil; aber der letztere enthält eigentlich nur die Peroration, vor welcher eine Ruhepause gemacht wird. Die Einleitung besteht meist in der Recapitulation der vorhergehenden Vorträge; das Thema

wird schlicht und einfach vorgelegt, die Struktur des Hauptkörpers der Predigt aber wird nicht besonders herausgestellt und aufgezeigt; hier überläßt sich der Prediger dem Lauf der Gedanken, dem übrigens ein festes Strombett angewiesen ist. Daß der gewöhnliche Mechanismus, die äußere Predigtschablone hier völlig bei Seite gelegt ist, gereicht den Predigten zum großen Vorzuge und gibt ihnen den sehr erlaubten Reiz und die Anziehungskraft der Neuheit. Keine Ankündigung der Disposition, keine umständlichen Ein- und Ueberleitungen, kein „und hievon im zweiten Theil"; dafür Ein einziges Band des Zusammenhalts, das aber unzerreißbar ist, das der Logik; dafür Uebergänge, welche nicht die Feder, sondern der Gedanke und das Herz schafft, die besten, weil man sie gar nicht wahrnimmt; dafür geschlossene Reden, von denen man nichts wegschneiden könnte, ohne ins Lebende zu schneiden.

Seinen Stil im engern Sinne nennt der Uebersetzer den denkbar einfachsten; seine Sätze seien kurz, ohne oratorischen Schmuck. Das ist nun nicht ganz richtig. Der Unkundige könnte beim Lesen der Predigten versucht sein, zu sagen: das Wort fließt ihm leicht, er sieht nicht auf Schmuck der Rede. Aber er täuscht sich. Am blank polirten Stahl sieht man die Zähne der Feile nicht mehr. Sein Stil ist ächt rednerisch, entbehrt keineswegs des Schmuckes und ist das Produkt der eifrigsten geistigen Arbeit und der höchsten Kunst, die sich eben darin zeigt, daß sie sich nicht zeigt, daß sie sich nirgends vordrängt und zur Schau stellt. Bloß der Stil kostet keine Mühe, der überhaupt nicht mehr rednerisch genannt werden kann, und der Stil ist nicht künstlerisch, sondern verkünstelt, welcher Luxus treibt mit wohlfeilen Worten, welcher der Feder oder Zunge zügellos freien Lauf läßt, welcher mit Worten Wind macht wie eine leer laufende Mühle. Ein Stil, welchem die Phantasie nicht fehlt, aber streng gehorchen muß, ein Stil, welcher die Worte den Gedanken so eng und glatt anschmiegt, daß Worte und Gedanken ein untrennbares Ganze bilden, ein Stil, welcher

scharfen logischen Entwicklungen straffe Wortformen und Satzbildungen, Ausdrücke und Wendungen zur Verfügung stellt, welche eigens für diese Gedanken und Argumentationen gegossen erscheinen, ein Stil, der dem Gefühl die Sprache der Poesie leiht, weich und süß, aber ohne Süßlichkeit, ein Stil, der so glücklich die Rede vom ersten bis letzten Satz im Fluß erhält und nirgends Versandungen oder todte Altwasser entstehen läßt, ein Stil, der nicht in Bildern schwelgt aber bildnerisch ist und in seinen Schilderungen die plastische Kraft und die scharfen Umrisse der Sculptur mit der Farbenstimmung der Malerei zu verbinden weiß, so daß man ihn mit Cicero eine oratio hominum sensibus et mentibus accommodata nennen kann — ein solcher Stil bedeutet nicht Verzicht auf die Kunst der Rede, sondern ist deren reifste Frucht und ureigenstes Kind. Derartige Vorzüge und Eigenschaften weist der Stil Agostino's auf. Hier sind wir nun erstmals in der Lage, dem Leser Proben geben zu können; aus den Argumentationen, aus den pathetischen Theilen seiner Predigten konnten nicht leicht kleinere Ausschnitte gegeben werden, ohne daß Nervenzusammenhänge durchschnitten worden wären; hier kann eine kleine Blüthenlese veranstaltet werden, welche eine Vorstellung von der Kraft und Schönheit seines Stils gibt. Eine ganz besondere Gabe hat der Pater, mit wenigen Worten eine Scene, eine Situation, ein Detailbild zur Darstellung zu bringen und mit solchen fein gemalten, trefflich beleuchteten Kabinetsbildern seine Gedanken zu illustriren. Das verdankt er wohl zum Theil seiner warmen Begeisterung für die Kunst, der er oft rührenden Ausdruck verleiht.

„Die Welt ohne Gott", so schließt er die Rede über das Wesen und die Eigenschaften Gottes, „ist eine öde Wüste. Unter unsern Füßen brennender Sand, der sich ausdehnt in unbegrenzte Fernen, und am Himmel über uns keine Hoffnung, sie ist verschwunden wie die Morgenwolke; ohne Schutz der Mittagsglut ausgesetzt, haben wir keine andere Wahl, als zu brennen und hinzuwelken unter der unerträglichen Hitze."

„Wir haben überall nach der Seele gesucht, sagen sie, aber es ist uns nie geglückt, sie zu finden. Aber wo habt ihr denn gesucht? In einem Laboratorium, in einem zerschnittenen Leichnam. Da liegt der Fehler. Sie hatten den leeren Käfig in der Hand, aber der Vogel ist entschlüpft und singt im Walde. Diese Leute gleichen jenen Menschen, die Sie besuchen, wenn Sie nicht zu Hause sind. Nein, im lebendigen Leib mögen sie die Seele suchen, nicht im leblosen Leichnam. Sie mögen den Künstler aufsuchen, wenn er sein Ideal auf die Leinwand wirft, dann werden sie die Seele finden. Sie mögen zu jemand hintreten, der moralische Leiden erduldet, da werden sie die Seele finden.“ (Predigt über die Seele.)

„Sagen Sie nicht immer Ich in allen Phasen Ihres Daseins? Ich in der Kindheit, Ich in der Jugend, Ich im Mannesalter, Ich im Greisenalter? Ja, das Kind, dessen Einbildungskraft wie ein Schmetterling von Blume zu Blume flog, war ich; der Knabe, der sich dem Vergnügen, seinen Neigungen hingab, war ich; der junge Mann, der bald seinen Leidenschaften erlag, bald über sie triumphirte, war ich; der gereifte Mann, welcher des Lebens Blendwerk zu verstehen anfing, war ich; der Greis, der über seine Irrthümer weinte, war ich. Immer ich! Und dabei verändere ich mich täglich, dabei wechselt der Stoff, aus dem mein Körper zusammengesetzt ist, und doch sage ich immer Ich. Wie wäre dieß möglich, wenn es der Stoff wäre, der sagen würde Ich?“ (Ebenda)

„Besteht der Zweck des Lebens im Ruhme? Der Ruhm? Welche Bewandtniß hat es mit diesem Worte, das ein Gemurmel des Beifalls hervorruft, das mich verwirrt und beinahe für sich gewinnt? Der Ruhm ist jener höchste Zauber, dessen unbestimmte Ahnung bereits das Herz des Kindes mit erhabenem Schauer erfüllt, der den Jüngling in Erregung setzt bei den Erzählungen der Geschichte. Von Cäsar bis auf Napoleon ist der Ruhm das, was das Herz des jungen Mannes höher schlagen läßt als selbst die Liebe. Der Ruhm weckt in der Brust der Nationen ein verklungenes Echo vergangener Zeiten wieder auf, er faßt alles zusammen, was in einem Volke Großes ist, und wenn er in einem einzelnen Mann sich verkörpert zeigt, so begrüßen ihn alle mit unaussprechlicher Verehrung. Soll er der Zweck unseres Lebens sein? Was ist denn eigentlich

der Ruhm? Er ist wie Gras, das hinwelkt, wie eine Blume, wie ein Traum, der entschwindet; heute Gebieter auf dem Capitol, morgen auf dem tarpejischen Felsen.“ (Predigt über den Zweck des menschlichen Lebens.)

„Ohne Jesus hätten wir auch die politische Barbarei. Was bedingt denn die Civilisation? Die Freiheit. Freiheit! Ein heiliges, ein schönes Gut, das schönste, welches Gott seinem Geschöpfe gegeben. Sie besingt der Hirte auf der Wiese, im einsamen Wald, sie preist der friedliche Bürger an seinem häuslichen Herd, für sie eilt der Jüngling, der Stolz des Vaterlandes hinaus auf das Schlachtfeld und vergießt opfermüthig die letzten Blutstropfen aus seinen Adern. Aber welches ist denn das Fundament der Freiheit?“ (Predigt über das Werk Jesu Christi.)

„Sehen Sie jene Maschine, die über den Schienenweg eilt, eine Reihe Wagen nach sich ziehend? Was die Maschine treibt, ist der Dampf, der in einen Kessel eingeschlossen nach außen dringt. Wenn aber die Kraft des eingepreßten Dampfes zu groß wird, was geschieht? Die Maschine fliegt in die Luft und die Reisenden kommen in Todesgefahr. Was hat man nun gethan, ein solches Unglück zu verhüten? Man hat an dem Dampfkessel das Sicherheitsventil angebracht; wenn der Maschinist bei Zeiten es öffnet, dann ist alles in Sicherheit, vergißt er es, so folgt die Katastrophe auf dem Fuße. Nun gut, unser Herz ist auch eine solche Maschine, die unter dem Doppeldruck des Schmerzes und der Gewissensbisse sich befindet. Die Beicht ist das Sicherheitsventil, wenn wir dasselbe bei Zeiten öffnen, ist keine Gefahr“. (Pred. über die Beicht.)

„Heutzutage eifert man gegen die christliche Hoffnung. Man nennt sie einen Traum der Mönche, einen Mysticismus der Klöster. Was wollen denn diese, die dem Himmel den Krieg erklärt haben? Haben sie denn nie in ihrem Leben Schmerz erduldet? haben sie nie geweint? haben sie also nie die Unzulänglichkeit menschlicher Trostmittel erfahren? Finden sie etwa, es sei nicht genug, daß wir diese verfluchte Erde mit unserem Schweiß, mit unseren Thränen netzen, wir sollen auch noch unsere Hoffnung aufgeben? Wie, es soll also dem armen Gefangenen nicht mehr gestattet sein, in seinem traurigen Kerker, worin er langsam dahinsiecht, ein wenig aufzustehen,

seine Ketten zu schütteln, die Stirne auf das kalte Gitter zu drücken, einmal gen Himmel zu blicken und ein wenig frische Luft zu schöpfen, die seiner kranken Brust so wohl thut?" (Predigt über die Hoffnung.)

„Wie oft, wenn wir bei Sonnenuntergang auf einem Hügel saßen und das herrliche Schauspiel bewunderten, das sich unserm entzückten Auge bot, wie oft fühlten wir nicht da unsere Seele zum Himmel erheben? Wie oft beschlich uns in dieser Stunde eine Traurigkeit, eine Melancholie, für welche wir vergeblich den Grund in unsern Herzen suchten, so daß wir uns fragten: was bist du denn traurig? was fehlt dir denn? Meine Seele, du schaust nach der Wolke, die droben vorüberzieht; was willst du von ihr? Du verfolgst das Wasser, das hinabrinnt, was willst du von ihm? Und Ihre Seele gab Ihnen zur Antwort: mir fehlt Gott!" (Predigt über den Zweck des menschlichen Lebens.)

Diese wenigen Proben werden genügen, um jeden Zweifel zu bannen, ob Agostino ein Redner und der oratorischen Form mächtig sei. Man begrüßt es lebhaft, daß auch in Stil und Sprache der gewöhnliche Kanzelton durch einen originellen und frischen Klang ersetzt ist; die Monotonie und Isotonie ist ohnedem eine so große Gefahr für Ausgestaltung und Erfolg unserer Predigt. Nach dieser Seite erkennt man alsbald eine nahe Verwandtschaft Agostinos mit den französischen Conferenzrednern der neueren Zeit. Gleich ihnen wählt er für seine Darstellung die höhere Stimmung und lebhafteres Colorit, aber er unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von ihnen, daß er kein Freund der bloßen Phrase ist, welche in Frankreich auch auf der Kanzel eine so große Rolle spielt; die einzige leere Phrase, die sich bei ihm findet, im Protoevangelium sehe man „die ganze Anatomie der Erlösung," dürfte wohl auf ein Mißverständniß des Stenographen zurückzuführen sein. Er predigt auch nicht Philosophie oder natürliche Ethik oder Socialpolitik, sondern die Lehre Jesu Christi und der Kirche; wenn er philosophische und ethische Themate behandelt, so geschieht dies doch immer in bestimmtester Hinbeziehung auf katholisches Dogma und

katholische Moral und in der ausgesprochenen Absicht, durch natürliche Gründe und Erkenntnisse der übernatürlichen Wahrheit Weg und Eingang zu schaffen. Tragen seine Vorträge nach Inhalt und Ziel sonach ganz den Predigtcharakter an sich, nur nicht gerade den populären, so geht dagegen ein anderes, der Predigt wesentliches Element ihnen fast ganz ab. Davon muß nothwendig noch gesprochen werden.

Nein, P. Agostino kann nicht in die erste Reihe der christlichen Prediger gestellt werden, schon aus dem Grunde nicht, weil seine Predigt der heiligen Schrift fremd und kühl gegenüber steht. Das ist wenigstens der Eindruck, welchen die Lektüre nach den beiden Uebersetzungen zurückläßt. Nicht das tadeln wir, daß er in gewissen apologetisch-philosophischen Vorträgen biblische Citate und biblische Beweismittel außer Verwendung läßt; das ist durch die Art dieser Predigten und durch die Methode des philosophischen Beweises gefordert. Auch das meinen wir nicht, daß er nicht regelmäßig seiner Predigt einen Schrifttext vorausschickt; die außergewöhnliche Form konnte hier eine Abweichung von der homiletischen Sitte motiviren, die ja auch recht äußerlich befolgt werden kann und dann noch gar nichts leistet für Herstellung warmer Lebensbeziehungen zwischen Predigt und heiliger Schrift. Endlich ist es auch nicht nur eine Vermehrung der Citate, was wir gewünscht hätten; das wäre Agostino ein Leichtes gewesen, aber sichtlich widerstrebt ihm ein bloß äußerlicher Gebrauch der Concordanz. Was wir in hohem Grad bedauern, ist, daß er offenbar schon in seinen Studienjahren nicht richtig in die heilige Schrift eingeführt wurde, daß dieser große Mangel nicht durch späteres Studium ausgeglichen ward, daß bei den emsigen Vorstudien für seine Predigten die hl. Schrift wieder nicht an der rechten Stelle auf seinem Pult lag. So ward sie ihm nie innerlich zu eigen und er vermag nicht aus ihren Tiefen zu schöpfen; was er Biblisches in seine Predigten einfließen läßt, das sind zum größten Theil nur abgeleitete Wasser kümmerlicher und schwächlicher, halb und ganz falscher Citate; am Born hat er nie eigentlich

getrunken noch seine Predigt getränkt; zum Quell selbst ist er nicht gekommen, zu jenem Quell, aus welchem Poesie und Wahrheit, Lieblichkeit und Erhabenheit, Anmuth und Kraft, süßer Trost und schauriger Ernst zugleich fließt, zu jenem Quell, aus welchem die Kirchenväter und Lehrer der Kirche sich groß und stark tranken, dessen lebendige Wasser ihre Predigten mit Silberadern durchziehen und das Menschenwort mit dem Gotteswort unlöslich vermischen. An dieser geringen Vertrautheit mit der heiligen Schrift krankt seine ganze Predigt, kranken insbesondere die Argumentationen gegen jene Gegner, die sich auf die Schrift berufen und aus ihr zu widerlegen sind. Wäre er einmal näher mit ihr bekannt geworden, er hätte sie nicht mehr aus der Hand gelegt; als Redner von Gottes Gnaden hätte er alsbald den ihm congenialen Zug, das wahrhaft oratorische Pneuma dieses Buches erkannt und er hätte aus ihm erst ein noch viel höheres Chrisma, eine noch ganz andere Majestät der Darstellung, noch viel höheren Schwung der Gedanken gewonnen. Wir hoffen zu Gott, daß er den Weg in dieses Reich Gottes in der Literatur noch finden und eines Tages aus diesem Reich wieder auf die Kanzel kommen wird; dann wird man staunen darüber, daß er in kurzer Zeit dem Ideal des christlichen Predigers soviel näher gekommen.

Doch wir müssen uns anschicken, Abschied zu nehmen von unserm Prediger, den wir bewundern lernten, dem wir aber auch mit aller Offenheit sagten, was wir an ihm vermissen. Eines nur muß noch hervorgehoben werden, was wichtig ist, um ihn ganz zu verstehen und um den enthusiastischen Beifall zu begreifen, den das italienische Volk ihm spendete. Mit fast allen großen Predigern seiner Nation, namentlich mit Savonarola theilt er eine glühende, fast zur Leidenschaft gewordene V a t e r l a n d s l i e b e; ihr dankt er hauptsächlich auch seinen Erfolg, sie erschloß ihm von Anfang an das italienische Herz. Sein Patriotismus flammt oft herein in seine Predigt; aber damit ist noch viel zu wenig gesagt: in seiner Beredsamkeit, in seiner ganzen Wirksamkeit

lodert der Seeleneifer und der Patriotismus in Eine Flamme zusammen. Das ist die große Idee und Mission seines Lebens: seinem Italien, das er liebt wie seine Braut, Gottes Heil und die Gnaden und Güter seiner katholischen Religion zu sichern. Wie oft fängt in seinen Predigten die patriotische Saite zu tönen an; seine Zuhörer mögen sich nicht wundern, sagt er in der Predigt über das Vaterland, wenn von der Höhe der Kanzel aus das Wort Vaterland an ihr Ohr schlage; das Wort sei vielfach mißbraucht worden, aber gesprochen unter der geheiligten Wölbung des Gotteshauses, vor dem Altar und Crucifix, sei es gereinigt und habe es seine ursprüngliche Würde wieder erhalten, jenen Adel, fügt er mit etwas kühner Berufung auf die heilige Schrift an, den der heilige Paulus geltend machte, als er gegenüber dem heidnischen Proconsul sich auf die Rechte berief, die er als römischer Bürger besaß. So verdient er sich, unter ausdrücklicher Verwahrung, als wolle er irgend Politik treiben auf der Kanzel, das Recht, an heiliger Stätte das Wort Vaterland auszusprechen, „diese Idee, die an der Wiege eines jeden Volkes steht, diese hehre, verehrungswürdige Idee, die überall von den glühendsten Sympathien umgeben ist und überall zu den größten Opfern befähigt hat, dieses unsterbliche Gefühl, das nicht von Menschen gelehrt, sondern von der Natur selbst ins Herz gegraben ist.“ Und wie liebt er sein Vaterland, sein Italien! Mit welchem Stolz spricht er von dessen Kunstschätzen, von seiner Malerei und Musik; mit welch inniger Herzenstheilnahme, mit welcher Bewunderung von den damaligen Kämpfen Italiens in fremdem Welttheil! Es ist ein großes, wahrlich nicht allzu bescheidenes Wort, wenn er die Stellung Italiens im Kreise der Nationen so bezeichnet: „unser Italien hat immer in Bezug auf Wissenschaft, Kunst und Heiligkeit die erste Stelle eingenommen.“ Doch hat ihn seine Liebe nicht blind gemacht. Er kennt die tiefen Wunden und Krankheiten seines Vaterlandes. Im Ton des Propheten weist er auf dieselben hin. „Wir leben, beginnt er die Predigt über den Triumph der Kirche, in

einer sonderbaren schmerzenreichen Zeit. Alles ist in Verirrung, alles in Frage gestellt. Wir sind von einander geschieden in der Politik, jeder hat sein Banner; geschieden in der Literatur, jeder hat seine Schule; geschieden in Erziehung und Unterricht, jeder hat sein eigenes System. Es ist eine Zersplitterung aller Kräfte mitten in einer Sündfluth absurder Lehren, verwerflicher Ideen, frecher Utopien, in einer Sündfluth von Verbrechen, Uebeln, Züchtigungen, deren Wasser wachsen, immer höher steigen und bald die höchsten Gipfel bedecken werden. Wo eine Zufluchtsstätte, wo festen Boden finden? Sind wir vielleicht auf dem Gipfel der Wissenschaft sicher? O seit Langem bedecken Atheismus und Materialismus diese Höhen und bei ihnen findet man kein Heil. Gibt die Politik Halt? Große Formeln, vornehme Ideen entstanden in der Mitte der Völker, allein die Gottlosigkeit ertränkte sie. Gewiß hat die moderne Gesellschaft schöne Erfindungen, wunderbare Entdeckungen aufzuweisen, allein die Sündfluth des Irrthums bedeckte den Gipfel des Ruhmes." „Heute," klagt er, „steht der Atheismus vor uns, schamlos und offen. Er versteckt sich nicht mehr unter dem Mantel eines philosophischen rationalistischen Systems, er tritt öffentlich in der gesetzgebenden Versammlung auf, in der Presse, im Theater und bald wird er auch in die Familie eindringen und Platz nehmen am häuslichen Herd." Da stellt er sich beklommen die Frage, ob Italien seinen Ruhm werde bewahren können, wenn es ein Opfer des Materialismus und Atheismus wird, und er prophezeit für diesen Fall ein finis Italiae!

Wenn man Sätze liest, wie den folgenden: „die menschliche Gesellschaft, wir mögen sie betrachten von oben oder von unten, von rechts oder links, vom politischen oder religiösen Gesichtspunkt, ist so tief ins Verderben gesunken, daß sie kaum tiefer sinken kann," — so möchte man geneigt sein, Agostino für einen Pessimisten zu halten. Doch ist er Pessimist nur, wenn sein Blick oder Wort auf pessima fällt. Agostino liebt, darum hofft er; die Liebe ist ja nie ganz

pessimistisch. Seine letzte Mahnung lautet immer: „Bewahret die Hoffnung, bewahret immer das Vertrauen; hoffen und beten, beten und hoffen, aber das genügt nicht, wir müssen auch arbeiten.“ Er hofft, und das sind seine seligsten Augenblicke und die schönsten Lichtbilder in seinen Predigten, wenn er von der Regeneration seines Vaterlandes, von der Wiedervereinigung von Theologie und Philosophie, von Wissen und Glauben, von Vaterland und Religion träumt. „O welch' schöner Tag wäre es, an welchem jedes Mißverständniß schwinden, an welchem Vaterland und Religion in herzlicher Umarmung sich verbinden würden! Welch' schöner Tag wäre der, an welchem die moderne Wissenschaft und der Glaube in Verbindung mit einander treten wollten, an welchem Glück und Friede ohne Entzweiung und ohne Kampf auf Erden herrschen würden!“ Er hofft, daß man bald den im fremden Welttheil Gefallenen ein Denkmal errichten wird: „Die Liebe wird dieses Denkmal meißeln, die dankbare Treue wird einen Kranz und mit dem Kranz eine Thräne und ein Gebet auf demselben niederlegen; Italien wird alsdann mit Stolz dieses Denkmal den Fremden zeigen und sprechen: sehet, wie meine Söhne zu sterben wissen; und zu seinen Kindern wird es sagen: sehet den Heldenmuth eurer Brüder; und dann wird die Religion an die Seite des Vaterlandes treten mit den Worten: O Italien, wo wird die Tapferkeit, wo der Heldenmuth deiner Söhne sein, wenn sie einmal die materialistischen Lehren eingesogen haben? Dann, ich bin dessen gewiß, wird das Vaterland der Religion die Hand reichen, und gemeinsam werden sie jene verderbliche Lehre zurückweisen.“

Agostino's Beredsamkeit und ihre Erfolge sind ein neuer Beweis dafür, welche nicht zu unterschätzende natürliche Hilfskräfte für den Prediger im Patriotismus liegen, und welche Garantien der Popularität und des nachhaltigen Eindrucks. Deßwegen sind so unheilvoll alle Zustände, welche zu Collisionen zwischen Vaterlandsliebe und Religion, zwischen Liebe zur Kirche und Liebe zum Vaterland führen. Auch

Agostino haben derartige Collisionen einen tragischen Abschluß seiner ruhmreichen, diesjährigen Thätigkeit in Rom bereitet. Als er zum letztenmale auf der Kanzel zu San Carlo stand und übervollen Herzens sich von seinen Zuhörern verabschiedete, als er den Segen Gottes über sie herabrief, da konnte er seines Vaterlandes nicht vergessen. Nachdem er gebetet für den hl. Vater, rief er aus: „Segne auch unser Vaterland, o Herr! Mein Herz zieht sich zusammen bei diesem Worte, die Thränen treten mir in die Augen. O Jesus, es ist ein Land, das wir lieben, das wir retten möchten. Bewahre es vor Zwietracht, vor Parteispaltungen; bewahre es vor seinen Feinden, damit es immer würdig bleibe seiner Erinnerungen und seiner Größe. Mit dem Vaterland segne denjenigen, der durch sein hohes Amt dasselbe führen soll auf dem Weg der Ehre und des Ruhmes; und mit ihm segne jene, welche ihm in der Regierung des Landes beistehen; erleuchte sie und mache ihnen begreiflich, daß ohne Glaube, ohne Religion das Vaterland weder groß noch glücklich sein kann."

Wir erinnern uns aus den Zeitungen, welches Aufsehen diese Worte hervorriefen. Von den Einen mißbraucht und mißdeutet, von den Anderen mißbilligt und verargt, wurden sie zu Mißklängen und diese Dissonanzen begleiteten den Pater aus Rom in seine stille Zelle. Das ganze Weh seines tief unglücklichen Vaterlandes wird durch diese Dissonanzen ihm auf's neue zum Bewußtsein gebracht worden sein.

Möge er es noch erleben, daß bessere Zeiten für sein schönes Italien anbrechen und der Glanz des Friedens wieder aufleuchtet. Möge er noch lange zum Segen desselben wirken können, und möge, wenn er wieder auftritt, sein Wort nicht gealtert sein, sondern sich verjüngt und neugekräftigt haben in jener Einsamkeit, die voll ist von Gott, an den Wassern der ewigen Weisheit, die in der heiligen Schrift fließen!

Tübingen. Prof. Keppler.

V.

Weltausstellung und Weltpolitik.

Aus Paris.

Auf die erste Nachricht von dem Thronsturz in Brasilien sagte eine Berliner Zeitung, derselbe sei eine unmittelbare Wirkung der Pariser Weltausstellung. Ein Pariser Blatt („Figaro") erzählte seinerseits, daß die Fahnen der neuen Republik in Paris angefertigt worden seien während der Weltausstellung, welche so viele Besucher aus Brasilien und Südamerika angezogen hatte. Die in Paris lebenden Brasilier feierten sofort ein Freudenfest, als sie die Einsetzung der Republik erfuhren, und sandten eine Beglückwünschung an die neue Regierung. Ein bonapartistischer Schriftsteller führte im „Matin" (26. November) aus: „Diese so schnell und unbehindert ausgeführte Revolution ist für die Fürsten eine schlimmere Warnung als das memento mori der Trappisten. Man mag sagen, Brasilien sei zu weit von Europa, um auf dasselbe rückzuwirken, die europäischen Monarchien durch ihr Alter und das enge Band mit dem Volke in ganz anderer Lage als die gestern gegründeten fremden Reiche. Dies sind armselige Beweisgründe. Die Völker sind überall dieselben und lassen sich durch dieselben Kräfte bewegen." Das Blatt fährt fort:

„Der Fürst Bismarck bethätigte eine sehr beschränkte politische Fähigkeit und eine sehr kurzsichtige Weisheit, als er seinem Botschafter in Frankreich (Graf Arnim) anempfahl, die Republik zu begünstigen, weil dieselbe uns zur Isolirung verurtheile. Ja, die Republik trennte uns von den Mächten und erlaubt dem Kanzler, Bündnisse gegen uns zu schließen. Aber derselbe bedachte nicht, daß die Republik ihrerseits Deutschland erobern könnte. Graecia capta ferum victorem fecit . . . .

Die Deutschen sind aus demselben Holze wie wir, und sie sind weniger als wir geneigt, sich lange mit leerem Ruhme abspeisen zu lassen. Er hat nicht vorausgesehen, daß Frankreich, trotz der Republik, sich aufrichten und vor den Augen der Völker wiederum groß, reich, mächtig, bewundert und um so schöner dastehen werde, je tiefer es gedemüthigt worden, und daß der Republik darob alle Ehre und Verdienst zugeschrieben werden würde. Der große Kanzler hat nicht vorausgesehen, daß die Weltausstellung die Völker im Entzücken vor uns liegend sehen würde, und daß dieses Entzücken dem Ansehen der Könige gewaltigen Abbruch thun werde. Wenn man mir sagt, unsere Ausstellung habe den Umsturz in Brasilien hervorgerufen, erhebe ich keine Einwendung. Seit den großen Kriegen der Republik und des Kaiserreiches ist diese Weltausstellung der wirksamste Aufruf zur Revolution gewesen. Tausende und Abertausende fremder Besucher sind, geblendet und erschüttert, als Republikaner oder baldige Republikaner heimgegangen. Sie haben nicht gewahrt, daß dieser blendende Prunk viel Elend verhüllt; daß die Dinge, welche sie bewunderten, dem französischen Genie zu verdanken sind und die Republik keinen Theil an der Schaffung der Wunderdinge hat. Sie haben Frankreich nach seinem Firmenschild beurtheilt, und dieser Firmenschild ist die Republik.“

Alles das ist nur zu wahr. Die Völker sahen, daß die Republik allein diese wundervolle Weltausstellung veranstaltet hatte, während die monarchischen Staaten nichts dergleichen leisteten, sogar die Pariser Ausstellung zu hintertreiben suchten. In den Augen der Völker hat die Republik das unberechenbare Verdienst, ihnen etwas Anderes, Angenehmeres, Unterhaltenderes und Belehrenderes geboten zu haben, als alltäglich sich wiederholende Truppenschauen und Paraden mit ihrem Gefolge von erschreckend anwachsenden Lasten. Die Militärausgaben schwellen jährlich um Hunderte von Millionen an, alle nur irgendwie brauchbaren Männer bis zum 45. Jahr werden eingereiht. Und trotzdem genügt es immer noch nicht, jedes Jahr bringt neue Zumuthungen an das Mark des Volkes. Seitdem der Staat, trotz seiner Millionen Soldaten, nichteinmal mehr die paar hundert Priester in den Reihen der Armeen vermissen will, mußte das Volk den ganzen Ernst, die

entsetzliche Furchtbarkeit der europäischen Lage begreifen. Von Seite seiner Regierungen sieht und hört es nichts mehr als von neuen Truppenbildungen und Manövern, neuen Waffen und Uniformen, Kasernen und Festungen, strategischen Eisenbahnen, Fabriken und Lagerhäusern für Heerbedarf, und zu all Dem muß es die Leute und die Millionen beschaffen.

Aber in Frankreich ist es ja ganz ebenso? Freilich, auch Frankreich opfert dem Kriegsgötzen in ausschweifendster Weise, so sehr als irgend eine Monarchie, weil es muß. Aber das Heer ist trotzdem nicht die ausschließliche Beschäftigung und Sorge der Regierenden; Truppenschau, Exercierplatz, Uniformen und Feldübungen füllen nicht ausschließlich das Tagesprogramm aus. Frankreich bietet gleichzeitig eine Fülle von Werken der Kunst und Literatur. Die Geistesrichtung, welche sich darin kundgibt, ist mehr zu tadeln als zu loben. Aber das Ausland bietet ungleich weniger, und darum liegt es, auch Deutschland mit Berlin an der Spitze nicht ausgenommen, noch immer im Banne des von Paris ausgehenden Zaubers. Auf allen Bühnen Europas werden fast nur französische Stücke gespielt. Und da soll bei den Völkern nicht der Wunsch rege werden, einmal dem Alp zu entrinnen, um etwas Anderes zu sehen, als Uniformen und Waffen? Der Druck des eisernen Panzers, die durch das Waffengeklirr geschaffene Oede und Langeweile sind es, welche den Erfolg der Pariser Weltausstellung mitbewirkt haben. Die Offiziere und Commandeure mögen das militärische Schauspiel jedem andern vorziehen; die Völker aber, die Bürger, verlangen nach anderm. Ein Volks- und Völkerschauspiel, wie die Pariser-Weltausstellung, ist ihnen hundertmal anziehender als die glänzendste Heerschau. Wenn diese Weltausstellung eine lebendige Predigt für die Republik gewesen ist, so war es, weil man ihr nichts Ebenbürtiges gegenüber zu stellen hatte.

Es hat auch in Deutschland nicht an Leuten gefehlt, welche begriffen, daß dieser Pariser Predigt nicht durch Verbot der Betheiligung an der Weltausstellung begegnet werden könne; die Regierungen anderer Länder hatten auch keine Ursache, ihren Staatsangehörigen die Betheiligung zu verbieten, auf welche sie selber verzichtet hatten. Freilich waren jene Einsichtigen keine herrschgewaltigen Staatsmänner. In Berlin hatte sich (1885 oder 86) aus angesehenen Geschäftsleuten und unter

Betheiligung der Stadtbehörden ein Ausschuß gebildet, dem auch große Betriebsinhaber außerhalb der Hauptstadt angehörten, und in mehreren Städten waren geschäftliche Vereine und Handelskammern für eine Weltausstellung in Berlin eingetreten. Die Pläne waren ausgearbeitet, die Presse unterstützte das Unternehmen und die Vertretung der Stadt Berlin hatte schon vier Millionen dazu bewilligt, während durch Zeichnungen weitere Millionen zugesichert waren oder sofort geleistet worden wären, wenn die Reichsregierung einmal ihre Zustimmung gegeben haben würde. Die öffentliche Meinung war überwiegend günstig, man erwartete allgemein, daß es dießmal gehen werde. Aber der Bundesrath, d. h. der Reichskanzler, lehnte kurzerhand ab, das Reich habe keine Mittel zu solcher Veranstaltung, deren Zweck und Nutzen fraglich erscheine. Das Reich hätte nämlich vier Millionen zuschießen sollen.

Ganz gewiß ist aber, daß, wenn 1887 oder 1888 eine Weltausstellung in Berlin veranstaltet worden wäre, sich alle Staaten als solche daran betheiligt haben würden. Die Betheiligung und der Besuch bei der Pariser Ausstellung wären dadurch, wenn nicht abgewendet, wenigstens auf ein bescheidenes Maß beschränkt worden. Daß man in Deutschland auch eine großartige und anziehende Weltausstellung zu Stande zu bringen vermöchte, beweisen die zahlreichen und schönen Ausstellungen, welche seit fünfzehn Jahren fast in allen größeren Städten, besonders München, Nürnberg, Düsseldorf, mit Aufwendung geringer Mittel, stattgefunden haben. In Berlin war 1879 eine Ausstellung veranstaltet, welche in doppelter Hinsicht den großartigsten Erfolg erzielte. Obwohl nur auf den Berliner Gewerbefleiß beschränkt und in kurzer Zeitfrist eingerichtet, war diese Ausstellung so bedeutend und prächtig, daß sie einen sehr zahlreichen Besuch anzog. Auch das Ausland war vertreten, obwohl im Jahre vorher eine sehr großartige Weltausstellnng in Paris stattgefunden hatte. Dabei wurde ein Ueberschuß von 500,000 Mark erzielt. Noch wichtiger aber ist, daß mit dieser beschränkten örtlichen Ausstellung ein großer Aufschwung für die Berliner Gewerbthätigkeit begann. Mehrere Gewerbzweige sind durch dieselbe in Berlin eingebürgert worden, das Kunsthandwerk hat sich in einer Weise entwickelt, die man in der nüchternen protestantischen Stadt für unmöglich gehalten hätte.

Mit Einem Wort, Berlin hat den größten Nutzen aus seiner 1879er Ausstellung gezogen.

Schon 1878 war die Weltausstellung zu Paris vorwiegend aus politischen Gründen veranstaltet worden. Das Volk sollte Vertrauen zur Republik fassen, das Ausland von dem neuen Aufschwung Frankreichs seit seiner Niederlage überzeugt werden. Ueberdieß sollte auch das Ausland veranlaßt werden, Geld, viel Geld zu bringen, und so den Parisern Gelegenheit zu guten Einnahmen bieten. Das Volk sollte wirthschaftlich und politisch, besonders auch in seinem Nationalstolze befriedigt und so für die Republik gewonnen werden. Dieß gelang in ausnehmendem Maße. Die 1878er Ausstellung war so glänzend und großartig, daß allgemein gesagt wurde, sie wiege Sedan auf. Der ganze Erfolg kam der Republik zu Gute, so zwar, daß 1881 die Nichtrepublikaner keine zwei Millionen Stimmen mehr aufbrachten und kaum neunzig Sitze in der Kammer zu behaupten vermochten. Ebenso durchschlagend war der Erfolg der Republikaner bei den Wahlen zu den Generalräthen (Vertretungen der Departemente); die Conservativen verloren die Mehrheit in mehr als sechszig dieser Versammlungen, und besassen sie schließlich nur noch in zehn.

Die Nachwirkung der 1878er Weltausstellung verlor sich allmählig, so daß 1885 die Conservativen wiederum ganz ungeahnte Erfolge erringen konnten, und nur um einige hunderttausend Stimmen hinter den Republikanern zurückblieben. Seitdem hatte sich die Stimmung noch sehr verschlimmert. Aber noch mehr als die Unklugheit der Conservativen, daß sie Alles auf die Karte Boulanger setzten, hat die Weltausstellung mit allen den Festen der Hundertjahrfeier zu dem dießmaligen Wahlsieg der Republikaner beigetragen. Die Conservativen sind durch den Eiffelthurm erdrückt worden, sagte sehr richtig einer der gewiegtesten Pariser Tagesschriftsteller. Die Weltausstellung war ein riesiges Feenstück, welches Alles berückte, bezauberte, die Sinne gefangen nahm. Das Märchen aus Tausend und Eine Nacht wirkte noch mehr auf die Einheimischen als auf die Fremden. Den Franzosen gewährte es eine ungewöhnliche Befriedigung, ließ sie daher ihre Klagen und Beschwerden vergessen.

Die 1889er Weltausstellung war weit mehr noch, als jene

von 1878, eine Ausgleichung für Sedan. Sie war ein Sieg, wenigstens ein Erfolg über das monarchische Europa. Die Regierungen blieben derselben fern, aber die Völker kamen und die Weltausstellung war um so großartiger. Während des Sommers 1889 „schlug das Herz der Völker nicht in Berlin, nicht in Friedrichsruhe, nicht bei den Besuchen der Kaiser und Könige, sondern in Paris.“ So schrieben die Pariser Blätter nicht ganz ohne Berechtigung. Die 1878er Weltausstellung war ein Erfolg, die 1889er ein Triumph, eine Ausstrahlung republikanischen Geistes, wie man sie nicht blendender erwarten konnte. Was vermochten dagegen die Nichtbetheiligung, alle Verbote der Regierungen? Es waren Ruthen, mit denen man den Strom zurückpeitschen wollte. Die Republik ist um Riesenschritte vorwärts gekommen, und Ein Thron ist schon gefallen.

In Spanien wie in Portugal scheint die Wirkung nicht lange ausbleiben zu sollen. In Madrid und andern Städten der Halbinsel sind republikanische Vereine offen mit Beglückwünschungen der brasilischen Republikaner hervorgetreten. In beiden Ländern hat die Loge Alles durchfressen und zersetzt. In Spanien insbesondere scheint das Heer den Hauptzweck zu haben, treulosen Generalen als Werkzeug zu Revolutionen zu dienen. Republikanische Vereine und freimaurerische Geheimbünde bedecken das Land, zahlreiche Blätter und Schriften treten für die Republik ein. In Portugal bestehen 97 republikanische Vereine mit 17 bis 18,000 thätigen Mitgliedern, 12 republikanische Zeitungen, darunter der „Seculo“, eines der einflußreichsten Blätter des Landes; in der Kammer sitzen zwei Republikaner. Auch die Socialisten besitzen zwei Blätter, die kleinen Geschäftsleute und Ladeninhaber, die meisten Kaufgehülfen, wenn auch nur der kleinere Theil der Arbeiter, zu Lissabon sind Republikaner. Noch bedenklicher aber ist, daß viele, besonders junge Offiziere Republikaner sind. An der Kriegsschule zu Lissabon bekleidet einer der hervorragendsten Republikaner (Oberst Elias Garcia) eine Lehrstelle.

Das Unglück beider Länder ist ihre Abhängigkeit von Frankreich und England, welche von jeher alle Umsturzbestrebungen daselbst gefördert haben. Es ist das Werk Frankreichs, daß die Bourbonen unrechtmäßig den spanischen Thron bestiegen und dann, als der Schwamm darübergegangen war, eine

Durchbrechung der Erbfolge eingetreten ist. Frankreich und England haben auch dazu beigetragen, daß in Portugal ebenfalls die rechtmäßige Thronfolge durchbrochen wurde. Die Throne beider Länder stehen daher von vornherein auf unsicherm Boden. Nur eine längere Entwickelung, unter der Regierung thatkräftiger Fürsten, vermöchte die Schäden zu heilen. Aber fast gerade das Gegentheil ist der Fall. Der mißbrauchte, von Grund aus verdorbene Parlamentarismus beherrscht Alles, sogar den Thron. Auch selbst ohne den fortwährend thätigen Einfluß und das Beispiel Frankreichs sind daher beide iberische Throne in beständig wachsender Gefahr.

Es kann hier nicht genug darauf hingewiesen werden, daß die lateinischen Völker geistig und politisch viel abhängiger von Frankreich sind, als man in Deutschland zu wissen scheint. Diese Länder, Mexiko und Südamerika mit inbegriffen, beziehen nicht nur ihre Kunst uud Literatur, sondern auch ihre politischen Gedanken und Gebilde von Paris. Hier erscheinen ein Dutzend Blätter ausschließlich für das lateinische Amerika, hier besteht ein franko-amerikanischer Bund zur Verbreitung französischen Einflusses. Die dortigen Blätter erhalten ihre europäischen Nachrichten und das politische Urtheil nur über Paris. In den spanischen und portugiesischen und auch in italienischen Blättern werden z. B. die Namen deutscher Zeitungen nur in französischer Uebersetzung gegeben. Die Pariser Berichterstatter schöpfen ihre Nachrichten und Ansichten über Deutschland meist aus einer von der französischen Regierung abhängigen Quelle, der Agence-Havas. Seit dem Frankfurter Frieden war eine Wendung zum Bessern eingetreten. Französische und italienische Blätter schickten Berichterstatter nach Berlin; aber die preußische Polizei wies die meisten derselben aus, zur Strafe für Bismarckbeleidigung und ähnliche Staatsverbrechen. Der Zuzug hörte natürlich auf, und die Romanen fahren fort, ihre Ansichten über Deutschland von Paris zu beziehen.

Die Weltausstellung war auch ein Triumph für die anderen Republiken. Die Schweiz war großartig vertreten, und selbst das winzige San Marino hatte einen großen Saal prachtvoll mit seinen Erzeugnissen und einer sehr schönen Nachbildung seines Gebietes ausgestattet. Die amerikanischen Republiken zeichneten sich ganz besonders aus. Die Vereinigten Staaten und Argentinien hatten sogar je 30 Mann ihrer Soldaten ge-

schickt, die dem Präsidenten Frankreichs bei der Eröffnung ihre [illegible] erwiesen. Jede der südamerikanischen Republiken hatte sich auf dem Marsfelde einen prächtigen Palast in eigenthümlichem Style errichtet. Derjenige Mexiko's und derjenige Argentiniens zeichneten sich ganz besonders durch Größe und Schönheit aus, so daß die Rede davon ist, den letzteren zu erhalten. Auch die südafrikanische Republik (Transvaal) fehlte nicht. Diese Republiken stellten nicht blos ihre Erzeugnisse aus, sondern suchten auch durch Karten, Risse und Pläne ein anschauliches Bild ihrer Entwickelung und ihrer Fortschritte zu geben. Manches mag dabei gefärbt gewesen sein, aber die Thatsache ist nicht zu läugnen, daß auch die spanisch-amerikanischen Republiken, trotz aller von den Vereinigten Staaten aus bei ihnen geschürten Beunruhigungen, im Aufschwung begriffen sind. Dank der Entwickelung der Dampfschiffahrt sind sie Europa näher gerückt, und erhalten starken Zuzug aus den romanischen Ländern. Argentinien allein wird in diesem Jahre die Zahl von 200,000 Einwanderern erreichen. Von den anderen Republiken zählt Uruguay die meisten Einwanderer. Selbstverständlich bleibt dies nicht ohne Rückwirkung auf die Mutterländer. Kehren doch namentlich viele Italiener wiederum in die alte Heimat zurück.

Die überseeischen Republiken haben auch ungemein viele Besucher zur Weltausstellung geschickt, die Vereinigten Staaten allein an 125,000, die Weltausstellung ward zu einem Fest der Republiken, zu dem das monarchische Europa die Bewunderer stellte. Die Preisvertheilung an die Aussteller war eines der großartigsten Schauspiele, die man sich denken kann; 25,000 Personen waren im Gewerbepalast vereinigt, wo ein Festzug an dem Präsidenten vorbeizog, in welchem alle Länder durch Gruppen in ihrer heimischen Tracht, mit Fahnen und Emblemen vertreten waren. Von den zahlreichen Festen zu berichten, ist kaum möglich. Aber hervorgehoben muß doch werden, daß 157 internationale Congresse in Paris tagten und fast alle feierlich, namentlich im Rathhaus, bewirthet wurden, dabei stets der Ruhm der Republik erschallte. Daß die geheimen Gesellschaften, die Logen, welche ja alle republikanisch sind, dabei ihre Rechnung gefunden und eine Rolle gespielt haben, ist selbstverständlich.

So erklärt sich die republikanische Richtung und Stärkung,

welche von der Pariser Weltausstellung ausgegangen ist. Die Völker haben dieselbe um so bereitwilliger auf sich wirken lassen, als dieselbe einen durchaus friedlichen Charakter trug. Sie wurde von den Völkern als eine greifbarere Friedensbürgschaft aufgenommen, als alle Versicherungen von Fürsten und Staatsmännern, welche daneben mit dem Säbel rasseln. Die Weltausstellung war eben eine wirkliche Friedensthat, und nichts ist beweiskräftiger als Thaten.

Die Schwächen und Gebrechen der französischen Republik sind in diesen Blättern seit Jahren eingehender dargelegt worden, als in irgend einer deutschen Zeitschrift. Aber diese Schwächen verhindern durchaus nicht, daß die republikanische Strahlung auch auf Deutschland zu wirken vermag. Oder sollte es ohne Anklang bleiben, daß in Frankreich Kaufgehülfen, unbeschäftigte Aerzte und Anwälte, Schiffbrüchige aller Art zu Präsidenten der Republik, Ministern und hohen Staatsbeamten werden und dabei Reichthümer erwerben? Hat nicht Deutschland ein noch zahlreicheres gelehrtes Proletariat und zahlreichere Schiffbrüchige aller Art als Frankreich? Das riesige Anwachsen der Socialdemokratie, welche durch alle Gegenmaßnahmen der Regierungen nur gefördert zu sein scheint, könnte zu denken geben. Und glauben etwa die großen Staatsmänner, daß es ohne Wirkung bleibt, wenn selbst die Zeitungen, deren sie sich als Sprachrohr bedienen, unablässig und begeistert das Lob der französischen Republik singen? Sind es nicht diese Blätter, welche, trotz allen gegen Frankreich zur Schau getragenen Hasses, unaufhörlich und in geradezu leidenschaftlicher Weise alle kirchenfeindlichen Maßnahmen der Republik vertheidigen, deren Entchristlichung der Schule und aller öffentlichen Einrichtungen als das Ziel hinstellen, auf welches auch Deutschland und Oesterreich hinstreben müssen? Wenn man Frankreich in so vielen wichtigen Fragen als Muster hinstellt, kann es nicht fehlen, daß das Volk sich dasselbe auch wirklich zum Muster nimmt. Die Republik wird dem Volke als die Fahnenträgerin alles Fortschrittes hingestellt, und sie bethätigt ihre Führerrolle durch eine Alle blendende That, indem sie, zum zweitenmale, eine zauberhafte Weltausstellung veranstaltet — während sich die mächtigsten monarchischen Reiche dazu unfähig erwiesen.

Sofort nach Schluß der Pariser Weltausstellung erschienen

in mehreren der Reichsregierung nahestehenden Blättern Briefe und Artikel, welche in Anbetracht der großen wirthschaftlichen Vortheile, die Veranstaltung einer Weltausstellung in Berlin lebhaft befürworteten. Es wurde gesagt, daß wenigstens einer dieser Briefe auf Veranlassung oder Wunsch des Hofes veröffentlicht worden sei. Wenn dem so sein sollte, so würde es ein Beweis von weiterm Blick an höchster Stelle sein. Es gebührt der, nein, es ist eine Pflicht der mächtigsten Monarchie, auch auf dem Gebiete friedlicher Strebungen den Republiken die Stange zu halten. Die Nachwirkung der Pariser Weltausstellung wird um so stärker sein, wenn dies nicht geschieht. Frankreich aber wird in acht bis zehn Jahren unbedingt eine weitere Weltausstellung veranstalten, wenn ihm nicht zuvorgekommen wird. Es muß dies thun, sowohl aus Gründen der innern als der äußern Politik. Deshalb bleiben auch die hauptsächlichsten Gebäude der Exposition stehen.

Aber wir werden darum noch keine Weltausstellung in Berlin sehen, da dieselben Ursachen der Verhinderung dort fortwirken und bestehen bleiben. Das Socialisten- und andere Ausnahmegesetze wären gegenüber dem durch die Weltausstellung hervorgerufenen Verkehr kaum zu handhaben. Diese Ausnahmezustände, wie sie in keinem andern Lande bestehen, würden nur zu unliebsamen Vergleichen herausfordern. In Frankreich, auf welches der Vergleich zuerst verfiele, vollste Freiheit, namentlich auch eine Preßfreiheit, welche selbst die schlimmsten Ausschreitungen ungeahndet läßt; in Deutschland aber Ausnahmegesetze und die augenfälligste Polizeimacht. Deutschland kann sich sehen lassen, und alle Fremden, selbst Franzosen, welche dasselbe besuchen, zollen seinen Vorzügen volle Anerkennung; die deutsche Polizei und deshalb auch vielfach die deutsche Regierung flößen wenig Zuneigung ein.

VI.

Brück's Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts.

Zweiter Band. [1])

Dem ersten Bande dieses verdienstvollen Werkes, den wir früher hier (Bd. 101 S. 59 ff.) zur Anzeige brachten, ist der zweite Band eher als man erwarten durfte, gefolgt. Von dem seltenen Reichthum des Materials, welches über die Zeit vom Abschluß der Concordate zwischen dem Apostolischen Stuhl und den verschiedenen Staatsregierungen Deutschlands bis zur großen Versammlung deutscher Bischöfe zu Würzburg im März 1848 erschienen, empfängt man einen Begriff durch einen Blick in das am Schluß beigegebene Verzeichniß der Literatur. Viele hier in Behandlung kommende Fragen haben in den letzten Jahrzehnten eine neue Beleuchtung erhalten durch Veröffentlichung von Memoiren, Biographien hervorragender Persönlichkeiten, Tagebüchern und Einzeldarstellungen. Aus diesen heben wir hervor die Sammlung der Papiere des Fürsten Metternich, die Biographien der Cardinäle Geissel und Rauscher, sowie die diplomatische Correspondenz des ersteren mit König Ludwig I. von Bayern und der apostolischen Nuntiatur in München, die Biographien und Briefe von Bunsen, Bischof Laurent und Joseph von Görres, sowie die Autobiographie des apostasirten Fürstbischofs Sedlnitzky von Breslau. Von Einzeldarstellungen sind zu nennen die bedeutende Schrift Brücks über die Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz, die Arbeiten von Mejer, Friedberg und Maurenbrecher und endlich die Tagebücher des Fürstbischofs von Ermland Prinzen Joseph von Hohenzollern. Leider belehrt uns eine Prüfung des In=

1) Geschichte der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert. Zweiter Band. Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland vom Abschluß der Concordate bis zur Bischofsversammlung in Würzburg im März 1848. Von Dr. Heinrich Brück, Professor der Theologie am bischöflichen Seminar in Mainz. Mainz, Fr. Kirchheim 1889. XVII und 592 S.

verzeichnisses, daß quellenmäßige Lebensbeschreibungen der Cardinäle Reisach und Diepenbrock, welche an der Förderung des kirchlichen Bewußtseins in Deutschland erheblichen Antheil ern, bis zur Stunde fehlen. Endlich sind ehrenvoll zu erwähnen die monumentalen Sammelwerke, welche der Bischof Roskovány zu Neutra in Ungarn über Cölibat und Brevier, die gemischten Ehen und den Primat des Papstes herausgegeben hat.

Dieses weitschichtige Material hat der Verfasser in gewohnter Weise gesichtet und zu einem kunstvollen Bilde geformt, welches eine durchaus klare Uebersicht über die Entwicklung der deutschen Kirche von 1815 bis 1848 gewährt. Mit seinem eigenen Urtheile sparsam, war er stets darauf bedacht, „officielle Aktenstücke und andere wichtige Dokumente aus dieser Zeit, welche mir zugänglich waren, zu verwerthen, und zur Grundlage meiner Arbeit zu machen, zugleich aber auch die damaligen und späteren einschlägigen Schriften zu Rathe zu ziehen, die von den Vertheidigern wie von den Gegnern der katholischen Kirche vorgetragenen Ansichten auf ihren wahren Werth zu prüfen, die Gründe für und gegen genau abzuwägen, um auf diese Weise ein der Wirklichkeit getreu entsprechendes Bild der kirchlichen Verhältnisse zu entwerfen" (S. VII). Diesem Programm ist der Verfasser durchaus treu geblieben. Auch da, wo es galt, unkirchliche oder minderkirchliche Richtungen zu tadeln, läßt er die Vertreter derselben zu Wort kommen. Das oberste Princip, nach dem er die mannigfachen Erscheinungen auf kirchenpolitischem Gebiet, welche die gänzliche Bevormundung der Kirche durch den Staat anstrebten, beurtheilt, ist die brüderliche Eintracht zwischen Staat und Kirche, jenes einheitliche Zusammengehen, ohne welches der Bürger wie der Christ unberechenbaren Schaden nehmen müssen. Wo immer ferner die Beurtheilung theologischer Richtungen ihm obliegt, ist der Verfasser gegen die betreffenden Personen selbst von wohlthuender Milde, den Einflüssen, welche Bildungsgang und Erziehung auf den Theologen ausüben, weiß er billigerweise Rechnung zu tragen. Um so genauer erscheint die Prüfung, welcher er Systeme und Bestrebungen unterwirft, die entweder das katholische Dogma auflösen, oder die Liturgie der Kirche antasten, oder der Freiheit der Kirche zu nahe treten. Seine Sprache ist edel, der Stil klar, die Anordnung des Stoffes

klar und übersichtlich. Ein genaues Register erleichtert den Gebrauch des mit den denkwürdigsten Ereignissen dieser Periode der deutschen Kirchengeschichte befaßten Buches. Nachdem der unterdessen zum Domherrn an der Kathedrale in Mainz verdienter Weise beförderte Autor mit dem ersten Bande bereits einen durchschlagenden Erfolg erzielt, wird die neue Abtheilung dieser Geschichte der Kirche im 19. Jahrhundert mit ihrer Fülle belehrender Mittheilungen in nicht minder weitere Leserkreise dringen.

Die inhaltschwere Arbeit zerfällt in fünf Abschnitte mit der Ueberschrift: 1. die Concordate, 2. die Ausführung der Concordate, 3. die gemischten Ehen, 4. die philosophischen und theologischen Studien und 5. das kirchliche Leben. Mit sehr gemischten Gefühlen begleitet der Leser den Verfasser. Zum Theil sind es düstere Zeiten, die wir durchwandern, und wir sind Zeugen, wie nicht allein Staatsmänner, vom Geiste des Josephinismus und der falschen Aufklärung erfüllt, sondern auch Diener und Kinder der Kirche ihre Hand boten, um die Freiheit der Braut Christi anzutasten, ihre Lehre zu entstellen oder ihr Leben zu verfälschen. Auf der andern Seite treten uns aber auch wahre Lichtgestalten auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens entgegen: Bischöfe, welche an die treuesten Vertheidiger der Kirche wider feindliche Bevormundung erinnern, Theologen, welche, an die Meister der Vorzeit anknüpfend, die unter dem Einfluß der neueren Philosophie zu Stande gekommenen Systeme von Hermes und Günther in ihren zersetzenden Einflüssen offenlegten, und fromme Laien, denen es gelang, die zerstreuten Bestrebungen christlicher Charitas zu sammeln und zu frommen Vereinen für Missionen und Armenpflege auszubilden.

Der erste Abschnitt zeichnet ein treues Bild der Verhandlungen Roms mit Bayern, Preußen, Hannover und den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz. Diese Unterhandlungen waren, wie der Minister von Altenstein in seiner Denkschrift an Friedrich Wilhelm III. bemerkte, „nicht Gnade, sondern Regentenpflicht" (S. 7), insofern die deutschen Fürsten in der Säcularisation mit der Uebernahme der Güter der Kirche auch die Pflicht der Organisation und Ausstattung der neuen Sprengel empfangen hatten. Aus den Verhandlungen über das bayerische Concordat heben wir namentlich hervor das Referat des Oberkirchenraths von Holler, welches die damals in den

höheren Kreisen über die Kirche maßgebenden erschütternden Ansichten kundgibt, sowie die treffende Bemerkung über den Gesandten Häffelin, der fälschlich beschuldigt wird, die Rechte der Krone gegenüber dem hl. Stuhl geopfert zu haben. „Häffelin nahm, seinem Charakter entsprechend, ganz den Standpunkt seiner Regierung dem hl. Stuhl gegenüber ein und von besonderen Concessionen an das Oberhaupt der katholischen Kirche war der bayerische Hofbischof nicht minder weit entfernt wie das Ministerium in München“ (S. 24).

Neben Bayern nimmt die sehr gründliche Darlegung der preußischen Verhandlungen unser besonderes Interesse in Anspruch. Der König, der Staatskanzler, die Minister kamen in dem Gedanken überein, daß ein Abkommen mit Rom zur Regelung der Verhältnisse der katholischen Kirche zu treffen sei. Indeß über die Ausführung dieses Planes gingen die Ansichten sehr weit auseinander. Zwei volle Jahre befand sich der Gesandte in Rom und noch immer mangelte es an den erforderlichen Instruktionen. Endlich trafen diese 1820 ein und gewährten Niebuhr die nöthige Unterlage zur Führung der Verhandlungen, die ihm aber zu seinem Leidwesen durch den Staatskanzler Hardenberg, welcher 1821 persönlich in Rom erschien, entwunden und dann mit Consalvi zum Abschluß gebracht wurden. Höchst beachtenswerth ist die Denkschrift, die Niebuhr am 15. Oktober 1819 aus Rom dem Ministerium des Aeußern zusandte. Sie verbreitet sich über die Grundsätze, die ihm für den Abschluß der neuen Convention maßgebend erschienen, und erörtert mit Klarheit eine Reihe von Punkten, die, wie die Befreiung der Theologen vom aktiven Kriegsdienste, eben in der Gegenwart von höchstem Interesse sind. Ueber die Verhandlungen selbst erhalten wir eingehende Mittheilungen, welche geeignet sind die Natur solcher Concessionen zu beleuchten, die nach dem Stil der Curie in die Bulle De salute animarum selbst keine Aufnahme finden konnten (S. 73).

Ueber eine Conferenz, an welcher Consalvi, der Staatskanzler und Niebuhr 1821 in Rom sich betheiligten, meldete Niebuhr an Stein: „Es war eine vollkommene und sehr anmuthige Farce; aber das Ziel ist erreicht“ (S. 70). Wie man denn überhaupt dem Staatssekretär großes Entgegenkommen gegenüber den Regierungen vorwarf. In England und Irland ertönten Klagen solcher Art noch lauter als in Deutschland.

Indeß mit Unrecht. Der Cardinal, der in Rom von der Pik
an gedient hatte, war im kanonischen Recht bewandert, wi
wenige seiner Zeitgenossen. Das hat der hannover'sche Ge
sandte von Ompteda erfahren durch die berühmte Antwor
vom 2. September 1817, in welcher Consalvi die Note de
Gesandten und seiner Regierung einer genaueren Besprechun
unterzieht. Und noch lesenswerther ist die Esposizione de
sentimenti di Sua Santità, wozu die Forderungen der süd
deutschen Pragmatiker Veranlassung boten (S. 107).

Für die Kapitel „Ausführung der Concordate" verweise
wir den Leser auf das inhaltreiche Buch selbst. Im Vorder
grunde stehen hier Bayern und Baden. Eine Oase in der vom
Staatskirchenthum förmlich umklammerten oberrheinischen Kirchen
provinz bildete das kleine Fulda, wo Bischof und Domkapite
1830 energisch die Rechte der Kirche wahrten, sich auf dies
Weise, der Natur der Dinge gemäß, selbst die Achtung des
Landesherrn und der Ständeversammlung errangen, so daß es
1855 sich rühmen konnte, längst zu besitzen, was Mainz und
andere Sprengel damals erst anstrebten (S. 201. 207).

Bei dem Abschnitt über Mischehen wird Bunsen auf Grund
seiner eigenen Mittheilungen und öffentlichen Urkunden in seiner
Thätigkeit beim hl. Stuhl geschildert. Die Kritik fällt gänzlich
zu seinen Ungunsten aus. Auch über die verhängnißvolle Theil
nahme des erzbischöflichen Sekretärs Nikolaus München in Köln
an der Erklärung des Breves vom 25. März 1830 wird ge
handelt und die Convention zwischen Bunsen und Erzbischof
Spiegel mitgetheilt (S. 283). Ebenso bedeutend waren die
Streitigkeiten in Sachen der Mischehen in Bayern und Ungarn.
In allen Fällen ging der Papst bis zur äußersten Grenze, in
dem er im Nothfalle die passive Assistenz selbst bei verweigerter
katholischer Kindererziehung erlaubte. Bei all diesen Kämpfen
drängt sich dem Leser wieder und wieder der Spruch auf:
Magna est veritas et praevalebit. Mit der Wahrheit und
Gerechtigkeit der kirchlichen Forderungen markten und feilschen
mag augenblickliche Vortheile gewähren. Aber man verfällt der
Verachtung des Gegners, und muß schließlich dennoch, will
man sich nicht mit Schande vor Mit- und Nachwelt bedecken,
der Wahrheit Zeugniß ablegen.

Mit einem Anflug von Wehmuth verfolgt man an der
Hand des gelehrten Verfassers den hochinteressanten Abschnitt

über die philosophischen und theologischen Studien. Was damals in Baden geleistet worden, übersteigt alle Begriffe. Ganz neu ist die Mittheilung des Befehles, welchen Gregor XVI. dem Staatssekretär ertheilte, um beim Großherzog von Baden die Entlassung des Professors Amann in Freiburg zu verlangen. Von diesem Manne bemerkt Brück: „Hofrath Amann, Professor des Kirchenrechts, früher bayerischer Kreisrichter, ein Laie, welcher die Kirche gänzlich dem Staate unterordnete und seine Vorträge mit Ausfällen gegen die Hierarchie, den Cölibat und andere ehrwürdige Einrichtungen der katholischen Kirche würzte" (S. 430). Die theologischen Richtungen in Tübingen, Breslau und Bonn empfangen eingehende Würdigung. Ein besonderes Kapitel, welches Georg Hermes und den Hermesianern gewidmet ist, bringt diesen Abschnitt zum Schluß.

Zu den anziehendsten Partien gehört unstreitig der fünfte Abschnitt: „Das religiöse Leben." Wir empfangen ein Bild von der Klosteragitation in Bayern, den Bemühungen zur vermeintlichen Verbesserung der Liturgie in Württemberg und Baden, der Wallfahrt nach Trier, dem Ronge-Skandal und den reformsüchtigen Geistlichen in Breslau. Die letzteren erscheinen als ein abschreckendes Geschlecht, dem Friedrich Wilhelm III. seine Unzufriedenheit zu erkennen gab. Wenn die Kirche in Schlesien in unserem Jahrhundert empfindliche Verluste zu beklagen hat — sie wurden ihr vielfach von ihren eigenen Kindern beigebracht.

Den versöhnenden Abschluß des langjährigen Kampfes der Kirche um ihre Freiheit und Selbständigkeit bildet das Aufleuchten einer besseren Zeit, zu deren Beschleunigung so viele treffliche Oberhirten in Deutschland sich thätig erwiesen. Ihren Ausdruck gewannen die auf Hebung des kirchlichen Lebens gerichteten Bestrebungen dieser Männer in den Volksmissionen, Priesterexercitien und Bestrebungen der christlichen Charitas — Bestrebungen, die damals erst in schwachen Keimen hervortraten und nur mühevoll erhalten werden konnten wider die Angriffe von Doktrinären, die alles Leben der Nation in das Gebiet der staatlichen Gesellschaft bannen möchten.

General Schneider von Arno.[1])

Ein Kind des Schwarzwaldes wurde Karl Schneider 1737 zu Neustadt als Sohn eines Fürstenbergischen Amtmanns geboren. Von dem Gymnasium zu Donaueschingen bezog er 1791 die Universität von Salzburg. Der Drang nach dem Kriegsleben faßte ihn hier im Jahre 1793 so gewaltig, daß er über die Grenze floh und sich für ein Schweizer Regiment im Dienste Piemonts anwerben ließ. Die neuen Rekruten, meist Deserteure und Abenteurer, wurden nach Piemont transportirt. „Vorne und rückwärts — so schildert Schneider diesen Zug aus der Werbezeit — marschirten die von großen Fanghunden begleiteten Führer. Wer nur die leiseste Miene machte, aus Reih und Glied zu treten, wurde wie das liebe Vieh durch die Bullenbeißer gehetzt.“ In dem Jägercorps des Obersten Colli wurde er bald Lieutenant und kämpfte als solcher mit großer Tapferkeit gegen die Franzosen. Da er nach dem Frieden von 1796 nicht wie andere seiner Kameraden den Franzosen dienen wollte, blieb ihm nichts anderes übrig als unter Mühsalen aller Art über den St. Gotthard nach Hause zu wandern. Ermattet, erschöpft und kümmerlich gekleidet, klopfte der Flüchtling eines Abends am Hause seiner Eltern in Donaueschingen an. Als guter Schwarzwälder ein treuer Anhänger des Kaiserhauses schloß er sich dann, sobald sich die Gelegenheit bot, im Jahre 1797 als Volontär den österreichischen Truppen an.

In einem späteren Berichte an den Hofkriegsrath schreibt Schneider: „Liebe zu dem Monarchen und zu der gerechten Sache, nebst der Begierde, mein Vaterland und meine Familie, die durch die französischen Einfälle soviel gelitten hatten, zu rächen, ließ mich nicht ruhen, und ich ging am 25. März 1797 als Cadet in das kaiserliche Freicorps ‚Grün-Laudon‘“. Ungefähr drei Wochen nach seinem Eintritt beförderte ihn Erzherzog Karl zum Offizier. Im Jahr 1799 stand er unter Klenau am Po und hier war es, wo er das erste seiner Bravourstücke ausführte, bei denen er großen persönlichen Muth bis zur Tollkühnheit an den Tag legte. Am hellen Tage nahm

---

1) Aus Oesterreich von José Baronin Schneider-Arno. Biographie meines Großvaters des Karl Freiherrn Schneider von Arno Feldmarschall-Lieutenant † 1846 Wien. Seidel 1889. Die zweite Hälfte dieses Buches enthält Gedichte der Verfasserin.

unter dem fortwährenden feindlichen Feuer eine französische Schaluppe von sechs Kanonen weg. Die tapfern Oesterreicher ruderten an die Schaluppe heran, erstiegen einer auf des andern Schulter das feindliche Fahrzeug, der erste auf dem Verdeck war Schneider. Er riß die feindliche Flagge herab und schwenkte sie grüßend gegen den am linken Ufer stehenden General Klenau, indeß die feindlichen Kugeln vom rechten Po-Ufer ihn umsausten.

Als im Toskanischen ein Aufstand gegen die französische Herrschaft losbrach, an dessen Spitze sich Arezzo stellte, wünschte die provisorische Regierung in Arezzo einen kaiserlichen Offizier zum Commandanten ihrer Truppen zu erhalten. General Klenau schlug Schneider vor, der denn auch vom Feldzeugmeister Kray bestätigt wurde. Eine Reise von acht Tagen stets mitten durch die Franzosen brachte den kühnen Offizier am 16. Juni 1799 nach Arezzo. Mit Jubel wurde er dort empfangen, aber es war so gut wie Alles zu organisiren. Bald sammelte er 12,000 Mann und rückte vor Siena, welches im ersten Sturme genommen wurde, ebenso eroberte er Florenz. Als General der Aretiner hielt er dort einen feierlichen Einzug. „Der General der Aretiner — heißt es in einem Berichte des Kriegsministeriums — hatte in einem kurzen Zeitraum von 4 Monaten 6 Städte und Festungen erobert, mehr denn 45,000 Mann befehligt, hievon 4000 vollständig neu bekleidet und bewaffnet, 1200 Mann Cavallerie vollständig beritten gemacht und eine Anzahl Geschütze mobilisirt".

Nach Entlassung der Insurrektionsarmee erhielt Schneider den Auftrag, den Landsturm im Breisgau zu organisiren. Als gefeierter Held zog er nun wieder in die Heimath. Sein Aufruf an die Schwarzwälder hatte einen so glänzenden Erfolg, daß er bald 3000 Reiter mustern konnte. In dem Feldzuge von 1805 hatte er bei dem Rückzug des Erzherzogs Johann die rechte Flanke zu decken, und hier gelang es ihm, einen Artilleriepark von 52 Kanonen zu retten. Im Jahre 1806 wurde Schneider zum Major befördert, zwei Jahre später durch die Verleihung des Maria Theresien-Ordens ausgezeichnet, dem dann im Jahre 1810 die statutengemäße Erhebung in den Freiherrnstand unter dem Titel Schneider von Arno folgte. In der Schlacht von Aspern verdiente er sich die Beförderung zum Oberstlieutenant. Vor Dresden zeichnete sich der Oberst wieder durch ein Bravourstück aus, indem er mit einem Jägerbataillon eine Redoute von sechs Geschützen im ersten Anlauf nahm, und dieselbe, trotzdem er gleich Anfangs durch eine Kartätschenkugel schwer am Oberschenkel verwundet wurde, drei Stunden lang hielt. Seine spätere Thätigkeit als Oberst der Kaiserjäger und das weitere Avancement müssen wir hier übergehen. Schneider starb als Feldmarschall-Lieutenant im Jahre 1846.

Von dem originellen Charakter des Schwarzwälder Generals werden manche Anekdoten erzählt. Als er einmal den Befehl erhalten, ins Feld zu ziehen, fuhr er mit seinen beiden jüngsten Söhnen, die kaum der Kindheit entwachsen, zum Kaiser Franz, bei dem er in hoher Gunst stand: „Majeschtät, ich muß in den Krieg; ich bitte Eure Majeschtät, für meine Bube' zu sorge!“ Dann verneigte er sich und ging, trotz des Rufens des Kaisers, auf und davon, die Knaben beim Kaiser zurücklassend. Später, als er in Wien beim Hofkriegsrath arbeitete, wollte er einmal die Botokuden im Kaisergarten sehen, der für Fremde abgeschlossen. Beim Eintritt in den Garten sah er einen alten Mann, der über ein Beet gebückt, Blumen abschnitt. Er trat auf ihn zu, klopfte ihn auf die Schulter und drückte ihm einen Zwanziger in die Hand: „Herr Gärtner, Er wird mich wohl die Botokude' anschaue lasse.“ Der Gärtner drehte sich um, und wer beschreibt den Schrecken Schneiders, als er den Kaiser Franz erkannte. Der Kaiser lachte: „Den Zwanziger, lieber Schneider, geb' ich Ihnen nit mehr zurück, 's ist das erste Geld, das ich einnehm'“.

Diese und manche andere Züge aus dem Leben des tapfern Generals hat seine Enkelin mit kindlicher Pietät in recht interessanter Weise erzählt. Wenn einmal ein Schwarzwälder ein Album berühmter Schwarzwälder anlegt, darf er den wackern Schneider nicht vergessen.

Danksagung.

Zu meinem 70. Geburtstage sind mir über alle Erwartung zahlreiche Erweise freundlicher Erinnerung zugekommen. Ich hätte wirklich nicht gedacht, daß ich noch so viel werth seyn sollte, und es wäre mein sehnlicher Wunsch, jede Adresse mit eigenhändiger Erstattung meines herzlichen Dankes erwidern zu können. Aber Kraft und Zeit reichen hiezu nicht aus. So muß ich um gütige Nachsicht bitten, und meine alten Tage, solange es Gott gefällt, auf diesem Wege der Fortdauer freundlicher Erinnerung empfehlen.

Schloß Trausnitz, Sylvesterabend 1889.

Ergebenst

Jos. Edmund Joerg.



VIII.

Neue Bilder aus den Alpenländern.

1. Aus Tirol.

IV.

So tritt vor dem Fremdling, wenn er Tirol durchwandert, alsbald der Unterschied, ja Gegensatz zwischen Nord- und Südtirol hervor. Aber auch in diesen beiden Hauptgebieten, die das Land umfaßt, zeigt sich eine überraschende Mannigfaltigkeit. Der erste Eindruck zwar, wenn wir in Nordtirol durch die Thäler gehen, ist so ziemlich derselbe; rechts und links steigen mehr oder weniger hohe Berge auf, das Thal ist bald breiter, bald enger, der Bach, der es gebildet und durchströmt, fließt bald ruhiger in seinem Rinnsal dahin, bald stürzt er wild und reißend hinab. Doch wie verschieden ist nicht der Charakter dieser Thäler, jetzt lieblich und anmuthig, jetzt von überwältigender Größe; dort erblickst du fette, blumige Wiesen, Mais, Korn und reiche Frucht, anderswo ist es eng, steinig, verheert und von Muhrtänen überschüttet. Rechts und links sind an den sonnigen Halden des Unterinnthales, Brixenthals, Wippthals behaglich hingelagert die Wohnungen, aus Holz erbaut, große und kleine mit weit vorspringenden Dächern, deren oberste Balken häufig in phantastisch geformte Pferdeköpfe auslaufen, mit zierlich geschnitzten Umgängen, glänzend weiß angestrichen; sinnige Sprüche zieren sie, mit frommen Heiligen-

bildern sind sie bemalt. Und selbst hoch im Gebirge nicken von den säuberlich gescheuerten Fenstern dickbuschige, dunkelrothe Nelken herab, prangen Rosen und Geranien zwischen üppigem Rosmarin; denn „nackte Fenster sind schiech“, sagte mir da eine Bauersfrau, als ich ihre Blumen bewunderte, mit denen alle Fenster des Hauses bestellt waren. Anderswo wie im obern Vinschgau, im hohen Oberinnthal sind die Häuser von Stein und eng zusammengedrängt, kaum unterscheiden sie sich von den nahen Felsen, die sie täglich bedrohen; kleiner, dürftiger, ohne Schmuck erzählen sie uns von der harten Noth ihrer Bewohner, die vielfach ihr Brod in der Fremde suchen müssen. Nicht über den grünen Anger sind sie ausgestreut, sondern nahe aneinander gerückt, denn das Thal ist eng und bietet an fruchtbarem Erdreich wenig.

Auch in der Bevölkerung tritt der Unterschied auffallend uns entgegen, wenn du das Achenthal, das Zillerthal durchwanderst oder an der Rosanna, der Drau, der Sill, den Eisack entlang gehst; eine mehr als tausendjährige Geschichte hat die Stammeseigenthümlichkeit nicht verwischen können. Da ist der lebensfrohe, von ausgiebiger Speise genährte Unterinnthaler, der mit seinem bajuwarischen Rundschädel seine Verwandtschaft mit den Brüdern an der Donau nicht verläugnen kann; da ist der mehr weltgewandte Zillerthaler, unter denen Manche mit der alten, längst vergessenen Naivität des Aelplers vor dem Fremden sich einführen und schier daran sind, ihr Land zu einer Theaterbühne zu machen, auf der sie gegen gute Bezahlung figuriren. Da ist der verständige, klug in die Welt hinausschauende Oberinnthaler, dessen Sprache an das Schwäbische anklingt. Mit saurem Schweiß und selbst mit Lebensgefahr muß er seine steilen, unfruchtbaren Grundstücke bebauen; Kartoffel, Milch, schweres schwarzes Brod, wozu ein Gerstenmuß kommt, bildet seine Nahrung. Da ist das Wippthal mit dem einst goldreichen Sterzing (Vipitenum); aber die Zeit hat ihm keine Rosen gebracht. Ueberschwemmun-

ge, Murbrüche und besonders die Eisenbahn haben seinen Wohlstand stark geschädigt. Güter, zu deren Fortschaffung einst Hunderte von Pferden nothwendig waren, führt diese jetzt wie im Fluge vorüber, und die vielen Gasthäuser, die heute noch an der Straße stehen, sagen uns, daß die vielen Fuhrleute, die hier vorüberzogen, nicht allein ihre Pferde zur Tränke führten, sondern auch den eigenen Durst dabei nicht vergaßen und für ihre Leibesnothdurft sattsam gesorgt hatten. Der Bergbau mit seiner einst reichen Ausbeute ist fast ganz dahin und von dem in Tirol sprichwörtlich gewordenen Uebermuthe der Knappen kann man nur noch in alten Büchern und Urkunden lesen. Dagegen für das Pusterthal, das längste Seitenthal Tirols, schien eine neue Zeit angebrochen zu sein, als die Eisenbahn es durchzog, sein Holzreichthum nun leichter von den Wälschen fortgebracht werden konnte, und auch der Zuzug von Touristen immer stärker wurde. Aber man hatte da des Guten zu viel gethan; die Säge der Spekulanten raffte den Schmuck der Berge, ihre Wälder, dahin, wie einst das Schwert des tapfern Bayernherzogs die Horden der heidnischen Wenden; immer kahler werden seine Gebirge, immer häufiger die Ueberschwemmungen, immer trostloser ragen die nackten Kalkfelsen empor. „Das Volk ist souverän“, sagt man und schreibt es in so vielen Büchern, „und darum soll es sich selbst regieren, und darum soll Jeder mit seinem Walde wirthschaften dürfen, wie er selbst es für das Beste hält“. Allerdings ist das Volk souverän, sagt in dieser Beziehung mit Recht Schopenhauer, aber „ein ewig unmündiger Souverän“, der daher unter bleibender Vormundschaft stehen muß, damit er nicht so leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, die man Volksfreunde heißt. Auch hat das unmündige Kind immer nur seinen nächsten Vortheil im Auge und denkt nicht an die Zukunft; darum thut ihm ein bischen Direktion und selbst Zwang recht noth, mag es auch darüber murren und klagen.

Schön ist es aber immer unten in der weiten Thalebene um Lienz, oder dort bei Bruneck, wo drei Thäler einmünden, schön in dem weiten Thale von Kufstein über Innsbruck hinaus nach der Martinswand, nur nicht, wenn der bayerische oder Scharnitzer Wind darüber hinbraust; schön in dem herrlich gelegenen Imst, dem romantischen Landeck mit der hochragenden Burg, die den Eingang zum Innthale wehrt, wo drei Thäler zusammenkommen und in der Vorzeit drei Volksstämme sich berührten; schön ist es, wenn wir im schattenkühlen Walde gehen und am tosenden Bach hinwandern, wo auf smaragdgrüner Fluth silberhelle „Katzerln" aufspringen.

Von den Hügeln herab winken hellleuchtend die Kirchen und Kirchlein mit ihren weißen Mauern, grünen und rothen Dächern und schlank aufragenden Thürmen, und die Kapellen auf steilem Fels wenden unsern Blick aus der Niederung zu den heiligen Höhen. Selbst hoch oben im dunklen Wald begegnen wir auf einmal einem Kirchlein; die Hirten haben es gebaut und alle Samstage brennt darin ein Licht, der Gebenedeiten zu Ehren.

Da droben an Berges Halde,
Auf moosigem Felsgestein,
Steht die Kapelle im Walde
Und schaut in das Land hinein.

Von armen Hirten gezimmert,
Trotzet sie Wetter und Wind,
So fromm das Lämpchen flimmert
Der Jungfrau und ihrem Kind.

Und Blumen und rothe Beeren
Sie welken nicht auf dem Altar,
Es bringen der Mutter zu Ehren
Die Hirten im Frühjahr sie dar.

Sie knieen auf thauiger Erde
Und flehen den Segen herab
Für sich und die weidende Heerde
Beim Steigen bergauf, thalab.

Und hat sich ein Lämmlein vergangen,
Sie klagens der Jungfrau nur,
Und gnädig hört sie ihr Bangen
Und führt zur verlornen Spur.

Die du in Tempeln thronest,
O himmlische Königin,
Bei armen Hirten auch wohnest
Als helfende Schützerin,

Begleite mit deinem Segen
Auch mich durch die weite Welt
Und führe auf gnädigen Wegen
Auch mich einst zum Himmelszelt.

Da stehen im ärmsten Dörfchen so rein gehaltene, sorgfältig gepflegte, würdig geschmückte Kirchen, viele sind mit alten und neuen Malereien geziert, welche Tiroler Meister um geringes Entgelt geschaffen haben. Da können wir unter dem rauhen Habit eines armen Franziskaners oder Kapuziners zu unserer Verwunderung einen hochgebildeten Naturforscher, Germanisten, Latinisten entdecken, der geachtet und im ganzen Lande verehrt, um Gottes Lohn eine Professur bekleidet. Da ist das Gasthaus, wenn wir nur ein wenig von der großen Heerstraße abbiegen, noch immer so wie vordem, mit seiner wohnlich getäfelten Stube, dem mächtigen Crucifix im Eck derselben und wir können, wenn der Abend dämmert, schon von der Straße aus das Rosenkranzgebet vernehmen, das die darinnen verrichten.

Bist du allein und fürchtest du lange Weile, so magst du auch bei dem Kaplan vorsprechen. Sein Häuschen ist klein, die Treppe zu seiner Wohnung fast lebensgefährlich; aber doch ist es schon von Außen einladend; an allen Fenstern stehen Blumen, und der Kirschbaum breitet seine Aeste wie zum Schutze über das Dach aus. Bist du oben bei ihm in der blank gescheuerten Stube, da wird es dir recht heimlich. Nicht immer siehst du da ein Sopha stehen, aber einen Schreibtisch und darüber eine kleine Handbibliothek, zuweilen ein Klavier oder eine Violine, auch Malutensilien, und in den Fensternischen einige Käfige, in denen eine Blauamsel oder ein Schwarzblättchen zwitschert. In dem Eck liegt sein treuer Begleiter auf den Gängen in die Berge, der Hund, aber nicht so groß und zottig wie jener im Gasthaus. Es braucht nun keiner langen Einleitung, um mit ihm ins Gespräch zu kommen; er ist, wie so viele seines Standes in Tirol, ein einfacher frommer, aber bei allem Ernst lebensfrischer Mann. Gerne erzählt er von seiner Kirche, wann sie erbaut ward, wie sie in neuester Zeit und durch wen „ausgemalen“ wurde, und wie mühselig es für ihn war, das Geld hiefür zu „derlottern“, da die Leute da

herum arm seien. Doch fügt er anerkennend bei, sie hätten fast über ihre Kräfte gegeben, denn eine schöne Kirche sei der Stolz des Tirolers. Darum hat er auch seinen Ministrantenknaben Filzschuhe gekauft, die zum Inventar der Sakristei gehören; an Festtagen, wenn der Teppich aufgelegt wird, der schweres Geld gekostet, müssen sie diese Filzschuhe anziehen, damit sie ihn mit ihren genagelten Schuhen nicht verderben.

Er selbst hat nur 300 Gulden Einkommen; der Wachtmeister der Gendarmerie, der hier mit drei Mann stationirt ist, bezieht mehr als das Doppelte, täglich zwei Gulden. Aber der arme Kaplan lebt, und sein Aussehen zeigt nicht auf Hunger und Noth. Wie er das nun zuwege bringt, das war sein Geheimniß, das er trotz meines vielfachen Fragens nicht offenbaren wollte, sondern, wie einst die Könige von Spanien die ihren, in der Tiefe seiner Brust beschlossen hielt. Etwas verrieth er sich doch, indem er von seinem Viehstand sprach; während Andere seines Standes nur eine Ziege ernähren können, kann er eine Kuh halten, der er eine beträchtliche Aufbesserung seines Einkommens verdankt. Indem ich diesen Mann so reden hörte, dachte ich an ein Wort von Renan: „Mariez le prétre“, spricht er in seinen „Souvenirs“, „et vous détruirez un des éléments les plus nécessaires, une des nuances les plus délicates de notre société.“ Der arme Kaplan ist ein Stück Poesie; gib ihm ein Weib und Kinder dazu, dann wohnen nur noch Noth und Sorge in seinem Hause.

Im weiteren Gespräche weiß er uns die Namen der Berge zu nennen, erzählt auch wohl die Geschichte der gebrochenen Burg, die drüben auf dem Bühel steht. Er selbst war vordem ein guter Schütze, aber nicht auf hölzerne Scheiben, wie er uns sagt, sondern auf lebendiges Gethier; was an Wild es gibt weitum, darüber kann er genau berichten. Auch jetzt ist er noch ein rüstiger Bergsteiger, kennt Wege und Stege, aber hüte dich, von ihm dich führen zu lassen.

Es fällt ihm gar nicht ein, daß du des Bergsteigens nicht gewöhnt bist; so geht er denn „stat“ voraus, ohne viel sich nach dir umzusehen, auf schmalem Baumstamm über den rauschenden Wildbach, und kann es gar nicht begreifen, daß du da nicht hinüberwillst, und wird fast ungehalten, daß du lieber einen weiten Umweg suchst, um ihn zu umgehen. Vielleicht begleitet er dich auf einen hohen Berg; mit einem Male stehst du mit ihm vor einem schmalen Steig; links der Abgrund, wo tief unten der Eisack wirbelt und rauscht, rechts eine steile, nackte Felswand. Du zagst, du zauderst, das begreift er nicht. Es ist „nur ein kleines Steigerl“, tröstet er dich, „und keine Gefahr, schauen's mit zwei Füßen kann man ja stehen; nur keinen Schwindel dürfen's haben, wissen's, nachher ist's gefehlt“. Und wie zum weiteren Trost erzählt er dir, daß Der und Jener schon hier abgefallen ist, und erst unlängst der Meßner vor Schrecken die Laterne in den Abgrund habe fallen lassen. Aber die Nacht bricht ein, zurückkehren ist nicht mehr möglich, du mußt hinüber; so gilt es denn, auf allen Vieren zu kriechen.

V.

Ich habe von dem Priester in Tirol gesprochen; ich mußte von ihm sprechen, wenn ich den Charakter des Tiroler Volkes schildern wollte. Denn mehr als irgendwo gehören hier beide zusammen, Priester und Volk, und gilt das Wort des Propheten: sicut populus, sic sacerdos. Der Priester ist aus dem Volke hervorgegangen, lebt mit dem Volke, arbeitet und duldet für das Volk.

Es soll ja nicht geläugnet werden: ein aristokratischer Mann schmückt den Bischofsstuhl, wenn alle übrigen Bedingungen vorhanden sind, wie dieß bei einem Schwarzenberg, Droste-Vischering, Riario Sforza, de Bonald der Fall war. Erziehung und Gesellschaft haben ihnen feinere Umgangsformen gegeben, durch ihre Geburt stehen sie mit den edlen und einflußreichen Geschlechtern des Landes in

mehr oder weniger enger Beziehung, wir erwarten von ihnen, daß sie mit dem Adel der Geburt Adel der Gesinnung verbinden, und auch das Volk gesteht ihnen, trotz aller demokratischen Gelüste der Gegenwart, einen gewissen Vorrang zu. Solchen Männern ziemt es ganz besonders, unbilligen Forderungen der Regierungen gegenüber die Antwort des hl. Basilius an den arianischen Kaiser zu wiederholen: Nondum in Episcopum incidisti. Clemens August von Köln hatte es gethan. Ebenso und vielleicht noch mehr ist der Name eines Gelehrten eine Zierde des bischöflichen Stuhles oder des Pfarrhauses. Auch er begründet Beziehungen in der Aristokratie des Geistes, zu den Männern der Wissenschaft, die seinem Amte zur Ehre und zum Segen gereichen, und er gibt seinem Träger eine Autorität, welche die Bedeutung seiner Predigt zwar nicht in ihrem innern Wesen erhöht — denn das Wort Gottes ist immer dasselbe, ob von Einfältigen im Geiste verkündet oder von Gelehrten — wohl aber in ihrer Bedeutung und Wirkung auf Gläubige wie Ungläubige. Denn diese, wie St. Bernhard einmal sagt, vermag er leichter zu widerlegen, jene aber werden erfreut, da sie sehen, auf welch starken und unerschütterlichen Grundlagen ihr Glaube ruht; so aber Einer von Zweifeln beunruhigt ist, findet er in ihr Lösung, Licht, Stärkung, Befestigung. Ein Petrus Lombardus auf dem bischöflichen Stuhle zu Paris, ein Albertus der Große auf dem von Regensburg, später ein Melchior Canus, ein Bossuet, ein Fenelon, ein Huet, ein Hosius und in neuerer und neuester Zeit Sailer in Regensburg, Rauscher in Wien, Hefele in Rottenburg, Greith in St. Gallen, Feßler in St. Pölten, Wiseman und Manning in London, Capecelatro in Capua, Cecconi in Florenz haben durch ihre persönlichen Verdienste ihrer Stellung einen neuen Glanz verliehen.

Dasselbe, was von der aristokratischen Geburt gesagt wurde, mag auch von den Söhnen höherer Beamten gelten; nur ist hier zu fürchten, daß gewisse Ansichten von der

Machtsphäre des Staates und seiner Stellung der Kirche gegenüber als Familientradition sich forterben, und daß namentlich bei Jenen, welche aus den niederen und niedersten Kategorien der Bediensteten hervorgegangen sind, ein bedenklicher Mangel an Selbständigkeit, dagegen viel Unterthänigkeit und Hofdienerschaft sich geltend macht.

Auch in Tirol hatte ich Gelegenheit, in dieser Beziehung Erfahrungen zu sammeln, und ich danke Gott, daß es der Bauernstand ist, welcher der Kirche seine meisten Diener gibt. „Unser Landvolk", sagt einmal Goethe und dieß gilt von Tirol ganz besonders, „hat sich in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange im Stande sein, uns vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Aber gehen Sie einmal in unsere großen Städte, und es wird Ihnen anders zu Muthe werden." Im alten Frankreich war es Brauch, jeden Adeligen und jeden Priester zu grüßen. Denn es galt der Satz: Im Adeligen ehrt man den König, im Priester Gott. In Bezug auf den letzteren gilt er noch in Tirol. In dem Sohne des Bauern, der in den Bergen auf seinem Hofe wohnt, erbt sich ein gewisses Freiheitsgefühl fort. Treu seiner Kirche, voll Ehrfurcht gegen den Priester, so lange dieser seine Pflicht würdig und gewissenhaft erfüllt, zeigt der Tiroler Bauer gerade keinen übergroßen Servilismus den „Herren" gegenüber, und er weiß jeder ungerechten Anforderung Rede zu stehen. Man schilt ihn deßwegen als hartnäckig und starrsinnig; daß diese Festigkeit im ererbten Glauben und in der alten Sitte Hand in Hand geht mit strenger Gewissenhaftigkeit und Christenpflicht, dafür hat Peter Maier, der Wirth von der Mahr, ein so erhabenes Beispiel gegeben. So oft ich von Brixen die Heerstraße nach Klausen hinabgehe, und zu meiner Rechten das mäßig große Haus mit breitem Thoreingange sehe, das er einst bewohnte, muß ich an diesen herrlichen Mann denken, diesen Mann von heroischer Tapferkeit, aber noch heroischer in der Tugend. Von den Franzosen gefangen, wurde er zum

Tode verurtheilt, weil er nach Verkündigung des Friedensschlusses zwischen Oesterreich und Frankreich die Waffen nicht niedergelegt, sondern mit Andreas Hofer fortgekämpft hatte. Der französische General wollte ihn retten; er solle nur aussagen, drang er in ihn, er habe von der Proklamation keine Kunde gehabt; nur dieses eine Wort kostete es ihn, und er war gerettet, Weib und Kindern blieb der Gatte und Vater erhalten. Doch ruhig und entschlossen antwortete der Wirth von der Mahr: „Ich will mein Leben nicht mit einer Lüge erkaufen". Schmerzlich bewegt mußte der General dem Befehl des Kaisers Napoleon Folge geben. Maier ward erschossen.

Und Sonntags, als die Beter der Gottesdienst vereint,
Da fielen am Platze sechs Schüsse, sie waren dem Maier gemeint,
Da sank zum Tod getroffen ein Heldenherz dahin,
Dem eitler Preis das Leben für eine Lüge schien.

Aus diesem Volke ist der Tiroler Klerus in seiner Mehrheit hervorgegangen, und wer es näher kennt, kennt auch seine unbeugsame Widerstandskraft, seinen starken Glauben, fest wie seine Berge, seine treue Anhänglichkeit an Kaiser und Reich. „Kaiserlich und katholisch, das ist tirolisch", so lautet sein Wahlspruch. Unter diesem Volke lebt der Priester, er kennt seine Sitten, seine Bedürfnisse, auch seine Schwächen. Es sieht ihn nicht bloß in der Kirche, es sieht ihn in seiner Mitte, wo er vielen ein Berather ist, mit allen Leid und Freud theilt. Und auch die Flinte, mit der er nicht ungeschickt umzugehen weiß, thut seinem Ansehen keinen Eintrag, gibt ihm vielmehr Gelegenheit, über Vielerlei mit den Jägern und Schützen in seiner Gemeinde sich zu unterhalten.

Der Tiroler Priester lebt für sein Volk. Es ist unglaublich, was das Volk hierzuland seinem Curaten zumuthet. Nicht weit von dem Innerweidhof bei Layen, wo man die Geburtsstätte Walthers gefunden zu haben glaubt, steht auf hohem Berge eine Kapelle; dorthin wallt der Prie-

her zu bestimmten Zeiten mit dem Volke, betend und die Monstranz in den Händen tragend. Oft ist solch ein Weg drei bis vier Stunden lang, und der Priester muß ihn gehen in nüchternem Zustand, weil erst oben die hl. Messe gelesen wird. Uns Flachländern dünkt dieß eine Sache der Unmöglichkeit, und es bedurfte der ernsten Versicherung meines geistlichen Begleiters, daß dem wirklich so sei. Freilich muß auch Mancher solchen Anstrengungen erliegen. Der Curat von St. Jakob, eine halbe Stunde vom Arlberg entfernt, erzählte mir, daß einer seiner Vorgänger, der eine Wallfahrt nach der St. Christophskapelle auf dem Gipfel dieses Berges führte, vom Schlage getroffen, todt niederstürzte. Ein Denkstein bezeichnet die Stätte seines plötzlichen Todes.

Die wissenschaftliche Bildung des Klerus konnte ich dießmal beobachten bei Gelegenheit einer Pastoralconferenz, die hierzuland öfter als anderswo abgehalten wird, und zu der man mich aufs freundlichste eingeladen hatte. Einundzwanzig Priester waren zugegen, trotz strömenden Regens und einiger nicht ungefährlicher Wege durch das Paznaunthal waren sie zusammengekommen, alte und junge. Der Dekan präsidirte, der es verstand, mit Klarheit, Sicherheit, Präcision das Ganze zu leiten. Die Vorträge erstreckten sich über drei Hauptthemate aus dem Gebiete der Moral und Pastoral, und wurden von bejahrten, in der Seelsorge ergrauten Männern gehalten, nach deren Beendigung jedesmal die Debatte eröffnet ward. Es zeigte sich viel Interesse für wissenschaftliche Fragen, und ich empfing den Eindruck, daß Jeder sich gründlich in denselben zu orientiren gesucht hatte.

VI.

Wenn man so durch die Tiroler Thäler wandert, die Etsch entlang bis nach Meran und Mals hinauf, oder am Eisack hin und über den Ritten hinüber nach Eppan, über die Seiser-Alpe nach Gröden, Enneberg und die Badia, bei

Untervintl nach Terenten hinauf und auf dem Mittelgebirge fort bis hinab ins Thal bei Bruneck, wo rechts die wundersam geformten Dolomiten purpurroth in der Abendsonne glühen, vorüber an den alten Schlössern von Welsberg und Toblach nach Ampezzo, wo so Vieles an Kaiser Max erinnert, wo die alten Kirchen stehen, die aus frühester Zeit stammen, oft noch mit halb verblichenen Fresken bemalt, und die romanischen Bildstöcke mit altehrwürdigen Schildereien in den drei rundbogigen Nischen, wenn ich von Hoheneppan oder von Schloß Tirol oder von jenem der Maultasch über das Land hinschaue, finde ich mich in eine eigenthümliche Stimmung versetzt. Es ist deutsches Volk, unter dem wir da leben, und doch ist die Umgebung, Himmel, Berge, Schlösser, Bäume uns so fremdartig. Mehr als beim Ausblick vom Campanile im Campo Santo zu Pisa oder von dem Asinelli zu Bologna fühle ich mich da in die Vergangenheit versetzt; uns ist's, als könnten wir den geschichtlichen Proceß mit den Augen verfolgen.

Zwei Völker, zwei Sprachen, zwei Civilisationen sind hier aufeinandergestoßen, Germanen und Romanen, und noch fluthen die Völkerwogen hinüber und herüber. Und wie hie und da aus den Wellen ein Eiland auftaucht, so finden wir romanische Sprachinseln mitten im germanischen Lande, germanische im romanischen. Zu letzteren gehört Luserna im Asticothale, und hoch oben im Nonsberg haben sich drei Gemeinden deutsch erhalten, Proveis, Laurein und Unsere liebe Frau im Walde, italienisch Senale. Der Curat von Proveis hat hier aus Almosen, die er mit unermüdeter Geduld gesammelt, eine herrliche Kirche erbaut und eine Spitzenklöppelei errichtet, wodurch dem armen Orte eine namhafte Erhöhung seines Nahrungsstandes zufließt. Als ihn einmal ein Freund fragte, wie er denn dieß Alles zu Stande gebracht habe, und doch fortwährend in tiefstem Frieden mit seiner Gemeinde lebe, gab er ihm zur Antwort: „Ich habe nie auf das Wort eines Weibes hin etwas gethan

der geredet.“ Diese Ortschaften nun halten an ihrer deutschen Muttersprache fest; Luserna dagegen scheint dem Vaterlande verloren zu gehen, da in neuester Zeit von den Italienern hier eine Schule errichtet wurde. Auch in Valsugana, bei den Sette Comuni ist die deutsche Sprache im Aussterben. Und trotz alledem müssen wir es erleben, daß selbst Deutsche lebhaft Partei nehmen für die Pläne der Wälschen, welche eine administrative Trennung des italienischen Tirol von Deutsch-Tirol anstreben. Was das Ende hievon sein wird, kann jeder Freund Oesterreichs jetzt schon voraussagen. Man sucht unsere Befürchtungen dadurch zu beschwichtigen, daß man auf die geringen Sympathien der Landbevölkerung für Italien hinweist, auf die offenbaren Nachtheile, welche eine engere Verbindung mit dem Königreich Italien in wirthschaftlicher Beziehung mit sich bringen würde, namentlich die Schmälerung der Weinausfuhr nach den deutschen Gebieten u. s. f. Wenn man solches liest, muß man unwillkürlich an das Wort des Dichters denken:

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Wer die Thäler der Sarca, der Etsch, das Nonsthal, das Fleimserthal nicht nur einmal und nicht bloß flüchtig durchwandert hat, wer da mit Leuten aus allen Ständen zusammengekommen ist, und ohne jede Voreingenommenheit gehört und gesehen hat, und darum Land und Leute beurtheilen kann, der darf wohl auch ein Wort über derartige Pläne reden.

Es mag sein, daß die Landbevölkerung gerade nicht besonders begeistert ist für König Umberto und die Italia una; allein was thut dieß zur Sache? Der wälsche Colone ist so blutarm, daß er nur daran denkt, seinen Hunger zu stillen und ein Obdach zu haben, das ihn gegen Regen und Kälte schützt. Viele sind zufrieden, wenn sie nur in einem Stalle bei dem Vieh sich wärmen können. Ich kenne einen Gutsbesitzer in Wälschtirol, der wollte seinen Pächtern geheizte Zimmer einrichten; sie zogen es aber vor, im Stalle

zu wohnen; sie hatten es von Jugend auf nicht besser gehabt. Was kümmert diese armen Menschen die Politik, die kaum Polenta genug haben für ihre Lebensnothdurft? Uebrigens ist diese Behauptung, so allgemein ausgesprochen, nicht einmal wahr. Auch der Colono hat sich gemerkt, was sein Signore ihm oft genug vorgesagt von der Herrlichkeit, ein italienischer Bürger zu sein. In Dro, einem Dörfchen zwischen Arco und Vezzano, hatte ich einmal Gelegenheit in dieser Beziehung Erfahrungen zu sammeln, und in Cortina, als ich mit einem Freunde auf offenem Markte mich deutsch unterhielt, trat mir frech Einer entgegen mit den Worten: Qui si parla italiano, stiamo in Italia. Aber auch angenommen, es wäre so, so ändert dieß doch die Lage durchaus nicht. Grund und Boden gehört ja zum größten Theil den Signori, die in den Städten, vielfach auch in italienischen Städten wohnen. Von diesen ist der arme Colono vollständig abhängig, ihnen ist er hörig fast wie ein Leibeigener, nichteinmal das Dach über ihm ist sein. Wie sollte der eine andere politische Meinung haben dürfen, als sein Herr? Die Strömung aber in den Städten ist bei den Mittelclassen für Italien; der mezzo ceto, die Kaufleute, Advokaten, mit einem Wort die Signori haben ein ausgesprochenes Bewußtsein als Italiener. Man muß diese Dinge nur nehmen, wie sie einmal sind. Sie haben sich ja Alle an der italienischen Literatur gebildet, Viele haben Freunde und Verwandte in Italien, und gar mancher vaterländische Geschichtsschreiber des „Trentino" wies nach, daß dieses Land bis zum Brenner hinauf eigentlich zu Italien gehört, und die deutschen Südtiroler nur barbarische Eindringlinge seien, die man daher sobald als möglich italienisiren müsse. Allerdings halfen ihm dabei die ächt romanischen Benennungen so vieler Ortschaften, und der patriotische Trentiner kennt weder ein Brixen noch ein Bozen, sondern nur ein Bressanone und ein Bolzano.

Dazu kommt ein Anderes. Der italienische Tiroler mit seiner klingenden, vocalreichen, volltönenden Sprache dünkt

sich geistig hoch stehend über dem Tiroler mit seinem harten Deutsch; selten wird man auch einen Beamten aus Wälschtirol treffen, der schön und fließend deutsch spricht, wenn er auch noch so lange in Deutschtirol war. Auch ist in Manchen der alte Haß gegen Oesterreich nicht ausgestorben. Als ich einmal an der Mauer des Castells zu Trient stand, und in den Graben hinabsah, erzählte mir Einer in höchster Leidenschaft, was für ein Trauertag es war, als man hier einige Patrioten erschossen wegen Theilnahme an der Erhebung vom Jahre 1848. Auf meiner Fahrt durch das Land sprach ich meinem Begleiter, einem recht unterrichteten Advokaten, meine Bewunderung aus über die vortrefflichen Kunststraßen, welche Oesterreich in diesem Bergland angelegt hat. Das ließ er nicht gelten; diese haben nicht die Oesterreicher gebaut, meinte er, sondern Napoleon, und Oesterreich habe nur das Begonnene fortgeführt.

Leider sind auch manche Geistliche nicht frei von dieser Nationalitätsmanie. Dafür empfing ich erst vor Kurzem einen Beweis. Ich war einen Abend mit einem Curato aus der Gegend von Trient zusammen, einem lebhaften, nicht ungebildeten Manne. Er war in Begleitung seiner Tante und Nichte, die mit gespannter Aufmerksamkeit unserem Gespräche folgten. Zuerst bewegte sich die Unterhaltung um allgemeine Fragen, doch bald, wie dieß eben nicht anders gehen konnte, kamen wir auch auf Italien. Ich beklagte die traurige Lage dieses Landes, namentlich seine Finanznoth, die doch nur eine Folge sei seiner Sucht, eine Großmacht zu werden. Dafür, antwortete der Curato, haben wir auch ein vortreffliches Heer in Italien, so gut wie die Austria und die Prussia. Bei diesen Worten wurde das Tempo rascher, die Augen der Nichte, die sich weniger Zurückhaltung auflegte, funkelten, und bedeutsam sahen sie einander an; ich wußte genug. Nach einigen kurzen Gegenbemerkungen gab ich dem Gespräche eine andere Wendung. Dasselbe hatte ich ja so oft in früheren Jahren in der Lombardei, in Venedig,

selbst im Römischen erfahren; alle vernünftigen Gründe sind umsonst, nur die harte Wirklichkeit, die bittere Noth kann diese so leicht entzündbaren Menschen wieder nüchtern machen.

Noch auf ein Anderes möchte ich hiebei die Aufmerksamkeit lenken. Wenn die Majorität in dem gegenwärtigen Tiroler Landtag ihren Willen durchsetzt, dann fällt das letzte und das wichtigste Vollwerk für das Deutschthum im wälschen Gebiet. Denn der administrativen Trennung zwischen Deutsch- und Wälschtirol wird die kirchliche früher oder später nachfolgen. Nun bilden aber die deutschen Priester im Bisthum Trient, das bis vor die Thore von Brixen reicht, ein gutes Drittheil des Klerus; auch in Wälschtirol sind Viele derselben an den Schulen, den Gymnasien, in den Seminarien, im Ordinariat beschäftigt; sie haben dort einen sehr wohlthätigen Einfluß auf ihre Landsleute, und auch die Italiener kommen in der Regel ihnen mit Vertrauen entgegen. Eine Trennung des deutschen Theils vom Bisthum Trient käme einer Auswanderung des Deutschthums gleich, und die wälsche Administration würde sicherlich am wenigsten sich beeilen, deutsche Schulen und deutsches Wesen unter ihre Obhut zu nehmen.

Dieses Hinüber- und Herüberfluthen der Völker an den deutschen Grenzmarken konnte nicht stattfinden, ohne daß es auch auf die Anschauungen beider Nationen seinen Einfluß übt. Der Deutschtiroler verkehrt nicht gern mit dem Wälschen und traut ihm nicht viel Gutes zu; der Kriegszug gegen die Wälschen war daher trotz Allem, was die Begeisterung abkühlen konnte, immer in Deutschtirol populär. Der Wälsche dagegen verachtet den Deutschen als roh und unbeholfen, fühlt sich gerade auch durch seine Mäßigkeit ihm überlegen. Nun, wir wollen es ihm nicht so schwer anrechnen. Spricht ja doch selbst Dante vom „lurco tedesco“.

So ist und bleibt noch durch Jahrhunderte hindurch dieses Tirol ein Land, wo Religion und Kunst, diese edelsten Blüthen des menschlichen Geistes, die herrlichsten Werke geschaffen, dieses Land voll wunderbarer Romantik, mit seiner

uralten Landesgeschichte, seinen hochpoetischen Sagen von Dietrich von Bern, von König Laurin und dem Rosengarten, von den Lindwürmern und Zwergen, von den Riesentöchtern und dem Nörglein, von den Römern und den Gothen, von der hl. Rothburga und der Nonne von Sonnenburg — doch wer kann sie alle nennen, die um soviele verwitterte Burgen schweben und die einsam ragenden Thürme durchgeistern und im Volke in mehr oder weniger greifbarer Gestalt forterzählt werden? Darum müssen wir den jungen Schriftstellern in Tirol Dank wissen, wenn sie mit Liebe in die reiche Geschichte ihres Landes sich vertiefen und ihre großen Männer aus neuer und alter Zeit selbst vom Lichte der Poesie verklärt vor uns hintreten lassen. Auch braucht man kein Archivar und Archäologe von Fach zu sein, und kann doch seine Freude an den wunderbar schönen alten Schlössern und Kirchen haben, und mit Liebe alten Fresken, wundersamen Sculpturen, werthvollen Geräthen, Bildern und Getäfel, wichtigen Inschriften nachforschen. Gewiß ist noch viel Schönes unter der Arbeit der Tüncherquaste und dem Mörtel verborgen in einem Lande wie Tirol, das eine so alte Cultur hat. Noch ist der Sinn für die so stilvollen Schreiner- und Schlosserarbeiten der vorigen Jahrhunderte nicht überall rege, und gar Mancher selbst unter denen, die man für gebildet halten sollte, hat noch in neuester Zeit solch' altes „Gelump", wie er es nannte, d. i. herrliche Schnitzereien aus Eichenholz und ehrwürdige Tafeln, an denen viele Generationen gesessen, gegen überfirnißte Kästen aus Tannenholz und dünnbeinige wackelige Tische verkauft. Darum fehlt es nicht an Arbeit.

Wir wollen darum es auch nicht, wie ein neuerer Schriftsteller gethan, der Tiroler Jugend verargen, wenn so Viele aus ihr fröhlich ihre Lieder singen. So ziemt es ja der Jugend, ihr Sinn müßte zu, ihr Herz müßte todt sein, wenn da, wo das ganze Land wie eine große wundersame Dichtung vor ihr liegt, nicht ein Lied, hell und frisch wie der Quell, der aus dem Felsen springt, aus der Tiefe des Gemüthes

ausströmte. Es beweist dieß ja, daß der Materialismus noch nicht den idealen Sinn in ihr getödtet hat, Zweifel und Pessimismus noch nicht an ihrem Herzen frißt. Und wenn Einer und der Andere auch in späteren Jahren und mitten in der Prosa des Lebens noch ein Blümchen der Poesie pflückt, so werden wir ihn darob auch nicht schelten. Blüht doch Edelweiß am Saume des Gletschers, und die Schrofenfeder wiegt sich hoch oben in eisiger Höhe, und ist der Winter gekommen, so leuchtet am geschützten Fenster auch dann noch manche Blume und erfreut das Auge.

Aber das sollen sie nicht thun, wie manchmal geschehen ist, daß sie jene bösen zürnenden Worte, welche einer oder der andere unter den Protoplasten der neueren Tiroler Poesie zur Zeit einer kopflosen Reaktion, unter der die Kirche selbst am meisten gelitten, ausgesprochen haben, auch ihrerseits nachreden. Auch sollen sie nicht vergessen, daß Spott über das, was dem Tiroler Volke heilig ist, nur halberzogene Jungen sich erlauben, die solche Reden in ihrem Unverstand als einen Beweis besonders geistreichen Wesens betrachten. Nichts ist ja leichter, als auf Hohes und Heiliges zu witzeln; man darf nur Erhabenes mit Niedrigem zusammenstellen, und alsbald ist der Witz fertig, freilich wohlfeil genug. Wer die Bedeutung der religiösen Gesinnung eines Mannes und eines ganzen Volkes nicht zu würdigen weiß, der sollte sich wenigstens von dem Weltkind Goethe belehren lassen: „Wahrhaft hochachten, schreibt er an Schlosser, kann man nur denjenigen, welcher nicht sich selber sucht. Ich muß gestehen, solche selbstsuchtlose Charaktere in meinem ganzen Leben nur da gefunden zu haben, wo ich ein festgegründetes religiöses Leben fand, ein Glaubensbekenntniß, das einen unwandelbaren Grund hatte, gleichsam auf sich selber ruhte und nicht abhing von der Zeit, ihrem Geist und ihrer Wissenschaft".

Erhebt doch euere Häupter, möcht ich diesen zurufen, und schaut über die Berge. Hört ihr denn nicht den dräuenden Schritt der zum Kampf gerüsteten Arbeiterbataillone, die

bald auch durch euere Thäler ziehen und über euere höchsten Berge steigen? Denn Ideen lassen sich nicht absperren, und gegen den Geist, der verneint, der haßt, der zerstört, gibt es keine andere Macht, als wieder der Geist, jener Geist, der aufbaut, der erhebt, der versöhnt. Glaubt ihr denn wirklich, wenn diese Schaaren einmal an eueren Thüren klopfen, daß sie sich beschwichtigen lassen, wenn ihr mit ihnen ein paar Witze macht auf Kirche und Priester? Die heutige Welt ist furchtbar ernst und braucht Männer: aus allen Ständen muß sie sammeln ihr Heer, um eine Invasion abzuwehren, die gefährlicher und furchtbarer sein wird, als je eine war. Alle erhaltenden Elemente müssen darum zusammenstehen, Alles muß Hand anlegen, wie bei verheerender Hochfluth, wo alles kleinliche Gezänk schweigen muß. Besonders aber Jene, welche die Erziehung und Bildung der Jugend zu leiten haben, mögen bedenken, daß die berechtigte Autorität, Religion und Christenthum für die Gesellschaft unermeßliche, nicht hoch genug zu schätzende Güter sind; denn diese ruht ja auf ihnen und nur auf ihnen, wie auf einem starken Fundament. Nichts aber zerstört dasselbe mehr, als Ironie und Spott; sie unterwühlen es, wie die Wildwasser den stärksten Damm. Ist es gefallen, wer mag es wieder aufrichten? Habt doch Mitleid mit dem armen Volke! „Der Glaube", sagt einmal Goethe, „ist ein häuslich, heimlich Kapital, wie es öffentliche Spar- und Hilfskassen gibt. Der Gläubige nimmt sich seine Zinsen im Stillen selbst". Habt Mitleid mit dem Volke, dessen innerstes Leben von diesem Kapitale zehrt!

Am widerlichsten aber werden uns jene, welche an der Heldenzeit von Anno Neun und ihren großen Männern zu nörgeln und zu kritteln sich unterfangen. Bayern und Franzosen, sagen sie uns, waren die wohlwollendsten und unschuldigsten Menschen von der Welt, die gar nichts anderes wollten, als Licht bringen in die Tiroler Finsterniß, um das schwere Joch der Hierarchie und des Obscurantismus von

ihnen zu nehmen, wornach die wenigen Intelligenten im Lande schon längst sich gesehnt hätten. An die Stelle der Rosenkranzandachten, der Flurgänge u. s. f. sollte nun Bildung und Humanität treten. Wir müssen dieses glauben, denn ein Geschichtsschreiber von Tirol hat es ja so drucken lassen. Ich habe noch die Erzählungen eines bayerischen Beamten gehört, der in jener Schreckenszeit zu Schwaz Landrichter war; was er zu berichten wußte, von entweihten Kirchen, von umgestürzten Bildstöcken, von Gewaltthaten gegen Priester und Frauen, spottet jeder Beschreibung. Das also war der Kampf für Geistesfreiheit! Uebrigens wissen wir es ja durch tausend und tausend Augenzeugen, wie es in unserm eigenen Bayerland zu jener Zeit beim Kirchen- und Klostersturme zuging, wie die Heiligthümer beraubt, entweiht, zerschlagen, was Goldwerth hatte, von den Juden unter Spott und Hohn fortgeschleppt wurde. Dazu kam, daß nachweisbar nicht wenige Beamte in Tirol aus lauter Wohldienerei und Servilismus, wie dieß immer so geht und wir noch in neuester Zeit erfahren haben, viel härter und gewaltthätiger vorgingen als es im Willen der Regierung lag, und gar mancher aus Weishaupts Schule hier Gelegenheit fand, seinem wahren Kirchenhasse Luft zu machen.

Daß Andreas Hofer ein und das andere Mal schwankend ward in seinen Entschlüssen, darüber soll doch niemand sich wundern; Größere als er, von Cäsar an bis Napoleon, waren es in entscheidenden Augenblicken auch, und nicht umsonst läßt der Dichter Jenem durch seine Freunde zurufen: Tolle moras! Daß er aber zeitweilig irrsinnig gewesen, das wird dieser Geschichtsschreiber Tirols schwerlich beweisen können; die Worte, die Hofer unmittelbar vor seinem Tode sprach, weisen auf eine ganz andere Gemüthsverfassung hin. Schmach über einen so entarteten Tiroler, der die Ehre seiner Väter also preisgeben kann! Da waren es ganz andere Männer, welche des Sandwirths Gebeine in Mantua erhoben und nach Innsbruck brachten, ganz andere Männer, die ihm

in der Hofkirche ein herrliches Denkmal errichteten, und ganz anders dachte der, der gesungen:

Großer Kaiser,
O Maximilian, du Held und Weiser,
Den ich im Geist hier weh'n und walten sehe,
Du fühlst geehrt dich durch des Bauern Nähe
Und reichst aus deinem festen Eisengitter
Die Hand zum Druck dem ebenbürt'gen Ritter.

Wenn gegen das Ende auch unreine Elemente dem Kampfe der Tiroler sich angeschlossen haben, wer will darum die glorreiche Erhebung schelten? Keine Sache war gerechter, als der Aufstand der Spanier gegen Napoleon, der Griechen gegen das Joch der Türken; und wieviele unreine Elemente hatten sich demselben beigemischt! So geschieht es ja immer, wo große Bewegungen stattfinden, und das Volk in seinen Tiefen aufgewühlt wird.

IX.

Die Lage in Baden nach den Wahlen im Oktober 1889.

Wir sind, ohne auch nur eines unserer früheren Worte widerrufen zu müssen, in der glücklichen Lage, auf Grund einer Revue der jüngsten Landtagswahlen constatiren zu können, daß das badische Centrum als politischer Machtfaktor nicht nur nicht auf dem niedrigen Niveau des November 1887 (Zeit der vorletzten Landtagswahlen und der Drucklegung des den „gelben Blättern" in Bd. 100 einverleibten Essay's) geblieben, sondern daß es, Dank den riesigen Verstößen im seitherigen Pensum des badischen Nationalliberalismus, unerwartete Fortschritte gemacht.

Nicht die Eroberung der fünf von den Liberalen bisher innegehabten Landtagssitze Ueberlingen, Radolfzell, Ettenheim, Villingen, Triberg, sondern die aus dem Gesammtresultate zweifellos sich ergebende, den liberalen Rechnungsfehlern entsprungene Umstimmung der katholischen Bevölkerung ist das durchschlagende Moment. Wir haben in der bereits allegirten Betrachtung den Satz aufgestellt, daß der badische Katholicismus der Bureaukratie nur dann ein Paroli zu bieten im Stande sei, wenn letztere sich soweit verirrt, selbst die musterstaatlich tief herabgedrückte Heilsanstalt noch zu unterschätzen.

Die Bedingung ist auf dem 1887/88er Landtage im vollsten Maße eingetreten. Die im Frühjahr 1888 von den badischen Liberalen verbrochene Unterschätzung des Katholicismus übertraf den in die Zeit des akuten Culturkampfs gefallenen Taxationsmangel noch um die Tiefe vieler Klafter. Standen damals (1871 bis 80) für die Katholiken noch schwerer wiegende Güter auf dem Spiele, so kamen doch die politischen Kinderschuhe, in denen die extremen Häupter der liberalen Kammerfraktion stecken, nicht so grell zum Vorschein, wie im März 1888, wo sie übersahen, daß in den Zwischenakt 1874 bis 89 ein guter Theil Katholikenemancipation im Bismarck'schen Reichsstile, eine zur Hälfte fertig gestellte magna charta, fällt, welche man mit kleinen vom „badischen Ajax" präparirten Pflästerchen nicht wieder zudecken kann.

Wir haben ferner in unserem Essay von 1887 bezüglich der künftigen Wahlen einigen pessimistischen Gedanken Raum gegeben. Unsere die Metropole Freiburg betreffende Prophezeiung ist mittlerweile, freilich nur in Folge einer liberalen Schandthat, in Erfüllung gegangen. Allein für liberale Gewaltthätigkeiten muß man bei Aufstellung badischer Zukunftsbudgets immer ein Blatt im Ausgaben-Conto offen halten. Was aber die fünf neugewonnenen Centrumssitze und die Umstimmung des Landes betrifft, so hatten wir damals

nur das Kartenspiel, wie es vor zwei Jahren mit den von den Centrumsführern beider Observanzen ausgeworfenen Fehlkarten lag, vor uns. Hätten wir zu ahnen Grund gehabt, daß die Liberalen an ihr damaliges halbgewonnenes Spiel sofort eine „Stopsler-Karte“ ersten Ranges anreihen würden, so wäre uns schon im November 1887 die künftige Umstimmung, der 1889er Oktobersieg, eine Gewißheit gewesen.

Mit dieser Vorbemerkung sind wir der uns gestellten Aufgabe, den etwas entfernter stehenden Gesinnungsgenossen ein getreues Bild der neuesten durch die Wahlen geschaffenen „badischen Lage“ zu verschaffen, näher gerückt. Wir versprechen uns von der näheren Begründung zweier uns schon jetzt feststehender Resolutionen die Erreichung dieses Zweckes:

1) Durch das „conträre“ Echo, welches die im Frühjahre 1888 von den extremen liberalen Kammermatadoren geführten „Hammerschläge“ im Lande Baden fanden, wird die alte Erfahrung bestätigt, daß man in der Politik durch die Ungeschicklichkeit der Gegner viel weiter kommt, als durch die eigene Geschicklichkeit. Die badische katholische Partei war damals (März 1888) noch ein schwer darniederliegender Reconvalescent. Die riesigen von den liberalen Führern im 1888er Landtage prakticirten Mißgriffe erwiesen sich als eine Radicalcur, welche selbst im Falle der lebensgefährlichsten Erkrankung eine günstige Krisis zu sichern im Stande gewesen wäre. Daß aber die extravagantesten liberalen Wortführer die hinter dem Art. IV der 1888er kirchenpolitischen Gesetzesvorlage steckende Kernfrage, die Klöster, nicht ohne das Accidens der gefährlichsten ihrem eigenen Leibe applicirten Amputation — der Neubronn-Winterer'schen Secession — zu hintertreiben im Stande waren, hatte für sie die Bedeutung einer kolossalen Niederlage: für die Centrumsführer aber liegt der daraus resultirende Gewinn auf der Hand. Das Schlachtfeld ist durch die neueste Wendung ein äußerst limitirtes geworden. Es dreht sich „alles Badische neuester Aera“ erstens gegenständlich um die Klöster und nur um die Klöster, und zweitens taktisch um die Frage, ob die liberalen parlamentarischen Heißsporne trotz des sich täglich wieder steigernden allgemeinen

Unfriedens mit ihrer Losung: „Keine Kutten im Lande Baden“, an entscheidender Stelle sich behaupten, ob man sich also auf sie nicht bloß „temporär“ zu stützen entschließt, oder aber ob man im Hinblick auf die täglich wachsende „Landesverhetzung“ in absehbarer Zeit es vorziehen wird, die parlamentarische Stütze, anstatt bei den Extremen, unter Desavouirung der erwähnten Losung, hinfüro bei den liberalen Secessionisten zu suchen. Die badischen extrem liberalen Vorkämpfer haben sich also richtig durch die Klosterfrage zum va banque-Spiele verleiten lassen: Entweder fängt der Wind von oben „ein für allemal“ günstig für sie zu wehen an, dann fehlt es nicht an physischen Machtmitteln, um einen neuen Culturkampf wenigstens äußerlich — mag dabei das Land nach Innen noch so sehr unterminirt werden — siegreich zu bestehen. Unseren Augen wird sich dann „auf Lebensdauer“ ein eng geschlossener Kreis freimaurerischer Culturkämpfer, welche ihrer eingebildeten Kuttengefahr „ein für allemal“ entgangen, auf der anderen Seite aber ein bis in seine innersten Tiefen aufgewühltes Land präsentiren. Oder aber es erhält oben, wie es im Jahre 1880 der Fall war, die Reflexion das Uebergewicht, daß die schmachtenden Liebesblicke der parlamentarischen Culturkämpfer von Fach durch eine derartige wiederholte Beunruhigung des Landes zu theuer erkauft wären. Dann wird der Ruf „Keine Kutten im Lande Baden“ verstummen. Man wird die nöthige parlamentarische Hinterlage in gleichem Maße, wie bisher bei den Extremen, bei den liberalen Secessionisten finden und die Extremen werden ihrerseits „Mandatniederlegend“ oder auf der Mandatsuche durchgefallen, gerade so klanglos, wie momentan die Secessionisten, von der Arena in's Privatleben abtreten. Wir kennen unsere Pappenheimer: das liberale parlamentarische Gros unterwirft sich 1890, wenn ein entschiedener darauf gerichteter Wille „von oben hereinragt“, der Führung der Secessionisten mit derselben Ergebenheit, mit der es sich 1889 vor den extremen Matadoren beugt; es ertheilt 1890 der Aufhebung der Klostersperre gerade so wie im Jahre 1880 der Aufhebung der Priestersperre „nicht consentirend seinen Consens.“

Die schon in Folge der bloßen Existenz obiger Alternative unterhalb des Schurzfells sich präsentirende Achillesferse; die

dem culturkämpferischen Kammerliberalismus durch den Austritt der geistig bedeutendsten, nobelsten und landauf landab angesehensten Köpfe gewordene materielle und moralische Einbuße; endlich die im Frühjahre 1888 in Folge der thörichten Reden der extremen Kammermatadore und ihres noch thörichteren Votums eingetretene totale Umstimmung sämmtlicher katholischen Landestheile: diese drei Momente bilden das Kapital, aus dessen Zinsen die katholische Volkspartei in den nächsten Jahren nicht nur leben, sondern ihr ökonomisches Wachsthum schaffen muß. Das Vorhandensein dieses Kapitals ist der Grund, weßhalb im Oktober 1889 die Aktien des badischen Centrums besser stehen, als die der Nationalliberalen, während im Oktober 1887 das Prävaliren der nationalliberalen Werthe ein unbestrittenes Faktum war.

2) Auf der badischen Culturkampfbühne handelt es sich jetzt, wie seit 1880 constant, nicht darum, wer am heftigsten dreinzuschlagen versteht, sondern nur darum, von welchem der beiden Theile der nächste gute oder schlechte Schachzug gemacht wird.

Im Frühjahre 1888 war die Reihe zu ziehen an den Nationalliberalen und sie schoben eine Unglücksfigur auf das unglücklichste Feld des Schachbretts. Jetzt ist die Reihe an den Centrumsführern. Wenn sie sich für einen verkehrten Zug entschlößen, so könnten sie leicht wieder auf das Niveau des Oktober 1887 zurückgedrängt werden. Ziehen sie aber gut, so wird sich das Zünglein der Wage lange auf dem jetzigen Stand erhalten und dieses Verharren wird die Folge haben, daß sie in absehbarer Zeit über die ausschließlich zu erzielende nächste Etappe — die Transferirung Hohenzollern-Sigmaringen'scher Klöster, beziehungsweise Filialen derselben in's Badische und die unumschränkte Freigebung der Mission auswärtiger Ordenspriester — hinauskommen.

Bevor wir diese zwei Sätze, welche „der Lage" und Centrumsaktion nach außen gelten sollen, des Näheren ausführen, glauben wir den Lesern des Aufsatzes in Bd. 100 [12] dieser „Blätter" eine Andeutung des seitherigen geschichtlichen Abschlusses der „Interna" schuldig zu sein.

Die Politik des Zuwartens, welche uns bei undurchkreuzter umsichtiger badischer Centrumsstrategie die Resultate der in Berlin gewonnenen Schlachten in das „am meisten nach Preußen gravitirende Großherzogthum" bringen sollte, mußte schon in Folge der „Ettlingerei" und der in ihrer verfehlten Generalisirung mißglückten Verurtheilung der Centrumspresse als halb sistirt gelten. Ihr definitives — und bis zur nächsten badischen kirchenpolitischen Etappe — unwiderrufliches Unterliegen war mit dem doppelten Mißerfolge, a) vom badischen Centrumsmittelpunkte aus keine Unterstützung zu finden, b) den Frieden „der jüngsten preußischen Revisionsnovelle" nicht noch vor dem Schlusse des 1886er Landtages auf Baden transferiren zu können, in dem Momente besiegelt, als in Folge der „Nichtrührigkeit" des Chefs die 1887er Wahlen nicht von Sasbach, sondern von Freiburg aus dirigirt wurden.

Während bei so bewandten Umständen die Vertreter der Zuwartenspolitik — wenn wir sie „Altklerikale" tituliren, dürften sie der Erkennbarkeit etwas näher gerückt sein — auf den Fidibuswerth herabgedrückt wurden, erfreuten sich bald nach der 1887er Katastrophe der rasch in Einer Hand zusammengefaßte Klerus und die ihm angegliederten jungklerikalen Laien der unerwartetsten Erfolge. Durch die Verrücktheiten der extrem liberalen Kammerhelden wurde dafür gesorgt, daß die Aepfel der Fortuna der aus den Trümmern rasch gesammelten neuen Centrumsarmee förmlich in den Schooß fielen.

Nach der von den Karlsruher Machthabern im Frühjahre 1886 gemachten Zusage einer Gleichstellung der badischen und preußischen Katholiken hätte die gänzliche Verweigerung einer dem 1887er Landtage zu machenden Vorlage die Bedeutung gehabt, daß man „am Landgraben" das Geschenk der Knaben-Seminare, des Convikts, der Missionsverbot-Aufhebung und minime der Klöster, welche nunmehr in der nämlichen auch Baden umfassenden Diöcese (Hohenzollern) gesetzlich rehabilitirt sind, wohl den „Altklerikalen", nicht aber den „Jungklerikalen" zu machen bereit gewesen wäre.

Die volle Durchführung der Novelle mit darauffolgender, wenn auch minimaler, Klosterconcession hätte die Billigung der bisherigen Politik der Altklerikalen bedeutet, einem freundlicheren

Zusammenleben des Klerus und der Bureaukratie vorgearbeitet und einer neuen jungklerikalen Mobilmachung als einer Unzeitgemäßheit den Boden entzogen. Das weder kalte noch warme Produkt und das, was bei Schaffung desselben in der Karlsruher Giftküche vorging, die Halbheit mit dem, was drum und dran hing, war der Weg, von dem man, wenn es „am Landesgraben“ überhaupt Wohlwollen für Katholicismus gäbe, hätte annehmen müssen, daß die Karlsruher Herrn ihn extra gewählt, um dem Jungklerikalismus in die Hände zu arbeiten.

Wir sind nun nicht so engherzig, ein Wachsthum der guten Sache nur dann zu begrüßen, wenn etwa nur die Eine Observanz, hier also die Altklerikalen, darauf als auf ihr Verdienst hinzuweisen in der Lage ist. Das Schmerzlichste wäre uns die Eventualität einer Verweigerung jedwelcher Kirchenvorlage an den 1887er Landtag gewesen, — in welchem Falle uns also nicht einmal das Convikt, die Knabenseminare und die „Aushilfe auswärtiger Ordensmänner in Nothfällen“ zu Theil geworden wären. Wir hätten uns auch in diesem Falle versagt, nochmals uns in Recriminationen dahin, daß daran die Stifter der 1886er Händel Schuld seien, zu ergehen. Wer bei Darstellung des „Miterlebten“ correkt bleiben will, darf eine derartige Kritik nur so lange üben, als seine ursprünglichen in optima fide ertheilten Rathschläge nicht nachträglich auf eine Sachlage stoßen, welche nicht mehr zu ändern ist und auf welche sie nicht mehr passen. Das Letztere traf noch im November 1887, nicht aber nach der Verhandlung der II. Kammer über die neueste kirchenpolitische Vorlage zu.

Das Erfreulichste wäre uns eine vollständige Gleichstellung der preußischen und badischen Katholiken, also die erwähnte minime Klosterconcession, die Knabenseminare, das Convikt und die unbeschränkte Aufhebung des Missionsverbotes, gewesen. Wir hätten auch dieses Resultat nicht vom engherzigen Standpunkt, der Bewährung der Politik des Zuwartens, begrüßt. Wir hätten uns begnügt, zu constatiren, daß die Früchte zur Scheune gebracht sind, und hätten die Frage, wer sie gezeitigt, für eine müßige erachtet. Nachdem nun aber die dritte, den Erfolg des Jungklerikalismus involvirende, Möglichkeit: das Karlsruher halb kalte und halb warme Compositum, Wirklichkeit geworden,

haben wir unter Anerkennung der faits accomplis, daß die „Reorganisirten" erstens die von der Sonne des badischen katholischen Planetensystems Beschienenen sind, und daß zweitens der Reorganisation durch die Imbecillités der extrem liberalen Wortführer die Vorspanndienste geleistet wurden, nicht rückwärts, sondern vorwärts zu schauen. Die Frage, ob es, die 1886er Vorgänge weggedacht, besser gekommen wäre, ist jetzt auch in unseren Augen eine müssige. Wir haben, in necessariis an Treue Niemanden nachstehend, uns nur noch mit der Frage zu beschäftigen, was drängt sich den Herrn, in deren Hand ohne allen Widerspruch die Geschäftsbesorgung überging, als Nothwendigkeit auf, um sich in ihrer jetzigen mindestens moralischen Präponderanz, dem Karlsruher Feindeslager gegenüber zu erhalten?

Wir dürfen auf die Zustimmung aller Parteifreunde, derjenigen, welche die Aufsätze (Bd. 100) billigten und derjenigen, welche sie mißbilligten, rechnen, wenn wir die Interna damit ein für allemal abgeschlossen erachten.

Nach diesem etwas nebensächlichen Excurse uns wieder der Hauptsache, „der Lage und Centrumsaktion nach Außen" zuwendend, glauben wir vor Allem dem neuesten badischen Räthsel näher treten zu sollen, an welchem der nicht in die oberrheinischen Dinge eingelebte Politiker ohne Kopfschütteln kaum vorbeikommen wird:

Wie ist es möglich und wie ist es gekommen, daß in einem sonst „puncto aller Branchen" auf der Höhe der modernen Entwicklung stehenden Lande das ganze öffentliche Leben, die Richtung des Staatsschiffes, ob rechts oder links, die Presse und das Parlament, das Inauguriren einer conservativen oder destruktiven Politik, die Färbung der gesammten Bureaukratie, der „verhältnißmäßige" Friede oder der endlose mit dem Feldgeschrei „hie Pfarrer, hie Amtmann" inscenirte Krieg, der Zusammenhalt oder die Spaltung der herrschenden Partei, vielleicht sogar das Auftauchen oder Verschwinden der Ministerkrise: kurz der ganze Organismus von der „Altarfrage" beherrscht wird, ob das in einer und

n, auch Baden umfassenden Diöcese gelegene, gesetz-
habilitirte Kloster Beuron einige Filialen in's
zogthum transferiren darf oder nicht?
em Reichsbürger, welcher die Verwandlung seines
rtikularistischen Parlaments in ein Concil miterlebt
d es nicht schwer fallen, sich in unsern Gedanken-
finden. Ein der angelsächsischen Rasse angehöriger
aber, der aus den Ländern jenseits des Kanals
seits des atlantischen Oceans, wo die Staatsmänner
imo loco Sakristane sind, zu uns herüberkommt,
nen Ohren nicht trauen, wenn er von der ernstlich
n Existenz eines solch räthselhaften Zustandes hört.
rsetzen uns in Gedanken für einen Moment in's
95 und unterstellen, unser angelsächsischer Gast lerne
über 5 Jahre" eine kurz zuvor concessionirte Beuroner
ssung zu Gengenbach oder Tauberbischofsheim des
kennen. Er sieht, wie die musterhaft disciplinirten
fern von jeder confessionellen Polemik, nur dem
der Malerei, kirchlichen Musik, Seelsorgeaushilfe
Erziehung ihrer Gymnasiasten leben. Nun ver-
rtige man sich sein Erstaunen, wenn er die Mönche
hört, daß man sich seit 5 Jahren bis aufs Messer
stritten, ob sie die nur eine Stunde von Beuron
he badische Grenze überschreiten dürfen, daß man
lang massenhafte Druckerschwärze auf diese Frage
ete, unzählige stundenlange Reden pro und contra
d daß sie noch heute nicht in Gengenbach, beziehungs-
auberbischofsheim wären, wenn nicht dieselbe maß-
hochherzige Gesinnung, welche die badischen Katho-
Jahre 1880 zu würdigen lernten, dem „grausamen
ein Ende gemacht hätte.
n wird sich im Badischen, wenn nach fünfjährigem
die minimale Klosterconcession auf höheren Impuls
zum Durchbruch gekommen ist, geradeso wie im
848 nach Aufhebung der Censur, darüber verwun-

dern, wie es möglich geworden, daß man sich so lange für eine absolut unhaltbare Bevormundung einlegen konnte. Der Einsicht, daß es viel besser gewesen wäre, die Censur schon 1830 anstatt 1848 aufzuheben, konnte sich weder rechts noch links je einmal verschlossen werden.

Wie dem aber sei, ob man über die Sonderbarkeit staunt oder nicht, die Existenz des räthselhaften Zustandes nachzuweisen, wird uns nicht schwer fallen. Wir hoffen an der Hand einiger geschichtlichen Daten der allgemeinen Ueberzeugung Bahn zu brechen, daß der Boden für eine vom Centrum zu begrüßende Lösung der alleinigen die Situation beherrschenden Frage momentan der günstigste ist, daß aber der Boden für alle andern Fragen erst dann wieder günstig wird, wenn die von der liberalen badischen Großmannsucht aufgerichtete Barriere: „Keine Kutten im Lande Baden", durchbrochen und seiner Zeit in Preußen über die am 19. April 1887 promulgirte Novelle hinaus eine weitere Etappe der Katholikenemancipation erklommen ist. Was wir aus der speciell badischen historischen Entwicklung abstrahiren, würde, der gleiche Geschichtsgang vorausgesetzt, auch für jeden andern deutschen Culturkampfstaat zutreffen. Darüber hinaus werden wir es aber noch mit zwei specifisch badischen Argumenten zu thun haben, welche unserem obigen Satze speciell für das oberrheinische Großherzogthum die Unwiderleglichkeit zu sichern geeigenschaftet sein dürften.

Unser großer Vorkämpfer, der selige Dr. Mallinckrodt wurde bekanntlich, als er den „badischen Bennigsen" zum erstenmal hörte, an das Abfeuern einer Mitrailleuse erinnert. Herr Kiefer glaubte richtig, das seit 1885 constant gegen die Ordensleute gerichtete Geschütz nicht ohne Beigabe eines geflügelten Wortes: „die badischen Katholiken kennen die Klöster nur aus Bilderbüchern", abfeuern zu sollen. Dem ebenso geschmacklosen wie rustikal-burschikosen Dictum liegt insofern ein Körnchen Wahrheit zu Grund, als die badischen Katholiken seit mehr als acht Decennien ihrer zahlreichen

bis zum Preßburger Frieden bestandenen, mit dem Zeugnisse der reichsten Segensspendung ausgestatteten Klöster beraubt sind. Einer sonst in der ganzen Welt nicht mehr angefochtenen These wird Herr Kiefer ewig unzugänglich bleiben: daß der Katholicismus, was das Maß der Ausbreitung, nicht aber was die Frage des principiellen Zugestehens oder Perhorrescens der Klöster betrifft, mit sich reden lassen kann, und daß es in letzterem Punkte nur eine Stimme der 200 Millionen gläubiger Katholiken des Erdenrundes gibt, welchen die Mehrzahl der 900 Mille badischer katholisch Getauften mit oder ohne Permiß des Herrn Kiefer conform zu sein sich erlaubt.

Es muß auch als eine der vielen badischen Eigenthümlichkeiten verzeichnet werden, daß diese principielle Frage in dem langen Zeitraume vom Preßburger Frieden bis zur Emanation der neuesten preußischen Revisionsnovelle vom 27. April 1887 niemals ex professo auf der Tagesordnung der beiden am Karlsruher Landgraben tagenden constitutionellen Faktoren stund, und daß der letzterwähnte äußere Anstoß erstmals zur „unausweichlichen" parlamentarischen Verhandlung der Frage, ob auch die badische Grenze von Mönchen überschritten werden dürfe, führte.

Einer legislatorischen Erwähnung werden die Klöster nach mehr als 50jährigem Silentium erst im 1860er vom heiligen Vater und dem badischen Landesherrn unterzeichneten Concordate gewürdigt. Der darin den Klöstern gewidmete Artikel lautet: „Der Erzbischof soll die Freiheit haben, in seinem Kirchensprengel vom hl. Stuhle genehmigte Orden oder Congregationen beiderlei Geschlechts einzuführen, jedoch in jedem einzelnen Falle im gegenseitigen Einvernehmen mit der großherzoglichen Regierung".

An die Stelle des über den Haufen geworfenen Concordats sollte das 1860er badische Grundgesetz treten. In welchem Sinne damit ein Ersatz des Concordats geboten werden solle, darüber geben zwei Sätze der landesherrlichen

Proklamation vom 7. April 1860 ganz klare Auskunft: 1. „Der Grundsatz der Selbständigkeit der katholischen Kirche in Ordnung ihrer Angelegenheiten solle damit zur vollen Geltung gebracht werden; 2. der Inhalt des Concordates solle deßhalb in dem Grundgesetze seinen berechtigten Ausdruck finden". Es war also vom Landesherrn versprochen, daß die badischen Katholiken „quoad Klöster" durch das Grundgesetz das Gleiche, was ihnen durch das Concordat gewährt war, erhalten sollen.

Die beiden auf die Klöster bezüglichen Stellen der 1860er Regierungsvorlage lauteten: a. „ohne Genehmigung der Staatsregierung kann kein religiöser Orden eingeführt und keine einzelne Anstalt eines eingeführten Ordens errichtet werden"; b. „jede Genehmigung ist wegen Verletzung der Bedingungen der Zulassung des Ordens widerruflich".

Nur der zweite Satz (b) war der Gegenstand einer Kammerdebatte. Es wurde befürchtet, daß die Regierung bei der Wiederaufhebung eines Klosters zu sehr beengt sei, und die bedingungslos diskretionäre Gewalt durch Streichung der mit Sperrdruck hervorgehobenen Stelle und Reduktion des Absatzes (b) auf die kategorischen Worte: „die Genehmigung ist widerruflich", statuirt.

Daß es unter dem neuen liberalen Regime zu keiner Ordenserrichtung komme, das galt in der Kammer als eine unter Allen stillschweigend ausgemachte Sache. Es wurde also nicht über Klosteracquisition, sondern nur über Erleichterung der Beseitigung später etwa einmal aus Versehen eingeschmuggelter Klöster verhandelt. Während die im Jahre 1860 umgangene, vom Preßburger Frieden an bis 1860, von da bis zum vorletzten Landtage in den Ständesälen unberührt gebliebene Principienfrage nach und nach der Vergessenheit überantwortet schien, tauchte sie, obgleich in den 29 seit Promulgation des Grundgesetzes verflossenen Jahren ein Appell an die „unbenützte" diskretionäre Gewalt

und die allerhöchste Verheißung und Zusicherung vom 7. April 1860 nahe gelegt gewesen wäre, im 1888er Landtage wie ein Blitz aus heiterem Himmel „zur Verhandlung ex professo" auf.

Die auffallende Thatsache läßt sich nur aus einem instinktiven politischen Gefühle der badischen Katholiken erklären: wie sie die Klöster nur in Folge äußerer Machtverhältnisse, des Rheinbundes, verloren, so könnten sie auch in den Wiederbesitz derselben nicht auf anderem Wege als durch äußeren Impuls gelangen. An einem solchen äußern Anstoß hat es in der Periode 1805 bis 76 gefehlt; der aus dem preußischen Klosterbestande der 1850 bis 1860er Jahre hergenommene Einwand ist hinfällig, weil Baden damals nicht in der preußischen Machtsphäre lag.

Warum stand mit der 1887er preußischen Klosterrehabilitation die badische Alternative: „Seelsorgaushilfe durch einheimische Mönche" oder „Keine Kutten im Lande Baden", eo ipso auf der Tagesordnung, und warum wird sie von nun an nie wieder von der Tagesordnung verschwinden, bis die chinesische Mauer durchbrochen ist, welche die badischen liberalen Exaltados und Unitarier auf demselben deutschen Boden und in derselben oberrheinischen Diöcese, zu der auch unser Großherzogthum gehört, zwischen dem Sigmaringischen Donaugebiete und den nur eine Stunde davon entfernten badischen Bezirksämtern aufzurichten sich vermessen?

Wir haben in den früheren Aufsätzen an eine kurze Geschichte des 1880er Examenfriedens die Bemerkung geknüpft, daß demselben durchweg Verhandlungen zwischen der Regierung und der Curie zu Grunde lagen. Wir haben dabei hervorgehoben, wie die liberalen Häupter gerade diesen Weg von jeher am meisten verabscheuten und heute noch als das badische Canossa verabscheuen, und durch wen ihnen die Beschreitung dieses Weges aufgedrungen wurde. Wir haben der kurzwährenden, dieser Verständigungspolitik von der Centrumsseite beigebrachten Stöße, der 1883er Versammlung,

des unmittelbar darauf gefolgten allerhöchsten Wahlerlasses und der 1885er Missions-Petitionsbewegung gedacht. Wir haben ausgeführt, daß dessenungeachtet derselbe Weg festgehalten wurde, und daß dieses Festhalten seinen Ausdruck in der von höchster Stelle ausgehenden faktischen Gewährung der Knabenseminare in Tauberbischofsheim, Freiburg, Sasbuch und Konstanz — das „Anstalten-Viereck", dessen Collision mit dem 1874er Kampfgesetze kurz vorher noch als eine ausgemachte Sache gegolten — fand. Wir haben erwähnt, wie noch 1885 unter den „Maßgebenden" nur eine Stimme darüber war, daß der Cyklus der weiteren Verhandlung, also der Concessionen damit nicht abgeschlossen sei und wie diese übereinstimmende Anschauung der Karlsruher officiellen Kreise durch die ministerielle Antwort auf die 1886er Centrums-Interpellation („Nehmen Sie die Verbescheidung nicht tragisch, weil in der Thronrede weiter geantwortet werden wird") und durch die landesherrlichen Worte v. 15. April 1886:

„Ich hoffe und vertraue, daß der erzbischöfliche Stuhl in Freiburg in Bälde wieder durch eine Persönlichkeit werde besetzt werden können, welche das große Werk friedlichen Ausgleichs und gemeinsamer Arbeit zum Segen des Landes aufnehmen und in erwünschter Weise weiter führen werde" illustrirt wurde.

Die neueste preußische Revisionsnovelle, deren Promulgation sich aus verschiedenen, damals noch nicht erkennbar gewesenen Gründen bis zum 19. April 1887 verzögerte, stund bei Beginn des Jahres 1886 schon in Sicht. Damals hatten sich alle liberalen Karlsruher Kreise bereits in das „Unvermeidliche" eingelebt: sobald der neue preußische Friede fertig ist, wird auch die badische Culturkampf-Gesetzgebung soweit „zurückrevidirt", daß die katholischen Unterthanen der Zähringer-Dynastie fürder nicht besser und nicht schlimmer daran sind, als die katholischen Unterthanen der Hohenzollern-Dynastie. Die extrem liberalen, im Principe jedem weiteren Compromisse innerlich absolut widerstrebenden Häup-

[Die]ser waren noch im Jänner 1886 darauf gefaßt, daß sie auf [hö]heren Impuls in der gleichen Weise, wie Anno 1880, [in] einem abermaligen Compromisse, „nicht consentirend ihren Consens zu ertheilen", in der „Stocksprungslage" sich befinden würden. Der preußischen Novelle vom 19. April 1887 ist, conform dem badischen 1860er Grundgesetze, die Bestimmung einverleibt, daß neue Klöster nur mit Genehmigung der Regierung gegründet werden dürfen.

So lange die definitive Abschwenkung vom Compromißwege, von welchem später des Näheren die Rede sein soll, nicht zur Evidenz vor aller Augen liegt, ist „der Lage" das Gesetz der Bescheidenheit aufgedrückt.

Zweck obiger geschichtlicher Rekapitulation war nur der Nachweis, daß wir uns nach Maßgabe des bisherigen constanten Ganges der Dinge auch künftige Concessionen nicht als einseitige Gaben, sondern als Ergebnisse einer Verhandlung (do ut des) versprechen dürfen. Alle drei Momente: die Conformität der preußischen Novelle und des 1860er badischen Grundgesetzes „puncto Klostergründung", das Bescheidenheitsdiktat und die Fortdauer der Compromißära, führen zu einer Selbstbeschränkung nach zwei Richtungen mit nahezu elementarer Gewalt: 1. was Zahl und Art der Klöster betrifft, auf das Minimum zu resigniren.[1]) 2. auch diese minime Concession nur von einem abermaligen Compromiß zu erwarten.

Die an die badischen Machthaber am 19. April 1887 herangetretene Frage, welche Schritte bei Anlegung der preußischen Novelle letztgenannten Datums an die dermaligen

1) In letzterer Richtung ist die Gleichstellung mit Sigmaringen, welches mit Baden eine und dieselbe Kirchenprovinz bildet, die äußerste noch zumuthbare Schranke. In ersterer Richtung muß doch wohl der Gedanke durchschlagen, daß die Katholiken des langgestreckten Landes von den neu erstandenen badischen Ordenspriestern nicht blos hören, sondern sie auch sehen und daß deßhalb eine klösterliche Gründung im Oberlande, eine im Mittellande und eine im Unterlande das unumgängliche Minimum involviren würde.

badischen Zustände behufs einer Gleichstellung der preußischen und badischen Katholiken zu thun seien, beantwortet sich höchst einfach dahin:

1) Die faktisch bestehenden Knabenseminare und das Convikt müssen durch Aufhebung der deßfallsigen entgegenstehenden Bestimmungen des 1874 er Gesetzes in ihrem Bestande gesichert werden;

2) muß das Missionsverbot, also das nemliche 1874 er Culturkampfgesetz, wodurch den Orden sogar zu vorübergehenden Zwecken der Eintritt in's Großherzogthum verwehrt ist, auf legislatorischem Wege beseitigt werden;

3. ist seitens der Regierung daraufhin, d. h. wenn das unter 2. bezeichnete constitutionelle Hinderniß gehoben ist, von der ihr im 1860 er Grundgesetze eingeräumten diskretionären Gewalt dahin Gebrauch zu machen, daß den badischen Katholiken, der landesherrlichen Zusicherung vom 7. April 1860 entsprechend, das fragliche Klosterminimum zu Theil werde.

Wer sich die Mühe gibt, die preußische Novelle vom 19. April 1887 mit dem derzeitigen badischen kirchenpolitischen Status zu vergleichen, wird sich zur Evidenz überzeugen, daß die preußischen Katholiken nach dem jetzigen Stande der beiderseitigen Legislative nur solange als besser gestellt erscheinen, als in Baden die drei letztgenannten Concessionen nicht gemacht sind. Zu 1 kommt zu erwägen, daß wir damit materiell nichts erhalten, was wir faktisch nicht schon haben; und zu 2 fällt in Betracht, daß die praktische, nicht aber die principielle, Tragweite der Aufhebung des Missionsverbots eine äußerst geringe ist. Denn wenn das Verbot auch aufgehoben ist, d. h. wenn „im Princip" fremde Ordenspriester zu Missionen in's Badische übertreten dürfen, so werden in praxi sehr wenige kommen, weil die Klöster der benachbarten Länder gar nicht in der Lage sind, Wandermissionen in ausgiebigerem Maße an Baden abzugeben. Wegen dieser praktisch „den Liberalen drohenden Gefahr" hätten sich die „Kammer-Culturkämpfer vom Fach" nicht einerseits mit den Herrn von Neubronn, Winterer ꝛc. überworfen, anderseits

mit den Centrumsführern monatelang bis zum Aeußersten herumgebalgt, wenn hinter den zwei Verabreichungen, die in praxi gar keine materiellen Gaben involvirten, nicht die eigentliche katholische Melioration im großen Stile, das „principielle“ Klosterminimum, d. h. die Hauptfrage — ob Klöster fürder im Badischen nicht mehr principiell perhorrescirt sein sollen; oder ob der Kiefer'schen Marotte „keine Kutten im Lande Baden“ fort und fort zu huldigen sei? — gesteckt hätte. Der Aufrechthaltung des Missionsverbots, wodurch der Regierung in Bezug auf das Klosterminimum der Riegel vorgeschoben werden sollte, kam nur die Bedeutung eines in praxi kaum beachtenswerthen Vorwerkes, dem Klosterminimum aber und der sich daran knüpfenden Principienfrage die Bedeutung der Hauptbastion zu.

Ganz dieser unserer Auffassung entsprechend hat sich im Frühjahr 1888 das Drama im Landgraben-Hotel abgewickelt. Die Regierung unterbreitete dem Landtage eine kirchenpolitische Vorlage, worin die Rehabilitation des Convikts, der Knabenseminare und in Art. IV die Aufhebung des Missionsverbots erzielt werden sollte. Der staatsmännische Gedanke konnte nur der sein, daß man damit voll und ganz in die preußischen Fußstapfen trete, daß die Knabenseminare keine materielle Melioration bedeuten, daß aber der, sachlich ebenfalls nicht in's Gewicht fallenden, Aufhebung des Missionsverbots die Bedeutung der Erschließung des Thores für die Einführung der alleinigen „Melioration im großen Stile“, der Klosterconcession, zukomme; denn wenn in Preußen die Klöster gesetzlich rehabilitirt, in Baden aber principiell verwehrt sind, so kann man von allen möglichen und wirklichen preußisch-badischen Amalgamirungen, nur nicht von einer Gleichstellung der preußischen und badischen Katholiken reden.

Dem Herrn Kiefer und den sechs neben ihm operirenden „Kammer-Oberschiebern“ war aber mittlerweile in Folge der 1887er Wahlen ihre frühere Gefügigkeit, sich in's Unvermeidliche zu finden und der preußischen Präjudicialität, wie

sonst auf allen Gebieten, so auch jetzt im Culturkampfe sich zu unterwerfen, abhanden gekommen. Hatten sie es dem Ministerium übelgenommen, daß es nach jenem Wahlresultat überhaupt noch eine Vorlage machte, so sollte ihnen jetzt die Verwerfung des Art. IV die Handhabe für die Erreichung der beiden Ziele abgeben: a) eine badische Klosterconcession nach §. 11 des 1860er Gesetzes ein für allemal constitutionell unmöglich zu machen; b) mit der durch den Strich des Art. IV verstümmelten 1888 er Novelle die Serie der badischen kirchenpolitischen Compromisse ein für allemal als geschlossen erscheinen zu lassen.

Den Herrn von Neubronn, Winterer &c. dagegen wurde durch ihren politischen Fernblick unmöglich gemacht, die Unhaltbarkeit der hinter der Verwerfung des Art. IV. liegenden Kiefer'schen Marotte: „Keine Kutten im Lande Baden", zu verkennen. Man darf sich zu ihrer hervorragenden staatsmännischen Begabung versehen, daß sie es nicht wegen des Art. IV und seiner unbedeutenden direkten auf die Missionen beschränkten Tragweite zu einer Trennung hätten kommen lassen.

Wenn damals, im Frühjahr 1888, die großen liberalen Tagesblätter, die „Kölnische Zeitung", die „Straßburger Post" und die „Münchener neuesten Nachrichten", den von Neubronn-Winterer'schen Anschauungen conform, vor einer Unduldsamkeit, die in der Verwerfung des Art. IV liege, warnten, so wurden sie dazu offenbar durch dieselbe Perspektive bestimmt. Konnte doch das letztgenannte Blatt es sich seiner Zeit nicht versagen, dem Herrn Kiefer den Hohn in's Gesicht zu schleudern, er möge doch, statt die liberale und nichtliberale Welt fort und fort mit seiner Kuttenangst zu langweilen, einmal in's Bayerische kommen, um sich zu überzeugen, daß dort der Liberalismus „trotz der paar Klöster" ein ganz fröhliches Dasein friste.

Die Verhandlungen in der Ritterstraß-Rotunde begannen. Die liberalen Exaltados ließen es sich nicht nehmen, die

Klöster mit einem Kropfe zu vergleichen, die Zieh-Bilderbücher anzurufen, aus denen sich die badischen Katholiken ihren Klosterbegriff construiren, den ganzen Katholicismus mit dem von ihnen erfundenen „Hetzkaplan" zu identificiren, den Klerus und die correkten Katholiken als Feinde der öffentlichen Ordnung zu denunciren, die alten längstüberwundenen, unter allen anständigen Menschen mit Infamie gebrandmarkten „Reichsfeinde" aufzuwärmen. Sie vergaßen, daß wir nicht im Jahre 1874, sondern im Jahre 1888 leben. Die alten Drescher ließen es sich nicht nehmen, den ganzen antiquirten und abgenutzten Apparat herbeizuschleppen und das längst abgedroschene Culturkampf-Material niederster Sorte noch einmal zu dreschen.

Auf derartige Leistungen folgte dann die Verwerfung des Art. IV. Ob man in den Hotels des „inneren Zirkels" wegen der Kiefer'schen Reden verdutzt war oder nicht, gleichviel, die nächste Maßregel bestund darin, daß man in der I. Kammer den „Art. IV mit der Beschränkung auf Nothfälle" retten und die liberalen zweitkammerlichen Führer über den Stock der I. Kammer springen ließ.

Wir wollen die einzelnen Faktoren des badischen öffentlichen Lebens, für welche auf diese Weise die zu einem dem unbewaffneten Auge kaum erkennbaren Volumen comprimirte Klosterfrage ein förmlicher Angelpunkt geworden, nochmals eine kurze Revue passiren lassen:

1. Herr Kiefer und die 6 „Oberschieber" haben sich hier ganz unnöthiger Weise ein künstliches Canossa construirt. Wo in der ganzen Welt, außer im Kopfe des Herrn Kiefer, wird das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein einiger weniger Klöster mit einem Canossa in Zusammenhang gebracht? Er wird, wenn das „Nichtcanossa" früher oder später einmal, woran wir nicht zweifeln, von der entscheidenden Stelle aus res judicata geworden ist, allenthalben auf das „tu l'as voulu Georges Dandin" stoßen.

2. Daß auch das Steigen und Fallen der Aktien der

secessionirenden gemäßigt Liberalen hinfüro von derselben Frage abhängt, liegt auf der Hand. Sie haben sich, als sie mit ihrer Warnung vor einer Degradation der badischen Glieder der Weltkirche zu Katholiken zweiter Klasse nicht durchdrangen, von Herrn Kiefer getrennt. Die Gestaltung eines badischen Klosterminimums ist die Bedingung der Beendigung oder der Fortdauer der Degradation. Ihr Waizen fängt also in dem Momente zu blühen an, wo die von ihnen prognosticirte Unhaltbarkeit der Kiefer'schen Politik durch die fernere Unabweislichkeit der Gleichstellung aller oberrheinischen Diöcesanen, der Sigmaringischen und der badischen, dargethan ist.

3. Auch die Regierung wird, wenn sie sich wie voraussichtlich in ausweichender oder negativer Weise ausspricht, dennoch in den nächsten Jahren zwischen den beiden „staatsmännischen" Conceptionen pendeln, ob es das Richtige war, den Art. IV undurchgedrückt zu lassen und damit auch das fragliche Klosterminimum wegzuschieben, oder ob es sich empfehle, die leidige Degradationsfrage durch die Concession dreier Benediktinerklöster im See-, Mittel- und Unterrheinkreise, ein für allemal aus der Welt zu schaffen. Die dem „Zweierlei Maß für die preußischen und badischen Katholiken" innewohnende „Zugskraft" in der katholischen Presse und im katholischen Vereinsleben kann der Regierung unmöglich eine gleichgiltige Sache sein.

4. Auch die Bureaukratie, welche, sobald das Parteileben in Beamtenhäkeleien (Kiefer-Winterer-Secession) auswächst, zu politisiren anfängt und in ihrer Selbständigkeit so lange, als man den constanten obersten Wind noch nicht zu eruiren im Stande ist, verharrt, ist eo ipso bereits von derselben Frage bewegt. Ist Herr Kiefer das fragliche Klosterminimum auf die Dauer abzuwehren im Stande, so muß auch sie wieder eine culturkämpferische Haltung annehmen. Zeigt sich aber die Kiefer'sche Politik in diesem Punkte als auf die Dauer unhaltbar, so darf auch sie wieder in ruhigere Bahnen einlenken. Darüber wird sich kein Kenner täuschen

daß der solidere, nicht dem puren Streberthum verfallene Theil entschieden nicht auf die erste, sondern auf die zweite Alternative neigt.

5. Die katholische Volkspartei endlich hat durch ihre Interpellation vom November 1888 bewiesen, daß sie beim richtigen Schachzuge angekommen ist, indem sie die Sackgasse, in welche sich Herr Kiefer verirrte, zielbewußt als die Arena acceptirt, auf welcher allein sie den Austrag erwartet. War der Umstand, daß Herr Kiefer, ohne sich dessen klar bewußt zu sein, Alles auf Eine Karte setzte, der katholischen Volkspartei nicht sofort der kategorische Imperativ, das Akute vom Chronischen zu unterscheiden, die Kräfte auf die Haupt-Bastion zu concentriren und die Kämpfe auf den Flanken zu sistiren? Herr Kiefer hat in höchst unvorsichtiger Weise und im ungünstigsten Momente ein Klosterminimum zum Angelpunkt der nächsten badischen politischen Zukunft aufgebauscht; seine Kriegserklärung läuft lediglich darauf hinaus, daß ein paar badische Benediktinerklöster ein Canossa seien. Wohlan! auch wir Katholiken wollen Alles von einer Entscheidung in letzter Instanz über die Frage, ob es sich hier nur um eine Kiefer'sche Wahnvorstellung handle oder nicht, abhängig gemacht wissen. Der Ausgang dieses Processes ist uns, wenn er auch noch einige Jahre alles Andere absorbirend auf sich warten läßt, nicht zweifelhaft.

Behaupteten wir nach Alldem zu viel, wenn wir an die Spitze unserer Ausführungen den Satz stellten, daß das gesammte badische Forum für die Dauer der nächsten Jahre von einer Frage nichtforensischer Natur beherrscht wird?[1]) Wir kennen die badische Zwickmühle.

---

1) Wir waren, als wir bezüglich „der Zahl und Art“ oben „Klosterzukunftsbilder“ entwarfen, selbstverständlich nicht von der Absicht geleitet, eine Zeichnungsvorlage für das Berathungszimmer eines künftigen Congresses zu unterbreiten. Es war uns nur darum zu thun, die Dünnheit des Fadens, an dem die Geschicke hängen,

Herr Abgeordnete rebus sic stantibus nicht in jedem andern deutschen Lande ebenso erkennbar, wie in Baden, als ein auf die Länge unhaltbarer „Staatsmann“ erwiesen?

Wir kommen aber nun zu den badischen Eigenthümlichkeiten, welche die den „Oberschiebern“ jetzt beliebte Art der Bekämpfung einer badischen Kloster-Rehabilitation geradezu als einen politischen Nonsens erscheinen lassen.

II. „Die Preußen sind da“. Für unsern Fall dürfte diesem Axiome eher die ausdehnende Interpretation „Gottlob“, als die Mentalreservation „leider“ zu unterlegen sein. Das Berliner Doppelspiel in der Behandlung der preußischen und der außerpreußischen deutschen Kirchenpolitik von 1815 bis 70 ist auch uns keine unbekannte Sache. Die preußischen Katholiken sollten darnach möglichst gut, die außerpreußisch-deutschen Glieder der Weltkirche möglichst schlecht gestellt sein. Man unterliegt bei der Annahme einer Fortsetzung dieser Politik und einer Applikation ihrer Grundlage auf die dem Jahre 1870 nachgefolgte Gestaltung dem Uebersehen, daß von 1815 bis 1854 und noch mehr von 1854 bis 1866 alle preußischen Direktiven nicht auf kirchenpolitischen Anschauungen beruhten, daß sie vielmehr nur Vehikel für die Aktion im preußischen Sinne auf der Arena des Dualismus waren. Es ist immer gewagt, die Fortdauer derartiger Conjunkturen nach totaler Aenderung der großen politischen Verhältnisse — hier die durch den Nikolsburger Frieden herbeigeführte Beendigung des Dualismus — zu unterstellen. Die in der Berliner Wilhelmsstraße allein maßgebenden Gesichtspunkte für die preußische Kirchenpolitik in ihrem Verhältnisse zur Kirchenpolitik der außerpreußisch deutschen Staaten liegen auf der Hand.

Bei jeder in einem außerpreußischen deutschen Staate auftauchenden kirchenpolitischen „question“ ist die oberste im Berliner auswärtigen Hotel daran angelegte Frage die: wird von der Bejahung, beziehungsweise Verneinung die Gefahr der Genesis eines „ultramontanen“ Ministeriums

nahe gelegt oder nicht? Ist diese Gefahr bei der Frage nicht im Spiele, so wird eine Unterscheidung zwischen den Staaten gemacht, die sich Preußen engstens (Militär, Post, Telegraph) angeschlossen haben, und jenen, die in einem loseren Verhältniß stehen. Bei der ersten Classe deckt sich das egoistisch-preußische und das wohlverstandene Interesse des Mittel- beziehungsweise Kleinstaates vollständig. Wenn Preußen durch einen neuen Schritt seine Katholiken verbessert, und bei dem Eintritte des engstverbundenen Mittel- bezw. Kleinstaates in die betreffenden preußischen Fußstapfen die Gefahr des Entstehens eines „ultramontanen" mittelstaatlichen Ministeriums nicht auf dem Spiele steht, so ist es preußisches Interesse, den engst Verbündeten dahin zu beeinflussen, daß er seine Katholiken in der gleichen Weise verbessere und dadurch allen in loseren Verbandstaaten wohnenden Katholiken ad oculos demonstrire, daß sie nur auf einen engeren Verband hinzuwirken brauchen, um ebenfalls besser gestellt zu werden.

Ist aber bei der Bejahung irgend einer in einem außerpreußischen deutschen Staate (ohne Unterschied des engeren oder loseren Verbandes) aufgetauchten Frage die Gefahr der Geburt eines „ultramontanen" Ministeriums auf dem Spiele, so wird Preußen seinen Einfluß in der Richtung der Verneinung der Frage und im umgekehrten Falle in der Richtung der Bejahung derselben geltend machen. Bismarck und alle seine Amtsnachfolger werden nie der Schöpfung eines „ultramontanen" außerpreußischen deutschen Ministeriums und damit dem Gravitiren aller deutschen Katholiken nach der Residenz desselben die Bahn frei lassen.

Sind diese Gesichtspunkte richtig, so sind die badischen Katholiken in der jetzigen brennenden (Kloster-) Frage der Befürwortung der preußischen Diplomatie sicher.

Fürst Bismarck ist zu gut in unserem Großherzogthum orientirt, um nicht im Uebermaße überzeugt zu sein, daß drei Beuroner Niederlassungen in Villingen, Gengenbach und

Walldürn so wenig die Wiege eines badischen „ultramontanen" Ministeriums sind, wie etwa der Uebertritt einiger Kapuziner auf russischen Boden der Keim eines Ministeriums Radziwill in St. Petersburg wäre.

Auch die preußische Gepflogenheit, vor der „Illusion", als könne man Rom je durch Concessionen zufrieden stellen, zu warnen, ist uns keine unbekannte Sache. Das ist aber kein stichhaltiger Einwand gegen unser Motto: „die Preußen sind da". Wenn die „Staatsraison" es erforderte, war die Furcht „vor der Unersättlichkeit" für Preußen nur ein Grund, den Katholiken eine bessere Behandlung, als die ihnen in allen andern deutschen Staaten zugedachte, zu Theil werden zu lassen.

Wir wollen übrigens unser Motto „die Preußen sind da" überhaupt nicht in dem Sinne, als sollte die preußische Diplomatie einen direkten Einfluß auf Baden üben oder als sollte Baden allen Rath in Berlin holen, sondern nur in dem Sinne des moralischen Gewichts, welches das Vorgehen der deutschen Vormacht bei den ihm engst verbündeten Badenern hat, verstanden wissen.

Wir kennen, was die unmittelbar vorhergehenden und nächstfolgenden Sätze betrifft, die entgegengesetzten Stimmen des katholischen, insbesondere des außerbadisch-katholischen Lagers und sind weit entfernt, ein absprechendes Urtheil gegen Andersdenkende abzugeben. Wir wissen nur zu gut, daß die bayerischen Centrums-Herren nicht gut fahren würden, wenn sie die preußische Präjudicialität zum alleinigen caeterum censeo erhöben. Wir brauchen dieß, da der bayerische Partikularismus dem Norden gegenüber eine ganz andere Bedeutung hat, als der badische, nicht des Näheren auszuführen.

Die zahlreichen in unabhängiger Stellung Eingewanderten (Pensionäre und Rentiers) sowie die noch zahlreicheren in Beruf (Schulfach, Militär, Telegraphie, Post, Industrie, Handel und Gewerbe 2c.) Eingewanderten imponiren uns

Badenern insoferne, als sie, die Professoren ausgenommen, fast durchweg eine noble Haltung oberhalb der Parteien sich salviren und als sie bei allen ihren Thätigkeiten und Funktionen keinen Dilettantismus und keinen Schlendrian kennen. Wir sind ihnen nicht über das, was sie uns genommen haben, sondern über das, was sie uns bisher nicht genommen haben, gram. Wenn sie uns den Herrn Kiefer und die weiteren 6 „Oberschieber" zu nehmen in der Lage wären, so würden wir darin die willkommenste Privation erblicken. Eine Befreiung in dieser Richtung ist aber gerade jetzt in Folge der Kiefer'schen Versündigung gegen das „preußische Bewußtsein" in Aussicht gestellt.

Wer sich im Badischen, was Land und Leute betrifft, in den letzten 20 Jahren gehörig umgesehen hat, der weiß, daß von Wertheim bis Konstanz in jedem Bureau, wie in jeder Hütte und in jedem Bourgeoishause, in jeder Werkstätte wie in jeder Bauern- und Taglöhnersstube und in jedem Fabriksaale eine öffentliche Meinung in der Richtung zum vollendetsten Durchbruch gekommen ist: wir Badener gehen fortan bei allen wichtigen Vorkommnissen und Wandlungen des politischen, staatlichen, communalen und socialen Lebens auf jedem Schritt und Tritt mit den uns engst verbündeten und verwachsenen Angehörigen der deutschen Vormacht voran und zurück. Diese öffentliche Meinung specialisirt sich aber, was das kirchenpolitische Leben anbelangt, sowohl im ganzen badischen katholischen als im gemäßigt liberalen Lager dahin: wie der badische akute Culturkampf seiner Zeit die kräftigste Nahrung aus der gleichzeitigen preußischen Kirchenstreithitze zog, so muß mit Naturnothwendigkeit jetzt auch die badische Friedenstemperatur durch die höheren preußischen Friedensthermometergrade in's Steigen gebracht werden.

Wenn Herr Kiefer, im Gegensatz zu Alldem, sich jetzt in die Pose des exklusiven Badenserthums wirft, wenn er sich jetzt in der Attitude „Badenia farà da se" gefällt, so

muß er als leibhaftiger Vogel Strauß seinen Kopf in den Sand steckend, fort und fort mit dem Schrei: „Die Preußen sind nicht da!“ sich aus der Sackgasse heraus zu helfen suchen.

„Die Preußen sind aber da“, so tönt's ihm vieltausendstimmig aus dem Munde der badischen sich noch ihres Augenlichts erfreuenden Menschenkinder entgegen, „und weil sie da sind, ist Ihre Politik, Herr Kiefer, auf die Länge der Zeit unhaltbar“.

Wem es etwa ein Geheimniß geblieben, daß die Preußen mitten unter uns Badenern sind, der hat sich noch nicht die Mühe gegeben, in unseren größeren Städten, in unseren Kasernen, in unseren Post- und Telegraphenbureaus, in unseren Gymnasien und auf unsern Universitäten etwas näher umzusehen; der hat überhaupt keine Studien über die in den letzten 20 Jahren auf badischem Boden eingetretenen Veränderungen, der Sprache, der Sitten, der Gebräuche, der Gepflogenheiten des täglichen Lebens, wo Alles sich bereits dem preußischen Muster angepaßt hat, gemacht.

Welche Sorte badischer Politiker hat aber in den letzten Decennien für diesen preußischen Import aus allen Kräften Tag und Nacht mitgearbeitet? Sind es nicht die Herrn Kiefer und die 6 weiteren „Oberschieber“ gewesen? Jetzt soll uns auf einmal die Doktrin der Nothwendigkeit einer gegen den Norden zu errichtenden Grenzsperre plausibel gemacht werden. Am wenigsten dürfen doch diejenigen an den Aufbau einer derartigen chinesischen Mauer denken, welche ihre Mitwirkung nicht versagten, als es galt, Baden einer den bayerischen, württembergischen, sächsischen Reservaten entgegengesetzten engeren Angliederung an die preußische Machtsphäre entgegenzuführen.

Nun noch mit wenigen Worten das Facit dieser handgreiflichen Verkehrtheit für die Lage A im liberalen, B im Centrumslager:

ad A resultirt:

1. Daß von den Extremliberalen damit der Rahmen der

allen Parteien seit 1880 diktirten Politik der Bescheidenheit wieder übersprungen und in das Gebiet der bekannten badischen Großmannssucht übergetreten ist. Die Herrn Kiefer und die Oberschieber verlangen, daß die in Berlin gewonnenen Schlachten großen Stils in Karlsruher Niederlagen umgesetzt werden.

2. Daß wir zum erstenmale seit 1880 wieder auf der Fehlhalde angekommen, wo man in Karlsruhe wieder anfängt, „die musterstaatlich tief herabgedrückte Heilsanstalt" noch um die Tiefe einiger Klafter zu unterschätzen.

Dem liberalen Abgeordneten Winterer gebührt das Verdienst, der Kiefer'schen Versündigung gegen das Dogma der preußischen Präjudicialität das mene tekel: „Keine badischen Katholiken zweiter Classe!" entgegengestellt zu haben.

Warum hat diese Warnung als geflügeltes Wort überall von Wertheim bis Konstanz bei den liberalen wie nicht-liberalen Katholiken ein so lebhaftes Echo gefunden? Warum hat diese Uebersetzung des „Doktrinären" („badische Nachfolge in preußische Fußstapfen") in die Volkssprache sofort bei der ganzen katholischen Bevölkerung, im Gegensatze zu der auf andere Gravamina gestützten Agitation, Zugkraft gezeigt?

Weil die Bureaukratie in der Zeit von 1880 bis zu den „Eigenthümlichkeiten" des Frühjahrs 1888 weder durch Worte noch durch positive Akte eine Unterschätzung des Katholicismus bekundete, und weil die badischen Katholiken, was die anderen Gravamina betrifft, von dem instinktiven politischen Gefühle geleitet sind, es werde damit in Baden, so lange dieselben nicht auch in Preußen behoben sind, nur leeres Stroh gedroschen.

ad B folgt:

daß damit für die Centrumsführer der eherne Hebel geschaffen ist, auf welchem die in goldenen Lettern gravirte, der Erfüllung sichere Prophetie „in hoc signo vinces" prangt. Bedurfte es im Oktober 1888, als die Bewohner des volkreichsten Thales des badischen Mittellandes zu Haslach versammelt waren, noch einer besonderen Ueberredungskunst, um den Massen die „Degradation zu Katholiken zweiter Classe" mundgerecht zu machen? Die extrem liberalen Häupter mögen nur fortfahren, uns immer und überall das zweierlei Maß für

den „Groß-“ und für den „Kleinstaat“ fühlen zu lassen: das ist für alle partikularistischen Steuermänner, welche eine dem Laufe des Admiralsschiffes entgegengesetzte Richtung einhalten wollen, die Klippe, an welcher sie langsam, aber sicher, scheitern.

Wir begegnen leider in der südwestdeutschen „Ecke“ Tausenden katholischer Männer, welche am Sonntage noch in die Kirche gehen, im Uebrigen aber sich möglichst passiv verhalten oder, um ihre von der Bureaukratie beherrschten Interessen besorgt, den Liberalen solange Heeresfolge leisten, als ihnen nicht „zuviel“ zugemuthet wird. Was in diesen Kreisen gerade so wie im Bereiche des entschiedenen Katholicismus „das Zähneknirschen des ganzen inneren Menschen“ verursachte, was Beiden, den entschiedenen wie den lauen Katholiken das Blut in's Gesicht schießen ließ, war die Zumuthung, daß die preußischen Katholiken die Klöster zurückerhalten, die badischen aber nur wegen einer Kiefer'schen Marotte das Zusehen haben sollen; die Wahrnehmung, daß die nemlichen Herrn, welche bisher zu unserer Anpassung an die Vormachtspolitik aus allen Kräften mitwirkten, jetzt, da es sich um eine vom gleichen Mittelpunkte ausgehende Melioration der badischen Katholiken handelt, von dem nordischen Vorbilde nichts mehr wissen wollen.

Darauf allein beruht das „Naturwüchsige“ der gegenwärtigen Bewegung. Die sich daraus ergebende Consequenz liegt auf der Hand: je mehr sich auf die Ansetzung dieses einen Hebels mit Ausschluß aller übrigen concentrirt wird, desto mehr wird dem einen Motor die Zugkraft erhalten.

Die nur in einem Punkte naturwüchsige Bewegung erleidet an Potensivität Einbuße, sobald man die Winterer'sche Warnung nur adminikulirend gelegentlich einer Aufzählung sämmtlicher Schmerzen wirken läßt. Die Probe darüber wäre leicht zu machen, wenn man gleichzeitig zwei Petitionen, die eine unterschrieben vom Centralcomité mit einer Liste sämmtlicher noch dem badischen Katholicismus, „einschließlich Kiefer'scher Kuttensperre“, applicirten Knebelungen, die andere

unterschrieben von den Männern der alten und jungen Schule nur mit dem Motto „Keine badischen Katholiken zweiter Classe" im Lande circuliren ließe. Die letztere wäre zweifellos einer größeren Anzahl Unterschriften, wohl zweier Drittel sämmtlicher katholisch getaufter erwachsenen badischen Männer, sicher. Die Eventualität einer derartigen Petition wurde schon in der 1889er Freiburger September-Versammlung correkt staatsmännisch mit der Andeutung, „daß wir zum Kaiser gehen", verwerthet.

Wir hatten uns denselben Gedanken, schon bevor wir die von Buol'schen Worte vernahmen, in etwas detaillirterer Weise für den Fall, daß in Bälde einmal eine von zwei Drittheilen der katholisch getauften badischen Wahlberechtigten unterzeichnete, nur die badische Concession Sigmaringisch-preußischer Klöster impetrirende Petition fertig gestellt sein wird, vorgelegt. Selbstverständlich dürfen wir uns nicht an Se. Majestät den deutschen Kaiser wenden, um unseren allverehrten Landesherrn oder seine Regierung bei der deutschen Centralgewalt zu verklagen. Wie aber, wenn wir uns Sr. Majestät, uns auf die Petition beziehend, nur mit der Bitte nahen, er möge ein gutes Wort für uns einlegen? Der Träger der Hohenzollern-Krone wird seine Huld denjenigen nicht vorenthalten, welche ihm nur mit dem bescheidenen Wunsche nahen, den preußischen Zuständen noch etwas mehr, als es bisher der Fall war, verähnlicht zu werden.

X.

Ueber das Reich des Mahdi.

Wie bereits in einem früheren Jahrgange dieser „Blätter“ hervorgehoben wurde, war der Aufstand im Sudan neben anderen Umständen hauptsächlich aus dem Widerstreben der arabischen Sklavenhändler gegen die anglo-ägyptische Convention in der Sklavereifrage, die im Jahre 1889 auch im Sudan Anwendung finden sollte, entsprungen. Der Mahdi Mohammed Ahmed hatte der Empörung den Deckmantel des religiösen Fanatismus umgehängt. Sein Ruf als Gesandter Gottes zur Regeneration des Islam förderte die Ausbreitung seiner Macht. In kurzer Zeit wurden die Provinzen Tekele, Kordofan, Bahr-el-Gazâl, Darfur, Chartum erobert. Der Erfolg bestärkte bei den Eingebornen den Glauben an die göttliche Sendung des Mahdi. Nach dem Falle Gordon's in Chartum hatte er bereits seinen Plan zur Eroberung Aegyptens, Mekka's, Jerusalems und Stambul's ausgearbeitet. Am 8. Ramadan (22. Juli) 1885 starb der Mahdi unerwartet in seiner neuen Hauptstadt Omdurman. Man schöpfte allgemein Hoffnung, daß nun das mahdistische Reich zerfallen werde, infolge des Erbfolgestreites und der inneren Wirren. Das Ersehnte trat nicht ein. Der Tod des Mahdi beeinflußte wenig den Gang der Ereignisse. Wie der Aufstand im Innern einen religiösen Charakter angenommen hatte, so schritt er auf diesem Wege weiter, indem die Religion die materiellen Interessen der Einzelnen deckte. Auch nach dem Tode des Mahdi wurde der Krieg gegen die letzten noch bestehenden ägyptischen Stationen in Sennar, Kassala, Nubien

fortgesetzt, bis alle, eine nach der anderen, der gleichen alten Taktik erlagen. In Anbetracht der Verschiedenheit und Mischung der einzelnen Stämme des Sudan, ihrer besondern Neigungen, Gewohnheiten und Sonderinteressen sowie vielfacher gegenseitiger Antipathie kann man nicht läugnen, daß die Häupter des Aufstandes ein besonderes Talent bewiesen, die verschiedenartigen Elemente für ihre Sache zu gewinnen und zusammenzuhalten. In der That sind die Völker des Sudan, was geistige Fähigkeiten und Schlauheit betrifft, den Bewohnern Aegyptens weit überlegen.

Betrachten wir die einzelnen Elemente im Reiche des Mahdi; es sind deren hauptsächlich zwei. Das Eine ist die Partei der Araber, bestehend aus verschiedenen, im Sudan zerstreuten Stämmen, besonders in Sennar, Kordofan, Darfur, die trotz ihrer Vermischung mit den Negern, deren Frauen und Mädchen sie rauben und heirathen, größtentheils ihren Charakter und ihre Farbe bewahrt haben. Sie sind Feinde des ruhigen, ansässigen Lebens, mißtrauisch im Verkehr mit Fremden und hängen zähe an ihren Gewohnheiten. Das andere Element ist die Partei der Djelabba oder Bewohner der Nilufer. Sie sind eine kräftige, unternehmende Rasse, betreiben je nach Bedürfniß Landbau, Handel und Krieg, ertragen leicht Mühen und Entbehrungen und verstehen es, sich dem Luxus und den Erfordernissen der Cultur anzupassen. Zu ihnen gehören Barabra, Dongolani, Djaalin, Schaigieh. Aeußerlich unterscheiden sie sich von den ersteren durch mannigfache Tättowirungen des Gesichtes.

Der Mahdi, welcher als Dongolani der zweiten Rasse entstammte, hatte von Anfang an beide Parteien sich zu gewinnen gewußt, indem er durch Predigten und Briefe mit dem unter ihnen einzig möglichen Bande der Religion oder des religiösen Fanatismus, nach den ersten Erfolgen auch durch Schrecken und Eifersucht der einen gegen die anderen, beide an seine Sache fesselte. Seine erste Truppe hatte er aus Djelabba's und heimatlosen Abenteuerern gebildet, die sich ihm als Landsmann ergaben. Nach den ersten Erfolgen lockte er durch die Hoffnung auf Beute die Araber, besonders die Baggara an, die von Geburt Räuber sind. Mit ihrer Hilfe bedrohte er

die friedliche Bevölkerung, indem er sie in die Alternative versetzte, eine Beute der Araber zu werden oder sich blindlings ihm anzuschließen, um ihr Weniges zu erhalten und vielleicht durch Beute zu vermehren. Um sie sich zu erhalten, wandte er verschiedene Kunstgriffe an. Zuerst nahm er ihnen unter mancherlei Vorwänden alles, was er ihnen nehmen konnte, und gestattete Anderen, sie zu berauben, indem er spätere Bestrafung der Räuber versprach. Dann die Bestrafung stets hinausschiebend, eröffnete er ihnen Wege, sich durch Beutemachen bei neuen Unternehmungen zu entschädigen. So zwang er sie, seiner Sache treu zu bleiben. Da nun die Araber als Nomaden unbeständig sind und, nachdem der erste Enthusiasmus verflogen, leicht das Feld räumen und sich zerstreuen, bediente er sich wieder der Djelabba, um die Wankelmüthigen mit Waffengewalt in Zaum zu halten. Bei allen aber gebrauchte er je nach Bedürfniß strenge Strafen; und in dieser Weise erhielt er seiner Sache beide Parteien.

Wie sollte es nach seinem Tode gehen? Welche der beiden Parteien sollte die Erbfolge antreten? Um sich die Treue der Araber, besonders der mächtigen Baggara, zu sichern, hatte der Mahdi bereits zu El-Obeid in Kordofan einen der Ihrigen zu seinem Nachfolger öffentlich bestimmt. Es war dieses Abdullahi aus dem kleinen Stamme Taescha im Süden von Darfur, in der Gegend von Schakka. Dieser hatte mit den bedeutendsten Sklavenjägern der Baggara wiederholt Raubzüge in die Gebiete des Bahr-el-Gazâl mitgemacht. Als Gordon Pascha nach der Eroberung Darfurs durch Ziber Pascha den ersten Aufstand in jener Provinz unterdrückte, wurde Abdullahi wegen Sklavenraub in Schakka eingekerkert. Um sich jedoch die Baggara, von denen Gordon unkluger Weise Unterstützung bei seinem Unternehmen hoffte, nicht abgeneigt zu machen, ließ er Abdullahi frei, zugleich mit Abu Angia, einem anderen berüchtigten Sklavenjäger und späteren Stütze des Mahdi. Abdullahi schloß sich sofort nach dem öffentlichen Auftreten des Mahdi diesem an zugleich mit vielen anderen Sklavenräubern, die von den energischen europäischen Generalstatthaltern und Beamten, besonders Gessi Pascha, von ihren Raubsitzen verjagt, den Augenblick der Rache ersehnten. Abdullahi wurde bald die

rechte Hand des Mahdi; er wurde Kalif, d. h. Stellvertreter, mit dem Rechte der Nachfolge.

Außer Abdullahi erwählte der Mahdi noch zwei Kalifen. Der eine war Ali, ein armer, geistesschwacher Fanatiker aus dem kleinen Stamme der Araber Deghèm, denen diese Ernennung eine Belohnung für ihre Bereitwilligkeit und Treue gegen den Mahdi sein sollte; der andere war ein Jüngling von 16 Jahren Namens Ali Karrár, ein Sohn von Mahdi's Onkel. Ali Karrár heirathete eine Tochter des Mahdi. Nach dem Beispiele des Propheten hatte der Mahdi noch einen vierten Kalifen in Aussicht genommen in der Person des geheimnißvollen Uad Senussi, vielgenannten Derwisches der westlichen Oase zwischen Tripolis und Aegypten. Die Kalifen wurden nach denen des Propheten benannt: Abdullahi hieß Abu Bekr, Ali hieß Uad el-Helu, Ali Karrár hieß Ali, endlich Uad Senussi sollte Omar heißen.

Nach dem Tode des Mahdi drohte das Gleichgewicht zwischen beiden Parteien zu zerfallen. Abdullahi aus der einen Partei, der vom Mahdi bezeichnete Nachfolger, und Ali Karrár mit dem Anhange der anderen Partei standen sich gegenüber. Doch Abdullahi hatte die Gefahr schon zu Lebzeiten des Mahdi erkannt und derselben vorgearbeitet. Er benützte die Armee der schwarzen Sklaven, das dritte Element im mahdistischen Reiche, um die beiden Parteien im Zügel zu halten.

Der Mahdi hatte anfangs keine besondere Armee; jeder, der sich ihm ergab und Kriegsdienst leisten konnte, war Soldat und Vertheidiger der Religion (Ansar-el-din). Nach der allmähligen Eroberung aller ägyptischen Militärposten konnte man eine Anzahl schwarzer Soldaten sammeln, die bereits an eine gewisse Disciplin und militärische Ordnung gewöhnt waren; zu diesen kamen alle andern Sklaven, die unter irgend einem Vorwande den alten Herren abgenommen wurden oder sich flüchteten. Treue und fanatische Commandanten, die während ihrer Razzien und Sklavenjagden bereits gelernt hatten, bewaffnete Sklaven zu organisiren und zu führen, gaben die Offiziere ab. Der obenerwähnte Abu Angia, Sklavenkind, der sich in verschiedenen Sklavenrazzien ausgezeichnet hatte, wurde

der Obercommandant der Sklavenarmee unter der Oberaufsicht des Abdullahi, ein mächtiges und gefürchtetes Instrument seiner Herrschaft.

Diese Armee, einerseits aus Haß gegen die alten Herren die Djelabba, der in ihnen schlau genährt wurde, anderseits wegen ihrer Gewohnheit aus den Zeiten der ägyptischen Regierung, die Araber zu mißhandeln, diente vortrefflich dazu, beide Parteien je nach Bedürfniß zu zügeln. Ihrer bediente sich der Kalif Abdullahi, als er zur Herrschaft gelangte, als der einzigen Stütze, der er trauen konnte, und so konnte der Aufstand fortschreiten auch nach dem Tode des Mahdi, ungeachtet der Spaltung der Geister, die bestand und noch besteht. Der Kalif Abdullahi fuhr, nachdem er die Macht erlangt, fort, die Dinge zu leiten in gleicher Weise, wie er unter den Augen des Mahdi gethan hatte. Wenn auch Abdullahi nicht den Ruf der Heiligkeit besitzt, der den Mahdi umgab und ihn in den Augen mancher Fanatiker mit Wunderkraft ausstattete, so ersetzt er dieß durch sein kriegerisches Talent. Das Temperament der Milde, das der Mahdi infolge seiner beanspruchten göttlichen Sendung zeigen mußte, und das er oft in scheinheiliger Weise kundgab, ersetzte Abdullahi durch Strenge. So wurden Furcht und Schrecken, die früher nebenbei dienten, jetzt das Motiv, das die Dinge auf ihren gegenwärtigen Stand brachte und darin erhält.

Langsam aber unentwegt verfolgte Abdullahi die Aufgabe, seine Gegenpartei zu schwächen. In Kordofan setzte er nach dem Tode des Emirs seinen Bruder Etmor ein, ebenso übertrug er Darfur einem Parteigenossen. In Berber wurde der Emir Mohammed-El-Cher nur belassen, nachdem er dem Kalifen unverbrüchliche Treue geschworen hatte. Die Feldherren der Nilarmee wurden gegen die Partei des Ali Karrár aufgehetzt, und so wurde der Einfluß der Partei aus der Familie des Mahdi gebrochen. Die Hoffnungen, die man bisher an einen eventuellen inneren Verfall des Reiches setzte, sind somit getäuscht.

Von Suakin und Uady-Halfa aus versuchte die Regierung Unterhandlungen mit einzelnen Stämmen anzuknüpfen, um sie zu einigen zu einer Gegenrevolution. Dieß ist und bleibt ein aussichtsloses Unternehmen. Kein einzelner Stamm wird es

auf sich nehmen, eine Gegenrevolution zu Gunsten der Regierung zu beginnen, um mit eigener Gefahr einige Provinzen zu erobern und sie dann gegen irgend eine Vergütung an die Regierung abzutreten. Wenn einzelne Stämme in der Gegend von Suakin zur Regierung stehen und die Horden des Osman Digna bekämpfen, so liegt dieß in ihrem eigenen Interesse. Ihr Land und Besitz liegt zu nahe am Meere, um sich im Falle eines Anschlusses an die Rebellen gegen die Kanonen der Kriegsschiffe schützen zu können; anderseits bezahlt die Regierung ihre Treue so glänzend, daß ihnen Osman Digna keinen Ersatz dafür bieten könnte. Würden sie es mit Nutzen thun können, so würden sie sich sofort den Aufständischen anschließen. Denn das Interesse beeinflußt die Völker des Sudan mehr als anderswo. Ein Anschluß der Stämme an die Regierung wäre zu hoffen, wenn das Vorrücken eines starken Heeres ihnen Garantie für ihre Zukunft gewähren würde. Für sich allein werden sie sich nimmer gegen den Mahdismus erheben.

Die durch die Fanatiker beeinflußte Masse hält noch an den Tendenzen des Mahdi fest, sie lebt noch im Wahne eines mahdistischen Weltreiches. Mitte April dieses Jahres sandte der Kalif Abdullahi vier Gesandte mit Briefen für den Vicekönig und die Königin von England nach Kairo. Da die Briefe nur Mahnungen und Drohungen an die Souveräne enthielten, sich dem Mahdi anzuschließen und ihre Reiche abzutreten, widrigenfalls sie hienieden vernichtet und in der anderen Welt Holz zum höllischen Feuer werden würden, wurden die Abgesandten in Assuan eingekerkert. Aus der Unterredung mit ihnen, die uns vom Kriegsministerium gestattet wurde, ergab sich, daß sie völlig überzeugt waren, der Kalif müsse die Welt erobern. Andere Boten und Spione bestätigten dieß.

Die Aufständischen versuchen in der That von Zeit zu Zeit einen Vorstoß gegen Aegypten. Der Aufstand im östlichen Sudan wird von Osman Digna geleitet, der von Zeit zu Zeit vor Suakin erscheint. Am 19. Dezember 1888 fand bei Handub ein Kampf statt zwischen circa 1200 Rebellen zu Fuß und 100 zu Pferd einerseits, und 4000 ägyptischen Negersoldaten und 800 Engländern anderseits. Die regulären Truppen hatten 6 Todte und 44 Verwundete, die Rebellen nur einige

Verwundete auf dem Kampfplatze zurückgelassen, darunter Darni Mussa Digna, Enkel des Osman Digna. Dieser erwiderte auf die Frage, ob ein Eintausch der europäischen Gefangenen möglich sei: „Ganz unmöglich; auch wenn ihr mir die Freiheit und dazu noch 100,000 Pfund geben würdet, würdet ihr nie einen Europäer bekommen.“ Bis zum Februar dieses Jahres fanden noch mehrere Kämpfe statt. Am 11. Februar verbrannte Osman Digna sein Lager in Handub und zog sich nach Tokkar zurück.

Ebensowenig ruhten die Rebellen im Nilthale. Die Derwische (so werden die Mahdisten genannt wegen ihrer lumpigen Kleidung und ihres zelotischen Auftretens) beunruhigten fortgesetzt die Südgrenze Aegyptens bei Uady-Halfa. In der Nacht vom 29. zum 30. April erschienen Rebellenbanden bereits in den nördlich von Halfa gelegenen Ortschaften Serah und Arghin. Weitere Einfälle folgten. Am 17. Juni war eine Bande am Nilufer bei Gustol, etwa 40 Meilen nördlich von Uady-Halfa erschienen.

Gereizt durch die Einkerkerung der vier Abgesandten und angetrieben durch den Kornmangel in Dongola beschloß der Kalif Abdullahi eine Expedition zur Eroberung Aegyptens, dessen Reichthum stets das Ideal der raubgierigen Sudanesen war. Um dem Unternehmen Feierlichkeit zu verleihen, versammelte Abdullahi in Omdurman den Kriegsrath. Während desselben bestieg er sein Pferd, umgeben von den Emiren, und hielt, das Schwert schwingend, eine feuerige Ansprache. Am Schlusse zückte er das Schwert dreimal gegen Norden (d. h. Aegypten) und rief mit starker Stimme: „Allah akbar, Allah akbar, Allah akbar!“ Dieser Spruch, der „Gott ist der Größte“ bedeutet, ist eine Hauptformel des muselmännischen Gebetes; sie wird bei wichtigen Unternehmungen, und als Schlachtruf im Religionskampfe angewendet. Ihr Sinn ist: „Gott ist über Alle und über Alles, Niemand kann ihm widerstehen; jene, gegen welche die Worte gesprochen sind, fallen in unsere Hände“. Gleich hierauf sandte er Eilboten an den Emir Uad-El-Nedjumi in Dongola mit dem Befehle, sofort nach Norden zu marschiren und bei Bimban zu erscheinen. Dieß ist ein kleines Dorf, 4 km nördlich von Assuan, wo die

Derwische stets geheime Verbindungen unterhalten hatten. Zu gleicher Zeit sollte der Emir von Abu-Hamed, Hassan Kalifa, mit 500 Reitern Oberägypten überfallen. Letzterer kam jedoch nur bis zu den Brunnen von Murad, zwischen Korosko und Abu-Hamed, was dem Einflusse seines in Korosko ansässigen und von der Regierung besoldeten Bruders Saleh Bey zuzuschreiben sein dürfte und der Regierung sehr günstig war.

Uad-el-Nedjumi brach mit etwa 5000 Streitern und 600 Kameelen von Dongola auf. Das Gefolge von Weibern und Kindern betrug 15,000 Personen, die in Dongola verhungert wären, da die Armee alle vorhandenen Lebensmittel mitgeführt hatte. Der Marsch ging so langsam voran, daß man täglich kaum zehn km zurücklegte. Es wurden über 500 der mitgeführten Kameele verzehrt. In der Nähe von Uady-Halfa liefen zahlreiche Soldaten aus den Reihen der Rebellen aus Hunger zu den Aegyptern über. Unter diesen befand sich ein gewisser Mohammed-el-Barudi, der Koch des Generals Gordon, des Rauf Pascha (früher Statthalter des Sudan) und des Generals Hicks, aus dessen Gefolge er während der dreitägigen Schlacht bei Kasghe in Kordofan entflohen war. Aus den interessanten Enthüllungen desselben entnehmen wir, daß sich im Reiche des Mahdi Indier, besonders als Aerzte, befinden, und daß Pulver auf Geheimwegen von Osten her eingeführt wird. In mehreren Kämpfen bei Arghim, Belania und Abu-Simbel verloren die Rebellen einige Hundert Mann. Am 3. August fand der Entscheidungskampf statt bei dem Dorfe Toski, im Norden von Uady-Halfa. Der Sirdar, General Grenfel, befehligte die Regierungstruppen. Die Rebellen wurden mit großem Verluste geschlagen; sie ließen über 1300 Todte auf dem Felde. Der Emir Uad-el-Nedjumi kämpfte heroisch; viermal verwundet, hielt er sich noch zu Pferd und ermunterte die Seinigen, bis er, tödtlich in die Brust getroffen, fiel. Diese Tapferkeit bewundernd, ließ ihn Grenfel mit militärischen Ehren bestatten. Mit ihm fielen 12 Emire und wurden 50 Fahnen erbeutet. Die Aegypter hatten 12 Todte und 131 Verwundete. Uad-el-Nedjumi war einer der tüchtigsten Führer der Mahdisten, er hieß „Bab-el-Fotuh, d. h. Thor der Eroberungen.“ Während der Belagerung Chartums hatte

er sich besonders durch seine Strenge ausgezeichnet. Ein Artillerist sagte während des Bombardements von Chartum: „Ich weiß nicht, wie das enden soll; der General Gordon ist nicht ein Hicks Pascha!“ Nedjumi ließ ihn sofort hinrichten wegen des geringen Vertrauens zu der Kraft des Mahdi. Der Kalif Abdullahi zeigte sich bei der Nachricht von der Niederlage sehr gereizt. Er beabsichtigt, eine weitere Expedition gegen Aegypten vorzubereiten, die jedoch bis zur neuen Ernte hinausgeschoben ist.

Durch die Ausdehnung ihrer Macht und Raubzüge geriethen die Mahdisten auch mit Abyssinien in Conflikt. Die Abyssinier, kriegstüchtig wie sie sind, und noch mehr, weil begeisterte Christen, setzten ihnen energischen Widerstand entgegen und besiegten sie unter Abu-Angia wiederholt. Da sie jedoch im Osten gegen die Italiener und im Innern durch Bürgerkriege vielfach in Anspruch genommen waren, konnten sie den Derwischen keine Entscheidungsschlacht liefern. Endlich stellte sich der Negus Johannes an die Spitze seiner Truppen. In der Schlacht bei Metamma verlor er sein Leben, während die Sudanesen reiche Beute fortführten. Menelik, der König von Schoa, seit Langem ein Rivale des Johannes und Freund der Italiener, folgte ihm in der Würde des Negus Negast (König der Könige). Bezeichnend für das Verhältniß Neu-Abyssiniens zu Italien ist, daß Menelik unter Assistenz der Vertreter des italienischen Königs zum Negus gekrönt wurde. Wenn der Negus mit Hülfe Italiens den Widerstand seiner Gegner, besonders des Ras Alula, zu brechen im Stande ist, dann erst wird Abyssinien den räuberischen Mahdisten im Westen entgegentreten können.

Die Kräfte der Mahdisten waren ihrerseits in Anspruch genommen durch einen Aufstand in Darfur. Er begann Ende 1888 aus dem Grunde, weil die Mahdisten aus Haß gegen die Türken, und um den Gründer ihres Reiches zu ehren, an die Stelle der Pilgerfahrt nach Mekka jene zum Grabe des Mahdi in Omdurman gesetzt hatten. Die Pilger des Sudan, welche nach Mekka reisen wollten, wurden belästigt und ausgeraubt. Die Stämme im Süden der Sahara wandten sich um Rath an den Scheik Senussi in der tripolitanischen Wüste. Dieser erwiderte,

daß die Pilgerfahrt nach Mekka Gottesgebot sei. Die Stämme begannen nun sich mit Waffengewalt den Weg nach der Kaaba zu öffnen, sie besetzten Darfur und rückten bis nach Om-Schangah vor. Unter Omar Abu-Hanes drohten sie Omdurman zu erobern, und die Mahdisten mußten ihre Wünsche befriedigen.

Ueber die inneren Verhältnisse im Reiche der Mahdisten geben uns Briefe von Slatin Bey und P. Ohrwalder aus Omdurman Aufschluß. Die Briefe langten Ende April d. J. in Suakin an. Wir haben dort von denselben Einsicht genommen. Das Loos der gefangenen Europäer und Missionäre ist ein trauriges. Es herrscht Elend, Mangel an Geld, Kleidung und Nahrung. Sie verrichten Sklavendienste oder verkaufen in kleinen Läden gekochte Bohnen, um sich den Unterhalt zu verdienen. Lösegeld wird für sie nicht angenommen. Die Anträge auf Handelsverbindungen von Seite Aegyptens und Englands werden abgelehnt. Zur Befreiung der Gefangenen wurden viele Wege versucht, stets ohne Erfolg. Die Versuche dauern fort. Eine öffentliche Besprechung derselben erscheint nicht angebracht, da dieselbe die Haltung des Kalifen, der durch seine Anhänger und Spione in Aegypten und anderswo über alle Vorgänge in Kairo und am Rothen Meere genau unterrichtet ist, beeinflussen und das Loos der Gefangenen erschweren könnte. In Omdurman selbst wagt es Niemand seine Meinung zu sagen; das hat unter der Schreckensherrschaft des Abdullahi schon Manchen den Kopf gekostet. Obwohl von den Eingebornen noch ägyptisches Geld und der althergebrachte Mariatheresien-Thaler noch in Zahlung genommen werden, ist officiell eine neue Münze, der Mahdi-Thaler eingeführt. Dieser trägt das Gepräge des ägyptischen Medschidi-Thalers im Werth von 3½ Fr.; auf der Kehrseite steht geschrieben: „Be-amr el Mohdi", d. h. „Auf Befehl des Mahdi". Die Münze unterscheidet sich nur wenig, durch eine gewisse Rohheit des Gepräges. Außerdem wird in der Münzstätte in Chartum ein dem ägyptischen ähnliches Pfund in Gold geprägt. Omdurman ist die neue Hauptstadt des mahdistischen Reiches. Zur Zeit unserer Anwesenheit im Juni 1883 zählte es kaum 100 Einwohner in einigen elenden Hütten; heute zählt die Stadt über 100,000 Einwohner, allerdings eine Stadt nach sudanesischen Begriffen.

Es ist für ganz Europa, an erster Stelle für England, nicht ruhmvoll, daß solche Zustände im Sudan herrschen und unbeachtet bleiben, daß ein Gebiet, das seit mehreren Decennien dem Handel und der Cultur erschlossen war und wo das Christenthum bereits herrliche Niederlassungen gegründet hatte, aufgegeben und der Barbarei überantwartet ist. Jenes große Land, dessen Boden mit dem Blute Gordons getränkt ist und in dessen Schooß zahlreiche Glaubensboten und Pioniere der Cultur ruhen, ist nun ein Tummelplatz für die fanatischesten der Anbeter der Kaaba! Doch das Traurigste für uns ist das Loos der im Süden und Südwesten des mahdistischen Reiches wohnenden Negerstämme; ihre Gebiete sind von neuem das Jagdrevier der arabischen Sklavenräuber und sie selbst die Beute der herzlosen Baggara und Djelabba geworden. Wie weit durch den mahdistischen Fanatismus der Islam unter den Negern sich ausdehnt, ist nicht zu bemessen bei dem Mangel an Nachrichten aus dem Süden des Sudan. Wiewohl man bei der Ansicht der Muselmänner, daß die Schwarzen nur eine Waare seien, vermuthen möchte, daß sie in ihrem Zustande erhalten werden, ist immerhin große Gefahr vorhanden, daß der Islam sich bei ihnen festsetze. In diesem Falle aber wäre der christlichen Propaganda die Thätigkeit unter den Negern äußerst erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. In dieser Hinsicht kann man auch Emin Pascha, der selbst wenigstens einen muselmännischen Namen angenommen hat, nicht loben. Seine ägyptischen Truppen haben den Islam in einer heidnischen Gegend bekannt gemacht. Der Islam ist heute noch unter den existirenden Religionen diejenige, welche bei den Afrikanern die erfolgreichste Propaganda ausübt. Das Reich des Mahdi, wo der Islam in seiner gehässigsten und exclusivsten Form besteht, ist ein bedeutender Faktor in der islamitischen Propaganda. Mit Hinblick auf den Sudan und besonders die Negergebiete bedauern wir tief das Verhalten Englands und ganz Europa's gegenüber der mahdistischen Bewegung.

Im Dezember 1889.

P. Franz Xaver Geyer, apostolischer Missionar des Sudan.

XI.

Zeitläufe.

Die sociale Bewegung vor dem Reichstag, das Coalitionsrecht insbesondere.[1]

Den 12. Januar 1890.

Wie die Wege der im deutschen Reiche eingeleiteten Socialreform mit Allem, was man sich von der Sache vordem gedacht hat und anderwärts noch davon denkt, mehr und mehr auseinander gehen: das wird thatsächlich immer klarer. Die erste Frucht des eigenartigen Reformgedankens war das Socialistengesetz; es ist bis jetzt ein Unikum geblieben in der civilisirten Welt. Dieser Maßregel der Abwehr durch die Vollmachten der Polizei folgte als schöpferische Einrichtung das Arbeiter-Versicherungswesen, mit der wieder nirgends sonst ersonnenen Bestimmung, daß aus den Mitteln aller Steuerträger zu jeder Rente aus der Altersversicherung 50 Mark als Reichszuschuß gezahlt werden sollen. Offenbar im Gefühle, daß auch damit noch nicht geholfen seyn wird, ist man seit geraumer Zeit daran, die Vollmachten der Strafgesetzgebung auch auf die Erschei-

---

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter" vom 1. und 16. Dezember v. Js.: „Bemerkungen zu der neuesten Vorlage des Socialistengesetzes beim Reichstag".

nungen der socialen Bewegung als solcher auszudehnen. Der zu Grunde liegende Unterschied und Gegensatz zweier Begriffe vom Staat und der Gesellschaft, man möchte sagen des allgemeinen und des preußischen, ist beim Vergleich unverkennbar.

Der althergebrachte Begriff vom Staate besagt: wolle man nicht die bestehende Ordnung, jedes Recht umstoßen, so werde keine andere Regelung der Arbeit und der Industrie möglich seyn, als die der Vereinbarung von Arbeitgebern und Arbeitern; wolle man nicht die Revolution in Permanenz erklären, so werde man doch das Eigenthum anerkennen müssen und nicht dem Reichen nehmen dürfen, um dem Armen zu geben. Dieß ist auch die wiederholt und namentlich in der bekannten Ansprache an die französischen Arbeiter geäußerte Anschauung des Papstes Leo XIII.: nicht die Gesellschaft in ihren Grundlagen, auch die heutige nicht, sei so sehr reformbedürftig, als die Individuen und einzelne Classen. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß der Staat das Recht habe, den Kleinen und Schwachen legalen Schutz zu verleihen und ihnen eine gesetzliche Stellung gegen Mißbrauch der Stärkeren zu bereiten:[1]) also der Arbeiterschutz, von dem gerade die preußische Socialreform nichts wissen will.

An dem Berliner Professor Adolf Wagner hat der entgegengesetzte Begriff von Staat und Gesellschaft seinen hervorragendsten Vertreter. Er hat im Sommer v. Js. eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, in welchen er folgenden Satz aufstellt: „Jede erfolgreiche materielle, und davon bedingt culturliche und sittliche, Hebung der Arbeiterclasse und der untern ärmeren Classen überhaupt erheischt, um mit der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 zu reden, ‚Verwendung von Mitteln der Gesammtheit‘. Das heißt und kann heißen: nicht nur Verwendung von Finanzmitteln des Reichs, des Staats u. s. w., nicht nur Hebung des allge-

1) Reusser „Christlich-sociale Blätter“. 1889. Heft 22. S. 674 ff.

meinen Volksreichthums, sondern auch — wie es im Effekt die Versicherungsgesetzgebung thut — Uebertragung von materiellen Mitteln, Einkommen- und Vermögenstheilen der wohlhabenden, reichen, der besitzenden, der höheren Classen auf die unteren". Hr. Wagner fragt sich, ob es denn wahr sei, daß die bisherige arbeiterfreundliche Staatspolitik noch wenig oder keiner Erfolge sich rühmen könne, und er antwortet: „Es ist leider nur zu wahr!" Das komme aber nur daher, daß man, und es werde auch so bleiben, wenn man, auf dem durch das Versicherungswesen betretenen Wege der besitzenden Classe nicht noch weitere „bedeutende Opfer" auferlege.[1])

Dem Reichskanzler ist es zwar gelungen, den Liberalen und insbesondere den Nationalliberalen, mit manchen anderen Ueberzeugungen, insbesondere auch die manchesterlichen zu verleiden. Man sollte es kaum glauben, wie manche dieser Herren noch vor zwölf Jahren gesprochen haben und wie sie sich jetzt verlauten lassen. Aber die Wagner'sche Ausdeutung des mit dem Reichszuschuß zur Arbeiterversicherung betretenen Weges der Socialreform war ihnen doch zu viel des Staatssocialismus. „Wenn an solche Kritik Vorschläge geknüpft werden, die Uebertragung von materiellen Mitteln, Einkommen- und Vermögenstheilen der wohlhabenderen, reichen, der besitzenden, der höheren Classen auf die unteren von Staatswegen weiter zu treiben, und zwar mittels staatlicher Regelung der Arbeitslöhne, so scheiden sich die Wege mit Nothwendigkeit. Der ganze Aufbau unserer heutigen Gesellschaft müßte umgestoßen werden, wenn der Staat es in die Hand nähme zu dekretiren: so viel zahlst du, Arbeitgeber, deinen Arbeitern! und mit so viel, nicht mehr und nicht weniger, nimmst du, Arbeiter, vorlieb! Da ist es denn doch besser, Jedwedem die Sorge allein zu überlassen, sich einen

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 13. Juli 1889.

größern Antheil an dem Gesammtproduktionsertrag zu verschaffen".[1])

Aber gegen jede Art von wirksamer Selbsthülfe sträubt sich der preußische Staatsbegriff, sozusagen mit Händen und Füßen. Alles soll dort vom Staat ausgehen. Noch vor ein paar Monaten hat der nationalliberale Abgeordnete Oechelhäuser, selbst Fabrikbesitzer und aufmerksamer Beobachter der Arbeiterbewegung, in einer Rede zu Dresden gewarnt: „Der Staat habe die socialistischen Bestrebungen zu bekämpfen, soweit sie auf die Vernichtung der gegenwärtigen Gesellschaftsformen gerichtet seien, dagegen habe er alles Streben der Arbeiter nach Besserung ihrer wirthschaftlichen und socialen Lage nicht nur unbelästigt zu lassen, sondern durch Gewährung einer möglichst großen Coalitionsfreiheit zu fördern; die Furcht vor diesen letzteren Bestrebungen sei eine völlig unbegründete".[2]) Er empfiehlt wirthschaftliche Vereinigungen wie in England, deren erfreuliche Wirkungen er ebenso schildert, wie kurz vorher ein socialdemokratischer Redner in Potsdam. Die ersten, ganz naturwüchsigen Streiks, sagt dieser, haben immer eine stark persönliche, leidenschaftliche Beimischung; sie lodern aus irgend einer plötzlichen Erbitterung der Arbeiter empor, während die gewerkschaftliche Verbindung aller Arbeiter eines Berufszweigs „alle Kraft, die früher in zerstörender Weise explodirte, in die Bahn einlenke, die Arbeiter aufzurütteln aus ihrer verderblichen Gleichgültigkeit, sie aufzuklären über die ganze wirthschaftliche Lage und sie zu organisiren, weil darin allein die Vorbedingungen dauernder Erfolge im Lohnkampfe liegen".[3])

Die vielfältige Berufung auf das Beispiel Englands

---

1) Berliner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 2. August 1889.

2) „Kölnische Volkszeitung" vom 28. November 1889.

3) M. Schippel's „Berliner Arbeiterbibliothek". Januar 1889. Heft II, S. 26 f.

hat im Spätherbst v. Js. drei große Vereine deutscher Industriellen bewogen, eigene Commissäre behufs persönlicher Erkundigung über den Kanal zu entsenden. So viel bis jetzt von den Berichten derselben verlautete, stimmen die Eindrücke im Einzelnen nicht überein, aber in zwei Beziehungen scheinen sie zusammenzutreffen. Einer der bedeutendsten englischen Industriellen erklärte, daß eine Entwicklung, wie die Arbeiterbewegung in England sie genommen, nur denkbar sei, wenn sie lediglich aus sich selbst hervorgehe; jeder Eingriff von autoritativer Seite sei entschieden als verderblich zurückzuweisen, weil er den Arbeiter nur mißtrauisch mache. Es ist bezeichnend für den Unterschied des Staatsbegriffs dieß- und jenseits des Kanals, daß einer der Commissäre sofort hiezu bemerkte: „In Deutschland hat der Staatsgedanke einen viel weiteren Inhalt und schließt Organisationen ein, welche Vergleichsinstanzen in den widerstreitenden socialen und wirthschaftlichen Interessen zu bilden berufen wären". Also keine organisatorische Selbsthülfe.

Sagten aber die Engländer: nun so möge, in Gottes Namen, in Deutschland der Staat den englischen „Trades-Unions" ähnliche Verbände von Arbeitgebern und Arbeitnehmern einführen, so stieg den deutschen Herren sogleich schwarzer Verdacht auf: „Es mag wohl seyn, daß die englischen Interessenten der festländischen Industrie die Trades-Unions als Muster auch deßhalb empfehlen, weil sie ihren Concurrenten die Vertheuerung der Produktionskosten durch Zahlung höherer Löhne wünschen." Insbesondere soll der Krupp'sche Vertreter geurtheilt haben: „Die Trades-Unions hätten der englischen Industrie geschadet, und weil die Engländer den Aufschwung der deutschen Industrie mit scheelen Augen ansähen, wollten sie derselben ebenfalls dieses schädliche Institut auf den Hals laden." [1])

1) Berliner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 16. Dezember 1889; vgl. Berliner „Germania" vom 29. November 1889.

Der Staatsbegriff, mit dem die Zulassung einer selbständigen gesellschaftlichen Macht unverträglich ist, und die Rücksicht auf die Concurrenzfähigkeit der Industrie, die „Henne, welche die goldenen Eier legt": das ist ganz und gar die Bismarck'sche Anschauung. Hinter dieser doppelt gefütterten Schutzwand birgt die Industrie ihre Sonderinteressen in scheinheiliger Zuversicht. Darum geht nichts vorwärts, soviel auch von gewerblichen Schiedsgerichten oder Einigungs-Aemtern, deren beharrlichste Gegner gerade die fiskalischen Beamten in den staatlichen Betrieben sind, die Rede seyn mag. Darum ist auch der amtliche Bericht über die vor Monaten angeordnete Untersuchung über die Ursachen der großen Streiks in den Kohlenrevieren so lange nicht erschienen. Und darum ist die Coalitionsfreiheit, die erste Voraussetzung aller Organisation in der Arbeiterwelt, im ganzen Verlaufe der socialen Bewegung, und jetzt mehr als je, der Gegenstand des Mißtrauens und der Verfolgung.

Die Geschichte des Coalitionsrechts in Preußen ist die Geschichte der reinsten Polizeiwillkür. Als im Jahre 1879 das bekannte Maulkorbgesetz „betr. die Disciplinargewalt des Reichstags gegenüber seinen Mitgliedern" vorgelegt wurde und durchfiel, wodurch verhindert werden sollte, daß im Reichstag socialdemokratische Hetzreden gehalten und dann im Lande straflos verbreitet würden: da verstand sich die Polizei überall schon bestens auf ihr schillerndes Geschäft. Damals wurde aus Berlin berichtet: „Beachtung verdient es, daß, während die von Arbeitern einberufenen Versammlungen zur Besprechung der Lohnfrage in Berlin trotz des ‚kleinen Belagerungszustandes' ungehindert tagen dürfen, derartige Versammlungen in Mainz, Breslau und Dresden auf Grund des Socialistengesetzes verboten worden sind. Das schonende Verhalten der Berliner Polizei hängt zweifellos mit der geplanten staatssocialistischen Agitation zusammen. Man will die Arbeiter durch Versammlungsverbote nicht noch mehr erbittern und ihnen zeigen, daß man Sym-

pathien für sie hege. So wenigstens versicherte jüngst ein hiesiges Blatt, das mit der Polizeigewalt enge Fühlung hat. Wenn sich unsere Polizeibehörde nur nicht verrechnet!" [1])

Sie hatte sich gründlich verrechnet, und sie hat die Enttäuschung bitter gerächt. Als ihr noch dazu der bekannte Puttkamer'sche Streik-Erlaß zu Hülfe kam, fiel es wie ein Hagelschlag auf die gesammte Lohnbewegung und warf einen in der Arbeiterwelt tief empfundenen Schatten auf die angebahnte Socialreform. „Derselbe socialreformatorische Staat, welcher auf Einer Seite den Arbeiter anhalten will, täglich, monatlich, jährlich bestimmte Beiträge für seine Altersversorgung zurückzulegen, hindert auf der andern Seite die arbeitenden Classen durch die Polizei an den legalsten Bestrebungen zur Verbesserung ihrer Lage innerhalb der gegenwärtigen Staatsordnung. Man weiß, wie heutzutage den Vereinen, Versammlungen und Verbänden der Arbeiter gegenüber der Rest von Coalitionsfreiheit ausgelegt wird, den wir noch besitzen!" [2])

In der Reichstagssitzung vom 30. November 1887 bemerkte Herr Bebel: „Der Unternehmer kann den Arbeiter überall zwacken und ihm wieder abnehmen, was er für die Socialreform opfern muß; damit Hand in Hand gehen die Maßregeln auf dem Gebiet des Fachvereinswesens, der Streik-Erlaß, der für den Arbeiter jede Lohnerhöhung unmöglich macht." In seiner dreistündigen Rede vom 30. Januar 1888 deutete er wieder darauf hin: „Warum erfolgt aus der eigenen Initiative der Millionen von Arbeitern niemals ein unterthäniger Dank für die arbeiterfreundlichen Bestrebungen der Regierung? Das gibt zu denken. Während die Behörden die Arbeitercoalitionen verfolgen, lassen sie die Arbeitgeber ungehindert sich zu Centralvereinen, Verbän-

---

1) Wiener „Vaterland" vom 11. September 1880.

2) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 27. November 1887.

den organisiren, welche sogar politische Zwecke verfolgen." Noch in der Sitzung vom 15. November v. Js. anerkannte der Abgeordnete Dr. Windthorst zwar den eingetretenen Rückgang in der polizeilichen Mißachtung des bestehenden Rechtes, glaubte aber doch warnen zu müssen vor dem Rückfall: „Ich bin der Meinung, daß das Coalitionsrecht unter keinen Umständen angetastet werden darf. Geschähe das, so würde es eine Erregung herbeiführen, deren Folgen ich hier nicht skizziren mag: man würde in der Arbeiterwelt glauben, daß man sie mundtodt machen wolle, und solches hervorzurufen ist das Allerböseste, was überhaupt geschehen kann."

Das Kanzlerblatt hat die Arbeiter wiederholt darauf hingewiesen, daß ihnen die Coalitionsfreiheit gegeben sei, damit sie ihre wirthschaftlichen Interessen wahrnehmen, und daß es unangetastet bleibe, wenn und solange der Lohnkampf von politischen Beimischungen frei gehalten werde. In diesem Punkte waren aber selbst die Nationalliberalen, als sie vor zwei Jahren plötzlich gegen das Socialistengesetz zu rebelliren anfingen, anderer Meinung. In einer langen Erklärung ihres Organs über die Schädigungen durch das Ausnahmegesetz erscheint insbesondere die Vernichtung der Coalitionsfreiheit als grelle Thatsache: „Die ursprüngliche Unterscheidung der zu unterdrückenden Ausschreitungen und der zu duldenden Vertretung von Ansichten verschwindet nothwendig, weil für die ausführenden Behörden jede erkennbare Grenze fehlt, und weil vermöge des Kampfes der unterdrückten Partei gegen den Ausnahmezustand deren gesammte Thätigkeit zur Ausschreitung wird oder zu werden scheint. So haben wir es erlebt, daß nachgerade fast jede selbständige Bethätigung materieller Interessen der arbeitenden Classen in Deutschland aufgehört hat." [1]) Als das Organ anderthalb Jahre später wieder tapfere Worte machte,

---

1) Aus der „Nationalzeitung" in der Berliner „Germania" vom 22. Februar 1888.

erwiderte ein Correspondent: „Es kann eben Niemand aus seiner Haut fahren. Wir betrachten es als den größten Nachtheil des Socialistengesetzes, daß unter seiner Herrschaft eine objektive Beurtheilung der modernen Arbeiterbewegung überaus erschwert wird; bricht irgendwo ein Streik aus, flugs sprechen die Cartellblätter von socialdemokratischen Umsturzbewegungen und rufen nach der Polizei." [1])

Man muß alle diese Erfahrungen im Auge behalten, um die neue Verböserung der Stellungen zu ermessen. Sie ist eben jetzt, fast gleichzeitig mit dem für die Regierung wenig schmeichelhaften Ausfall des Elberfelder Riesenprocesses, eingetreten. Sie bedeutet ein weiteres Hinabgleiten der Justiz in die Untiefen der socialen Bewegung. Bekanntlich verdankten die zahlreichen Geheimbunds-Processe, deren famosester der Elberfelder war, ihren Ursprung einer sogenannten Extensiv-Interpretation des Reichsgerichts zu den §§ 128 und 129 des Strafgesetzes, betreffend „Theilnahme an einer geheimen Verbindung", gegenüber dem freisprechenden Urtheil eines Untergerichts. [2]) Abermals gegenüber einem freisprechenden Erkenntniß, und zwar des Landgerichts Essen, hat nun unter dem 3. Dezember v. Js. das Reichsgericht erkannt: daß die öffentliche Aufforderung zu einem Streik, hier der Bergarbeiter, nach § 110 des Strafgesetzbuches strafbar sei, denn die Aufforderung zum Contraktbruch sei eine Aufforderung zum „Ungehorsam gegen Gesetze", und damit seien nicht ausschließlich Strafgesetze gemeint. Vom streng juristischen Standpunkt wurde zwar sofort eingewendet, daß es sich hier nur um eine privatrechtliche Verbindlichkeit handle, und solange ein solcher Vertragsbruch selbst nicht criminell strafbar sei, solange könne auch die Aufforderung dazu unter

---

[1]) Berliner Correspondenz der „Augsburger Postzeitung" vom 18. September 1889.

[2]) „Histor.-polit. Blätter". December-Heft 1889. Band 104. S. 949 f.

den § 110 nicht fallen. Allein, das oberste Gericht hat gesprochen, und es wird nun gehen, wie es bei den Geheimbunds-Processen ergangen ist.

Das Urtheil des Reichsgerichts hat sich zwar ausdrücklich dagegen verwahrt, daß die Coalitionsfreiheit der Arbeiter dadurch beseitigt werden solle; denn den Arbeitern, wie den Arbeitgebern bleibe unbenommen, ihren Ansprüchen durch das auch ohne Vertragsbruch und Aufforderung dazu durchführbare Mittel der Vereinigung, Coalition, Nachdruck zu geben. Auf dem Papier nimmt sich das ganz gut aus, aber wie leicht wird sich in jeder Verhandlung einer Arbeiterversammlung eine „Aufforderung zum Streik" herausfinden lassen. Die Cartellorgane haben sich schon seit Monaten mit allerlei Vorschlägen abgeplagt, wie den Führern von Streikbewegungen beizukommen wäre,[1] und die Polizei wird es auf Grund der neuen Auslegung des §. 110 an kräftigen Versuchen nicht fehlen lassen. Die Polizeibehörden im Kohlenrevier haben auch sofort Auftrag erhalten, das Reichsgerichts-Erkenntniß öffentlich bekannt zu machen.

Inzwischen soll aber die Justiz schon wieder von Neuem angebohrt werden, und zwar in einer Frage, die abermals ein eigenthümliches Licht auf die preußische Socialpolitik wirft. Zum allgemeinen Erstaunen war vor einem Monat in dem preußisch-conservativen Hauptorgan zu lesen: „Während sich die Verhältnisse im westfälischen Bergwerksgebiet wenigstens anscheinend etwas gebessert haben, zeigen sie in den fiskalischen Gruben an der Saar ein desto düsteres Bild; dort hat der Ausstand zum Theil schon begonnen, zum Theil wird er schwer zu vermeiden seyn; und nun erleben wir, daß die Verhältnisse in den staatlichen Bergwerken noch unbefriedigendere sind, als in den privaten!"[2] Die Be-

1) „Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 15. September 1889.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 14. Dezember 1889.

amten hatten dort den Ausbruch des Streiks unter Anderem dadurch zu verhindern gesucht, daß den Bergleuten die von ihnen zu Versammlungen gemietheten Lokale auf polizeiliches Betreiben von den Besitzern hinterher wieder vorenthalten wurden.[1]) Das war früher eine ganz allgemeine polizeiliche Uebung, so daß namentlich in Berlin zu Arbeiterversammlungen, in Folge geheimen Drucks der Polizei auf die Wirthe und Bräuer, schließlich kein Lokal mehr zu erhalten war. Da kamen die Socialdemokraten auf den Gedanken des „Boykottens". Diese Verrufserklärungen der renitenten Geschäfte hatten den glänzendsten Erfolg, und nun ist in Berlin Klage gestellt gegen die das Publiciren des Verrufs besorgende „Lokalcommission". Auch die Frage, ob die Aufforderung zum Boykotten strafbar sei, wird also zur gerichtlichen Entscheidung, wahrscheinlich wieder bis zum Reichsgericht hinauf, gelangen müssen.[2])

Aber die Schraube ist noch nicht am Ende; sie kommt nun vielmehr an einem Punkte an, wo sich die interessante Frage erhebt, ob sie folgerichtig auch da durchbrechen wird, wo die Spitze nicht gegen die Arbeiter, sondern gegen Unternehmer und Arbeitgeber ginge. In der Reichstags-Sitzung vom 5. November v. Js. hat der Abg. Dr. P. Reichensperger gesagt: „Die Zechenverwaltungen in Rheinland-Westfalen haben sich darüber geeinigt, daß kein Arbeiter bei einer Zeche angenommen werden soll ohne Genehmigung der Zeche, auf welcher er früher gearbeitet hat. Wenn man jetzt so viel von Mißbrauch des Coalitionsrechts spreche, dann läge es nach solchen Vorkommnissen viel näher, das Coalitionsrecht

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 16. December 1889. — Ueberdieß erklärte der Vorsitzende des von den Bergleuten gegründeten „Rechtsschutz-Vereins" den Behörden: wenn die Versammlungen hätten gehalten werden können, so wäre der Streik nicht ausgebrochen; denn der Vorstand des Vereins sei gegen den Streik und würde den Ausbruch wie vorher, auch ferner zu verhindern gewußt haben. S. ebendaselbst.

2) Näheres s. „Kölnische Volkszeitung" vom 19. Dec. 1889.

der Arbeitgeber zu beschränken". Es war ein prophetisches Wort, wenn auch dabei nur erst an Vereinigungen von Arbeitgebern zur Ausbeutung der Arbeiter, und noch nicht an Coalitionen zur Plünderung der Gesammtheit des Volkes gedacht worden ist. Hierüber herrschte immer noch heilige Stille, bis jetzt plötzlich, und zwar aus Anlaß der Uebertheuerung eines neuen Düngmittels, der Thomasschlacke, die Cartelle, die wirthschaftlichen nämlich, auf die Tagesordnung gerathen sind.

Das Kanzlerblatt selbst hat Lärm geschlagen, und zerbricht sich den Kopf, wie dem Uebel zu steuern, und ob vielleicht nach der Klinke der Gesetzgebung zu greifen sei. Aber warum denn? Will man bezüglich der Coalitionsfreiheit unparteiisch verfahren, also Arbeiter und Arbeitgeber mit gleichem Maße messen, so dürfte der Weg zur Maßregelung dieser Cartelle als bereits vorgezeichnet erscheinen, und zwar durch das Vorgehen der Staatsanwaltschaft zu Bochum, im Centrum des westfälischen Kohlenreviers.

Als diese Behörde die Ausdeutung des Strafgesetz-Paragraphs 110 durch das Reichsgericht zur Hand hatte, ging sie, mit erklärter Genugthuung über diese Besieglung ihrer eigenen Meinung, einen Schritt weiter. Es handelte sich um die neue Bewegung der Bergleute wegen der von den Grubenverwaltungen über die Streikführer verhängten Arbeitssperre. Die Staatsanwaltschaft erließ hierauf an die Polizeiverwaltungen eine Weisung des Inhalts: wenn aus diesem Anlaß mit einem neuen Arbeitsausstand gedroht werden sollte, dann „liege der Thatbestand der versuchten Erpressung vor §§ 253, 43, 44 des Strafgesetzbuchs". Denn kein Arbeiter habe einen rechtlichen Anspruch darauf, zur Beschäftigung auf einer Zeche zugelassen zu werden; man wolle also durch die Drohung den Arbeitern einen rechtswidrigen Vermögensvortheil verschaffen, und das sei eben Erpressung.[1]) Eine ent-

---

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 19. December 1889.

sprechende Extensiv-Interpretation der genannten Paragraphe durch das Reichsgericht dürfte juristisch nicht bedenklicher seyn, als die zu § 110. Und dann wäre das erlösende Wort in der Cartell-Frage gesprochen: „Verschaffung eines rechtswidrigen Vermögensvortheils durch Erpressung!“ Man darf begierig seyn auf die Probe über das Exempel.

Der Begriff des „Cartells“, des politischen wie des wirthschaftlichen, ist seit ein paar Jahren ganz neu bei uns eingeschwärzt. Es ist versucht worden, demselben, im Unterschiede von den berüchtigten „Trusts“ und „Ringen“ in Nordamerika, England und Frankreich, eine Lichtseite abzugewinnen, insoferne aus derartigen Vereinigungen der Unternehmer und Arbeitgeber eine corporative Regelung der Produktion zur Seite corporativer Organisationen der Arbeiter erblühen könnte. Aber das liegt nicht in der Natur der künstlich großgezogenen und schwindelhaft betriebenen Industrie. Das Cartell ist vielmehr die neueste Krebsbildung am modernen Leben. In der Politik bedeutet es die Grundsatzlosigkeit des streberischen Servilismus, in wirthschaftlicher Beziehung die Gewissenlosigkeit unersättlicher Gier; im unausbleiblichen Krach wird es beiderseits brüderlich vereint untergehen. Selbst einzelnen Größen des liberalen Oeconomismus beginnen allmählig die Augen aufzugehen. So hat der Besitzer einer berühmten Fabrik in Böhmen, Freiherr von Leitenberger, vor einigen Monaten in der Reichenberger Handelskammer, und unter deren Zustimmung, förmliche Angstrufe ausgestoßen, aus denen man das Cartell im wirthschaftlichen Leben kennen lernen mag.

„Die großen Zweige der Produktion vereinigen sich zu Cartellen. Das ist die gefährlichste Erscheinung der Gegenwart. Was ist das Cartell? Eine künstliche Regelung des Absatzes und der Erzeugung. Wenn nun einige wenigen Männer die Macht haben, das Maß des Verbrauches bei Kohle, Cokes, Eisen, Jute, Bier zu bestimmen, wenn sie in der Lage sind, den ganzen Wettbewerb aufzuheben, wenn sie uns Preise aufnöthigen, welche der Willkür und der Gewinnsucht entspringen,

so muß die socialistische Theorie, welche die Verstaatlichung der Produktionsmittel fordert, eine gewaltige Kraft erlangen. Das Cartell lockert das ganze Gefüge der Gesellschaft, deren Grundlage das Privatcapital ist; es hebt die freie Entschließung und die Selbstständigkeit des einzelnen Unternehmers auf, es beugt alle Unwilligen unter sein Gebot, es vereitelt alle Bemühungen der Nachstrebenden, sich aus den Niederungen emporzuschwingen, es sperrt den Kreis der Producenten und verwandelt Gegenstände des freien Handels in ein lästiges, verhaßtes und unerträgliches Monopol. Durch das Cartell wird das kleine Capital aufgesaugt. Es ist ja vorgekommen, daß große Gesellschaften kleine Etablissements nur zu dem Zwecke kauften, um sie zu schließen. Das Cartell ist die logische Consequenz des Schutzzolles. Eine Industrie, welche auf den Export verzichten muß, welche gegen die Einfuhr gesichert ist, welcher das Vorrecht ertheilt ist, mit dem inländischen Bedarfe nach eigenem Gutdünken zu schalten, muß schließlich dahin gelangen, ihre Macht zu mißbrauchen, sich von den Preisen auf dem Weltmarkte unabhängig zu machen und den Instinkten der mißleiteten Selbstliebe zu folgen. Jetzt werden auch schon die Rohprodukte und Hilfsstoffe durch Cartelle vertheuert. Der Staat verkauft das Salz mit einem Gewinn von etwa 800 Percent. Dieser Ertrag fließt der Gesammtheit zu. Das Monopol in Cokes, Eisen und Jute besteht aber nur zu Gunsten einzelner Fabrikanten. Das Cartell ist so mächtig, daß kein Producent seine Unabhängigkeit bewahren kann, ohne fürchten zu müssen, geradezu erdrückt zu werden. Keine Eisenbahn ist im Stande, sich das Werk selbst auszusuchen, von welchem sie ihre Schienen beziehen will, und so wie einst der Bauer an die Scholle, so ist jetzt der Consument an eine bestimmte Fabrik gebunden. Es fehlt der frische belebende Hauch des freien, großen Weltverkehrs, und in jedem geschlossenen Raum ist die Luft von Giften erfüllt." [1])

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 3. Okt. 1889.

XII.

Salimbene de Adamo.[1])

Eine ganz eigenartige Erscheinung auf dem Gebiete mittelalterlicher Geschichtsschreibung ist der Parmese Salimbene de Adamo. Das einzige von ihm erhaltene Werk, die Chronik, hat von jeher in hohem Grade das Interesse der Geschichtsforscher erregt und wegen ihrer Eigenartigkeit immer mehr das Verlangen nach endlicher Veröffentlichung derselben gesteigert. Nach manchen Versuchen und verschiedenen Schwierigkeiten erschien endlich im Jahre 1857 im dritten Bande der Monumenta historica ad provincias Parmensem et Placentinam pertinentia ein Theil der Chronik auf Grund einer Copie der römischen Originalhandschrift. Diese Ausgabe läßt nun freilich nach Form und Inhalt noch viel zu wünschen übrig und konnte eigentlich das Verlangen nach einer correkten und vollständigen Ausgabe der Chronik nur noch mehr steigern, immerhin ermöglichte sie wenigstens einen genaueren Einblick in das interessante Werk, und von da an beschäftigte sich auch die historische Kritik ununterbrochen mit dem merkwürdigen Minoritenbruder und seiner Chronik. Solch eine eingehende Studie haben wir auch an obiger höchst beachtenswerthen Schrift von E. Michael in Innsbruck.

Zunächst versucht der Verfasser auf Grund der eigenen Angaben Salimbene's ein Lebens- und Charakterbild von ihm

---

1) Salimbene und seine Chronik. Eine Studie zur Geschichtsschreibung des 13. Jahrhunderts. Von Emil Michael, S. J., Innsbruck, Wagner, 1889.

zu entwerfen (S. 6—84). Von der Geburt zu Parma am 9. Oktober 1221 verfolgt er den eigenthümlichen und ziemlich bewegten Lebensgang bis zu dessen Ende, nach 1287, und sucht aus den oft nur spärlichen Andeutungen wo möglich festzustellen, wo der Minoritenbruder überall geweilt und wie lange er sich an den einzelnen Orten aufgehalten. Von den drei Söhnen der angesehenen Familie de Adamo starb Nikolaus ziemlich früh, der älteste, Guido, trat in den Franziskaner-Orden und ihm folgte auch der jüngere Ognibene, wie er im Familienkreise genannt wurde, im Anfang des Jahres 1238, trotz des heftigsten Widerstandes seines Vaters. Auch von den drei Schwestern trat eine in den Orden der Clarissen. Im Kloster erhielt er durch einen hochbetagten Ordensbruder, den noch der hl. Franziskus selbst aufgenommen, den Namen Salimbene, „quia tu bene salisti bonam religionem intrando."

Man steht etwas erstaunt vor dem heroischen Entschluß des 17jährigen lebensfrohen Jünglings, der mit seltener Standhaftigkeit an dem entsagungsvollen Beruf eines Franziskusjüngers festhält, obwohl wir an ihm keinerlei signa extraordinaria vocationis wahrzunehmen vermögen. Das Klostergewand hat ihn zu keinem neuen Menschen umgeschaffen; der ausgeprägte Charakter, auch mit seinen weniger vollkommenen Seiten, bleibt nach wie vor derselbe. Wenn sich auch keine abstoßenden Leidenschaften bemerklich machen, so gewahren wir doch so Manches, was man an einem Ordensmanne lieber nicht sehen möchte. Vor allem ist es eine übermäßige Eitelkeit, die sich immer wieder, und oft in recht unangenehmer Weise breit macht. Fast möchte man diese eitle Selbstgefälligkeit für einen Naturfehler ansehen, der so weit geht, daß Salimbene der Mutter es nie recht vergessen konnte, daß sie ihn als Knaben anläßlich eines Erdbebens in der Angst im Hause zurückließ, während sie mit zwei seiner Schwesterlein davonfloh; die Mutter hätte doch vor allem den Knaben und nicht die Mädchen zu retten suchen sollen, meinte der spätere Ordensbruder. Auch für die Güte des Weines, die Trefflichkeit der Mahlzeiten, die Schönheit der Frauen, die Ergötzlichkeiten des Tages etc. verräth der allerdings viel auf Reisen befindliche welterfahrne Mann des öftern ein für ihn nicht gefordertes Interesse, wie

er desgleichen mitunter über sittliche Zustände der delikatesten Art in einer Ausführlichkeit berichtet, wie wir sie ihm gerne erlassen würden (S. 75).

Sind nun auch diese und ähnliche Charaktereigenthümlichkeiten gerade keine empfehlenden Eigenschaften für einen Ordensmann, so sind sie doch auf der andern Seite ein Beweis für die Unbefangenheit des historischen Berichterstatters. Diese Unbefangenheit der Erzählung darf denn auch im Großen und Ganzen bei Salimbene anerkannt werden, wofern sie nur nicht mit dem Ordensgeiste in Conflikt kommt, in letzterem Fall geht ihm auch diese verloren. „Salimbene ist ausgesprochener Sanguiniker. Er vereinigt die Licht- und Schattenseiten dieses Temperaments (S. 67). Er ist beschränkt-naiver Parteimann; dadurch wird er unhistorisch und ungerecht." (S. 72).

So weiß uns der Verfasser ein lebensvolles Bild von dem Parmeser Chronisten zu entwerfen, so daß wir über Fähigkeiten und Charaktereigenthümlichkeiten des Schriftstellers vollständig unterrichtet und zur Beurtheilung seines Werkes befähigt sind, ehe wir dasselbe genauer kennen gelernt.

Der eingehenderen Untersuchung der Chronik selbst, nach Inhalt und Quellen, ist der zweite Theil der verdienstlichen Schrift Michaels (S. 85—172) gewidmet, und zwar erhalten wir zunächst eine genauere Darlegung des Inhaltes (85—123), worauf eine quellenkritische Untersuchung folgt.

Den Inhalt anlangend bietet uns die Chronik „ein buntes Allerlei". Dove (Doppelchronik von Reggio 1873 S. 4) findet in ihr vier historische Naturen vereinigt: Autobiographie, Ordensgeschichte, landschaftliche Annalistik und Weltchronik; wozu als fünfte Gruppe noch Culturgeschichte angefügt werden könnte. Ja gerade letztere bietet besonders viel des Interessanten und verstattet nicht selten vielsagende Einblicke in die Zustände der damaligen Zeit, nur muß man sich hüten, mit Salimbene nicht zu viel zu generalisiren, sonst müßten wir ähnlich von unserer Zeit Schilderungen entwerfen, die keineswegs ein richtiges Gesammtbild geben würden. Wenn es heute auch kaum mehr vorkommen dürfte, daß ein Geistlicher in Ermangelung eines Cingulums den Schlüsselriemen der Küchenmagd gebrauchen müßte und dadurch die Gläubigen während der ganzen Messe ärgerte

wegen des fortwährenden Gerassels der Schlüssel, oder daß von einer Hostie gesagt werden könnte „tota ex muscarum stercoribus maculata“ (S. 101), so dürften doch auch heute noch in manchen Kirchen Meßbücher, Corporalien, Paramente 2c. der Schilderung Salimbenes in etwa entsprechend gefunden werden. Auffallend erscheint uns heute Lebenden auch die fast mehr als rückhaltlose Sprache, die sich der Minoritenbruder den Zuständen am päpstlichen Hofe gegenüber, der Geldgier, Nepotenwirthschaft u. s. w. zu führen erlaubt.

Accusative ad curiam si ceperis ire
Proficis in nihilo, si pergis absque Dativo.

Besonders instruktiv ist die sarkastische epistola Luciferi, principis ecclesiae, ad praelatos eiusdem (S. 102). So erhalten wir durch Salimbenes Chronik die interessantesten Aufschlüsse, oft über die kleinsten Einzelheiten aus einer der wichtigsten und fast darf man sagen sturmbewegtesten Perioden des Mittelalters, denn die Chronik umfaßt einen Zeitraum von 120 Jahren, von 1167—1287. Begonnen wurde die Abfassung 1282 und bis 1287 fortgeführt.

Der wichtigste und interessanteste Theil obiger Schrift sind die quellenkritischen Unterweisungen (S. 124—172), allein hier macht sich ganz besonders die Uncorrektheit der Parmeser Ausgabe geltend. So werthvoll und ansprechend die Erörterungen sind, die der Verfasser mit sorgfältiger Gründlichkeit anstellt, man bekommt doch den Eindruck, daß ein abschließendes Urtheil hier erst möglich sein wird, wenn einmal ein correkter und vollständiger Text vorliegt. Möge eine solche Ausgabe nicht mehr allzulange auf sich warten lassen, denn was wir von Salimbene und seinem Werke wissen, ist wohl dazu angethan, das Verlangen nach seinem vollen Besitze lebhaft wach zu erhalten.

K.

XIII.

Der Dichter und Künstler Franz Pocci.[1])

Bald sind 14 Jahre dahingegangen, seit Franz Graf Pocci aus dem Leben schied; ein beträchtlicher Zeitraum in unserer schnell vergessenden, alles überrauschenden Gegenwart. Aber sein Name ist nicht vergessen und wird auch nicht verklingen, solang der Sinn für ächte unschuldfrohe Kindlichkeit und neckisch harmlosen Humor in Kunst und Poesie lebendig bleibt. In seinen jugendfrischen Liedern und heitern dramatischen Spielen, in der Ueberfülle seiner phantasievollen, bald anmuthig sinnigen, bald schalkhaft launigen Bilder quillt für unverdorbene Gemüther ein unversieglicher Born der Freude und Erquickung, des Behagens und Ergötzens. Seine näheren Freunde aber, deren Kreis sich auch bereits, ach nur allzusehr, gelichtet hat, gedenken der Stunden, die sie in der Gesellschaft des geistvollen, von Witz und guten Einfällen sprudelnden Mannes verbracht, in sehnsüchtiger Erinnerung. In Gesinnung und Haltung ein ächter Cavalier, war Pocci zugleich ein heiter geselliger, cordialer, im höchsten Grad wohlwollender Mensch, ein grader schlichter Charakter voll uneigennütziger Treue und edler Menschenfreundlichkeit.

Wenn ein Unternehmen, wie die „Bayerische Bibliothek“, welche sich das Ziel setzt, Vaterlandskunde in weiten Kreisen zu verbreiten, dem bayerischen Volke eine Gallerie seiner besten Männer vorzuführen beginnt, so gehört sicher auch der mit allen Musen befreundete, als Dichter, Zeichner und Componist gefeierte

1) Franz Graf Pocci. Ein Dichter- und Künstlerleben. Von Hyacinth Holland. Mit 26 Bildern nach Zeichnungen von F. Gr. Pocci und dessen Bildniß. Bamberg, Buchner 1890. (Bayerische Bibliothek 3. Band.)

Graf Pocci in diese Gallerie. Zur Ausführung seines Lebens- und Charakterbildes aber konnte kein besser geeigneter Biograph erkoren werden, als Dr. H. Holland, der dem Grafen lange Jahre nahe und in seinem besondern Vertrauen gestanden. Schon bald nach seinem Tode widmete ihm Holland eine Studie im „Oberbayerischen Archiv", worin er dem Nachruf ein mit ausdauernder Mühe und Sorgfalt hergestelltes Verzeichniß von Pocci's Werken und allen erreichbaren in Lithographie, Radirung, Holzschnitt und Photographie vervielfältigten Schöpfungen (im Ganzen 526 Nummern) anfügte. Mit der gleichen verständnißvollen Hingebung und Wärme ist auch die vorliegende kleine Monographie geschrieben, die noch dazu durch die künstlerische Ausstattung gehoben wird, indem aus den namhafteren Schriften Pocci's charakteristische Bilderproben als Illustrationen im Texte eingefügt sind, die das Büchlein schmücken, Inhalt und Urtheil bestätigend erläutern, Auge und Gemüth erheitern und ergötzen.

Die Umrisse von Pocci's äußerem Leben lassen sich mit wenigen Strichen ziehen. Geboren zu München am 7. März 1807 als Sohn des Grafen Fabricius Pocci, der aus Viterbo als Edelknabe an den kurfürstlichen Hof gekommen und in den bayerischen Militär- und Hofdienst eingetreten war, sollte der Jüngling sich der Rechtskunde widmen. In Landshut vollendete er seine Universitätsstudien, trat sodann in die juristische Praxis ein, der er in Starnberg, Dachau und München mehrere Jahre oblag, bis der Mäcen aller edlen Künste, König Ludwig I., den Reichbegabten 1831 den nüchternen Hallen der Themis entrückte und zum Ceremonienmeister am k. Hofe ernannte, gleichzeitig auch mit dem kleinen Ritterlehen Ammerland am Starnbergersee belehnte. Nun war ihm Muße gegeben, sein vielseitiges Talent in Musik, Zeichnen und Dichten zu üben. Die Liebe zur Kunst hatte er von der Mutter geerbt, einer gebornen Freiin von Posch, welche mit feinem Sinn und Geschick Landschaftsmalerei, in Oel, Tusch und Radirung, betrieb. Zu Lehrern im Zeichnen hatte er Stiglmayer und Schlotthauer, von denen der letztere die ungeduldige Quecksilbernatur des Schülers zumeist dadurch fesselte, daß er ihn regelmäßig auf einige Stunden in das Kupferstichkabinet führte und ihm alte

Meister wies — eine Uebung, für die ihm Pocci zeitlebens dankbar blieb.

Es war indeß anfänglich schwer zu sagen, welche von den drei Schwesterkünsten dem jungen Grafen am nächsten gestanden; sein höchst bewegliches Naturell umfaßte sie alle mit gleicher Lust, freilich auch mit der gleichen ruhelosen Hast der Vielseitigkeit. Zunächst schien die Tonkunst, die musikalische Composition sein eigentlicher Beruf zu sein, worin er schon an der Universität zu Landshut sich versucht hatte; Lieder entstanden, die er selbst gleich mit Randzeichnungen versah; Singspiele folgten und sogar eine Oper „der Alchymist“, welche zuerst in der Familie von Klenze, nachher in Hofconcerten aufgeführt wurde. An die Oeffentlichkeit ist davon wenig gekommen, aber eine Folge dieser Beschäftigung war, daß er nachmals mit dem Amt eines Hofmusik-Intendanten betraut wurde.

Bald gewann der Zeichenstift die Oberhand. Froher Wetteifer mit seinem genialen Hausgenossen Ludwig Schwanthaler und anderen jugendlichen Genossen gab zu romantischen Einfällen und phantastischen Skizzen Anlaß. Beliebt waren seine Weihnachtsbilder, die er, nach schon früh angenommener und durchs Leben liebgehaltener Gewohnheit, alljährlich mit einem auf die heilige Zeit bezüglichen sinnigen Motive zeichnete und als Festgabe (in Steindruck, Radirung, Holzschnitt) an die Freunde vertheilte. In die weitesten Kreise aber drang sein Name, als er mit seinem Freunde Guido Görres den in der Jugendliteratur epochemachenden „Festkalender“ (1834) begründete, worin er den artistischen Theil übernahm und eine große Anzahl Blätter mit seinen reizenden Illustrationen und Arabesken, manche Lieder auch mit Singweisen versah. Aehnlich wirkte er später bei den Liedersammlungen von Kobell, Güll und andern Dichtern und Herausgebern mit. Mehrere von seinen so entstandenen originellen Bildern und Figuren sind schnell populär und typisch geworden. Von seinen in gleicher Weise illustrirten „Alten und Neuen Kinderliedern“ urtheilte L. Kellner, eine pädagogische Autorität: die Sammlung sei nach Wahl und Ausstattung „ein wahres Kleinod, vollständig geeignet, um die längst verschwundene Kindheit wieder ins Andenken hervorzurufen.“

Als selbständiger Dichter versuchte sich Pocci in allen Formen und Gebieten, am originellsten und erfolgreichsten mit seinen Dichtungen für die Jugend. Zahlreich sind seine mit Bildern gezierten „Geschichten-“ und „Spruchbüchlein“, die er als Kinderfreund unaufhörlich und mit wahrer Herzenslust ersann und illustrirte (1838, 1845, 1846, 1851, 1860). Wie ein beständiger Verkehr mit der Kinderwelt ihm Seelenbedürfniß war und zu manchen komischen Scenen Anlaß gab, so wurde er hinwiederum der Liebling der Jugend, und auch den Alten geht bei seinen köstlichen Einfällen das Herz auf. Ein immer bereiter Spender von Scherz und Laune, war er den jungen Lesern in Wort und Bild ebensosehr ein gemüthlich treuer Rather, Mahner und Warner, wovon verschiedene hübsche Spruchbüchlein zeugen. Hat er doch sogar ein Gebetbüchlein für die Kleinen geschrieben, das im kath. Bücherverein zu München erschienen und in vielen Auflagen verbreitet ist.

Das Heiterste und Vergnüglichste aber hat Pocci der Jugend in seinen Komödien geliefert. Seine dramatischen Spiele, stofflich theils aus alten Volksbüchern geschöpft, theils neuersonnene Märchen- und Zauberstücke, nunmehr vereinigt in seinem sechsbändigen „Lustigen Komödienbüchlein“ (1859—1877), haben Tausende von Kinderherzen entzückt, die jugendliche Phantasie erheiternd belebt und angeregt, und bewähren heute noch ihre dramatische Zugkraft für Kleine und Große, zumal jene, in welchen der erklärte Liebling seines kinderfröhlichen Herzens auftritt, die altväterisch derbe und noch allezeit volksthümliche Figur des Casperl.

Die Zeichenkunst feierte daneben keinen Augenblick, sie leistete vielmehr bei allen Produktionen, wo sie nicht die erste Rolle spielte, wenigstens Gesellen- und Freundesdienste. Sein Stift war unermüdlich, sein Humor, der sich auf dem satirischen Felde mit derselben originellen Lust und Sicherheit entfaltete, unerschöpflich. „Sein scharfes, alle Auswüchse und Schwächen packendes Auge leitete seine Hand und lieferte ihm die Stoffe zu seinen Karikaturen. Was er auf diesem Gebiete leistete, ist wahrlich phänomenal. Das Meiste davon blieb im Freundeskreise, wie diese Dinge überhaupt am liebsten für die Gesellschaft der ‚Zwanglosen‘ oder ‚Alt-England‘ entstanden. Hiefür

aber lieferte Pocci ganze Cyklen, Friese und Festzüge, welche sorgsam gesammelt eine Reihe von Foliobänden bilden voll graziösen Muthwillens, voll sarkastischer Schärfe und Tollheit, immer aber in einer Weise, die den Betroffenen wohl überraschen, aber nie verletzen konnte." Auch in einigen der zum Druck gelangten Bilderbücher figuriren bekannte Münchner Gestalten, und einzelne der Getroffenen sind in der vorliegenden Skizze mit Namen genannt oder für Wißbegierige kenntlich gemacht. Sein Witz war auch hier niemals giftig und konnte schon deßhalb nicht kränkend sein, weil der joviale Schalk die besten Freunde am liebsten aufs Korn nahm und als ächter Humorist die eigene Person am wenigsten schonte, vielmehr in den ergötzlichsten Auffassungen sich selbst zum Besten gab.

Erwünschten Stoff boten ihm neu hervortretende Zeitliebhabereien, die ja gewöhnlich in ihren Anfängen nicht frei von Uebertreibungen sind. Belustigend wirkt in dieser Art die Idylle aus der Pfahlbautenzeit, die an den Geländen des Starnbergersees spielt. Unser Büchlein gibt als Probe davon die jocose Gestalt eines prähistorischen Hausknechts. Weltbekannt ist sein „Staatshämorrhoidarius", eine ursprünglich in den „Fliegenden Blättern" periodisch auftauchende Charaktergestalt, die im Verfolg sich zu einem biographisch zugerundeten Bilde, als Prototyp einer Gattung, vervollständigte und als groteske aber harmlose Satire voll launigen Uebermuths in Sonderausgabe die weiteste Verbreitung fand.

Es fehlte nicht an Gegensätzen. Eine bekannte psychologische Wahrnehmung, daß Komiker von hohem Talent häufig zur Melancholie neigen, findet auch in der tiefer angelegten Natur Pocci's ihre Bekräftigung. Neben dem humoristischen Zug in seinen vielgestaltigen Hervorbringungen lief von früh an auch ein melancholischer mit, der Hang zu elegischer Beschaulichkeit, das Versinken in eine schwermüthig brütende Weltbetrachtung. Dieser zu Zeiten vorwiegenden Neigung entsprang eine ganze Serie neuer „Todtentanz-Bilder," in deren Motiven er erstaunlich erfinderisch war, die er endlos variirte, und die er meist auch mit entsprechenden eigenen Spruchversen oder Liedern begleitete — Wort und Bild von packender Einfachheit, recht eine Moralpoesie al fresco, das tausendfältig wieder-

kehrende und tausendfältig erschütternde „Media vita in morte sumus". Aus derselben Grundstimmung entsprangen seine beiden Volksdramen: „Gevatter Tod" und „Karfunkel", welche 1856 und 1858 ans Tageslicht traten und beide auf der Münchener Hofbühne zur Darstellung gelangten. Zu beiden hatte der begabte aber schon jung verstorbene Componist Christian Seidel eine ganz trefflich angepaßte Musik gesetzt. Ein drittes Schauspiel, von ebenfalls volksthümlicher Grundlage und Haltung: „Der wahre Hort oder die Venediger Goldsucher" ist nur als Manuscript gedruckt (1864), ging aber im Münchner Volkstheater wiederholt und mit Beifall über die weltbedeutenden Bretter.

Wenn diese dramatischen Versuche gleichwohl keiner Nachhaltigkeit sich erfreuten, so lag der Grund zum Theil in der Wahl des düstern Stoffes, theils aber auch in der eigenartigen Natur des Dichters, die in ihrer sprudelnden, stets weiter hastenden Beweglichkeit nicht die Ausdauer besaß, einer Schöpfung den nach allen Seiten vollendenden Abschluß zu geben. Hierin machte sich eben die Schattenseite, die centrifugale Gefahr genialer Vielseitigkeit geltend. Zu Zeiten hat es denn auch Pocci wohl schwer empfunden, daß er nach dieser Seite, als Dichter, nicht die erwartete Anerkennung gefunden. Auch als Lyriker ist er im Allgemeinen nicht nach Verdienst gewürdigt. In den Compendien der Literaturgeschichte findet man seinen Namen gewöhnlich nur unter den Schriftstellern für die Jugend verzeichnet — allerdings seine Hauptbedeutung — während seine anderweitigen poetischen Erzeugnisse unbeachtet bleiben, ähnlich wie es seinem Freunde Guido Görres ergeht, der gemeiniglich nur als Dichter schöner Marienlieder zur Erwähnung kommt, während er doch, neben manchen ansprechenden ernsten und heitern Zeitgedichten, auf dem Gebiet der Ballade und Legende Treffliches geleistet hat, darunter Perlen, die heute noch in Anthologien von Geschlecht zu Geschlecht sich fort erhalten.

Schon im Jahre 1843 hatte Pocci ein Bändchen gesammelter „Dichtungen" erscheinen lassen; später (1858) veröffentlichte er „Handwerks- und Gesellenlieder", 1861 eine Reihe in kerndeutschem Ton gehaltene „Landsknechtslieder". Sein Reifstes hat aber Pocci in den 1867 herausgegebenen „Herbstblättern" niedergelegt. Es ist allerdings vorwiegend didak-

tische Poesie, noch dazu in reimlosen Jamben und in der Form oft allzu sorglos behandelt, aber es ist der Ertrag langen beschaulichen Sinnens, der poetische Auszug einer reichen Lebenserfahrung. Die Hauptgesichtspunkte, nach denen die gleichsam tagebuchartig durcheinander gestreuten Blätter geordnet und gruppirt werden können — Leben, Politik, Glauben — ergeben sich ungesucht. Die höchsten Probleme werden gestreift, Religiöses und Ethisches in natürlicher Abwechslung berührt. Auf Mahnung und Betrachtung folgt dann passend wieder ein poetisches Stimmungsbild. Besonders reich ist das Büchlein an praktischen Sentenzen und Lebensregeln. Die durchgehende Grundstimmung ist die elegische des Herbstes, aber es ist eine trostvolle Lebensweisheit, die unser christlicher Dichter predigt, wie wir dies schon beim Erscheinen der „Herbstblätter" vor mehr als zwei Jahrzehnten hier (Bd. 59, S. 74) betont haben: „Es rauscht ein weihevoller Ernst durch diesen Herbstwald, ein demüthiges Confiteor und ein mannhaftes Credo". In diesem Sinne darf man die Sammlung in der That als das poetische Testament Franz Poccis betrachten.

Als der Graf seine „Herbstblätter" in die Welt gab, erfreute er sich in der Oeffentlichkeit einer angenehmen, die höchsten Ehren vereinigenden Lebensstellung. König Ludwig II. lohnte die seinem Vater und Großvater geleisteten Dienste des Grafen 1864 durch Verleihung des Oberstkämmerer-Amtes. Die Universität München hatte ihn schon im Jahre 1854 der höchsten akademischen Auszeichnung für würdig erkannt und ihn zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt. Die Kunst blieb dem Rastlosen bis zum letzten Tage treu.

Wer mit dem liebenswürdigen Mann in vertrautem Verkehr gestanden, begreift das Behagen, womit Holland, einem fast unwiderstehlichen Drange nachgebend, immer wieder bei den artistischen Liebhabereien des Grafen verweilt, den köstlichen Erfindungen seines Zeichenstiftes, die der Erfindungsreiche mit verschwenderischer Lust und Phantastik in guten Stunden, in traulichem Zwiegespräch, im geselligen Kreise von Freunden sitzend, aus den Eingebungen seines Genius gleichsam spielend hervorzauberte und dann den Freunden überließ. „Mit einer nur ihm eigenen, neidenswerthen Unerschöpflichkeit warf er die

perlenden Erzeugnisse seiner rastlosen Phantasie auf's Blatt, schrieb seine Einfälle und Skizzen nur so hin: da purzelten Gnomen und Zwerge durcheinander, turnirende Ritter, Falkner, Minnesinger, Edelfräulein und wilde Jäger; seine Hauptkraft lag in den Burgen, welche unter seinem Stift sich mit zauberhafter, den staunenden Zuschauer ganz verblüffenden Schnelligkeit aufbauten".

„Und hätt' ich wohl an hundert Händ'
Mit Burgen käm ich nie zu End!"

schrieb er selbst unter ein solches zierliches Landschaftsblatt. Nicht gering ist die Zahl der Begünstigten, welche von ihm derartige heiter anmuthende Erinnerungsblätter — als Stimmungsbilder des Augenblicks doppelt werthvoll — besitzen; nähere Freunde erfreuen sich sogar reichlich gefüllter Mappen, Auserwählte ganzer Bände. Auch zu wohlthätigen Zwecken war er gern bereit, sein Talent in freigebigster Weise zu verwerthen.

Sehr beliebt wurden seine photographisch vervielfältigten „Namenbilder", die seit 1863 in Visitenkarten-Format zu erscheinen anfingen und in Folge steigender Nachfrage von einem Dutzend zum andern sich mehrten, bis sie die volle Hundertzahl erreichten. Eine andere Specialität bildeten die Buchzeichen, in denen Poccis rastloser Geist ein neues, durch die Schwierigkeit des unbequemen Formats ihn doppelt anreizendes Feld phantastischen Spiels erfand. Es sind köstliche Dinge darunter, die auch das Auge des verdrossensten Lesers erfrischen und ergötzen können.

In dieser geist- und herzbeglückenden Schaffenslust blieb sich Pocci bis an's Ende gleich, das ihn im 70. Lebensjahr, am 7. Mai 1876 erreichte. Sein poetischer und künstlerischer Nachlaß soll sehr bedeutend sein. Es wäre zu wünschen, daß eine gute Auswahl desselben, zusammen mit den Erinnerungen aus seinem Leben, die er in Jahresheften niederlegte, einmal an die Oeffentlichkeit käme — zur Bereicherung der Kunst, zur Freude seiner Verehrer.

XIV.

Neue Bilder aus den Alpenländern.

1. Aus Tirol.

VII.

Bei aller Verschiedenheit der Abstammung ist Eines doch dem Tiroler Volke gemeinsam: sein zähes Festhalten an der Sitte und dem Glauben seiner Väter. Und dieß muß uns trösten, wenn wir der vielen Stürme gedenken, die gerade in unserm Jahrhundert über Tirol dahingegangen, der vielen Edlen, die nun die Erde deckt. Es trat mir dieß recht lebendig vor die Seele, als ich hoch im Gebirge am Feste Mariä Geburt die Leute aus der Kirche kommen sah; mit einem Male war der ganze Kirchhof voll betender Menschen. Es war fast die ganze Gemeinde, die hier ihren zweiten Gottesdienst hielt. An jedem Grabe stand wenigstens Einer, oft waren es zwei und mehrere, die da der Hingeschiedenen gedachten. Da tritt dann die Idee der Gemeinschaft der Heiligen recht anschaulich in ihrer ganzen Erhabenheit vor uns hin. Drinnen in der Kirche thront Christus, unser Erlöser und Richter, um ihn der Himmel und seine Heiligen; auf dem Gottesacker, ganz nahe bei ihm liegen die Heimgegangenen, die in Glauben und Liebe geschieden, die leidende Kirche. Darum steht auf ihren Gräbern das Zeichen des Kreuzes, das sie mit sterbender Hand umfaßt, das ihre Hoffnung war im Leben und im Tode.

Und innen und außen die ganze Gemeinde der streitenden Kirche, die noch auf Erden wallet. Beim Weggehen besprengen sie die Gräber mit Weihwasser; ist ja doch jeder Tropfen, weil von der Kirche, weil in Christi Namen und in Kraft seiner Verdienste geweiht, gewissermaßen ein Tropfen seines heiligen Blutes, das er für uns vergossen, das er mit dem ganzen Schatz seiner Gnaden, dem unendlichen Preis seines bittern Leidens und Sterbens der Kirche zu unserm Heile übergeben hat. Und wie Thau fließt es dahin über die Seelen, über unsere Seelen und über die Seelen der Hingeschiedenen, und eint uns so unter uns in Liebe durch die Liebe zu ihm. Darum zage ich nicht für dieses Volk, wenn ich in die Zukunft blicke. Vieles hat sich wohl in Tirol geändert, seit ich in den dreißiger Jahren zum ersten Mal dieses Land betrat; viel Wasser ist den Inn und die Etsch hinabgeflossen, mehr als eine Generation ist vorübergegangen, und die Menschen, welche jetzt am Fuße des Brenner oder des Arlberg oder des Ortler wohnen, sind andere geworden, und auch im Denken und Reden in mancher Beziehung andere. Aber doch fürchte ich nicht für dieses Volk.

Soviele Tiroler Freunde von hervorragender Bedeutung, hochgeachtet im Lande und tief in seine Geschicke eingreifend durch Wort und That, sind nicht mehr. Beda Weber ist dahingegangen, sein Amtsgenosse Rufinatscha ist auch längst gestorben, der kindlich heitere Pius Zingerle hat sie beide überlebt, aber zuletzt hat auch er der Sterblichkeit den Tribut gezahlt. Der gelehrte, würdevolle und hochverehrte Bischof Gasser, sein Nachfolger J. v. Leis, Dompropst Gaßner, Männer, die mir so viele Liebe erwiesen hatten, sind ins Grab gesunken. Professor Geissemann, den behenden Bergsteiger, hat ein plötzlicher Tod überrascht; ebenso den vortrefflichen P. Augustin Scherer aus dem Benediktinerstift zu Fiecht, den Herausgeber eines auch in Deutschland geschätzten homiletischen Werkes; von

den Professoren der theologischen Facultät in Innsbruck sind P. Wenig, Jungmann, Wieser vor der Zeit ins Grab gestiegen. Vom Fuße des Patscher Kofels, den Brenner hinauf und bis Brixen hinab ist kaum noch ein Widum, das seinen Bewohner in den letzten Jahrzehnten nicht gewechselt hat, ebenso von der Mühlbacher Klause bis hinauf zum Ursprung der Rienz und nach Ampezzo hinein. Und erst in den Mendikantenklöstern, bei den edlen, unterrichteten und doch so bescheidenen Franziskanern und Kapuzinern, wie hat da der Tod reiche Ernte gehalten! P. Marcus zu Bozen, der Orientalist und Kenner von mehr als zwanzig Sprachen, P. Josue, der feurige Prediger in Bozen, P. Max, k. k. Schulrath und Direktor des Gymnasiums zu Hall, P. Thomas, der feinsinnige Lektor und Provincial der Kapuziner zu Meran: alle sind sie in der Ewigkeit. Professor Moriggl ist todt, den zur Zeit des Bürgerministeriums die Regierung als Agitator ohne jede Pension seines Amtes entsetzt hatte; ihm gegenüber wurde von den amtlichen Stellen nichteinmal mehr das Briefgeheimniß beobachtet. Professor Greuter, der viel verehrte und viel gehaßte, durch lange Jahre Vertheidiger der Rechte des Landes im Reichsrathe, ist nach längerem Siechthum gestorben. Die wahrhaft adeligen Männer Di Pauli in Kaltern, Giovanelli in Innsbruck sind gleichfalls dahin gegangen. Auch die Kämpfer von Anno Neun, der ehrwürdige Dekan Duyle von Schwaz, der ehemalige Landrichter von Petzer in Innsbruck, dieses Muster eines treuen, Kaiser und Land ergebenen Beamten, sind eingegangen in die ewige Ruhe. Tirols beste Maler liegen im Grabe; der kindlich fromme Flatz, dessen Studio ich schon in Rom und später in Bregenz besucht hatte, auf dessen Marienbildern ein Hauch von Frömmigkeit liegt, was an Fiesole erinnert, Plattner mit seinen muskelkräftigen Gestalten, Hellweger, der die Kirche zu Bruneck, Mader, der jene von Steinach ausgeschmückt — doch wer zählt die Todten alle? Bei all' dem fürchte ich für die

Zukunft Tirols nicht, denn ein Volk, das so seiner Todten gedenkt, kann nicht leicht von ihrem Brauch und Glauben abfallen. Die Menschen gehen vorüber und die hohen Fichten brechen, aber der Wald bleibt, und neue Bäume wachsen auf dem alten Boden heran; die Nachkommen mögen fortsetzen, was ihre Väter geschaffen.

Wenn ich so bei meinen einsamen Wanderungen durch die Thäler Tirols Todtenschau hielt, da ward es mir, als wanderte ich zwischen Gräbern. Da konnte ich Walthers Worte auf mich anwenden:

O weh, wohin verschwunden sind alle meine Jahre,
Hab' ich verträumt mein Leben oder ist es wahr?
Was ich je wähnte, daß es was wäre, war das nicht?
Ich habe wohl geschlafen, und nun weiß ich's nicht.
Nun bin ich aufgewachet, und mir ist unbekannt,
Was mir zuvor war kundig als wie die Hand der Hand.
Wenn nicht das Wasser flöße, so wie es weiland floß,
So glaubete ich wahrlich, mein Trauern wäre groß.
Wie denk ich doch an manchen gar wonniglichen Tag,
Das ist mir all zerronnen wie in das Meer der Schlag.
Immerdar, o weh!

VIII.

Das Denkmal dieses Dichters haben sie in diesen Tagen unter großen Feierlichkeiten und vor vielen Gästen, die aus allen Theilen Deutschlands und Tirols herbeigeströmt waren, in Bozen aufgerichtet. Wir Würzburger, in deren Stadt er nach allgemeiner Annahme sein Grab hat, wollen seine Geburtsstätte gern den Tirolern gönnen, wiewohl Andere seine Tiroler Abstammung bestreiten. In der Culturkampfperiode konnten wir es in Deutschland häufig erleben, daß in populärwissenschaftlichen Vorträgen und Reden des Dichters scharfe Strophen gegen den Papst besonders betont wurden. Daß er in seinen jungen Jahren als Anhänger der Hohenstaufen — hatte er doch von ihnen ein kleines Lehen erhalten — unbillig und von einseitigem Patriotismus

befangen, hart über den Papst urtheilte, kann uns nicht Wunder nehmen. „O weh, der Papst ist zu jung, hilf Herre, deiner Christenheit!“ sprach er; und doch war dieser zu junge Papst kein anderer als der große Innocenz III. Der Widerstreit zwischen Papst und Kaiser hatte manche Gemüther verwirrt und ihnen den klaren Blick getrübt; dem Dichter mit seiner reichen Phantasie wollen wir es am wenigsten hoch anrechnen, zumal da ein tief religiöser Sinn und ein fester katholischer Glaube den Grundton seiner Lieder bildet. „Alle Grundlehren des Christenthums“, sagt W. Wilmanns, „kommen bei Walther vor. Er bekennt die Dreieinigkeit des hohen, heiligen, ewigen Gottes .... Neben dem dreieinigen Gott thront im Himmel die Jungfrau Maria, ‚diu reine, süeze Maget‘, ‚diu Küncgin ob allen Frouwen‘, die Gott selbst sich zur Mutter erkoren hat. Ihre jungfräuliche Geburt wird als das größte der Wunder gepriesen, sie ist ‚Maget und Muoter‘ ... Nachdem er der Gesellschaft vierzig Jahre und noch länger mit seinem Gesange gedient hatte, sang er sich selbst sein Requiem. Die Anschauung des Mittelalters: Alles ist eitel! bildet den Grundaccord. Die irdische Lust ist der Seele Leid, der Geist sehnt sich, aus seinem Kerker befreit zu werden, die Mahnung an das schreckliche: „Dies irae, dies illa, solvet saeclum in favilla“ schließt das Lied:

„Diu jamertac wil schiere komen
Und brennet dich darumbe jedoch.“

Noch erinnere ich mich wehmüthig an einen hellen sonnigen Herbstnachmittag, da ich mit einem nun schon gestorbenen Freunde an der Vogelweide bei Layen vorüber wanderte. Noch hatte man dem „Klosenäre“ keine Denktafel dort angebracht; erst Franz Pfeiffer sprach in seiner Vorrede zu Walthers Gedichten sich für Tirol als dessen Heimath aus, nahm aber einen ganz unrichtigen Ort dafür an (bei Telfes in der Gemeinde Sterzing). Im Pfarrhofe zu Layen wurde Pfeiffers Vorrede besprochen. Der damalige Pfarrer

Haller, jetzt Weihbischof in Salzburg, und seine Hülfspriester mußten unschwer auf die ganz nahen Vogelweiderhöfe im Layener Ried verfallen; da fanden sie Alles noch viel zutreffender als das, was Pfeiffer bewogen hatte, sich für Tirol auszusprechen. Schon im Jahre 1867 hatte ein Artikel im „Tiroler Volksblatt“ auf alle diese Punkte aufmerksam gemacht[1]). Noch waren damals von den Festgenossen aus Nord und Süd keine Reden gehalten worden, aber die Bäche rauschten, die Sonne warf ihr goldenes Licht auf das Häuschen im Layener Ried, die Lüfte waren so rein, der Himmel so klar. Es ist eben kaum ein Ort so geeignet, uns in das Mittelalter zurückzuversetzen, als dieser hier, wo ringsum Schlösser und gebrochene Burgen stehen, und wir auf der Heerstraße wandern, auf welcher die Kreuzfahrer nach Italien und dem heiligen Lande gezogen sind.

Am 3. Oktober 1874 wurde daselbst in Gegenwart einer großen Versammlung eine Gedenktafel angebracht mit der Ueberschrift:

Dem Andenken Walthers von der Vogelweide,
„Swer des vergaeze, der taet mir leide.“
Hugo von Trimberg.

Das Brunnenmonument, das am 15. September 1889 zu seinem Gedächtniß in Bozen errichtet wurde, trägt das Standbild des Dichters aus weißem Tiroler Marmor 3,3 Meter hoch. In der linken Hand hält er die Fiedel, auf ihr ruht die rechte; an der Seite trägt er das Schwert; ein reicher

1) Vgl. P. Patriz Anzoletti, Walther von der Vogelweide und der Innervogelweiderhof oberhalb Klausen in Tirol (Programm des Obergymnasiums der Franziskaner zu Bozen v. J. 1889). Schon i. J. 1879 hatte derselbe bescheidene Ordensmann eine Arbeit veröffentlicht mit der Ueberschrift: „Ist Walther ein Tiroler?“ Wir constatiren mit besonderer Befriedigung, daß die zur Feier dieses Jahres ausgegebene Festschrift dieser Arbeit besonders gedacht, und sie „bahnbrechend“ genannt hat.

Mantel wallt über seine Gestalt, ein Birett deckt das lockige Haupt. Viele Reden wurden dabei gehalten, gute und minder gut, wie dieß eben bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt.

IX.

In demselben Monat September hat auch der deutsch-österreichische Alpenverein in Bozen seine zwölfte Generalversammlung abgehalten. Ich erinnere mich recht gut, wie der größte Theil des Klerus in Tirol demselben nichts weniger als freundlich gegenüberstand, und der wachsende Zuzug seiner Mitglieder denselben mit schweren Besorgnissen erfüllte. Hundertvierundzwanzig Sektionen gehören ihm jetzt an, die zusammen 25,000 Mitglieder zählen. Es ist dieß eine Thatsache, die dem Alpenfreunde Grund zu großer Befriedigung bietet; ignoriren lassen sich diese Dinge nicht mehr; wie soll nun der wahre Freund Tirols sie auffassen?

Tirol läßt sich nun einmal nicht mehr in der Weise abschließen, wie es vor fünfzig und mehr Jahren war. Es sind viele Eingangsthore, durch welche die Fremden von Nord, Ost und West einströmen, die Berge scheiden das Land nicht mehr von den Fremden, sie sind eher Anziehungspunkte für viele Tausende geworden. Dank den verbesserten Wegen, besonders den Eisenbahnen, die das Reisen so wohlfeil und bequem machen, der von Jahr zu Jahr sich steigernden Reiselust, vielleicht auch der Mode, mit Eintritt des Sommers leeren sich die Städte und durch alle Thäler und über alle Berge Tirols fluthet eine Völkerwanderung dahin. Mit Schmerz sieht der Alttiroler von Jahr zu Jahr immer größere Touristenschwärme in das Land einfallen, bedenklich sahen wir Viele das Haupt schütteln. Wir können ihnen nicht ganz Unrecht geben, da besonders zu Anfang gar mancher aus dieser Schaar durch Rede und That dem frommen Volke Aergerniß gab. Doch das ist jetzt um Vieles besser geworden. Man kam nach und nach zur Einsicht, daß es noch etwas Höheres gibt, wofür ein Volk sich begeistern

kann, als Industrie, Spinnereien und Eisenhämmer. Bereits fängt man an, nicht bloß die religiösen Gefühle des Volkes zu schonen, man hat sich vielenorts mit den Priestern, an denen der Bergfex zuweilen seinen Witz zu üben sich erlaubte, ins Einvernehmen gesetzt, da der Verein in ihnen einen sehr wichtigen Faktor erkannte, mit dem er nothwendig zu rechnen hat. Auch dieß hat der Sache eine bessere Wendung gegeben, daß die Bergfahrten nicht mehr bloß als Sport für Kaufmannslehrlinge, Studenten und emancipirte Weiber betrachtet werden, sondern höhere Aufgaben sich gesetzt haben. Wie ein Blick in die von den Vereinen ausgegebenen Zeitschriften und in die alpinistische Literatur überhaupt darthut, haben sie eine wissenschaftliche Bedeutung gewonnen, so daß confessionelle Hetzereien und politische Tendenzen dem Zwecke gemäß hier keinen Raum haben.

So ist es denn gekommen, daß die Tiroler dem Vereine jetzt mehr sympathisch gegenüberstehen. Priester sind selbst Mitglieder desselben geworden, fördern seine Unternehmungen durch Rath und That, und bieten dem Wanderer im einsamen Gebirge eine gastliche Stätte. So bilden sie ein freundliches Band zwischen den Bergfahrern und dem Volke, das ihnen vertrauensvoller entgegen kommt, wenn es keine rohen, ungläubigen Spötter in ihnen zu fürchten hat. Ja, im eigenen Interesse wird der Alpinist den religiösen Sinn des Volkes nicht bloß schonen, sondern als ein kostbares Gut hochhalten. Denn dieser „bigotte" Tiroler wird nach altem Brauch herzlich den Fremden aufnehmen, und ihn nicht als ein Objekt betrachten, das man, wie es eben anderswo zugeht, so viel als möglich auszubeuten sucht. Dem Tiroler von altem Schrot und Korn kann der Reisende auf gefährlicher Wanderung durch einsame Thäler, auf schwindelndem Steg seine Habe und sein Leben ohne Besorgniß anvertrauen.

Was den Alpenverein außerdem beim Klerus empfahl, war seine Fürsorge zunächst für seine eigenen Zwecke, die

aber doch zum Wohl des Landes gereichten. Er hat bedeutende Summen gespendet zur Aufforstung entwaldeter Flächen, zum Bau von Thalsperren und Dämmen an Wildbächen, zu Hüttenbauten, zur Herstellung von Wegen u. s. f.; er ist bei großen Landescalamitäten, namentlich bei Ueberschwemmungen, hülfreich beigesprungen. Es ist ein schönes Wort, das gelegentlich der heurigen Generalversammlung des Vereins der „Burggräfler“ seinen Landsleuten zurief:

„An Euch, Wirthe im Lande, richten wir ein Freundeswort: Sorget für den guten Ruf der Biederkeit und Gastlichkeit, den euere Vorfahren gegründet haben; empfanget auch ihr wie die Vorfahren alle Fremden nicht allein in Rücksicht auf Verdienst, sondern mit jener natürlichen Freude der Gastlichkeit, von der Touristen und Schriftsteller oft so Rührendes zu erzählen wußten. Erinnert euch an euere berühmten Standesgeossen, an Andreas Hofer, Eisenstecken, Aichbacher, Straubinger, Peter Maier, Siegmair und so viele andere kernkatholische Patrioten, wie sie kaum ein anderes Land aufzuweisen hat. Entehrt euch nicht dadurch, daß ihr als katholische Tiroler jede christliche Zeitung aus purer grundloser Furcht von demselben Hause fernhaltet, in welchem euere Vorfahren seit Jahrhunderten christlichen Geist und Sitte so eifrig pflegten. Ihr Bauern, begegnet den Fremden, besonders den Alpenvereinsmitgliedern, mit ächt tirolerischer Geradheit, Herzlichkeit, Ehrlichkeit. Zeigt euch aber auch immer als überzeugungstreue Katholiken, nicht aufdringlich, aber auch nicht euere Religion verrätherisch preisgebend. Nie soll der Fremde bei dem Tiroler durch schnöden Eigennutz oder gar durch Beutelschneiderei enttäuscht werden.“

Einen dunkeln Punkt mitten in dieser freundlichen Aussicht bildet das Führerwesen. Auch dießmal habe ich mich mit einem betagten Curaten eingehend darüber unterhalten. Die Geistlichen am Fuße des Rigi und Pilatus in der Schweiz haben darum die dort gebauten Zahnradbahnen

freudig begrüßt. Wohl fließt nun weniger Verdienst in die umliegenden Ortschaften, aber die vielen Führer, Träger u. s. f. mußten nun nach einem andern Erwerb sich umsehen, und konnten nicht mehr die langen Tage in den Wirthshäusern herumlungern. Sie suchten und fanden auch einen besseren. Aehnlich war es ja auch in Deutschland vor einem Menschenalter ergangen, als die Eisenbahn von München nach Frankfurt durch den Spessart eröffnet wurde. Anfangs verloren Viele dabei, da der Verdienst für Wirthe, Fuhrleute, Kutscher wegfiel; doch es war dieß nur eine Krisis, die längst überstanden ist. Die Leute bringen nicht mehr einen großen Theil des Jahres auswärts zu, sie bauen ihre Felder besser, leben regelmäßiger und nüchterner, und so hat sich der Wohlstand eher gehoben als gemindert.

Das Führerwesen in Tirol und in der Schweiz hat für den Einzelnen drei große Gefahren. Oft sind nämlich die Anstrengungen des Führers ganz außerordentlich groß, zumal wenn er auch das Gepäck der Bergfahrer, manchmal mit Uebergewicht, über die „Jöcher" zu tragen hat. Ermüdet, erschöpft nach Hause zurückgekehrt, thut er leicht im Trunk des Guten zu viel; er pflegt der Ruhe, was allmählig in Müßiggang ausartet, wenn ihn nicht ein anderer Tourist zu erneuter Thätigkeit auffordert. Die Bezahlung ist gut und darum lockend, und so gewinnt der Führerberuf für ihn einen besonderen Reiz. Er entwöhnt sich mehr und mehr der geordneten Arbeit, die ihm einen augenblicklich geringen, aber sicheren Gewinn bringt, während das wohl nicht leicht, aber schnell an den Touristen verdiente Geld häufig ebenso schnell wieder verlebt wird.

Die zweite Gefahr ist die allmählige Erkaltung des kirchlichen Lebens. Manche Touristen wählen gerade die Sonn- und Festtage zu ihren Unternehmungen; der arme Führer hat nicht den Muth, darauf hinzuweisen, daß die Kirche den Ihrigen das Anhören der hl. Messe zur Pflicht macht; ja man hat in diesem Sommer sogar in manchen liberalen

Blättern einige derselben getadelt, weil sie nicht am Sonntag in den Bergen bleiben wollten ohne Gottesdienst. Außerdem lockt ihn das Geld; im Winter, denkt er, kann er ja das Versäumte wieder einbringen. So wird er nach und nach lau im Gottesdienst und Gebet, und der religiöse Sinn erstirbt mehr und mehr.

Die dritte und größte Gefahr für den armen Führer bilden die Beispiele und Gespräche so mancher Bergfahrer. Das Fremde hat ohnehin eigenen Reiz für Menschen, die nie über ihre Berge hinausgekommen sind, und was sie reden, dünkt Manchem besser als die Predigt seines Curaten, auch wenn sie ihn überdieß nicht noch mahnen, dem „Pfaffen“ kein Gehör zu geben. Menschen von Halbbildung gibt es ja in jedem Stande, gemeine und irreligiöse Naturen lieben es überall ihre Gemeinheit anzubringen, und sie suchen gerne die Gelegenheit auf, durch allerlei Anekdoten das kirchliche Leben und den Glauben überhaupt lächerlich zu machen. So träufelt das Gift des Unglaubens und Zweifels tropfenweise in die Seele des Führers, und diese ist bereits angefressen, ehe nur der Seelsorger Kunde davon empfängt.

So sah ich vor einigen Jahren im Gebirge den Grabstein des Vorstandes eines ehemaligen Stiftes; zu seinen Füßen saß eine Gestalt, die eine Schriftrolle hielt. Es war diese Darstellung offenbar eine Erinnerung an das „Liber scriptus proferetur“. Der Führer aber, der in seinem Buche überfließendes Lob von Hoch und Niedrig aufweisen konnte, belehrte mich, dieses sei der Hofnarr des Prälaten, dessen Bild man zugleich mit dem seines Herrn hier, in Stein gemeißelt, dargestellt habe! Offenbar hatte er diese geistreiche Deutung von einem unwissenden und boshaften Touristen gehört.

Einmal ging ich hoch im Gebirg, es war Sonntag Mittags, an einem Bauernhause vorüber; mein Begleiter trat einen Augenblick ein, um die schönen Blumen an den Fen-

stern näher anzusehen, ich war außen stehen geblieben. Der Bauer saß gerade am Tisch bei Knödel und Geselchtem; als der Freund wieder heraustrat, ging er ein Stückchen mit ihm und fragte dann, wer der sei, der draußen warte. Als er meinen Namen hörte, antwortete er: „Den kenne ich, von dem habe ich ein Buch gelesen.“ Wie kam denn der Bauer dazu, 4000' über dem Meere solche Bücher zu lesen? Sein Verkehr mit Fremden hatte ihn mehr als gut war, „aufgeklärt“; geweckten Geistes, wie er war, hatte er selbst über die deutschen Classiker sich hergemacht. Der würdige Seelsorger sah die Gefahr, und wies ihn auch auf andere Bücher hin, zur Belehrung und Befestigung im Glauben.

Wer kann aber behaupten, alle Curaten seien so besorgt, wie dieser war, und wären sie es auch, alle Bauern seien so eifrig im Lesen belehrender Bücher? Leicht findet der Zweifel Eingang in die Seele, denn er hat an den menschlichen Leidenschaften einen mächtigen Bundesgenossen; aber um die Wahrheit zu erkennen, dazu braucht es ernstes Nachdenken, ein unbefangenes Gemüth und vor Allem guten Willen. Goethe und Fichte haben Recht, wenn sie sagen, daß die Ueberzeugung nicht sowohl von der Einsicht, als vom Willen abhängt. Im Wissen wie im Handeln entscheidet, was unserer Natur entspricht oder ihr widerspricht.

Ich habe eben von den Gefahren gesprochen, die dem Führer in seinem Berufe drohen; jener für Leben und Gesundheit habe ich nicht gedacht, da der Alpenverein selbst immer entschiedener sich dem ungesunden Sport der Bergsteiger entgegenstellt, der bei Manchen zu Manie geworden ist. Er warnt vor Unternehmungen bei zweifelhaftem Wetter; auf lebensgefährlichen Touren soll überhaupt kein Führer den Tollkühnen begleiten dürfen. Werden ja doch derartige Bravourstücke oft von solchen unternommen, welche den nöthigen Anstrengungen nicht gewachsen sind, was zur Folge hat, daß der hülfeleistende Führer selbst den größten Gefahren sich aussetzen muß. In letzteren Jahren sind diese

tollkühnen Bergbesteigungen immer häufiger geworden, wodurch eben auch nothwendig die Unglücksfälle sich gemehrt haben. Es ist so oft nicht der verzeihliche Wissensdrang, der auf gefährliche Bergwege führt, sondern nur die Eitelkeit und Prahlsucht. Die schönste Aussicht lockt sie nicht, wenn sie nicht mit Gefahr verbunden ist; den steilsten Kamm auf ausgehauenen Stufen hinaufzuklettern, durch Kamine sich aufwärts zu winden, auf dem schmalsten Grat über Abgründe zu gehen, so und nur so wollen sie Triumphe feiern. Auch Frauen suchen jetzt ihren Ruhm darin, die höchsten Berge zu besteigen — unter 6000', sagte mir Eine, thun sie es nicht — um dann, wie ein nüchterner reformirter Prediger in Bern ganz richtig mir bemerkte, den ganzen Winter in den Salons damit sich rühmen zu können. Ein Schriftsteller hat die vielen Unglücke, die in neuerer Zeit auch die Führer getroffen haben, einen Tod auf dem Felde der Ehre genannt. Wir denken anders. Es ist viel eher die Pflicht des Führers, den Touristen zu befehlen, als ihnen zu gehorchen und ihrem waghalsigen und eigensinnigen Vorhaben nachzugeben. Denn ihre Gesundheit und ihr Leben ist ihnen anvertraut.

Zur Verhütung aller Gefahren des Leibes und der Seele, für Führer, Volk und Bergfahrer theilte mir ein betagter Seelsorger seine Gedanken mit. Es solle das Gebirg in Rayons eingetheilt, für jeden derselben bestimmte Bergfahrten von der Landschaft selbst organisirt werden; der mit einer Karte versehene Fremde finde dann überall die bestimmten Routen vorgezeichnet, Wohnung und Verpflegung und die sichersten Führer. Dabei würde auf die Sonn- und Festtage Rücksicht genommen, und durch die amtlich festgesetzten Taxen stellten sich die Auslagen für die Reisenden beträchtlich geringer. Ob seine Pläne ausführbar sind, darüber steht mir kein Urtheil zu. Soviel ist jedenfalls gewiß: der Fremdenstrom, der von Jahr zu Jahr immer mehr Tirol überfluthet, bildet eine Frage von der größten Wichtigkeit,

nicht bloß für das religiös-sittliche Leben, sondern auch
die socialen Zustände des Landes. Ob nicht die Su
schnell sich zu bereichern, dadurch geweckt und genährt wir
Ob nicht Luxus und Genußsucht mit all ihren Folgen e
kehren in das ehedem einfache Haus, und dessen Bewoh
das schnell Gewonnene ebenso schnell wieder vergeude
Ob die alte Ehrlichkeit und Biederkeit nicht endlich d
der Gewinnsucht weichen muß, Tiroler Sitte und Tiro
Tracht nicht zum Scheine wird, vielleicht sogar, um
Fremden desto leichter zu übervortheilen? Ob Alle wirk
von diesen Fremdenzügen einen Vortheil haben, und ni
bloß die Besitzer der großen Gasthöfe und Sommerfrisch
während das eigentliche Volk nichts, gar nichts dabei
winnt, vielmehr verarmt? In der Schweiz, namentlich
Berner Oberland ist diese Frage bereits beantwortet. M
hat dort ausgerechnet, wie viele Millionen alljährlich du
die Fremden ins Land kommen. Aber man hat uns ni
gesagt, in wessen Säckel sie fließen; Thatsache a
ist, daß das Berner Oberland, dieser Sammelplatz der Fr
den aus der ganzen Welt, mehr und mehr verarmt. —

Freudig bewegt ging ich durch deine Thäler,
Ging ich, Tirol, auf deinen Höh'n umher,
Und überall erblickt ich Siegesmäler,
Und überall gabst deinem Gott du Ehr'.

Du edles Volk, bewahre deinen Segen,
Er bleibe dir durch Gottes Huld stets neu.
Er bleibt bei dir auf allen deinen Wegen,
Bleibst du bei ihm in Glaube, Muth und Treu.

XV.

Die Kossuth-Frage in Ungarn.

Am 14. April des Jahres 1849 verlegte der ungarische Rumpf-Reichstag in Debreczin seine Sitzung aus dem gewöhnlichen, räumlich beschränkten Lokale in die geräumige Kirche der Reformirten, wo nach dem vorher in geheimen Conferenzen vorbereiteten Plane angesichts des zahlreich versammelten Publikums ein kühner Staatsstreich ausgeführt werden sollte.

Nachdem nämlich die Sitzung hier eröffnet war, ergriff der damalige revolutionäre Ministerpräsident, Ludwig Kossuth, das Wort und hielt trotz seiner Heiserkeit eine ebenso lange als ungemein heftige, von den gröblichsten Ausfällen und Beleidigungen gegen das habsburgische Herrscherhaus erfüllte Anklage-Rede, an deren Schlusse er folgende Anträge stellte:

1) „Ungarn und das mit ihm gesetzlich vereinigte Siebenbürgen sammt den dazu gehörigen Ländern, Theilen und Provinzen werden insgesammt als ein freier, selbständiger und unabhängiger europäischer Staat deklarirt und die Untheilbarkeit und Unverletzlichkeit der Integrität der territorialen Einheit dieses ganzen Staates ausgesprochen."

2) „Das habsburgisch-lothringische Haus hat durch seine Stellungnahme gegen die ungarische Nation, durch seinen Eidbruch und durch die Waffenergreifung, ferner durch jenes Attentat, durch welches es die Zerstückelung der Territorial-Einheit des

Landes, die Losreißung Siebenbürgens und Kroatiens von Ungarn und die Abschaffung des selbständigen Staatslebens des Landes mit bewaffneter Gewalt versuchen wollte und zu diesem Zwecke auch die militärischen Kräfte einer fremden Macht zur Ermordung der Nation in Anspruch zu nehmen nicht geschaudert hatte, mit eigener Hand sowohl die Pragmatische Sanktion wie überhaupt jenen Verband zerrissen, der auf Grund bilateraler Verträge zwischen ihm und Ungarn mit den Nebenländern bestanden hat. Dieses eidbrüchige habsburgisch-lothringische Haus wird hiemit im Namen der Nation von der Herrschaft über Ungarn und das mit demselben vereinigte Siebenbürgen und die dazugehörigen Länder, Theile und Provinzen für ewige Zeiten ausgeschlossen, von dem Boden dieses Reiches verbannt und des Genusses aller bürgerlichen Rechte für verlustig erklärt. Es wird somit im Namen der Nation unter Einem für des Thrones verlustig, für verbannt und vertrieben deklarirt." [1])

3) „Indem die ungarische Nation kraft ihres unveräußerlichen Naturrechtes als selbständiger und unabhängiger Freistaat in die europäische Staatenfamilie eintritt, erklärt sie zugleich, daß sie gegen andere Staaten, wenn ihre eigenen Rechte nicht verletzt werden, Frieden und Freundschaft bewahren und insbesondere mit jenen Völkern, die vordem mit uns unter einem Herrscher gestanden, sowie mit dem benachbarten türkischen Reiche und mit den italienischen Ländern gute Nachbarschaft begründen und fortsetzen will und auf Grund der gemeinsamen Interessen mit ihnen Freundschaftsbündnisse zu schließen ernstlich gesonnen ist."

4) „Das künftige Regierungs-System des Landes wird in allen seinen Details die Nationalversammlung feststellen; bis dahin aber wird über das Gesammtgebiet des Landes ein Gouverneur als Präsident mit den von ihm erwählten Ministern unter eigener wie unter persönlicher Verantwortung und Rech-

---

1) Das offizielle Protokoll fügt hier hinzu, daß Kossuth nach diesen Worten die Hände gegen Himmel hob und laut rief: „So sei es, Amen!" worauf die ganze dichtgefüllte Kirche von dem begeisterten Zurufe: „Amen"! erschallte.

[Rechensch]aftsablegung der durch ihn ernannten Minister die Regierung führen."

Kaum hatte Kossuth mit wenigen Schlußworten diese seine Anträge der Prüfung und Annahme empfohlen, als unter wüstem Geschrei und stürmischem Beifall, ohne jedwede Diskussion und Untersuchung, jeder der obigen Punkte einzeln durch Acclamation von der Versammlung angenommen wurde. Als diese Abstimmung geschehen war, erscholl mit Einem Male der Ruf: „Es lebe der Gouverneur Ludwig Kossuth!" Zwar versuchte Ein Abgeordneter noch einige Einschränkung der angestrebten Diktatur durchzusetzen; aber sein ohnehin nur schüchterner Anlauf wurde unter großem Lärm sofort abgewiesen. Nach einigen Zwischenreden stellte dann der intime Gesinnungsgenosse, der Abgeordnete Ladislaus Madaraß den Antrag, daß der „bisherige Präsident der Regierung Ludwig Kossuth nach dem Gesammt-Willen der Nationalvertreter zum Gouverneur des ungarischen Staates gewählt und mit der Bildung der Regierung betraut werden solle." Der Antrag fand selbstverständlich sofortige Annahme. Das damalige „Oberhaus" schloß sich noch an demselben Tage den Beschlüssen des „Abgeordnetenhauses" an, und so befand sich der ehrgeizige Revolutionär Ludwig Kossuth am 14. April 1849 am Ziele seiner Wünsche: er war als „Gouverneur" in Wahrheit der Diktator des in vollem Aufstand und Bürgerkriege befindlichen Ungarn geworden.

Die Losreißungsgelüste des Revolutionsmannes Kossuth stammen jedoch nicht erst aus den Debrecziner Tagen der ungarischen Revolution; sie waren bereits vorhanden zu einer Zeit, da auch das ungarische Ministerium noch auf dem Boden formaler Gesetzlichkeit sich befand. Wir haben in einem früheren Aufsatze dieser Blätter (Bd. 98, S. 813 ff.) nachgewiesen, wie in Wiener Regierungskreisen gleich beim Beginne der Bewegung in Ungarn der begründete Verdacht lebendig war, daß Kossuth und seine Bannerschaft auf die Losreißung des Landes vom Verbande mit der österreichischen

Monarchie hinarbeiten. Ebendaselbst haben wir auch jene überaus charakteristische Thatsache mitgetheilt, derzufolge Kossuth im September 1848 dem damaligen Palatin und Alterego des Kaisers als Königs von Ungarn, dem Erzherzog Stefan, in seinem Ofener Palais ungestraft den Antrag auf offene Felonie und Kronenraub stellen durfte. Der Erzherzog hatte für den schmachvollen Antrag kein Tadelwort, er lehnte ihn nur seufzend ab, weil er einstens seinem sterbenden Vater, dem Erzherzog-Palatin Joseph, zugeschworen hatte, er werde seinen Cousin, den Kaiser und König Ferdinand nimmer vom Throne stoßen.

Wer den Gang der ungarischen Revolution, namentlich seit den Septembertagen 1848 unbefangen verfolgt, der wird überall das Bestreben Kossuths nach Trennung Ungarns von der habsburgischen Herrschaft deutlich erkennen. Der Patriot Graf Stefan Szechenyi verlor ob der Erkenntniß dieser furchtbaren Gefahr für sein Vaterland und seine Nation den Verstand; besonnenere Männer wie Franz Deák, Baron Josef Eötvös u. A. zogen sich unmuthig ins Privatleben zurück oder gingen in's Ausland. Andere, wie Graf Ludwig Batthyany, harrten bei dem Revolutionsmanne aus in dem guten Glauben, daß es ihrer Macht und ihrem Einflusse gelingen werde, dem unheilvollen Treiben desselben Einhalt zu thun oder mindestens die bösen Folgen des beabsichtigten Umsturzes möglichst abzuschwächen oder gar zu verhindern. Der ehemalige Gesinnungs- und Ministergenosse Kossuths, Graf Kasimir Batthyany, ein Vetter des vorgenannten, sagte sich in einem Schreiben vom 29. Oktober 1851 öffentlich von Kossuth los, dem er einen „höchst werthlosen Charakter“ beilegt, der an dem Unglück des hingerichteten, sonst sehr ehrenwerthen Grafen Ludwig Batthyany die Hauptschuld trage.

Die republikanische Herrlichkeit mit dem „Gouverneur“ Ludwig Kossuth dauerte indessen kaum vier Monate; denn von österreichischen und russischen Streitkräften bedrängt, unter einander zerfallen und uneinig erlitten die ungarischen

Revolutionstruppen und deren Anführer eine Schlappe nach der andern, so daß am 11. August 1849 Kossuth sich genöthigt sah, seine Würde und Vollmacht als Gouverneur von Ungarn in die Hände seines größten persönlichen Gegners, des Ober-Commandanten Arthur v. Görgey, niederzulegen und sein Heil in der eiligen Flucht zu suchen. Unmittelbar vor seinem Uebertritt über die türkische Grenze vergrub er noch bei Orschowa in der Militärgrenze die wider alles Recht und Gesetz mitgeschleppte Krone des Königreiches Ungarn.

Länger als zwei Jahre wurde Kossuth in der Türkei zurückgehalten; erst auf Intervention Englands und Nordamerikas erlangte er im August 1851 die Freiheit und begab sich dann nach England, wo er ebenso wie in Nordamerika auf Rundreisen und bei Festessen prahlerische Reden über die ungarische Revolution und über seine eigenen Verdienste und Bestrebungen hielt, selbstverständlich stets gewürzt mit den heftigsten Ausfällen gegen Oesterreich und dessen Dynastie.

Dem anfänglichen Beifalle der Politiker wie der Zuhörermassen folgte aber bald die Enttäuschung, ja der Unwille, namentlich seitdem man den wahren Charakter und persönlichen Werth Kossuths, sowie seine politische Wetterwendigkeit kennen gelernt und in Erfahrung gebracht hatte, daß er mit den internationalen Umsturzgesellschaften, namentlich mit dem Erzverschwörer Mazzini enge verbunden sei.

Nichts kennzeichnet aber den Mann deutlicher als der Umstand, daß seine intimsten Anhänger und Genossen in der Emigration bei näherer Kenntniß seines Wesens und seiner Ziele sich von ihm entschieden abgewendet haben. Eine der schärfsten Verurtheilungen fällte über Kossuth dessen ehemaliger Partei- und Ministergenosse, Bartholomäus Szemere, der im Jahre 1853 über den Exgouverneur unter Anderem bemerkt, daß das Auftreten Kossuths in England und Amerika, wo er sich als „Excellenz-Gouverneur“ präsentirte, ohne hiezu die geringste Berechtigung zu besitzen, ferner sein Anspruch auf diktatorische Gewalt und blinden Gehorsam jedwede Schonung

desselben verwehre. „Kossuth“, schreibt Szemere, „ist eitel genug, sich für einen Helden zu halten, obgleich er sich nichts weniger als heldenmüthig benahm; denn er hörte den Donner der Kanonen nur selten und dann in einer Entfernung von zehn Meilen. Er verspielte so oft seine und der Opposition Sache, und stets kam ein Ereigniß dazwischen, das ihm aus seiner Unvernunft und politischen Klemme heraushalf. Ich bin gezwungen, seine Ansprüche als Gouverneur für Unverschämtheit zu erklären. Kossuth floh einer der Ersten aus Ungarn, und erst, nachdem er auf türkischem Boden sich wieder sicher fühlte, spielte er auch wieder den Gouverneur.“

Jedenfalls verlor Kossuth allen Anspruch auf die Weiterführung dieses Titels, seitdem er am 11. August 1849 die Militär- und Civilgewalt, welche er besessen, förmlich an Görgey übertragen hatte. Trotzdem geberdete sich der Agitator in England und Amerika nach wie vor als „Gouverneur von Ungarn“. Er stellte als solcher Urkunden aus, machte Ernennungen und wehe dem ungarischen Emigranten, der ihn anders als mit diesem Titel anzureden gewagt haben würde. Die Mehrzahl dieser Flüchtlinge hatte sich denn auch bald von ihm zurückgezogen und Viele derselben in Amerika eine neue Heimat gefunden, oder sie kehrten nach erhaltener Amnestie in ihr Vaterland zurück.

Zu einiger Bedeutung gelangte Kossuth abermals im Jahre 1859, da Kaiser Napoleon, gemahnt und eingeschüchtert durch die italienischen Carbonaribrüder, zur Ausführung seines früheren Eidschwures hinsichtlich der „Befreiung Italiens“ schreiten mußte. Durch den rothen Prinzen Napoleon wurde Kossuth mit dem Franzosenkaiser in Beziehungen gebracht und dieser acceptirte dessen Dienste zur Aufstellung einer ungarischen Legion und zur Revolutionirung Ungarns. Kossuth erzählt die Geschichte dieser seiner revolutionären Thätigkeit mit breitspuriger Selbstgefälligkeit im ersten Bande seiner „Schriften aus der Emigration“ (deutsch bei C. Stampfel in Preßburg). Aus der ganzen Darstellung geht die fast

unglaubliche Unorientirtheit und Schwäche Kossuths in der Auffassung und Beurtheilung der allgemeinen politischen Lage hervor. Er wurde von Napoleon als wenig geachtetes Werkzeug benützt und gar bald als unnützer oder lästiger Knecht beiseite geschoben. Der neue „König von Italien" hatte dann des Weitern seine liebe Noth und Plage mit Kossuth und seinem Anhange.

Auch nach 1859 ruhte der alte Verschwörer nicht und hatte namentlich mit den Führern der Balkanchristen in Rumänien, Serbien, Bulgarien, Griechenland Verbindungen angeknüpft zu dem Zwecke, einmal die Türkei zu zertrümmern und dann Ungarn aus der österreichischen Herrschaft zu befreien. Dieses „freie" Ungarn sollte dann mit jenen Balkanländern die berüchtigte „Donau-Conföderation" bilden. Ueber dieses hirnverbrannte Projekt wurden die Kossuthschwärmer selber stutzig und ernstlich verstimmt. Denn im Verbande mit Rumänen und Südslaven wäre die isolirte und gerade von diesen Volksstämmen bestgehaßte magyarische Nation gar bald ihrer politischen Selbständigkeit und Unabhängigkeit, ja ihres nationalen Fortbestandes verlustig geworden.

Daß Kossuth und seine Bannerschaft, letztere namentlich unter Führung der „Generale" Klapka und Türr, auch im Jahre 1866 zur Revolutionirung Ungarns benützt wurden, gehört wahrlich mit zu den düstersten Momenten des bedauerlichen Feldzuges jenes Unglücksjahres. Keinerlei Entschuldigung und Schönfärberei von Berlin aus und keinerlei Berufung auf Kriegsbrauch und auf den „gesunden Egoismus" kann es rechtfertigen, daß eine legitime christliche Staatsgewalt sich der revolutionären Mittel der Aufreizung und Verlockung zum Treubruch und Aufstand gegen den legitimen Monarchen und dessen heilige Herrscherrechte bediente. Aber gerade das Verhalten der übergroßen Majorität der ungarischen Bevölkerung im Jahre 1866 mußte auch die Berliner Protektoren des Triumvirats Kossuth, Klapka und Türr überzeugen, daß für Umsturzpläne gegen Herrscher und Thron in Ungarn

kein Boden zu finden ist. Es war ein volles, wohlverdientes Fiasko, welches die Preußensöldlinge mit dem geplanten Einfall nach Ungarn erfuhren.

Zudem waren seit Ostern 1865 wieder ernste Unterhandlungen zur endlichen Beilegung des Streites zwischen der Krone und der ungarischen Nation hinsichtlich der völligen Wiederherstellung der Verfassung nach den Gesetzesartikeln von 1847|48, sowie zur Lösung der staatsrechtlichen Fragen in Bezug auf die aus der Pragmatischen Sanktion fließenden gemeinsamen Angelegenheiten zwischen beiden Reichshälften dies- und jenseits der Leitha neuerdings in Anregung gebracht, und durch die ebenso gewandte wie hingebende Vermittelung der ungarischen conservativen Politiker und Staatsmänner, namentlich des Baron Paul Sennyey und seines intimen Freundes, des Hofkanzlers Georg von Majlath, einem glücklichen Ausgange wesentlich näher geführt worden. Noch ehe die Kriegsfurie des Jahres 1866 losgebrochen war, hatte die reichstägliche Commission die Ausgleichsarbeiten ziemlich beendet. Im Februar 1867 erfolgte die Restituirung der ungarischen Verfassung und die Ernennung des verantwortlichen ungarischen Ministeriums, die Regelung der gemeinsamen Angelegenheiten und deren constitutioneller Behandlung, endlich am 8. Juni 1867 die Krönung des österreichischen Kaisers Franz Joseph zum Könige von Ungarn. Eine allgemeine politische Amnestie, welche keine Ausnahme machte, wurde verkündet und die confiscirten Güter den politischen Verurtheilten und Emigranten zurückgegeben. Nicht minder hochherzig war die Spende der beiden Majestäten, womit sie das Krönungsgeschenk von 100,000 Dukaten den Invaliden, Wittwen und Waisen der Honvedarmee aus den Jahren 1848|49 zuwiesen. Der Kaiser-König beschenkte also diejenigen, die vor wenigen Jahren offen in Waffen gegen ihn gestanden hatten.

Diese Seelengröße des Monarchen versöhnte mit dem neuen Stande der Dinge selbst die bisher hartnäckigsten Revolutionäre. War ja doch der neue ungarische Minister-

präsident, Graf Julius Andrassy, ebenfalls ein zum Tode verurtheilter Flüchtling gewesen. Gleichwie das gegen ihn gefällte Todes- und Confiskationsurtheil durch die Gnade des Königs schon früher beseitigt worden war, so hatte jetzt in Folge der ausnahmslos erlassenen Amnestie auch das am 22. September 1851 über Kossuth gefällte kriegsgerichtliche Verdikt keine weitere Wirkung mehr. Aber Kossuth machte von dieser Amnestie nicht nur keinen Gebrauch, sondern in feindlicher Verbissenheit gegen das legitime Herrscherhaus blieb er freiwillig in der Fremde, bekämpfte jedoch von dort aus fortwährend die Entwickelung der öffentlichen Dinge in Ungarn.

Ende Mai 1867, wenige Tage vor der ungarischen Krönungsfeier, richtete Kossuth ein offenes Schreiben an Franz Deák, worin er den staatsrechtlichen Ausgleich mit Oesterreich angriff und den weisen Patrioten der Preisgebung von Landesrechten beschuldigte. Diese unbedingte Verurtheilung des so schwierig zu Stande gekommenen Ausgleichswerkes rief in Ungarn allgemeine Ueberraschung hervor. Allein die Aufregung legte sich bald, der Blitz des „Alten von Turin“ zündete nicht, weil Ungarns Volk dem Worte seines Monarchen und der patriotischen Einsicht seiner leitenden Männer ein größeres Vertrauen schenkte, als dem grollenden Revolutionsgreise in der Ferne. Nur ein kleines Häuflein Getreuer im Abgeordnetenhause, die mehr naiven als gefährlichen Oppositionellen der „Aeußersten Linken“ betrachteten Kossuth noch als politischen Wegweiser, obgleich man auch in diesen Kreisen anfänglich den Kossuthcultus in mehr platonischer Weise pflegte.

Es erfüllte den ehemaligen „Gouverneur“ mit steigender Zorneswuth, als er sah, wie aus den Reihen seiner ehedem Getreuesten Einer nach dem Andern mit dem neuen gesetzlichen Zustande in Ungarn sich aussöhnte und in der Heimat an dem Aufbaue des politischen, socialen, geistigen und wirthschaftlichen Lebens werkthätigen Antheil nahm. Er sprach

seinen Groll und Haß in zahlreichen Briefen aus. In diesen Sendschreiben bekennt er sich als unveränderlichen Anhänger der Beschlüsse des Debrecziner Rumpflandtages vom 14. April 1849 und deklarirt Jeden, der anderer Ueberzeugung geworden, des Verrathes, des Cynismus, der Pietätslosigkeit.

Was aber dieser Kossuth selber will, das hat ihm Keiner so klar und deutlich nachgewiesen, wie der Historiker Michael Horvath, der einstens im Lager Kossuths gestanden war und unter dessen „Gouvernement" von ihm den Posten eines „Ministers für Cultus und Unterricht" angenommen hatte. Bischof Horvath machte nach 1867 seinen Frieden mit der neuen Sachlage in Ungarn, und weil er deshalb von Kossuth auf das heftigste angegriffen wurde, hielt er dem unversöhnlichen Revolutionsmanne in einer vielbeachteten Schrift [1]) einen Spiegel seines persönlichen Charakters und seiner politischen Tendenzen vor, welcher mit Beseitigung der scheinheiligen Maske „reiner Vaterlandsliebe" den alten Verschwörer in seiner wahren Gestalt zeigte.

Für Kossuth bildet die „Unabhängigkeits-Erklärung" vom 14. April 1849, somit die Losreißung Ungarns vom Herrscherhause Habsburg nach wie vor das politische Programm. Er betrachtet sich als den „Fahnenträger" dieser Unabhängigkeit und perhorrescirt deshalb jedweden Ausgleich mit der des Thrones verlustig erklärten Dynastie sowie mit den übrigen österreichischen Erbländern. „Keinerlei Wendung der Ereignisse (heißt es in einem seiner Schreiben), ja selbst nicht die Hoffnungslosigkeit vermag eine Aenderung in dieser meiner Ueberzeugung hervorzurufen." „Diese feste Consequenz", bemerkt Horvath, „dieses unbesiegbare Festhalten an seinen Ueberzeugungen bildet unstreitig einen der schönsten Züge in dem Charakter eines Mannes. Aber (und das kann man mit Fug und Recht von ihm fordern) nur in Bezug auf

---

1) „Auf Kossuth's neuere Briefe". Von Michael Horvath. Pest, 1868. 131 S. (in ungarischer Sprache.)

seine eigene Person. Er bewahre und pflege diese seine Ueberzeugung in der eigenen Brust, jedoch Andere, eine ganze Nation, vor Allem deren ungebildetere, in öffentlichen Dingen unbewanderte und dieselben nicht begreifende unteren Classen möge er nicht zur Annahme seiner Ueberzeugungen verleiten und zu diesem Zwecke in der Nation keine Agitation betreiben. Dazu hat er kein Recht, das darf er nicht thun."

Michael Horvath weist deutlich nach, daß Kossuth nach wie vor auf der Basis der Revolution steht, daß er zur Realisirung seiner Bestrebungen sich nur revolutionärer Mittel und Wege bedienen könnte und daß er durch die Nichtanerkennung der gesetzlichen Zustände in seinem Vaterlande sich selber von diesem ausschließe. Und doch muß Kossuth selber erklären, daß für seine wühlerische Umsturzpolitik im ungarischen Volke kein Boden vorhanden ist. Das ungarische Volk ist trotz seiner Liebe zur politischen Freiheit kein Freund der Revolution. Diese Thatsache hatte ja der Revolutionär Kossuth im Jahre 1849 zu seinem großen Schmerze bitter erfahren müssen, und alle die seitherigen Versuche zur Aufstachelung des Volkes in Ungarn gegen Herrscher und Regierung konnten deshalb nicht gelingen; mochte sich darüber der „große Verbannte" auch in den beweglichsten Klagen ergehen. Die Ungarn suchten und fanden weit lieber den ehrlichen Ausgleich und Frieden mit dem „österreichischen Usurpator", als daß sie den Lockrufen des Exgouverneurs gefolgt wären.

So schien namentlich in den ersten Jahren nach dem staatsrechtlichen Ausgleiche der Einfluß Kossuths auf den Gang der Dinge in Ungarn völlig lahmgelegt zu sein. Insolange die Legislative unter der Führung Franz Deàks stand und Graf Julius Andrassy die Zügel der Regierung in seinen Händen hatte, also in den Glanztagen der Deàkpartei (1867 bis 1871) war für eine Wiederbelebung und Pflege des Kossuthcultus außerhalb der engen Grenzen der „Achtundvierziger-Partei" kein Raum vorhanden. Als jedoch Graf Andrassy nach Wien ging und an seiner Stelle Graf

Melchior Lonyay die ungarische Regierung übernahm (1871); als Deák in Folge des Alters und zunehmender Kränklichkeit mehr und mehr in die Reserve treten mußte; als durch die deutschen Siege das neue Deutschland geschaffen und das italienische Königreich im Namen desselben Nationalitäts-princips vollendet war: da begann in Ungarn die magyarisch-nationale Bewegung wieder stärkere Wellen zu schlagen.

Die Regierung und ihre Partei im Parlament ließen sich manches Versäumniß, manchen Fehl- und Mißgriff in der Gesetzgebung und Verwaltung zu Schulden kommen. Im Schoße des Kabinets selbst wie innerhalb der Deákpartei waltete die Intrigue, die Uneinigkeit und Zerspaltung. Einer geschickten Oppositionspartei mußte es nicht besonders schwer fallen, die entstandenen Risse zu erweitern, das Gefüge der Parlaments-Majorität nach unten und oben zu erschüttern.

Der Mann, der dieses Zersetzungs- und Auflösungs-Werk besorgte, war der damalige Führer der „gemäßigten Opposition", Koloman von Tisza, und das Mittel, dessen er sich dabei vorwiegend bediente, war der chauvinistische Nationalismus, die Hegemonie des Magyarenthums auf den Trümmern der energisch niederzuhaltenden anderen Nationalitäten des Landes. Indem Tisza, der Führer des „Linken Centrums", dieses schroff nationalistische Princip acceptirte, mußte er nothwendig dem politischen Standpunkte Kossuths, der ja dieses Princip in sich verkörpert meinte, näher und näher kommen.

Schon die zähe Energie und Leidenschaftlichkeit, mit welcher Tisza und seine Partei Jahre hindurch die volle Anerkennung des staatsrechtlichen Ausgleiches vom Jahre 1867 verweigerten und demselben die Forderungen gegenüber-stellten: „Weg mit den Delegationen! Fort mit dem gemeinsamen Ministerium! Wir wollen die selbständige ungarische Armee!" — schon durch diese beharrliche Bekämpfung des staatsrechtlichen Ausgleiches hatte das „linke Centrum" mit dem Lager der Kossuthjünger engere Fühlung behalten.

Diese Beziehungen wurden noch intimer, seitdem es offenbar geworden, daß Graf Melchior Lonyay als ungarischer Ministerpräsident weder persönlich die erforderliche Ruhe und nöthige Energie des schöpferischen Staatsmannes besaß, noch in der eigenen Partei die feste Basis und stets bereite Unterstützung fand.

Das ehrgeizige Streben Tiszas ging nun mit zielbewußter Consequenz darauf los, einmal das Ministerium Lonyay zu stürzen und dann in der Deákpartei selbst die Zersetzung zu beschleunigen. Es begann eine Zeit wüster Umtriebe im Parlamente, in der Tagespresse und in öffentlichen Versammlungen im Lande, alle von der Opposition zu dem Zwecke veranstaltet, um die Person des Ministerpräsidenten und die Deákpartei zu discreditiren und in Kol. von Tisza und dessen Anhang den politischen Messias Ungarns zu verkünden.

Die Männer dieser „gemäßigten Opposition" scheuten sich nun nicht, zur Beschleunigung ihrer Absichten auch die Mittel der „äußersten Linken" in Anwendung zu bringen und bei öffentlichen Gelegenheiten dem Kossuthcultus in demonstrativer Weise zu huldigen. Zu Anfang März 1872 hatten die „Achtundvierziger" im ungarischen Abgeordnetenhause gegenüber der Regierungsvorlage über die Wahlgesetzreform die abschüssige Bahn der parlamentarischen Obstruktion betreten, um durch „Todtreden" die Vorlage zu Fall zu bringen. Die Partei Tisza schloß sich nach langem Zögern diesem Treiben der Kossuthjünger an und wetteiferte durch endlose Reden, Anträge, Interpellationen mit diesen in der Bloßstellung und Erniedrigung des Parlamentarismus. Wie sehr die Richtung Kossuth auch in den Reihen der „gemäßigten Opposition" um sich gegriffen, das zeugte deutlich die am 10. März 1872 abgehaltene „Landesconferenz" des „Linken Centrums", bei welcher Gelegenheit Tisza am Schlusse einer von den heftigsten Angriffen gegen die Regierung strotzenden Rede aus der Mitte seiner eigenen Parteigenossen mit dem

Rufe: „Es lebe Kossuth!“ begrüßt wurde. Man stellte hierauf den Antrag auf förmliche Vereinigung der beiden Oppositionsparteien und es sollte dann Kossuth als deren Führer heimberufen werden.

Tisza und seine engeren Parteigenossen sahen mit Schrecken dieses siegreiche Emporkommen des Kossuthcultus in ihrer eigenen Partei, und wohl erinnern wir uns noch jener Scene, da der Vorsitzende dieser „Landesconferenz“, Koloman von Ghyczy, der spätere „deakistische“ Finanzminister, bleichen Antlitzes sich vom Präsidentenstuhl erheben, den beantragten Gruß an Kossuth als Beschluß verkünden und das Begrüßungs-Telegramm selbst nach Turin absenden mußte. Abends fand jener seither oft erwähnte Fackelzug zur Verherrlichung der Opposition in Pest statt, wobei man am Donauufer die brennenden Fackeln „recht hoch hielt, damit sie auch drüben in der Ofener Königsburg gesehen werden könnten.“ Bei dem Festbankett war es dann der intime Freund Tisza's, der politisirende Romandichter Maurus Jokai, der in einem Trinkspruch das bezeichnende Wort sprach: „Der erste Ungar ist der König, aber der größte Ungar ist — Kossuth.“

Zu Anfang des Jahres 1875 kam die von Tisza mit Geschick und Klugheit angebahnte „Fusion“ zwischen der „Deákpartei“ und dem linken Centrum zu Stande; es war im Grunde die Abdikation einer herrschenden, aber unfähigen, weil in sich selbst zerfallenen Majorität zu Gunsten einer herrschlustigen wohldisciplinirten Minorität. Tisza trat als Minister des Innern in das neue Coalitionskabinet, um dann im Oktober desselben Jahres 1875 als Ministerpräsident die Zügel der Regierung auch formell in die Hand zu nehmen.

Wie stellte sich nun die neue „liberale“ Regierungs-Partei und ihr Haupt, Koloman von Tisza, zu dem Kossuth-Cultus? Im ersten Jubel über die Parteifusion ruhten die extremen Anstrebungen. Die öffentliche Aufmerksamkeit wurde überdieß einestheils durch die folgenschweren Nachwirkungen der volkswirthschaftlichen Krisis des Jahres 1873, anderntheils

durch die kriegerischen Verwicklungen im Oriente völlig in Anspruch genommen. Aber die orientalischen Wirren, namentlich die nöthig gewordene Occupation von Bosnien-Herzegowina, führten zugleich den entschiedensten Bruch zwischen Tisza und den Extrem-Nationalen herbei. Diese hatten sich im Innern bisher beschwichtigen lassen durch die „energische“ Politik des Ministerpräsidenten gegen die nichtmagyarischen Nationalitäten, die er zu „zermalmen“ drohte, falls sie auf ihr nationales Wesen nicht Verzicht leisten wollten. Deßgleichen befriedigte die schärfere Betonung und Verwirklichung des „magyarischen National-Staates“ den neuerdings emporgeschossenen Chauvinismus. Nun aber galt es, Stellung zu nehmen gegen den künstlich erweckten Turkophilismus und gegen die heftige Opposition wegen der österreichisch-ungarischen Occupationspolitik. Es kam zu argen Parlamentsscenen, zu Partei- und Ministerkrisen, welche noch zugespitzt wurden durch die Verschleppung in der Erneuerung des handelspolitischen Ausgleichs mit Oesterreich.

In allen diesen Kämpfen läuterte sich des Ministerpräsidenten Tisza politischer Blick, und die Festigkeit, mit welcher er die Realunion Ungarns mit Oesterreich und damit auch die Großmachtstellung der Monarchie nach Außen, namentlich auch im Orient, vertheidigte, legten von seiner gereiften Einsicht und Erfahrung glänzende Zeugnisse ab. Aus dem „Saulus“ des linken Centrums war der eifrigste und unerschrockenste „Paulus“ des staatsrechtlichen Ausgleichs geworden.

Eines darf aber nicht außer Acht gelassen werden. Bei all den oft überaus heftigen Kämpfen im Parlamente wendete sich die volle Kraft des Ministerpräsidenten weit weniger gegen die Männer der Kossuthpartei, als gegen jene neue „Gemäßigte Opposition“, welche aus den Trümmern der ehemaligen conservativen Sennyey-Partei“ oder des „Rechten Centrums“ und aus einer Anzahl von Secessionisten aus dem Lager der „Liberalen Partei“ unter der Führung des jugendlichen

Parlamentariers, des Grafen Albert Apponyi, sich gebildet hatte. Jene Kossuthjünger schienen dem Ministerpräsidenten als Rivalen kaum gefährlich, wohl aber konnte er deren chauvinistische Triebe für die eigenen Zwecke mit Erfolg verwerthen. Nur daraus erklärt sich auch die sonst unbegreifliche Duldung, mit welcher innerhalb des letzten Decenniums der zunehmende Schwindel mit dem Kossuthcultus von Seite der Regierung, ihrer Partei und ihrer Organe behandelt werden konnte. Dagegen mußten Graf Apponyi und dessen Anhang, die ja auf derselben staatsrechtlichen Basis stehen, dem Ministerpräsidenten als die ihm gefährlicheren Gegner erscheinen.

Das Treiben mit dem Kossuthcultus nahm indessen stets größere Dimensionen an. Die Ursachen hievon sind theils psychologischer, theils politischer und nationaler Natur. Die ältere Generation, welche die Zeiten von 1848/9 und vorher miterlebt, blickte jetzt nach mehr denn dreißig Jahren mit begreiflicher Rührung auf jene Jahre zurück; waren es doch für sie selber die schöne Jugendzeit gewesen. Die Leiden und Gefahren der Revolution waren überstanden und großentheils vergessen; man gedachte nur der „frohen Errungenschaften". Natürlich konnte man dabei auch desjenigen nur mit dankbarer Pietät gedenken, der an den Kämpfen und Siegen von 1848/9 einen so wesentlichen Antheil hatte. Kossuth lebte in der Fremde; seinen Landsleuten stand er als der glühende Freiheitsheld und hinreißende Volksredner voll männlicher Kraft und jugendlicher Begeisterung im Gedächtnisse. Der Gedanke an ihn hatte bei dieser Generation weiter keine politische Bedeutung.

Anders steht die Sache bei jener Generation, welche seit 1848 herangewachsen ist, namentlich während der Conflictsjahre 1860 bis 1867 die Studien gemacht hat und unter der Einwirkung heftig oppositioneller, ja revolutionärer Ideen in's Leben eingetreten ist. Bei diesen Leuten, die heute ihren Platz im Parlament und in der Presse gefun-

ten, ist Kossuth und sein Cultus ein politisches Princip, das Zeichen für bestimmte national-politische Aspirationen, welche eine ungezügelte Phantasie und unzulängliche historische und politische Bildung in überschwänglichem Maße dem Volke vorgaukeln.

Daß Ministerpräsident Tisza diesen Kossuthcultus in seinem Wesen und in seiner Tragweite nicht erkannt, daß er ihn jahrelang geduldet und seiner Fortentwicklung keine Schranken gezogen hat: das bildet einen Fehler, dessen Folgen er selber am schwersten empfinden dürfte.

Wir wollen das hier des Näheren nicht erörtern; es genüge die Constatirung der Thatsache, daß der Kossuthcultus in Ungarn, namentlich innerhalb der letzten fünf Jahre, einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat. Während früher nur die Männer der „Aeußersten Linken“ und etwa die unreife Jugend den „Ludwigstag“ als „Nationalfest“ feierten, wurde diese Feier neuestens fast allenthalben im Lande gehalten. Begrüßungstelegramme an den „Gouverneur“, in schwärmerischem Tone abgefaßt, Festreden und Bankette mit obligaten Trinksprüchen zu Ehren des „größten Ungars“ kennzeichnen diesen Tag ebenso, wie es überaus charakteristisch erscheint, daß unter dem Regime Tisza der Exgouverneur Kossuth von mehr als dreißig ungarischen Städten zum „Ehrenbürger“ gewählt wurde. Jeder Verein, der in der magyarischen Gesellschaft etwas gelten will, beginnt oder schließt seine Festversammlung mit einer feurigen Huldigung gegenüber dem „großen Verbannten in Turin“; die Tagespresse aller Parteien überbietet sich in der Versicherung der ausgesuchtesten Hochachtung für den „Schöpfer der Verfassung von 1848“ und alljährlich werden förmliche Pilgerzüge nach Turin arrangirt, wobei deren „Halbgott“, wie ein ungarisches Blatt den Erzverschwörer in allem Ernste genannt hat, nahezu abgöttische Verehrung bezeugt wird. An diesen Pilgerzügen, von denen der vom Juli vorigen Jahres über 800 Personen zählte, nahmen

auffälliger Weise nicht nur Männer und Frauen, sowie Leute aus allen Schichten der Bevölkerung Theil, sondern man sah darunter auch katholische Geistliche und aktive Staats-, Comitats- und Communalbeamte, Professoren und Lehrer. Alle diese huldigen offen dem „Herrn Gouverneur", ohne zu ahnen oder zu bedenken, daß schon in dem Gebrauch dieses Titels ein Akt des Hoch- und Staatsverraths liegt.

Gegenüber der großen Pilgerschaar vom Jahre 1889 bemerkte der Ex-Gouverneur, daß er „in sein Vaterland gerne zurückgehen wolle, aber natürlich nur unter der Bedingung, daß Ungarn unabhängig oder wenigstens auf dem sichern Wege des Strebens nach Unabhängigkeit sein werde." Dieser politische Standpunkt Kossuths ist seit vierzig Jahren bekannt und unveränderlich geblieben, und eben deßhalb begreift es sich nicht, wie eine ungarische Regierung und ungarische Parteien, welche auf der Basis des staatsrechtlichen Ausgleichs von 1867 stehen und demgemäß neben der Realunion mit Oesterreich auch das monarchische Princip unter der Dynastie Habsburg-Lothringen hochhalten, wie diese Regierung und Parteien die Pflege und Verbreitung des Kossuthcultus so ruhig und nachsichtig hinnehmen können.

Der antidynastische Charakter dieses Kossuthcultus tritt überall zu Tage; er machte sich aber am deutlichsten geltend in allen jenen Angelegenheiten, welche mit der „Armeefrage" im Zusammenhange stehen. Die „selbständige ungarische Armee" spukt in vieler Leute Gehirn; hat sie ja doch im Jahre 1872 einen Punkt im Programm des Hrn. von Tisza und seiner Partei gebildet. Die skandalösen Scenen anläßlich der Wehrgesetzdebatten im Abgeordnetenhause im Frühjahre 1889 bilden mit der Beschimpfung der schwarzgelben Armeefahne im Herbste 1889 nur die Fortsetzung jener systematischen Hetzen, welche die Vertreter der „selbständigen ungarischen Armee" gegen das gemeinsame k. und k. Kriegsheer seit Jahren betreiben.

Aus solchen Prämissen entwickelte sich dann jene Situation, welche das Land gegenwärtig abermals mit einer „Kossuthfrage“ behelligt, deren Lösung eben jetzt die Geister und Gemüther in Ungarn aufs tiefste bewegt, ohne daß sich absehen ließe, welchen Ausgang diese willkürlich oder auch Ungeschick heraufbeschworene Bewegung nehmen werde.

Ohne uns in allzuweit führende Einzelheiten einlassen zu wollen, stellen wir in Kürze den Sachverhalt fest. Nach dem ungarischen Gesetzartikel 50 vom Jahre 1879, § 31, geht jener Staatsbürger, der zehn Jahre nach Schaffung dieses Gesetzes ununterbrochen im Auslande lebt, seines ungarischen Staatsbürger-Rechtes verlustig, wenn er nicht während dieses Decenniums bei einer österreichisch-ungarischen Gesandtschaft oder Consulatsbehörde oder bei einem einheimischen Comitats- oder städtischen Amte die Erklärung abgegeben, daß er dieses sein Staatsbürgerrecht auch fernerhin zu behalten wünsche.

Mit Ende des Jahres 1889 war dieses Decennium abgelaufen und da die Kossuth-Verehrer wußten, daß ihr „Halbgott“ sich zu solcher Erklärung nicht „herbeigelassen“ hatte, so affektirten sie eine außerordentliche Besorgniß darüber, daß der „größte Ungar“ am 1. Januar 1890 dem Gesetze zufolge das ungarische Staatsbürgerrecht nicht mehr besitzen werde.

Die „Aeußerste Linke“ des Abgeordnetenhauses ergriff diesen Gegenstand mit begreiflicher Leidenschaft, hoffte sie doch zugleich dem verhaßten Ministerpräsidenten, der ihr schon zu lange am Ruder steht, einen empfindlichen Streich versetzen zu können. Diese letztere Hoffnung bewog auch die Anhänger des Grafen Albert Apponyi, den Kossuthjüngern Assistenz zu leisten. Die „Unabhängigkeitspartei“ brachte deshalb den motivirten Antrag zur Abänderung des Incolatsgesetzes vom Jahre 1879 ein. Der Antragsteller, Abgeordneter Iranyi, war in der denkwürdigen Sitzung des Debrecziner Rumpfparlaments vom 14. April 1849 Schrift-

führer der thronstürzenden Versammlung. Jetzt schwebte ihm auch vor allen das „vaterlandslose“ Schicksal des „großen Verbannten“ in Turin vor Augen, und hauptsächlich in seinem Interesse forderte er die Modifikation des § 31 jenes Gesetzes.

Der Ministerpräsident von Tisza gab am 22. November seine Erwiderung dahin ab: „Vom principiellen Gesichtspunkte glaube ich auch heute, daß dieser Paragraph, sowie er vorliegt, richtig und seine Abänderung nicht nothwendig ist,“ weßhalb er (der Ministerpräsident) sich auch in eine Modifikation desselben nicht einlassen könne. Uebrigens halte er dafür, daß, wenn Jemand mittlerweile von irgendeinem Municipium oder einer Stadt zum Ehrenbürger gewählt worden ist und er diese Wahl angenommen hat, schon diese Thatsache allein rechtfertige, daß er Bürger dieses Staates bleiben will und daß auf einen solchen Ungar im Auslande der Ablauf der zehnjährigen Frist keine Anwendung finde. Die Nutzanwendung dieser Auffassung machte er selber mit dem Hinweis, daß Kossuth durch die Annahme der zahlreich erfolgten Wahlen zum Ehrenbürger ungarischer Städte die Fortdauer seines Staatsbürgerrechtes bewahrt habe, weßhalb die Regierung ihn (Kossuth) nach wie vor als ungarischen Staatsbürger betrachte.

So lautete am 22. November v. Js. des Ministerpräsidenten Auffassung des Incolatsgesetzes mit besonderer Beziehung auf Kossuth. Fünf Tage später, am 27. November, hatte jedoch Herr von Tisza diesen seinen Standpunkt nicht mehr aufrecht erhalten; denn an diesem Tage versprach er, daß auch seiner Ansicht nach „die Abänderung einiger Bestimmungen des Incolatsgesetzes nothwendig sei“, namentlich mit Rücksicht auf die ausgedehnte Auswanderung, und daß die Regierung in dieser Beziehung ihre Vorschläge machen werde.

Inzwischen hatte die „Unabhängigkeitspartei“ im Lande eine Agitation unternommen zu dem Zwecke, daß alle Muni-

mitien und Städte die Legislative auffordern sollten, zu Gunsten der Fortgeltung des Staatsbürgerrechts Ludwig Kossuths ein besonderes Gesetz zu schaffen. In der That folgten auch viele Communitäten diesem Rufe. Eine dieser Petitionen kam am 10. Dezember im Abgeordnetenhause zur Verhandlung. Der Ministerpräsident bekämpfte das Begehren und die Regierungspartei war entschlossen, das Petitum entschieden abzulehnen. Am 11. Dezember sollte die namentliche Abstimmung statthaben. Da fand mit Einem Male ein sonderbarer Wechsel statt.

Die „Unabhängigkeitspartei“ hatte hinter den Coulissen der Regierung gedroht, daß bei einfacher Ablehnung des Begehrens die Kossuthjünger im Parlamente die Bahn der Obstruktion betreten würden. Nicht minder sollte im ganzen Lande die heftigste Agitation Platz greifen. Der Intimus des Ministerpräsidenten, der Romandichter Maurus Jokai, ließ sich bestimmen, daß er in der Sitzung vom 11. Dezember einen vermittelnden Antrag einbringen werde. Als jedoch dem Ministerpräsidenten diese Meldung gebracht wurde, da erklärte er sich selber zur Abgabe folgender Erklärung bereit: „Wenn die Sache sich so verhält, wie ich gehört habe, daß von mehreren Seiten die Ansicht laut wurde, es könnte Beruhigung gewähren, wenn eine Aeußerung geschehen würde, wornach die Revision des Incolatsgesetzes in Aussicht genommen ist und man sich alsdann auch auf den in Rede stehenden § 31 beziehen könnte: wenn es sich so verhält, dann kann ich nur, wenn es beliebt, vielleicht in noch bestimmterer Form wiederholen, was ich schon dem Abgeordneten Perczel (am 27. November) geantwortet habe. Ich habe nämlich damals gesagt, daß die Regierung aus allgemeinen Gesichtspunkten und mit Rücksicht auf den in Rede stehenden Umstand (d. i. auf das bedrohte Staatsbürgerrecht Kossuths) wie auch im Interesse unserer zahlreich nach Amerika ausgewanderten Landsleute die Nothwendigkeit der Revision des Incolatsgesetzes anerkenne, und alsdann kann man sich

auf diesen Paragraphen (31) erstrecken und seinerzeit mit einem Vorschlag vor das Haus treten."

Diese überraschende, allerdings etwas gewundene Erklärung wirkte ebenso verblüffend und verwirrend auf die Mitglieder der Regierungspartei, wie sie mit lautem Jubel auf den Bänken der Opposition begrüßt wurde. Hier betrachtete man des Ministerpräsidenten jüngste Aeußerung als einen Sieg der „Aeußersten Linken" und diese selbst telegraphirte ihren Triumph sofort an ihren Herrn und Meister in Turin, der über diese Wendung selber nicht wenig überrascht war.

Kein Unbefangener wird verkennen, daß zwischen den Erklärungen des Ministerpräsidenten vom 22. November und vom 11. Dez. v. J. ein Widerspruch vorhanden ist. Wie erklärt man sich diesen Widerspruch? Insbesondere: hatte Herr von Tisza seine jedesmalige Aeußerung mit vorheriger Genehmigung der Krone gethan? Wir möchten dies bezweifeln.

Im November sprach der Ministerpräsident mit aller Energie gegen den Kossuthcultus und wies die mit Loyalitäts-Versicherungen prunkenden Anhänger der „Aeußersten Linken" darauf hin, daß für keinen Menschen, sei er auch noch so hoch gestellt, bei Lebzeiten ein Ausnahmegesetz geschaffen werden könne, und wer heute das politische Programm Kossuths bekenne, der müsse auch dessen „Dethronisations-Politik" annehmen, denn diese sei noch immer der Kern aller politischen Anschauungen und Bestrebungen Kossuths. Herr v. Tisza kannte also ganz genau die fortgesetzt antidynastische und revolutionäre Haltung dieses Mannes, und trotzdem sagte er seinen Anhängern am 11. Dezember eine gesetzliche Vergünstigung zu und verletzte damit die loyalen Gefühle aller getreuen ungarischen Staatsbürger, ohne den „großen Verbannten in Turin" selber zu befriedigen.

Denn dieser wies nicht nur die ihm wohlwollende Aus-

legung des Incolatsgesetzes durch den Ministerpräsidenten mit Entschiedenheit zurück, sondern er constatirte in einem Briefe (veröffentlicht am 20. Dezember v. Js.) seinen politischen Standpunkt mit folgenden Worten: „Im Gegensatz zur rechtpreisgebenden Schwäche eines vergänglichen Geschlechtes, mit Berufung auf die ewige Kraft der Gerechtigkeit (!) und im Vertrauen auf die Zukunft unterwerfe ich mich diesem (staatsrechtlichen) Zustand des legitimirten Unrechtes nicht, und wenn ich als geborner ungarischer Bürger, der dieser Eigenschaft niemals entsagt hat, hiegegen nicht mehr thun kann, so will ich mit meiner Vaterlandslosigkeit dagegen protestiren; ich habe mich als Unterthan des ‚österreichischen Kaisers und ungarischen Königs‘ Franz Joseph keinen Augenblick lang anerkannt und erkenne mich nicht an.“

Das ist Kossuths Standpunkt; er ist derselbe wie am 14. April 1849, und es mußte deßhalb billig überraschen, daß der Ministerpräsident diesem Verächter der ungarischen Staatsgrundgesetze und des gekrönten legitimen Herrschers zuliebe eine Ausnahme im Incolatsgesetze schaffen wollte.

Herr von Tisza mochte diesen unüberlegten Mißgriff wohl bald selber erkannt haben, oder er wurde zur Erkenntniß desselben durch Andere bestimmt. Denn in seiner Neujahrsrede nahm er Anlaß, in der „Kossuthfrage“ sich selber zu rektificiren, indem er sich wieder auf den allein correkten Standpunkt in dieser Frage zurückbegab. In dieser Rede heißt es mit Rücksicht auf den Mann, dessen Namen einzelne Parteien für ihre eigenen Zwecke benützen, daß derselbe „kein Geheimniß daraus mache, daß er dasjenige nicht anerkenne, was die Legislative der Nation seit 22 Jahren geschaffen, den König nicht anerkenne, den die Nation gekrönt hat und dem sie nicht bloß die pflichtgemäße Treue, sondern eine durch die Thatsachen weitaus gerechtfertigte Begeisterung entgegenbringt. Und es könnten diese Herren auch das bedenken, ob es sich mit der Würde der Nation vertrage, von ihr zu verlangen, daß einem solchen Manne die von ihm

völlig für nichts gehaltene legislative Corporation in seinem Interesse ein Gesetz schaffen solle, welches die durch ihn nicht anerkannte Krone sanktioniren möge?"

Ganz richtig; aber war das Alles dem Ministerpräsidenten vor dem 1. Januar 1890 unbekannt? Im Gegentheile; er kannte es genau, da er ja sechs Wochen vorher im Parlamente offen gesagt hatte, daß wer Kossuths politischen Standpunkt einnehme, der betreibe „Dethronisations-Politik". Wie konnte also der sonst so kluge Tisza sich in diese Widersprüche vom 22. November und 11. Dezember verwickeln? Fast scheint es, als ob die Besorgniß vor der Wiederholung der parlamentarischen Obstruktion nach dem Vorbilde vom Jahre 1872, sowie die älteren Beziehungen zu dem nationalen Chauvinismus der Kossuthjünger bei dem Ministerpräsidenten die Klarheit des Blickes getrübt und die Ruhe der Entschließungen und des Handelns gestört haben.

Die Folgen dieses Schwankens können nicht ausbleiben. Sie zeigen sich schon jetzt in der neuentfachten Wuth der Kossuthfreunde, welche den Ministerpräsidenten des „Wortbruchs" beschuldigen und neue heftige Parlamentskämpfe in Aussicht stellen. Aber auch in den Kreisen der Regierungsfreunde hat das unsichere Verhalten Tiszas in der Kossuthfrage Bedenken erregt, und es kann sicherlich auch bei der Krone das Vertrauen in die staatsmännische Haltung und Führung des Ministerpräsidenten nicht erhöht haben.

Noch besitzt Herr von Tisza äußerlich alle Zeichen dieses Vertrauens, und noch verfügt er im Parlament über eine bedeutende Majorität. Aber seine Stellung scheint trotzdem erschüttert zu sein, zum mindesten hat seine Autorität empfindlichen Schaden gelitten, und das ist bei dem schablonenhaften Parlamentarismus, wie er in Ungarn herrscht, immerhin schon sehr bedenklich. Denn es wird dadurch dem Intriguiren, dem Cliquenwesen und der Fraktionenbildung im Schoße der eigenen Partei mächtiger Vorschub geleistet. Das Anschwellen der „Achtundvierziger und Unabhängig-

heits-Partei" im Abgeordnetenhause auf nahezu hundert Mitglieder, welche unter der politischen Direktion des Erzrevolutionärs Kossuth stehen, sowie das Emporkommen einer „Kossuthfrage" in Ungarn überhaupt, wirft ohnehin schon auf das fünfzehnjährige Regime Koloman von Tisza's wahrlich einen düstern Schatten und gewährt keinen zukunftssichern Ausblick.

XVI.

Zur Genesis der Revolution in Brasilien.

Am 14. November 1866 starb auf deutschem Boden in der Verbannung fern von seinem Lande und seinem Throne der legitime und von den drei Ständen Portugals als legitim anerkannte König von Portugal, Dom Miguel. Drei und dreißig Jahre vorher war er am 24. Juli 1833 von seinem Bruder Dom Pedro I. vom Throne gestoßen worden. Schon vorher hatte Dom Pedro I. als Kaiser von Brasilien mit allen Mitteln gegen seinen Bruder in Portugal agitirt und gerade dadurch seinen eigenen Sturz beschleunigt. Da er nämlich für seine Agitation die ohnehin zerrütteten Finanzen Brasiliens in Anspruch nahm, beschuldigten ihn die Brasilianer zu großer Anhänglichkeit an Portugal. Der Conflikt wuchs und Dom Pedro I. sah sich April 1831 zur Abdankung gezwungen zu Gunsten seines damals sechsjährigen Sohnes Dom Pedro II. Vor diesen Dom Pedro II. traten vor wenigen Wochen, am 15. November 1889 einige Aufrührer, die ihm als Soldaten den Eid der Treue geschworen, und ersuchten ihn, das Land zu verlassen, das seiner nicht mehr

bedürfe. Aus dem kaiserlichen Palast in Petropolis, „der constitutionelle Kaiser und ewige Vertheidiger Brasiliens so lautet sein Titel, acht Monate des Jahres zubringt, wur die ganze kaiserliche Familie auf ein Schiff gebracht, möglich schnell und dauernd den Augen der Brasilianer en rückt zu werden.

Fast unblutig ist die Revolution gegen den Kaiser ve laufen: leider fast unblutig. Leider nicht als ob es ei schöne Sache um das Blutvergießen wäre, aber wie vi entehrende Charakterlosigkeit, wie viel gemeinen Eidbruch sa dies Eine Wörtchen „unblutig“! Von allen denen die g schworen, ihren Kaiser bis zum letzten Blutstropfen zu ve theidigen, hat kaum Einer die Manneswürde und den Mann muth besessen, seine Brust der Mordwaffe der Empörer en gegenzuwerfen für den legitimen Monarchen.

Wie ist das doch gekommen? Historia magistra vita haben die Alten gesagt. Lauschen wir den Lehren die erfahrenen Lehrmeisterin, und wir werden auch aus der G nesis der Revolution in Brasilien manchen praktischen Nut schöpfen können.

Das große schöne, so überaus fruchtbare und reiche B silien, welches mit seinem Flächenraum von über 8 Millio Quadrat-Kilometer fast die Hälfte des südamerikanischen C tinentes einnimmt und so an Größe z. B. das deutsche R um das Fünfzehnfache übertrifft, war bis zur Ankunft vor den Heeren Napoleons fliehenden Johann VI. (26. bruar 1808) portugiesisches Colonialland, von welchem Nicht-Portugiesen ausgeschlossen waren. Bald wurden die Häfen dem auswärtigen Handel geöffnet und Brasil durch ein Dekret vom 15. Dezember 1815 zu einem i grirenden Theile der portugiesischen Monarchie und z unter dem Titel eines Königreichs erklärt. Immer deutli trat das Bestreben der Brasilianer nach einer Trennung Portugal hervor. Als Johann VI. im April 1821 die Rege schaft seinem Sohne, dem Kronprinzen Dom Pedro übertra

hatte und dann nach seinem Stammlande zurückgekehrt war, konnte die Trennung von der Union mit Portugal nicht mehr aufgehalten werden. Schon am 1. Dezember 1822 fand in Rio de Janeiro die Krönung Dom Pedros zum Kaiser des neuen Reiches staat. Im Jahre 1824 brach in Pernambuco eine Revolution aus, welche die Gründung einer republikanischen Conföderation im Norden des Reiches erstrebte. Nach der oben berührten erzwungenen Abdankung Pedro's I. war die von den Ministern eingesetzte Regentschaft für dessen unmündigen Sohn (1831—40) auch nicht auf Rosen gebettet. In der südlichsten Provinz Rio Grande do Sul dauerte ein republikanischer Aufstand gar von 1837 bis 1843, also noch über die Regentschaft hinaus. Der Verfassung zufolge wäre Dom Pedro II. erst am 2. Dezember 1843 mündig geworden, er wurde aber bereits am 23. Juli 1840 durch die vereinigten Kammern der Deputirten und Senatoren für majorenn erklärt, und bald darauf am 18. Juli 1841 zum Kaiser gekrönt. Kleinere Aufstände, die Kriege mit dem argentinischen Diktator Rosa 1851—52, und gegen Paraguay 1866—1870 wurden glücklich beendet. Das sind kurz die äußern Conturen.

Bei der inneren Geschichte darf man vor Allem nicht vergessen, aus welchen Bestandtheilen die Brasilianische Bevölkerung sich zusammensetzt. Unter einer Gesammtbevölkerung von 12 Millionen befinden sich nur 1½ Millionen Weiße, alle übrigen, mit Ausnahme der nach sehr unsicherer Zählung auf 1 Million geschätzten Indianer, gehören zur schwarzen oder mit Negern gemischten Bevölkerung: in jedem Falle also über 9 Millionen Neger oder Mischlinge von Portugiesen und Negern (Mulatten). In Bezug auf Moralität erfreuen sich die Brasilianer keines guten Rufes. Vor einigen Jahren erschien in Leipzig ein Buch über Brasilien, dessen Verfasser viele Jahre Colonie-Direktor in Brasilien war. Derselbe urtheilt: „Selbstverständlich sind die hauptsächlich durch das Institut der Sklaverei hervorgerufenen und geförderten sinnlichen Ausschweifungen der Brasilianer nicht ohne schlimme

Folgen für deren körperliche und geistige Entwicklung geblieben. Hagere und kleine Gestalten mit gelblichem Teint und schlaffen Bewegungen bilden den bei weitem größten Bestandtheil der Bevölkerung, und nur in gewissen Gegenden des mittelbrasilianischen Hochlands und in Südbrasilien trifft man verhältnißmäßig viele kräftige Leute unter ihnen."[1]) Als schlimme Charakterzüge der Brasilianer finden wir bezeichnet vor Allem die Unlust zu anhaltender regelmäßiger Thätigkeit — Arbeit gilt besonders in Folge der Sklaverei als Schande, allen Uebelständen wird das eine Wort „Paciencia" entgegengesetzt — dann ferner auffallenden Mangel an Rechtsbewußtsein: sich durch List oder Gewalt unerlaubte Vortheile zu verschaffen, wird von der öffentlichen Meinung kaum gerügt.

Fragen wir nun im Einzelnen nach den Ursachen der letzten Revolution, so leuchtet von selbst ein, daß die Lage von Brasilien inmitten von Republiken, als einzige Monarchie auf dem ganzen amerikanischen Festlande, republikanischen Strömungen zu Gute kommen mußte. Wie verlockend luden nicht die materiellen Fortschritte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zur Bildung eines ähnlichen Staatenbundes in Brasilien ein! Daß dafür schon früh eine Revolution gewagt wurde, haben wir bereits in dem geschichtlichen Ueberblicke erwähnt. Die fortgesetzten Wirren in den südamerikanischen Republiken hatten indeß die Großgrundbesitzer, welche über die Majorität in den Kammern verfügen, gegen die republikanische Staatsform eingenommen.

Günstig erwies sich revolutionären Bestrebungen ferner die Verfassung vom Jahre 1824. Diese Verfassung ist von durchaus demokratischem Charakter; alle ihre Gewalten: die gesetzgebende, die vermittelnde, die vollziehende und die richterliche werden als Ausflüsse der Volkssouveränität betrachtet. Hat diese von den Liberalen verlangte, von einem

---

1) Sellin: Das Kaiserreich Brasilien. Leipzig 1885, I, 132.

[lib]eralen Monarchen beschworene liberale Verfassung Brasilien [S]egen gebracht? Der Verfasser des obengenannten Buches, [e]in liberaler Deutscher, dessen Standpunkt gekennzeichnet ist [d]urch sein Verlangen nach Verstaatlichung der Kirchhöfe, nach [Ci]vilehe, nach Trennung von Kirche und Staat, sagt von der [b]rasilianischen Verfassung: „Man ist versucht, die Brasilianer [fü]r zu unreif für den Genuß einer so liberalen Constitution [z]u erklären, und kann nur bedauern, daß das schöne Land, [b]evor noch seine natürlichen Hilfsquellen durch die Arbeit [s]einer Bewohner erschlossen waren, ein Spielball in der Hand [d]er politischen Parteien geworden ist, welche sich in ihrem [S]treben leider nicht von culturfördernden Principien, sondern [le]diglich von Rücksichten auf die Erweiterung ihrer Macht [u]nd ihres Ansehens leiten lassen. Nach einem klar ausge[s]prochenen politischen Programm forscht man bei den beiden großen politischen Parteien, der conservativen und der [l]iberalen, vergeblich, sondern ihr ganzer Sinn ist nur dahin gerichtet, durch die Wahlen an das Ruder zu gelangen, um sich das Verfügungsrecht über den Staatssäckel und die Besetzung [d]er Staatsstellen zu sichern.“ [1])

Diese allgemeine Charakteristik der beiden großen Parteien [is]t vollständig zutreffend. Wenn wir die beiden Parteien näher [ch]arakterisiren wollen, so kann man die Liberalen Brasiliens [b]eurtheilen nach ihren Wünschen: Säkularisation der Kirchhöfe, Civilehe, ja vielfach Trennung von Kirche und Staat. Die Conservativen wollen das alte System beibehalten, sie wollen insbesondere die Erhaltung der katholischen Religion als Staatsreligion; verlangen aber durchaus nicht nach einer Kirche, die als Freigeborene aus Himmelshöhen kommend nur in dem König des Himmels den Oberherrn anerkennen kann; sie wollen, daß die Kirche Staatsmagd bleibe und als die jammervolle Krüppelgestalt, zu welcher sie Pombal und seine Helfershelfer zusammengeschlagen, im Staube krieche, um

1) Sellin: Brasilien 1, 154.

in tiefster Unterwürfigkeit einige Brosamen zu erbitten, welche von dem Tische des Staates fallen. Wenn es auch unter den Conservativen einige praktische Katholiken gibt, so hat ein brasilianischer Deputirter in der Kammer doch mit Recht und unter lebhaftem Beifall der ganzen Kammer den Ausspruch thun können: „Man müßte die Diogeneslaterne anzünden, um in der Kammer einen Katholiken zu finden, der an die Unfehlbarkeit des Papstes glaubte.“ [1])

Neben diesen beiden Parteien hat seit lange schon eine andere Partei, die der Republikaner, viel Geschrei gemacht, aber da es ihr nie gelang, sich auf gesetzlichem Wege der Staatskrippe zu bemächtigen, weil die besitzende Classe durchgängig gegen die Republik war, so mußten sich manche der Schreier bequemen, schön still zu werden, um nur zu Amt und Brod zu gelangen. Nach ihrer religiösen Richtung sind die Republikaner entweder ausgesprochene Atheisten oder ganz indifferent. Wie die russischen Nihilisten besonders auf russischen Hochschulen großgezogen wurden, so haben die brasilianischen Hoch- und Militärschulen die meisten Republikaner gebildet. Eine Staatsbildung ohne Gott wird eben überall ein atheistisches halbgebildetes Proletariat großziehen: die furchtbarste Zuchtruthe für den modernen Staat.

Bei dem mit dem jedesmaligen Wechsel der leitenden Partei sich vollziehenden Beamtenwechsel in den Provinzen ist der Bestechung Thür und Thor geöffnet: der brasilianische Beamtenstand ist zum größten Theil corrumpirt. Weil die Bestechlichkeit selbst in den Richterstand eingedrungen, bleiben oft die gröbsten Verbrechen unbestraft, ja es werden die Verbrecher sogar beschützt. Das gilt nach Sellin besonders von den sogenannten Capanges, Leuten, welche gegen Bezahlung

---

1) Ein Stück Staatskirchenthum in der neuen Welt. „Katholische Bewegung“ (1887) S. 885—904. Diesem mit großer Sachkenntniß geschriebenen Aufsatze verdanken wir eine Reihe von Einzelheiten, nach denen man sonst vergebens sucht.

Meineide schwören und sogar sich zum Morde verstehen. Tschudi, der schweizerische Gesandte in Rio, sagt von denselben: „Sie sind eine Pestbeule der menschlichen Gesellschaft und können nur in einem Staate bestehen, in dem die sittliche Depravation nicht bloß auf einzelne Classen der Nation beschränkt ist, sondern auch in den höheren Schichten Platz gefunden hat, die das Verbrechen nicht nur gutheißen und befehlen, sondern auch den Verbrecher schützen und mit ihm fraternisiren." Solche meineidige Mörder werden sogar gegen politische Gegner gedungen. Dazu kommt noch ein anderer Uebelstand für die Justizpflege, welcher ebenfalls ein Ausfluß der Verfassung ist. In ihrer Fürsorge für die Aufrechthaltung der bürgerlichen Freiheit haben die Gesetze es leider auch jedem Schurken sehr erleichtert, sich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entziehen.

An der Corruption der Beamten nimmt in ganz hervorragender Weise Militär und Polizei Antheil. Das brasilianische Landheer zählt im Frieden 14,000 Mann, nur Söldner. Ein Freund, der gegen zwanzig Jahre in Brasilien weilte, schrieb mir darüber: „Der Zustand des Militärs ist bodenlos schlecht. Fast nur Schwarze niedrigster Sorte bilden das Militär und die Polizei. Vor Niemanden ist das Eigenthum und das Leben so unsicher, wie vor dem Militär und der Polizei. Die Offiziere sind allerdings meist Weiße, doch auch sie sind meist corrumpirt und zu kraftlos, um die Meute zu bändigen. Für Geld ist das Militär zu jedem Dienste erbötig."

Das Verderbniß in der Beamtenwelt trägt auch die Hauptschuld, daß es mit den wirthschaftlichen Verhältnissen nicht voran will, daß große wirthschaftliche Mißstände weiter wuchern. Die Staatsschuld des Kaiserreichs, die sich schon jetzt auf etwa 850 Millionen Gulden beläuft, wird durch ein jährliches Deficit stets vergrößert. Das circulirende Papiergeld repräsentirt nur noch 70% seines nominellen Werthes. Bei rationeller ehrlicher Wirthschaft ließen sich

die Einkünfte des für Landwirthschaft, Viehzucht, Forstcultur, Bergbau so überaus geeigneten Landes in's Hundertfache vermehren. Die Landwirthschaft kennt eben nur Raubbau; die Ausnützung der Viehzuchtprodukte ist noch eine so mangelhafte, daß es Besitzungen mit 30 bis 40,000 Stück Vieh gibt, auf welchen aber trotzdem keine Milch zu haben ist, da man aus purer Bequemlichkeit die Kühe nicht für diesen Zweck zähmt. Von Forstcultur sind nicht einmal die Anfänge bemerkbar, obschon die fortgesetzte Waldverwüstung bereits eine bedeutende Verminderung der Holzausfuhr zur Folge gehabt. Brasilien besitzt ausgezeichnetes Eisen und eine erträgliche Kohle, aber beide werden nicht ausgebeutet. Der jährliche Import an unverarbeitetem Eisen beträgt über 5 Millionen Gulden, an Steinkohlen über 6 Millionen Gulden. Trotzdem nach dem Urtheile von Sachverständigen der brasilianische Boden in mehreren Provinzen für den Anbau von Cerealien sehr ergiebig ist, bezahlt Brasilien an das Ausland jährlich gegen 6 Millionen Gulden nur für Weizenmehl. So wären noch eine ganze Reihe von Einfuhrartikeln zu nennen, die das Land selbst in reichlicher Fülle erzeugen könnte. Es mangelt aber an einer arbeitsamen Bevölkerung, es mangelt an Ausfuhrwegen, besonders aus dem Innern des Landes; es mangelt an hinreichendem Bodencredit, es mangelt an Rechtssicherheit für den Bodenbesitz, besonders auf manchen früheren Staatsländereien; es mangelt an Tüchtigkeit und Ehrlichkeit der Beamten, welche in einem so unfertigen Lande wie Brasilien doppelt unersetzlich sind, da es bedeutender Finanzoperationen zur Hebung der materiellen Wohlfahrt benöthigt. Solche wirthschaftliche Mißstände sind wohl geeignet, Unzufriedenheit mit der Regierung hervorzurufen, und die Presse hat Alles gethan, um diese Unzufriedenheit noch mehr zu schüren.

Wie eine zügellose Presse schließlich jedem Lande zum Verderben gereichen wird, so hat die brasilianische Presse ein ganz besonderes Sündenregister aufzuweisen. Dank

einer ganz unbeschränkten Preßfreiheit zählt Brasilien gegenwärtig 470 Zeitungen und Zeitschriften gegen 80 im Jahre 1846. Phrasenthum, persönliche Befehdungen und Unsittlichkeit machen sich hier in maßloser Weise breit; nach dem genannten liberalen Gewährsmann verdienen von den Blättern der Hauptstadt höchstens zwei oder drei das Prädikat „anständig". Selbst die Person des Kaisers durften diese Blätter in der schmutzigsten Weise ganz ungestraft angreifen. Kein einziges der vielen Tagesblätter vertritt den katholischen Standpunkt. Preßfreiheit ist eine liberale Errungenschaft, und es mußte doch weit mit der Presse gekommen sein, wenn ein ausgesprochener Liberaler schon vor Jahren für eine etwa zu erhoffende Verfassungsrevision in Brasilien Einschränkung der Preßfreiheit forderte.

Daß sich der Kaiser Dom Pedro II. so viel von Seiten der Presse gefallen ließ, ist ein schlechtes Zeichen für seine politische Einsicht; denn ein in der Presse systematisch beschimpfter Monarch wird bald auch die für seine Autorität nothwendige Achtung verlieren. Es ist dies aber leider nicht der einzige Vorwurf, den wir dem gestürzten Kaiser machen müssen, und wodurch er selbst sein Schicksal heraufbeschworen hat. Dom Pedro hat liberal regiert und dafür das Lob des Liberalismus in allen Tonarten eingeerntet, aber dieses Lob hat den Monarchen nicht vor seiner Absetzung bewahren können. Das ist begreiflich. Denn jedes liberale Regiment — das liberal in dem Sinne genommen, wie es sich praktisch zeigt — muß auf die Dauer zum Sturze der Monarchie führen. Mit humanitären und wissenschaftlichen Bestrebungen allein, mit einer charakterlosen Schaukelpolitik, mit Verstaatlichung von Schule und Kirche wird es nie gelingen, wankende Throne zu stützen.

Dom Pedro wird als der gelehrteste unter den Brasilianern bezeichnet; der bedeutendste wissenschaftliche Verein Brasiliens, das „historisch-geographisch-ethnographische Institut" hielt unter persönlichem Vorsitz des Kaisers monatlich

zwei Sitzungen im kaiserlichen Palaste ab. Auch verwandte der Kaiser einen guten Theil seiner Civilliste dazu, junge Brasilianer im In- und Auslande die höheren Studien machen zu lassen; für Kunst und Wissenschaft zeigte er sich überall als geneigten Protektor. Wo sind doch all' die liberalen Schützlinge, denen der Kaiser sich während einer fast 50jährigen Regierung als freigebiger Mäcen erwiesen, im entscheidenden Augenblicke geblieben?

Von liberaler Seite wird es dem Kaiser zu hohem Verdienst angerechnet, daß er es verstanden, zwischen den Parteien zu laviren, ja daß er sich stets als ein Meister der Situation bewiesen: dadurch habe er seine Dynastie und die monarchische Staatsform, welche für Brasilien nothwendig sei, aufrecht erhalten. Die Ereignisse haben die letztere Behauptung Lügen gestraft. Dem Lobe der kaiserlichen Schaukelpolitik hat aber selbst mein liberaler Gewährsmann doch eine kleine Einschränkung beifügen zu müssen geglaubt, indem er sagt: „Aber es möchte doch sehr fraglich sein, ob nicht dem Lande mehr gedient gewesen wäre, wenn der Kaiser, statt seine ganze Aufmerksamkeit der Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts zuzuwenden, sein unstreitig hervorragendes politisches Talent in einer kühnen Initiative zur Herstellung gesunder wirthschaftlicher Verhältnisse zur Geltung gebracht hätte. Daß die wirthschaftlichen Zustände unter dem gegenwärtigen Parteitreiben sich nicht bessern können, liegt ja doch auf der Hand.“ [1])

Der größte Vorwurf aber, den wir dem Kaiser machen müssen, besteht darin, daß er nicht den Einfluß der Kräfte geschätzt und geschützt hat, welche auf die Dauer allein standhalten auch in dem Augenblicke der Noth, nämlich aufrichtige religiöse Ueberzeugung und Treue im Dienste des Allerhöchsten. Doch davon will der Liberalismus ja nichts wissen, und er wird deßhalb immer wieder die Strafe dafür be-

---

1) Sellin: Brasilien I, 155.

zahlen müssen, wie sie der greise Dom Pedro bezahlt hat. Der Liberalismus meint, je mehr die Kirche dem Staate unterworfen sei, um so begründeter und glorreicher stehe das Staatswesen da: ein Irrthum, welchen die Geschichte schon so oft als solchen erwiesen. Byzantinismus hat nie ein Staatswesen gestützt; die Staatskirche vermag die Rotten der Meuchelmörder nicht von der geheiligten Person des Czaren zu verscheuchen, gerade so wenig wie sie muth- und charaktervolle Männer gebildet, welche sich den eidbrüchigen brasilianischen Meuterern in den Weg gestellt hätten.

Aber haben wir es denn in Brasilien mit einer Staatskirche zu thun? Dem Namen nach nicht in dem Sinne, als sei die brasilianische Kirche von Rom losgelöst, wohl aber in dem Sinne der völligen Unterjochung unter den Staat. Hören wir darüber vor Allem einige Bemerkungen eines hier gewiß unverdächtigen Liberalen. „Der Verfassung zufolge ist die katholisch-apostolisch-römische Religion die Staatsreligion Brasiliens . . . Die Kirche Brasiliens ist arm und außerordentlich abhängig vom Staate, von dem sie nur sehr dürftig bedacht wird. Die Besoldung der Geistlichen ist daher nur eine sehr geringe, und suchen dieselben sich häufig Nebenerwerbe zu schaffen, sie treiben z. B. Gastwirthschaft und Kleinhandel, ja auch der Sklavenhandel wurde meist von ihnen mit Geschick und Vortheil betrieben. Der brasilianische Klerus ist überhaupt in der Mehrzahl seiner Vertreter unsittlich und unwissend, so daß er auf die Bevölkerung keinen veredelnden Einfluß auszuüben vermag, und man braucht sich also gar nicht zu wundern, daß die an und für sich indifferenten Brasilianer der Kirche mit einer unglaublichen Gleichgültigkeit gegenüberstehen. Da nun auch die Schulen von der Leitung der Kirche unabhängig gemacht worden sind, so kann von einem Einfluß der Kirche auf die Gesellschaft im Großen und Ganzen gar keine Rede sein.“ [1])

1) Sellin, Brasilien 1, 136. Im Gegensatz zum Verfall der geknechteten brasilianischen Landeskirche hebt Sellin das Wirken der deutschen

Verstaatlichung der Schule, Verstaatlichung der Kirche und als Resultat ein unwissender unsittlicher Klerus: russische Zustände! Was von der Unsittlichkeit des brasilianischen Klerus gesagt wird, ist leider nur zu wahr. Noch im vorigen Jahre schrieb ein Missionär aus Südbrasilien: „Das

---

Jesuiten mit ihren schönen Bauten hervor: „So lassen die deutschen Jesuiten in den ihnen zugänglichen Ortschaften die schönsten Kirchen- und Schulgebäude entstehen, und zwar fast ohne an die Staatskassen zu appelliren, sondern lediglich mit Hilfe der von ihren Pfarrkindern geleisteten Beiträge." Dann aber fährt der liberale deutsche Protestant in wenig toleranter Weise fort: „Von Jahr zu Jahr wächst ihre Machtsphäre, und schon erhebt sich kaum noch eine Stimme im Lande gegen ihre, in mehr als Einer Hinsicht den öffentlichen Frieden gefährdende Wirksamkeit, obwohl doch das Ausweisungsdekret Pombals auch gegenwärtig noch für Brasilien zu Recht besteht; denn dasselbe ist niemals formell aufgehoben worden. Es ist eben der leidige Indifferentismus, sowohl der Brasilianer, wie der Mehrzahl der Protestanten, welcher den Jüngern Loyolas eine solche Stelle einräumt, und es ist höchstens der in zahlreichen Logen über das ganze Reich verbreitete Freimaurerorden, welcher sich dann und wann zu Manifestationen gegen die Anmaßungen dieses eingewanderten Klerus emporschwingt, obwohl nicht geleugnet werden kann, daß auch das wenig nützt, weil die brasilianischen Freimaurerlogen von dem allgemeinen Fehler des Volkes nicht frei sind und mehr die äußere Form wie das innere Wesen der Freimaurer zur Geltung bringen" (1, 138). Ein preußischer Reisender drückte sich dreißig Jahre früher ähnlich intolerant aus: „Was wollen die Jesuiten in den Picaden von Sao Leopoldo, Leute, die aus dumpfer Klosterzelle kommen und die freien Gemüther auf den Bergen bedrücken? Sie müssen wieder fort aus der Gegend, diese würdigen Herrn, sie sind ein Gift für das Gedeihen von Sao Leopoldo." Robert Avé Lallemant „Reise durch Südbrasilien im Jahre 1858." Leipzig 1859, 1, 164. Da man nicht allein in einzelnen preußischen Blättern, sondern auch in Südbrasilien selbst von einer eventuellen preußischen Schutzherrschaft spricht, so können die katholischen deutschen Colonisten in Südbrasilien aus den angeführten Hetzereien entnehmen, welches Schicksal man ihren deutschen Priestern zugedacht hat.

Einzige, was eine Bürgschaft für die Rettung der von uns gebildeten Gymnasiasten geben könnte, wären gute Priester, denen sie ihre Sünden beichten und von denen sie die nöthige Unterweisung und geistige Anregung empfangen könnten. Doch die Priester fehlen, und wo sie vorhanden sind, da sind sie vielfach derart, daß man niemand weder empfehlen, noch zumuthen kann, sich denselben anzuvertrauen." In demselben Berichte heißt es über die religiöse Unwissenheit: „Kommt ein Junge von 14, 15 oder mehr Jahren, und er versteht bereits das hl. Kreuzzeichen zu machen, so betrachtet man das als eine erfreuliche Erscheinung. Viele Kinder brachten sogar eine der Religion feindliche Gesinnung mit, die ihnen von ihrer Umgebung war eingeflößt worden, und es fehlte nicht an Beispielen, daß Väter, die ihre Kinder ins Colleg brachten, ausdrücklich hervorhoben: ‚Katechismus braucht mein Sohn nicht zu lernen, nur die weltlichen Wissenschaften: das genügt'." [1])

Die Verstaatlichung von Kirche und Schule in Brasilien hat eine mehr als hundertjährige Geschichte. Seit Pombal 1750 an das Ruder kam, ist nichts unversucht geblieben, die katholische Kirche in Portugal und Brasilien zu unterjochen. In der ersten Hälfte seiner Verwaltung kam kaum ein Schiff aus Brasilien, welches nicht pflichttreue Missionäre zur Abstrafung nach Lissabon brachte. Kein Bischof, nichteinmal die nächsten Verwandten des Königs durften es wagen, ein Wort für die Freiheit der Kirche einzulegen. Der Despotismus Pombals konnte keine freie Kirche neben sich gebrauchen. Das Resultat seiner Regierung — so darf man wohl sagen, denn Joseph I. überließ ihm Alles — schildert Pacca, der 1785 bis 92 als Nuntius in Lissabon die Verhältnisse genau kennen lernte, mit den Worten: „Die Bischöfe, die bis dahin unterdrückt worden waren und vor dem bloßen Namen Pombal gezittert

1) Katholische Missionen. 1889. S. 246 ff.

hatten, waren größtentheils Höflinge, strenge Befolger der göttlichen Vorschrift, dem Cäsar zu geben, was des Cäsars, bewiesen aber nicht gleichen Eifer für das, was nachher im Evangelium folgt." In Brasilien wurden ebenfalls fast nur höfische Creaturen zu höheren Kirchenämtern befördert, die, wie Perreira da Silva in seiner Geschichte Brasiliens bemerkt, vor den Beamten auf dem Bauche krochen und ehrfurchtsvoll die Hand küßten, die ihnen einen Schlag ins Gesicht gegeben.[1]) Zudem wurde die Geistlichkeit in Portugal und Brasilien systematisch dem Jansenismus in die Arme geführt.[2]) Der frommen gewissenhaften Königin Marie, welche ihrem Vater Joseph I. auf dem Throne folgte, drängte man einen jungen jansenistischen Priester, Mello mit Namen, zum Beichtvater auf, der die ohnehin schon sehr ängstliche Königin durch seinen Rigorismus zur Verzweiflung trieb und so ihren Wahnsinn verursachte. Dieser selbe Mello stand später an der Spitze der Deputation, welche von Napoleon die Entthronung der Familie Braganza verlangte.[3])

Mit wenigen kurzen Unterbrechungen nehmen die kirchenfeindlichen Bestrebungen ihren Fortgang. Pius VII. sah sich im Jahre 1805 gezwungen, eine ernste Vorstellung dagegen an den Hof von Lissabon zu richten. Drei Jahre später 1808 mußte der ganze königliche Hof mit der wahnsinnigen Königin nach Brasilien flüchten. Auch diese herben von der Gottesgeißel Napoleon bereiteten Prüfungen brachten keine Wandlung. Als der hl. Vater im Jahre 1814 die Gesellschaft Jesu auf der ganzen Erde wieder herstellte, ließ der Regent von Brasilien, Johann, Sohn der wahnsinnigen Maria, in Rom und an allen Höfen dagegen protestiren.[4]).

1) Katholische Bewegung 20, 887.
2) Der Jansenismus in Portugal, Histor.-pol. Blätter 87, 583 ff.
3) Pacca, Nachrichten aus Portugal S. 16. 92.
4) Schäfer, Gesch. von Portugal 5, 713.

Die brasilianische Verfassung, welche der Sohn Johanns, Pedro I., am 25. März 1824 beschworen, gibt dem Kaiser das unumschränkte Recht, die Bischöfe zu ernennen, alle Beneficien zu verleihen, Conciliensbeschlüssen und päpstlichen Bullen das Placet zu ertheilen oder zu verweigern. Präsident der gesetzgebenden Kammer war der Bischof von Rio de Janeiro: weder er noch die andern 18 Geistlichen, welche in der Kammer saßen, hatten Bedenken, dieser Verfassung zuzustimmen, obschon darin die Kirche ganz der Macht des Staates überantwortet, der Papst selbst als auswärtige Macht behandelt wurde. Spätere Bestimmungen haben die Fesseln der Kirche noch enger angezogen. Nach einer Entscheidung vom 4. Dezember 1827 hat der Kaiser das Recht, nicht nur alle Beneficien zu vergeben, sondern er kann den Erwählten durch jeden Bischof in sein Amt einsetzen lassen. Ein Aviso der Regierung vom 27. Februar 1844 erklärt, daß die Provincial-Kammern Pfarreien gültig creiren können ohne jegliche Zustimmung des Bischofs. Nach Verfügung vom 29. Januar 1866 darf ohne vorausgehende Erlaubniß der Regierung kein Bischof sich aus seiner Diöcese entfernen.

Als Leo XII., um größere Uebel zu verhindern, im Jahre 1827 dem Kaiser von Brasilien das Patronatsrecht über die Kirchen und Beneficien Brasiliens verliehen, erhielt selbst diese Bulle nicht das Placet, weil die fast nur aus Geistlichen bestehende kirchliche Commission der Deputirtenkammer erklärte: „Die Bulle ist unnütz und zwecklos, da der Kaiser von Brasilien durch den Akt seiner Acclamation alle jene Rechte besitzt, die ihm jetzt der Papst verleihen will.“ [1])

Durch Dekret vom 28. März 1857 wurden die Strafen über Mißbrauch der geistlichen Amtsgewalt erneuert und verschärft. Solch ein „Mißbrauch“ verursachte im Jahre

1) Kathol. Bewegung 20, 891.

1873 den sogenannten brasilianischen Culturkampf. Der Visconde Rio Branco, Großmeister der Freimaurer, war vom Kaiser zum Ministerpräsidenten des conservativen Ministeriums ernannt worden. In Pernambuco zeigten die Freimaurer in demselben Jahre in den öffentlichen Blättern an, daß am 29. Juni vor dem Hochamt eine Messe gelesen würde „zu Ehren des Anniversariums der Gründung der Loge". Der Bischof von Pernambuco (Olinda) verbot nicht allein diese Messe, sondern forderte auch die Bruderschaft vom allerheiligsten Sakramente auf, keine Freimaurer mehr aufzunehmen und die aufgenommenen zu entlassen. Aehnlich ging der Bischof von Para vor. Die Bruderschaften verweigerten den Gehorsam und ergriffen gegen diesen „Mißbrauch der geistlichen Amtsgewalt" den Recurs an die Krone. Die Regierung erkannte am 12. Juni 1873 zu Recht, daß die Bischöfe straffällig, weil die Bulle gegen die Freimaurer das Placet nicht erhalten und darum ungültig sei. Als die Bischöfe an ihrer Pflicht treu festhielten, ließ die kaiserliche Regierung sie gefangen setzen. Mit allen gegen Eine Stimme des Richtercollegiums wurden die beiden Bischöfe zu vier Jahren Gefängniß mit Zwangsarbeit und in die Kosten verurtheilt. Dieses himmelschreiende Urtheil fand die Bestätigung des Kaisers, indem er nur die Zwangsarbeit in einfaches Gefängniß verwandelte. Justitia est fundamentum regnorum.[1])

Es ließen sich noch viele Daten für die Verstaatlichung

1) Erst am 17. September 1875 nach dem Sturze des Ministeriums Rio Branco wurden die Bischöfe begnadigt und aus dem Gefängniß entlassen. Nach wie vor sind die Brüder der Maurerei zugleich Brüder vom hl. Sakrament, vom hl. Geist, von der unbefleckten Empfängniß u. s. w. Am Samstag Abend das Schurzfell, und am Sonntag beim Bruderschaftsfest mit der Kerze hinter dem Allerheiligsten! Vgl. „Ein Stück Staatskirchenthum", S. 894.

der Kirche beibringen, es mag genügen, nur noch einige Dekrete über die Vergewaltigung der kirchlichen Orden anzuführen. Nach mehreren Erlassen sind die Güter der Orden Staatseigenthum, die Orden sind nur Verwalter dieser Staatsgüter. Viele Ordensgüter sind schon eingezogen, die totale Säcularisation ist verschoben worden. Nach Erlaß vom 20. Januar 1834 und 20. Mai 1855 kann ohne Zustimmung der Regierung Niemand in einen Orden treten noch Gelübde ablegen. Einige Provinzialkammern hatten dem einen oder andern Ordenshause die Aufnahme von Novizen gestattet, aber ein Circular an die Regierungen vom 19. Mai 1855 verfügt: „Se. Majestät der Kaiser hat geruht, die gegebenen Vollmachten für Eintritt von Novizen in religiöse Orden zu cassiren.“ Nichteinmal den barmherzigen Schwestern, die doch in Rio de Janeiro eine so großartige Wirksamkeit im Krankenhause entfalten, will man ein Noviziat gestatten. Freiheit, zügellose Freiheit für die schmutzigsten Laster, Fesseln für die Engel der christlichen Barmherzigkeit — das nennt man liberal, das heißt Fortschritt der modernen Cultur.

Freiheit für die Gottlosigkeit gilt auch für die Staatsschulen Brasiliens. Mit Ausnahme einiger wenigen von europäischen Ordensleuten geleiteten Lehranstalten wird an den höheren Unterrichtsanstalten meist gar kein Religionsunterricht ertheilt, höchstens werden einige allgemeine schale Moralprincipien entwickelt. Die Elementarschule ist vollständige Staatsdomäne. Der Pfarrer hat nichteinmal das Recht, das Schullokal zu betreten, um Religionsunterricht zu ertheilen. Die Folge ist natürlich religiöse Unwissenheit und Verrohung, Verrohung auch des natürlichen Pflichtbewußtseins.

Ein brasilianischer Staatsmann, der Senator Candido Mendes de Almeida, sagt also mit vollem Rechte in seinem 1866 erschienenen „bürgerlichen und kirchlichen Recht“: „Die Kirche, die wir in Brasilien besitzen, ist Sklavin, und

eine solche ist der Spott des Jahrhunderts, ein unnützes Werkzeug für das Gute und ein Bleigewicht für die Gesellschaft."

Es waren mithin schon lange alle Elemente zu einer Revolution in Brasilien vorhanden. War die geographische Lage inmitten vieler Republiken, waren die fortwährenden Hetzereien amerikanischer und französischer Republikaner geeignet solche Gedanken nahezulegen, so boten die principienlosen Parteien, ein corrumpirter Beamtenstand, ein verkommenes, verachtetes Militär, das selbst nach liberalem Eingeständniß durch die Presse corrumpirte Volk hinreichendes revolutionäres Material. Hindernisse fand die revolutionäre Richtung keine, nicht von Seiten der Regierung, welche die Revolution offen predigen und die Person des Kaisers in maßloser Weise beschimpfen ließ, nicht von der Schule, die in den Banden eben dieser Regierung schmachtete, nicht von der Kirche, welche zur Sklavin des Staates degradirt worden. Es bedurfte also nur einiger günstiger Umstände, und wenige Schurken durften es wagen, dem Kaiser den Thron gleichsam zu kündigen und ihn außer Landes zu schicken.

Diese Umstände können wohl auf drei zurückgeführt werden: 1) die Persönlichkeit der Thronfolgerin, 2) die allgemeine Sklavenbefreiung durch die Beschlüsse der Kammer und des Senates vom Mai 1888, 3) die letzten Maßnahmen des Kaisers.

Nach der brasilianischen Verfassung wäre die älteste Tochter des Kaisers, die Kronprinzessin Isabella (geb. 1846, vermählt 1864 mit Graf d'Eu) nach dem Tode ihres Vaters Kaiserin geworden. Soweit nun bekannt, hat diese hohe Dame stets Beweise einer ächtkirchlichen Gesinnung gegeben. Als die Freimaurer in den siebenziger Jahren die Vertreibung aller Jesuiten verlangten, soll die Kronprinzessin im Staatsrath entschieden für die Angegriffenen eingetreten sein. Kurz vor dem 15. November verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser wolle zu Gunsten seiner Tochter am 2. Dezember abdanken. Woher kam dieses Gerücht?

Was die beiden anderen Punkte angeht, so schreibt mir Ende Dezember ein Kenner der brasilianischen Zustände: „Indirekt trug die Abschaffung der Sklaverei, ohne irgendwelche Entschädigung den Sklavenbesitzern zu bieten, zur Mißstimmung bei. Gerade die reicheren Grundbesitzer und Sklavenhalter waren meist conservativ und wollten den status quo aufrecht erhalten. Manche von diesen wurden plötzlich arm. Den Hauptschlag aber führte der Kaiser dadurch, daß er ohne jegliche Veranlassung dieses Jahr die Liberalen an's Ruder rief. Die Conservativen besaßen ⅔ der Deputirtensitze. Ohne daß man es erwartete, stößt der Kaiser die Freunde des Thrones auf die Seite. Das erbitterte. Die Liberalen konnten jetzt frei schalten. Vor drei Monaten schon sagte ich meinem Banquier: ‚Verkaufen Sie die brasilianischen Papiere; Brasilien wird Republik, und es ist wohl möglich, daß es sich in mehrere kleine Republiken spaltet.‘ Derselbe Gewährsmann meint von dem jetzigen Zustande in Brasilien: „Ohne Zweifel ist dort Schreckensherrschaft, und wie viel Morde aus Privatfeindschaft jetzt verübt werden, erfährt die Geschichte wohl nie. Schon vor Jahren hörte ich Aeußerungen: ‚Wenn die Republik proklamirt wird, dann steche ich den nieder.‘“

Wieweit das hier von den Liberalen Gesagte richtig ist, wird die Zukunft lehren. Schon jetzt ist bekannt, daß der liberale Kriegsminister offen des Verraths am Kaiser beschuldigt wird, daß liberale Regierungspräsidenten und Beamte ohne jeden Anstand mit der Republik fraternisirten.

Von den letzten Verfügungen der gestürzten Regierung sei nur genannt ein kaiserliches Dekret vom 6. September 1889, wodurch der Senator Taunay in den hohen Adel des Reiches erhoben wurde: Taunay ist der eigentliche Vorkämpfer der Civilehe. Ende Oktober, 14 Tage vor dem Ausbruch der Revolution, hat die Regierung Entwürfe veröffentlicht, welche u. a. für die obligatorische Civilehe und die Abschaffung der Todesstrafe Gesetzeskraft verlangen.

Was aber auch die nächste Veranlassung gewesen sein

mag, welche für die Revolutionäre gerade jetzt ausschlaggebend war: Eins scheint unzweifelhaft. Hätte man die Kirche nicht systematisch zur Sklavin herabgewürdigt, hätte man die christliche Schule ihren veredelnden erziehenden Einfluß ausüben lassen, hätte man die Gesetze Gottes und der Kirche nicht ungestraft verhöhnen lassen in Wort und Schrift: dann würden sich im entscheidenden Augenblick auch Männer gefunden haben, welchen der Muth nicht gefehlt, für die legitime Monarchie ihr Leben treu und opferfreudig in die Schanze zu schlagen. Eine unfreie Staatskirche vermag solche Männer nicht zu erziehen, sie bildet feige Höflinge; eine unfreie Staatskirche vermag den Klerus vor dem Abirren von seiner hohen Bahn nicht zu bewahren, sie liebt ja überall den „Frieden“ und wäre es auch ein Kirchhoffriede; eine unfreie Staatskirche vermag kein treues Beamtenthum zu schaffen, denn die Treue gegen den weltlichen Herrn hat keinen Halt ohne die Treue gegen Gott; eine unfreie Staatskirche vermag kein Volk, besonders nicht ein solches Volk wie die Brasilianer zu sittigen und zu kräftigen. Wenn wir also mit allem Nachdruck für die Freiheit der Kirche und für die Anerkennung ihres göttlichen, unveräußerlichen Rechtes auf Schule und Erziehung eintreten, so sind wir gerade dadurch die besten und treuesten Vertheidiger der legitimen Autorität, der legitimen Monarchie.

XVII.

Onno Klopp's großes Geschichtswerk.

Vierzehnter Band. [1])

Da dieser Schlußband des genannten Geschichtswerks einen Zeitraum von fast vier Jahren umfaßt, nemlich vom Ausgang des Jahres 1710 bis zur Krönung Georgs I. in London am 20. Oktober 1714, so ist er der stärkste geworden. Er zählt 700 Seiten. Indem wir über seinen Inhalt berichten, haben wir zunächst der letzten Vorkommnisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen zu erwähnen.

Die Zeiten der glänzenden Siege Marlborough's und Eugens von Savoyen waren vorüber, von keiner großen Schlacht, die den Ruhm der beiden Feldherrn erneuert hätte, weiß die Geschichte der letzten Kriegsjahre zu erzählen. Es bleibt ohne Einfluß auf das Ganze, daß der Herzog Viktor Amadeus von Savoyen mit überlegenen Streitkräften den Marschall Berwick zurückdrängt. In den Niederlanden findet Friedrich I. von Preußen es angemessen, die Armee Marlborough's mit der Zurückziehung seiner 20,000 Mann zu bedrohen, um Vortheile für sich herauszudrücken. Es handelte sich um die oranische Erbschaft des Königs Wilhelm III., der den Prinzen Wilhelm von Nassau testamentarisch zum Erben eingesetzt hatte, während Friedrich I. das Erbe für sich beanspruchte, als Enkel Friedrich Heinrichs von Oranien. Die Majorität der Generalstaaten beschließt, nachdem der junge Prinz von Nassau ertrunken war, Friedrich I. mit Vorbehalt der Rechtsfrage provisorisch in Besitz von ganz Oranien zu setzen. Nun zog dieser

---

1) Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland im Zusammenhang der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. Wien 1888.

den Marschbefehl zurück, die preußischen Truppen blieben bei der Armee, und er selbst hatte durch seine Drohungen eine schöne Eroberung im Frieden gemacht. Marlborough rafft noch einmal sich auf zu einem glänzenden Durchbruch der französischen Linien. Aber seine ehemalige Energie war wie gebrochen. Er ist nicht zu bewegen, eine ihm von Villars angebotene Schlacht, bei der er im Vortheil gewesen wäre, anzunehmen, marschirt vielmehr ab am 6. August. Das ganze Ergebniß des Feldzuges von 1711 war die Einnahme von Bouchain seitens der Alliirten. Durch eine geschickte Diversion Villars' war der Prinz Eugen genöthigt worden, von Marlborough sich zu trennen und an den Rhein zu marschiren.

Mittlerweile war Marlborough der Oberbefehlsschaft über die englische Armee entsetzt, und dieselbe dem Herzog von Ormond übertragen. Dieser sollte den Schein wahren, als beabsichtige England noch immer eine energische Fortführung des Krieges, während es doch schon längst in Waffenstillstands-Unterhandlungen mit Frankreich stand. Das perfide Doppelspiel der Regierung kam aber bei der alliirten Armee doch schließlich zu Tage, und es entstand die wichtige Frage, ob und welche nicht englisch-nationalen Truppen mit Ormond den ihm befohlenen Abmarsch antreten würden? Die Holländer, diesmal merkwürdiger Weise auch die Preußen unter Anhalt, die Hannoveraner unter Bülow, die Sachsen und Dänen unter einem Herzog von Württemberg verblieben im Sinne der Allianz-Verträge bei dem am 16. Juli 1712 aufbrechenden kaiserlichen Oberbefehlshaber Prinz Eugen von Savoyen. Dem Herzog von Ormond folgten nur der holsteinische General und die Lütticher. Das Kriegsglück war den Verbündeten nicht mehr hold. Sie erlitten durch ein geschicktes Manöver des Marschall Villars den 24. Juli einen schweren Unfall bei Denain, der auch den Verlust großer Magazine zur Folge hatte. Ludwig XIV. verfehlt denn auch nicht, für den an sich nicht bedeutenden Sieg seit langer Zeit einmal wieder ein Tedeum singen zu lassen. Die Offensive war indeß auf Frankreich wieder übergegangen, und mehrere feste Plätze fielen in die Hände der Franzosen, ein Vortheil, den Ludwig bei den Friedens-Verhandlungen zu verwerthen sich angelegen sein ließ.

Günstiger als die beiden letzten Kriegsjahre von 1711 und 1712 gestalteten sich für den Kaiser die ungarischen Wirren.

Die Rebellen machten sich endlich los von dem ihnen durch Rakoczy auferlegten Joch und suchten Frieden mit der Krone. Der Graf Karoly, einer der Führer des Aufstandes, trat mit dem stets treu gebliebenen kaiserlichen Feldmarschall Grafen

Johann Palffy in Verhandlung, und es kam zwischen ihnen auf Grundlage unbedingter Unterwerfung einerseits, zu ertheilender völliger Amnestie anderseits am 29. April 1711 zum Frieden von Szathmar. Nach dem Vorgange Karoly's leisteten der „Kaiserl. und Königl. Majestät" die Officiere am 30. April den Eid der Treue. Die festen Plätze ergaben sich einer nach dem andern. Das war auf ungarischem Boden das Ende einer achtjährigen Rebellion, die so vielfach lähmend und hindernd auf die kaiserliche Kriegführung hatte einwirken müssen. Sie war unternommen im Vertrauen auf die französische Politik, der jedes Mittel, wenn es nur dem Kaiser schadete, recht war, von einem einzelnen Manne, der lediglich sein eigenes Interesse, in den Besitz von Siebenbürgen als dessen Herrscher zu gelangen, vor Augen hatte. Rakoczy selbst wollte niemals den Frieden, obwohl ihm die glänzendsten Offerten gemacht worden waren. Die ihm offen gelassene Frist zur Unterwerfung ließ er unbenutzt verstreichen. Er war vielmehr darauf bedacht gewesen, eine Rückzugslinie sich zu sichern, falls ein neu von ihm zu entfachender Krieg einen ungünstigen Ausgang nehmen sollte. Er wandte sich dieserhalb nach Berlin und fand dort wie immer williges Gehör. Eine Protektions-Urkunde, in welcher er als cognatus et amicus noster carissimus bezeichnet ist, ward aufgesetzt, durch welche ihm Zuflucht in Preußen, der volle königliche Schutz, freie Religionsausübung und alle Rechte der Unterthanen zugesichert worden. Einen ähnlichen Protektions-Vertrag schloß Rakoczy mit August II. von Sachsen. Doch seine Zeit war um, eine politische Rolle spielte er nicht mehr. In richtiger Würdigung der ihm geleisteten Dienste bereitete Ludwig XIV. an seinem Hofe Rakoczy eine fürstliche Existenz.

Wir haben nun die Erzählung eines wichtigen folgenschweren Ereignisses nachzuholen, des Todes nemlich Kaiser Joseph's I. Der Kaiser Joseph, geboren 1678, stand in der Vollkraft seines jugendlichen Mannesalters. Er hatte nur zwei Töchter, und es war keine Aussicht auf weitere Descendenz. Die furchtbaren Blattern, welche so häufig Opfer in dem kaiserlichen Hause gefordert haben, rafften am 17. April 1711 auch ihn hinweg. Der getreue Wratislaw mahnte den König Karl III. zur schleunigen Zurückkehr nach Deutschland. Karl konnte jedoch dazu noch nicht sich entschließen wegen der Anhänglichkeit der Catalonier an ihn. Auch besaß er kein Kriegsschiff zur Heimfahrt, war ganz abhängig in dieser Hinsicht von England, wollte jedenfalls auch seine Gemahlin mit sich nehmen, während die englische Regierung in durchaus egoistischem Interesse die Königin nicht fortzulassen befahl. Frankreich machte wiederholt

Anträge an Karl III. unter der Bedingung jedoch der Verheimlichung vor den Alliirten. Das wies Karl zurück; er war der einzige Ehrliche in dem Spiel der Mächte voll Lug und Trug und Verrath.

Es fragt sich um die Aufnahme jener Todesnachricht im Haag und in London. Heinsius steht auf dem früheren Standpunkte der Seemächte, daß Spanien dem König Karl verbleiben müsse, und sieht keine Gefahr in der Vereinigung der spanischen Königswürde mit der kaiserlichen Krone auf Einem Haupte. Lord Raby tritt dieser Ansicht bei, erhebt jedoch allerlei Bedenken. Die Kurfürsten, meinte man im Haag, müßten nur schnell und einmüthig zur Wahl Karl's zum Kaiser schreiten. Die englische Regierung, ja die Königin Anna selbst, ergehen sich in fortwährenden Lügen dem kaiserlichen Gesandten Gallas gegenüber: sie geben sich den Anschein, als wollten sie den Krieg nachdrücklichst fortsetzen und den König Karl im Besitz von Spanien schützen, während sie doch längst über die Cession Spaniens an Philipp V. mit Frankreich im Princip einig waren.

Mit Ausnahme der durch die Reichsacht vom Wahlrecht ausgeschlossenen Wittelsbach'schen Brüder von Bayern und Köln einigten sich die deutschen Kurfürsten über die Wahl Karls III. — als Kaiser Karl VI. — zum Römischen Könige mit dem Anspruch auf das Kaiserthum. Im September erst entschloß sich Karl nach Deutschland zurückzukehren, ließ seine Gemahlin Elisabeth in Barcelona zurück und landete in Italien gerade am Tage seiner Wahl am 12. Oktober 1711.

Des Kaisers Tod beschleunigte nur die im Geheimen zwischen England und Frankreich gepflogenen Friedensverhandlungen, auf deren Windungen und Wendungen wir nicht näher eingehen können. Seitens Englands ist den Allianz-Mächten gegenüber der Charakter der Verhandlungen der, daß sie Alle, Holland nicht ausgenommen, vornehmlich aber der Kaiser, in perfider Weise getäuscht, hintergangen, verrathen wurden. Ludwig XIV., der nur mit England allein verhandeln wollte, hatte nach dem Grundsatz des divide et impera thatsächlich die Allianz gesprengt. Wie die erste Anknüpfung der Friedensverhandlungen zwischen England und Frankreich mittelst des Franzosen und Berichterstatters des Ministers Torcy, Namens Gautier (jedenfalls eine sonderbare Wahl des britischen Ministeriums) in dunkeles Geheimniß gehüllt gewesen war, so auch der ganze Verlauf der Unterhandlungen; sie wurden hauptsächlich in Privatbriefen zwischen den Staatssekretären des Auswärtigen Englands und Frankreichs geführt.

In einer Beziehung kam es zwischen dem Kaiser Karl VI.

und England zu einer Einigung. Um seine Gemahlin, die Kaiserin Elisabeth, und seine Truppen, die beide noch immer in Barcelona waren, zu retten, mußte er indirekt auf Sicilien zu Gunsten des bundesbrüchigen Herzogs Viktor Amadeus von Savoyen verzichten. Die Kaiserlichen räumten Catalonien, England sorgte für deren und der Kaiserin Zurückkehr. Die deßfälligen Verträge wurden im März 1713 in Utrecht geschlossen.

Von der größten Bedeutung für die allgemeine Friedensfrage war die innere Geschichte Englands, der vollständige Systemwechsel, welcher mit dem Uebergang der Herrschaft der Wighs auf die der Tories verknüpft war. Ein äußeres Symptom des Wechsels der Partei-Herrschaft war die völlige Ungnade, in welche die Herzogin von Marlborough bei der Königin fiel; sie mußte auf alle innegehabten Hofämter verzichten und den „goldenen Schlüssel" einliefern. Der Herzog wurde mit Rücksicht auf die Wünsche der Verbündeten als wieder betraut mit dem Commando der Armee erklärt. Führer der gesammten auswärtigen Politik, welcher er seit 1702 gewesen, war er schon in dieser Zeit (1710) nicht mehr. Die Macht war völlig übergegangen auf Harley, der, zum Graf Oxford und Mortimer erhoben, nach dem Tode des Grafen Rochester den weißen Stab des Treasurer erhielt und damit die Premierschaft des neuen Ministeriums, in welchem St. John, der spätere Lord Bolingbroke, Staatssekretär des Auswärtigen war. Lord Raby, später Lord Strafford, früher in Berlin, erhielt den wichtigeren Botschafterposten im Haag. Im Oberhause hatten allerdings die Wighs noch die Majorität, das Unterhaus aber war nach den letzten Wahlen ganz toryſtisch. Ein Brief St. John's vom 6. Januar 1711 läßt durchblicken, daß die Königin und deren Rath im Geheimen bereits beschlossen hatten, Spanien und die beiden Indien Philipp V. zu belassen, wonach die spätere Legende sich widerlegt, daß erst der im April 1711 erfolgte Tod Josephs I. die Wendung der Gesinnung in England herbeigeführt habe. Auch die für Frankreich vortheilhafte Kriegserklärung der Türkei an Rußland zu Gunsten Karls XII. diente als weiteres Motiv für Anbahnung des Friedens. Zwischen Frankreich und England kam es zu einem geheimen Vertrage vom 27. September 1711, durch welchen die britische Regierung vermöge der Annahme von Gibraltar und Port Mahon auf Minorca aus der Hand Ludwigs XIV. im Namen Philipps V. letzteren als König von Spanien indirekt anerkannte. Es stand das in schreiendem Widerspruch mit einer Reihe von Thronreden und Parlaments-Adressen früherer Jahre, die die Rückgabe von Spanien und Westindien an das Haus Oesterreich forderten. Die anderen

Sondervortheile, welche England in den geheimen Vereinbarungen mit Frankreich sich ausbedungen hatte, bestanden in der Abtretung der Hudsons-Bai und anderer Stücke in Amerika seitens Frankreichs und in der Schleifung von Dünkirchen. In erster Reihe stand aber die Anerkennung der protestantischen Erbfolge, wie das Gesetz sie für das Haus Hannover festgestellt hatte.

Nachdem durch die bekannten Todesfälle in der Familie Ludwigs XIV. die Thronfolge auf ein schwächliches zweijähriges Kind, den Herzog von Anjou, nunmehr Dauphin, späteren Ludwig XV. überkommen war, verlangte das englische Ministerium mit Entschiedenheit, daß Philipp V. sofort Verzicht leiste auf sein eventuelles Thronfolgerecht in Frankreich, welches Ludwig XIV. gegen den Willen der Mächte 1700 ihm vorbehalten hatte. Bei der Philipp V. zugeschobenen Alternative, ob Spanien oder Frankreich, entschied er sich gegen den Wunsch seines Großvaters — der noch immer mit seinen alten Träumereien der Vereinigung Frankreichs und Spaniens in eines Bourbonen Hand sich trug — eben so politisch klug wie taktvoll für Beibehaltung von Spanien und Westindien mit Verzicht auf die Thronfolge in Frankreich. Die Nachricht dieser Entschließung belebte wieder die in's Stocken gerathenen Friedensverhandlungen. Unverkennbar zeigte sich eine Kriegsmüdigkeit in der öffentlichen Meinung der englischen Nation, und weit stärker noch machte eine Friedenssehnsucht bei den Holländern sich geltend. Seit Malplaquet im September 1709 hatten die Alliirten keinen bedeutenden Sieg mehr errungen, im Gegentheil war das Kriegsglück in wenn auch kleineren Erfolgen zu Gunsten Frankreichs umgeschlagen. Das mochte auch beiderseits in die Wagschale fallen.

Dem Kaiser war durch die aus ganz nichtigen Gründen erfolgte Verweisung seines Gesandten Graf Gallas vom Hofe das Wort entzogen. Der Botschafter Graf Strafford wurde angewiesen, im Haag einen stärkeren Druck auszuüben. Seine Sprache wurde immer drohender, die Generalstaaten wichen und willigten ein in einen zu Utrecht zu eröffnenden Friedens-Congreß. Friedrich I. von Preußen und Viktor Amadeus von Savoyen folgten wie immer der ihnen vor Augen gestellten Aussicht auf Lohn und Gewinn. Die protestantische Erbfolge war ja bei allen englisch-französischen Verhandlungen festgehalten und vorangestellt, der Kurfürst Georg Ludwig von Hannover aber plaidirte für den Kaiser, für Holland, für das Gesammtinteresse Europas und erhob energischen Widerspruch gegen die separatistischen Machenschaften von Utrecht.

Ludwig XIV. hatte sein oft angestrebtes Ziel erreicht, die Allianz der andern Mächte wider sich von 1701 zu sprengen,

ohne daß die Coalition ihren Zweck, die Uebermacht Frankreichs zu brechen, in irgend erheblicher Weise erfüllte. Mit Erstaunen und Unwillen vernahmen vielmehr die Gesandten der Verbündeten die wieder so übermüthigen Vorschläge Frankreichs auf dem am 29. Januar 1713 eröffneten Friedenscongreß zu Utrecht. In der Uneinigkeit der verbündeten Mächte, in dem Verrath seitens Englands der gemeinsamen Sache, der aus dem Wechsel des Ministeriums seit dem Sommer 1710 sich entwickelte, ist neben den oberwähnten geringern mitwirkenden Friedensmotiven die Ursache zu suchen, daß der Frieden von Utrecht vom 11. April 1713 gegenüber dem gewaltigen Ringen der Nationen und den glänzenden Siegen der Alliirten in den ersteren Kriegsjahren zu einem verhältnißmäßig so geringen Ergebniß führte. Eine Frucht jedoch war vollkommen zum Ausdruck gekommen, die völkerrechtliche Befestigung nämlich der gesetzlichen Thronfolge in England durch die unumwundene Anerkennung von Seiten Frankreichs. Der „allerchristlichste“ König versprach sogar für sich und seine Nachfolger, alle Sorgfalt aufzuwenden, daß nicht der Prätendent zu irgend einer Zeit und unter irgend welchem Vorwande nach Frankreich zurückkehre, von wo er auf Verlangen Englands und zwar zunächst nach Lothringen entfernt war.

Der Kurfürst von Hannover konnte als Reichsfürst, der höher als sein eigenes Interesse seine als solchem ihm obliegenden Pflichten achtete, einem Friedensschluß nicht zustimmen, der die Rechte des Kaisers und des Reiches schwer verletzte.

Die principale kriegführende Macht, der Römische Kaiser Deutscher Nation, blieb demnach nebst dem Reich im Kriegszustande wider Frankreich. Die auf Berufung Karl's VI. in einem Congreß zu Braunschweig vertretenen Reichsfürsten faßten außerdem Beschlüsse, eine Armee zur Sicherung des Reichsbodens aufzustellen, die in Wirklichkeit Beschlüsse gegen Schweden waren. Noch einmal hatte letzterem das Kriegsglück gelächelt, indem im Dezember 1712 der General Steinbock die Dänen und Sachsen bei Gadebusch schlug. Es war das letzte Aufleuchten der durch Gustav Adolf begründeten Großmachtstellung Schwedens, mit der es im Mai 1713 in Tönningen, wo Steinbock kriegsgefangen sich ergeben mußte, zu Ende ging zu Gunsten der Macht des Czars, Peter's I., der in Besitz von ganz Finnland sich setzte. Aus Rußlands Hand empfing Preußen das so lange ersehnte und ehedem von Ludwig XIV. vergeblich begehrte Stettin in Sequester-Besitz. Nachdem für Italien Neutralität verabredet worden, gingen die kaiserlichen wie die Reichstruppen, soweit letztere contingentmäßig wirklich gestellt wurden, an den Rhein. Wiederum perfider Weise wurden von England 7000 Mann

Kaiserliche in Spanien zu Gunsten Frankreichs so lange zurückgehalten, bis es zu einem Eingreifen derselben in dieser Campagne zu spät war. So war denn Marschall Villars dem Prinz Eugen gegenüber numerisch wieder im Vortheil, und gingen Landau und Freiburg verloren. Indeß war doch auf beiden Seiten der Wunsch vorhanden, endlich zum Frieden zu gelangen. Beide genannten Feldherrn wurden zu Unterhandlungen ermächtigt, und kamen sie, gegenseitig sich respektirend und freundlichst mit einander verkehrend, im Schloß zu Rastadt dieserhalb zusammen. Sie mahnten, ein Jeder nach seinem Hofe hin, nachdrücklich zum Frieden, Villars namentlich unter Hinweisung auf den bedenklichen Gesundheitszustand der Königin von England, deren Tod die Whigs wieder an's Ruder bringen könne und damit die Gefahr, daß England den Krieg erneuern möchte. Diese Besorgniß schlug durch in Versailles. Der König Ludwig nahm das Ultimatum des Prinz Eugen an im Februar 1714. Landau mußte deutscherseits concedirt werden, dagegen weigerte der Kaiser sich entschieden, für das ihm gehörende Freiburg im Breisgau ein Stück Reichsland in der Pfalz zu opfern. Zur Vollendung ihres Friedenswerkes kamen Eugen und Villars in Rastadt wieder zusammen. —

Wir haben uns nun zu den Vorgängen in England zurückzuwenden. Das Ministerium führte den lange geplanten Schlag aus gegen seinen gewuchtigsten Gegner, den Herzog von Marlborough. Die Königin begab sich in den Cabinetsrath und ließ dort in's Protokoll eintragen, sie erachte es behufs unparteiischer Untersuchung angeblicher Malversationen für zweckmäßig, Marlborough aller seiner Aemter zu entsetzen. Das geschah in den ersten Tagen des Januars 1712, und ward sofort über alle von ihm inne gehabten Aemter verfügt. So fiel dieser Mann, der so lange die Gunst der Königin besessen und Englands auswärtige Beziehungen gelenkt hatte, und der, was immer auch gegen seinen Charakter gesagt werden kann, jederfalls als bedeutender Feldherr England die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Auch sonst wurde in der Umgebung der Königin mit Denen aufgeräumt, die mit den Whigs oder im Sinne des fortzuführenden Krieges votirt hatten. Eine oppositionelle Abstimmung im Oberhause gab den Vorwand her zur Ernennung von zwölf neuen Pairs, obwohl ein sog. Pairsschub mitten in der parlamentarischen Saison ungebräuchlich war.

Was die Stellung der Königin bezw. des Ministeriums zum Hause Hannover anlangt, so hatte die englische Regierung gehofft, den Kurfürsten für ihre Friedenspolitik zu gewinnen. Auf Grund der ihm ertheilten Instruktion überreichte der neu ernannte Gesandte v. Bothmar eine trefflich ausgearbeitete

Denkschrift dem britischen Ministerium, die denn freilich die Friedenspolitik desselben scharf kritisirte und verurtheilte. Sie setzte das Ministerium in große Verlegenheit. Die Engländer sind immer geneigt, alle Dinge nach ihren heimischen Parteiverhältnissen zu beurtheilen, so daß ihnen der Kurfürst als ein Whig und als Anhänger Marlborough's galt, während Georg Ludwig die Parteiungen der Tories und Whigs geflissentlich ignorirte. Das Ministerium spielte denn auch bei dieser Gelegenheit die ihnen unbequeme Sache hinüber auf das Gebiet der englischen Parteiung. Es ließ eine englische Uebersetzung der Denkschrift anfertigen, als sei diese das Original, und von einem von den Whigs benützten Buchdrucker herausgeben und publiciren. Oxford und St. John stempelten somit die Denkschrift zu einer whiggistischen Schrift, um sie dadurch bei dem toryistischen Parlamente wirkungslos zu machen. Das Täuschespiel gelang, die Denkschrift galt als ein Werk der Whigpartei, die Publikation als geschehen in Folge einer Verabredung zwischen Bothmar und Marlborough oder den Whigs.

Es tauchte vielfach die Besorgniß auf, Oxford und St. John — Letzterer wurde erst etwas später gelegentlich einer Mission nach Paris zum Lord Bolingbroke creirt — erstrebten im Grunde die Rückführung des Prätendenten. Im Oberhause war daher der Antrag auf eine Rangerhöhung des Kurprinzen zum ersten aller Pairs gestellt. Graf Oxford legte jedoch im Januar 1712 dem Oberhause eine Bill vor, welche der Kurfürstin Sophie, dem Kurfürsten Georg Ludwig und dem Kurprinzen Herzog von Cambridge nach der Königin den ersten Rang in Groß-Britannien zuerkannte. Die Bill ward rasch in beiden Häusern angenommen. In dieser Zeit kam die Bezeichnung kurfürstliches Haus Hannover auf, während es reichsrechtlich Haus Braunschweig-Lüneburg hieß, und die Fürsten selbst auch diesen Namen als Herzöge führten. Jene Parlaments-Akte sollte durch einen besonderen Gesandten Thomas Harley, einen nahen Verwandten Oxfords, nach Hannover überbracht werden, der aber erst im Sommer dort anlangte. Ueber die Nachricht von der beabsichtigten ihr unliebsamen Sendung Harley's schrieb die Kurfürstin Sophie an eine ihrer Nichten u. A.: „Was mich betrifft, so werde ich es (die Succession nämlich) ja doch nicht erleben. Ich bin mit meinem Stande wohl zufrieden."

Auf die Aufforderung der Königin Anna, den Congreß von Utrecht zu beschicken, antwortete der Kurfürst, er werde es thun wenn der Kaiser es thäte, von welchem in einer so wichtigen Angelegenheit er sich nicht trennen dürfe. Er war für die Friedens-Politik des britischen Ministeriums nicht zu gewinnen,

und die im Handschreiben der Königin enthaltenen Freundschafts-Betheuerungen fanden bei ihm keinen rechten Glauben.

Seit dem Sturze der Herrschaft der Whigs in 1710 hatten erst Einzelne derselben versucht, die Ueberkunft des Kurprinzen nach England zu erreichen. Diese Anläufe wiederholten sich immer häufiger und dringender. Die Freunde der hannoverschen Thronfolge, Whigs und die sogenannten hannover'schen Tories, wurden immer eifriger in ihrem desfallsigen Verlangen und stellten die Sache der Thronfolge geradezu als gefährdet dar, wenn der Prinz nicht komme, und wenn man in Hannover beständig dabei verharre, nichts zu thun und gleichgültig gegen den Gang der Dinge sich zu verhalten. Die hannover'schen Gesandten in London, erst von Bothmar — nunmehr im Haag — dann v. Schütz (Sohn des früheren Gesandten) unterstützten berichtlich jene Wünsche, ebenso angesehene Persönlichkeiten wie Prinz Eugen, Leibniz, Marlborough, selbst Heinsius u. A. Alles aber scheiterte an dem unerschütterlich von dem Kurfürsten festgehaltenen Princip der Nichteinmischung in Englands innere Angelegenheiten und an dem der Königin gegebenen Versprechen, daß ohne ihr Vorwissen und ihre Einwilligung kein Mitglied der kurfürstlichen Familie den englischen Boden betreten solle. Es kam darüber wohl zu Mißhelligkeiten zwischen dem Kurfürsten und seinem Sohne, für den als jungen Menschen und dessen Gemahlin, eine Prinzeß von Anspach, der Glanz der zukünftig ihm zufallenden Krone allerdings etwas Bestechendes hatte.

War der Graf Oxford in den Augen des Kurfürsten zweideutig und unzuverlässig, so bereitete sich in den Ansichten und in dem Verhalten St. John's (Bolingbroke's) nach und nach eine Hannover geradezu feindselige Wandlung vor. Er fing an zu überlegen, ob er nicht besser dabei fahre, wenn der Prätendent auf den Thron gelange, knüpfte bald auch seinerseits gleich Oxford Verbindungen an mit St. Germain. Es ist dies der Punkt, an welchem später die zwischen ihm und Oxford sich herausbildende Rivalität zur Entscheidung kommen sollte.

(Schluß folgt)

XVIII.

Döllinger †

Erinnerungen seines alten Amanuensis.

Wunderbares Schicksal des berühmten Mannes! Bis auf einen kleinen Rest hat er dieses an tiefgreifenden Erschütterungen so überreiche Jahrhundert durchlebt; fast zwei Menschenalter hat er öffentlich gewirkt; er ist frühzeitig zu einer Berühmtheit geworden, aber im ersten Menschenalter seines Wirkens war er ein Anderer, als im zweiten. In denselben Organen, die ihn damals als „Egnatius Tartuffius“, als den „erzinfamen Pfaffen Dollingerius“ Spießruthen laufen ließen, wurde er nachher, und wird er jetzt, als der größte Theologe und Gelehrte aller Zeiten, als der „Märtyrer“ seiner Wissenschaft verherrlicht.

„Ihn haben die Vorgänge des vatikanischen Concils, dessen Beschlüsse und die gewaltige Aufregung, die sie hervorriefen, einerseits auf den Höhepunkt seines Ruhmes und seiner äußeren Anerkennung und Triumphe, andererseits in einen so schroffen Gegensatz zu seiner ganzen Vergangenheit gesetzt, daß seine intimsten Freunde sich von ihm zurückzogen, Viele sich geradezu abgestoßen fühlten, und die Wenigen, die trotz Allem und Allem noch das alte Verhältniß zu erhalten sich bemühten, sich unverhohlen sagen mußten: sein Leben zerfalle in zwei Hälften, von denen die Eine die

andere aufhebe, wobei dann die peinliche Frage entsteht, was eigentlich vom Ganzen noch übrig bleibt?“ 1)

Aber Eines muß vor Allem mit Bestimmtheit ausgesprochen werden: wer ihn kannte, mochte noch so betrübt seyn über seine spätere Periode, Niemand hat ihn je der „Heuchelei“ beschuldigt, wie in den Kreisen derjenigen geschehen ist, die ihn jetzt zum Himmel erheben. Hat ja doch ein bekannter Professor und Akademiker mündlich und schriftlich über den früheren Döllinger das Wort colportirt: wenn ein wissenschaftlich so gebildeter Mann als strenger Katholik auftrete, so „müsse er ein Heuchler seyn“. Nein, es war ihm heiliger Ernst, und es ist auch bezüglich der entgegengesetzten Lebensperiode seinem Leichenredner zu glauben, daß er „das Verhängniß mit wahrem Bekümmernisse“ getragen habe bis an's Ende.

Bei der Frage, wie das so gekommen sei, fällt mir immer wieder eine Aeußerung seines ehemaligen Collegen, des geistlichen Raths Reithmayer, ein: „Döllinger stecke so voll von Büchergelehrsamkeit, daß ihm die Kenntniß seiner selbst abhanden gekommen sei.“ Ich bin 23 Jahre lang in engen Beziehungen zu ihm gestanden, und war oft erstaunt über seine Unselbständigkeit gegenüber äußeren Eindrücken, die nicht gerade mit dem Gegenstande seiner Studien zusammenhingen. Es kam darauf an, wen er gerade gehört hatte. So waren etwaige Skrupel über den Schweizer Sonderbundskrieg, über die Trockenlegung der Gießener Fakultät durch den Bischof von Mainz, über die päpstliche Censurirung der Günther'schen Philosophie sofort überwunden, weil sie bei Personen, zu denen er damals Vertrauen hatte, nicht existirten. In dem bekannten Streite zwischen den zwei Pariser Organen „Correspondant“ und „Univers“ waren seine französischen Freunde in beide Lager vertheilt; erhielt

1) Einer jener „Wenigen“, Prof. Dr. Const. von Höfler in der Prager „Bohemia“ vom 12. Jan. d. Js.

er am Montag einen Brief von Rio, so war er ganz Rio, kam am Mittwoch ein Brief von Montalembert, so war er ganz Montalembert. Nun erwäge man, was sich überhaupt und namentlich unter der Regierung König Max II. allmählig für Einflüsse an den arglosen Gelehrten herandrängten, und man wird Vieles verstehen.

Er hat mir selbst einmal erzählt, daß er seine Laufbahn eigentlich dem Einflusse des bekannten Philosophen Franz von Baader auf seine jungen Jahre verdanke, bei dem er damals in Schwabing förmliche Privatcollegien gehört habe. Leider ist auch Baader später ein Anderer geworden; durch häusliche Mißverhältnisse gedrängt, hat er sogar russischen Sold genommen und ist als Verherrlicher der griechisch-russischen Staatskirche aufgetreten. Wäre die Charaktereinheit Döllinger's nicht über allen Zweifel erhaben, so müßte man eine schlagende Aehnlichkeit in dem Schicksal der beiden Männer finden. Döllinger selbst hat sich über den im Jahre 1857 erschienenen „Briefwechsel Baader's", wie folgt, geäußert[1]): „Es liegt nun offen zu Tage, wie sehr die Motive der Animosität Baader's gegen die Kirche in seinen letzten Jahren rein äußerlicher und zufälliger Natur waren, und wie wenig sie mit seiner Philosophie zu schaffen hatten. Man wird keines weiteren Schlüssels mehr bedürfen, um sich zu erklären, wie die breite Kluft von Baader übersprungen wurde, welche die ruhige Ueberzeugung des auf der Höhe seiner geistigen Entwicklung stehenden Mannes von den fast kindischen und leidenschaftlichen Ausfällen des geistiger Impotenz verfallenen Greises trennt."

Mit Vorsatz hat Döllinger seine Wege nie verändert. Er ist stets geschoben worden von der Zeit, ihren Umständen, ihren Leuten, und während er über seinen Büchern

---

1) S. das „Nachwort" zu einem Deutinger'schen Aufsatz über die Baader'sche Philosophie „Histor.-polit. Blätter". 1857. Band 40. S. 178.

brütete, merkte er es nicht. Man möchte sagen, seine Gefahr sei sein langes Leben gewesen, das sich aus einer alten in eine neue Welt hinüber erstreckte. Die für ihn autoritativen Persönlichkeiten wurden ihm in's Jenseits entrückt, und er mußte sich selber Autorität seyn. Das enge alte München, dem er mit Leib und Seele angehörte, war nicht mehr. König Ludwig I., dessen Regierung er als Abgeordneter der Universität München in der vordersten Reihe des Landtags, selbst die „Kniebeugungs-Frage" nicht ausgenommen, rücksichtslos vertrat, hatte an seiner Politik und ganzen Vergangenheit den grausigsten Selbstmord verübt. Welcher Schlag auf die „Beharrlichen!"

Als Döllinger, im Jahre 1868 zum Reichsrath ernannt, den Gegenbesuch des Präsidenten des Oberconsistoriums, Hrn. von Harleß, empfing, sagte er, in Erinnerung an jene Kammerdebatten über die „protestantischen Beschwerden": „Einst waren wir Gegner; ich stehe jetzt auf einem andern Standpunkt, und nun sind wir Collegen." Hr. von Harleß erwiderte: „Ich stehe noch ganz auf demselben Standpunkt!" Er hatte gut reden; an ihn war nur Zuvorkommenheit und keine Versuchung herangetreten, während Döllinger sozusagen das Opfer der Zwei-Seelen-Regierung der beiden Nachfolger König Ludwig's I. wurde.

Er ist sogar als heimlicher Freimaurer verschrieen worden; der Advokat Eckert aus Dresden hat ihm in einer seiner Schriften einen hohen Grad in der Loge und auch gleich mir als seinem „Schüler" einen niedrigen angerechnet. Döllinger dachte geringer, als ich und Andere, von der Bedeutung der Freimaurerei und meinte, man sollte aus der Mücke nicht einen Elephanten machen. „Wir hatten", so hat er oft gesagt, „seinerzeit zu Frankfurt unser Clublokal in dem großen Saale einer Loge; an den Wänden hingen die Porträte aller Meister vom Stuhl; ich habe sie genau betrachtet, es waren lauter ganz ordinäre Gesichter." Seine Gäste speisten immer noch auf einem feinen Tafeltuch mit

eingewirkten Freimaurerzeichen; er pflegte lächelnd zu bemerken: „Das hat mein Vater gekauft auf der Gant der Bamberger Loge."

Ohne Zweifel ist er, wie auch Höfler bemerkt, seiner priesterlichen Würde eingedenk geblieben bis an's Ende; er konnte sich die Wiederkehr zu gottesdienstlichen Verrichtungen in seiner Propstkirche immer noch denken. Allerdings ist der Gelehrte dem Priester allmählig über den Kopf gewachsen bei einem feierlichen Begräbniß ist er sogar einmal im deutschen Vaterunser stecken geblieben. Er war ein großer Redner, aber kein Prediger. Es fehlte ihm die eigentliche Salbung, er stand sogar im Rufe, vor lauter Kopf kein Herz zu haben. Aber viele Jahre lang hat man ihn am frühen Morgen durch die Arkaden von der heiligen Messe bei den Theatinern nach Hause gehen sehen. Als er Propst des Stifts bei St. Cajetan geworden war, lag, obwohl er sich als lehrender Theologe für dispensirt ansah, mehrere Tage lang das große Quartbrevier aufgeschlagen in seinem Arbeitszimmer, und er nahm sogar von Neuem Unterricht zu einer, allerdings nicht überflüssigen, Verbesserung seines Kirchengesanges. Wer dieses Vorgeigen und Nachsingen mit angehört hat, vergaß es nicht leicht wieder.

Im Frühjahre von 1857 kam Döllinger zum erstenmale nach Rom. Auch die ewige Stadt interessirte ihn vor Allem als Gelehrten. Unter dem 22. Mai schrieb er mir: „Man hat mich hier im Ganzen sehr gut aufgenommen, und mir bezüglich der Benützung von Handschriften große, unerwartete Erleichterungen gewährt. Ich meinte also, das Eisen schmieden zu sollen, so lange es warm sei, und habe die beste Zeit in den Bibliotheken, der vatikanischen namentlich, zugebracht. Das hat freilich die Folge gehabt, daß ich Menschen und Dinge etwas über Gebühr vernachlässigt habe: man kann eben nicht zwei Herren dienen. Doch, ich bereue es nicht."

Man hat damals mehrfach geglaubt, er sei verstimmt von Rom zurückgekommen, weil seine Auszeichnung erst nach

der Rückkehr erfolgte und nicht im „Hausprälaten", sondern nur im „Geheim-Kämmerer" bestand. Ihm selbst war nichts Dergleichen anzumerken. Er hätte längst Erzbischof von Bamberg werden sollen, und auch Metropolitan in München werden können; er hat Alles zurückgewiesen, was seinen gelehrten Arbeiten Eintrag gethan oder erhöhte Ansprüche auf Repräsentation an ihn herbeigeführt hätte. „Ich bin nicht da, um pompam facere": sagte er. Ueberdieß war er zu dem gelehrten Nuntius de Luca in den freundlichsten Beziehungen gestanden.

Dagegen ist er mit einem ganz andern Verdruß von der italienischen Reise zurückgelangt. Ueberall hin hat er die Sorge für seine auserlesene Bibliothek mitgenommen, überall waren die großen Antiquariats-Handlungen sein häufigster Besuch. So hat er von der Nationalversammlung in Frankfurt große Kisten voll Bücher, zur Bestürzung seines Finanzverwalters in München, Major Seyfried, nach Hause geschickt, und auch jetzt wieder hatte er zwei Schäffelsäcke voll alter Bücher von Florenz aus mit auf die Reise genommen. Als er an die österreichische Grenze kam, erfolgte die zollamtliche Erklärung, daß die zwei Büchersäcke erst die Censur — in Wien passiren müßten! Seine ohnehin nicht sehr warmen Sympathien für Oesterreich sanken um mehrere Grade.

Inzwischen war in der schriftstellerischen Thätigkeit Döllinger's ein Wechsel eingetreten. Ihre Richtung war bis dahin vorherrschend eine polemische gewesen. Namentlich durch Ranke's großes Werk über die „Geschichte des Reformations-Zeitalters" (seit 1839) war das Bedürfniß in den Vordergrund gedrängt, endlich auch einmal ein gründliches, vom katholischen Standpunkt geschriebenes Werk zur Vertheidigung der alten Kirche zu besitzen. Döllinger ergriff mit Feuereifer die Aufgabe. Ganze Bibliotheken wurden gestürzt, mit Hülfe jüngerer Leute eine gewaltige Sammlung von Material angelegt und von 1846 bis 1848 erschienen die drei Bände seiner Reformationsgeschichte, zunächst „im

Umfange des lutherischen Bekenntnisses". Unmittelbar darauf ging der Verfasser zur Frankfurter Nationalversammlung; aber der Fortsetzung dieses Werkes wollte er deshalb nicht entsagen. Die Sammlung von Materialien, namentlich aus archivalischen Quellen, wurde in München fortgesetzt, und noch ein paar Jahre später machte er die Wiederaufnahme der Arbeit davon abhängig, daß sein langjähriger Amanuensis „wieder kommen könnte".

Als aber der unermüdliche Forscher allmählig in den Fünfziger Jahren seines Lebens vorgerückt war, faßte er den Entschluß, seine ganze noch übrige Lebenszeit ausschließlich der Bearbeitung einer großen Kirchengeschichte zu widmen. Sein „Lehrbuch der Kirchengeschichte" war seit 1838 nicht mehr fortgesetzt worden; aber man mag sich eine Vorstellung von den unverwandt betriebenen kirchengeschichtlichen Arbeiten daraus machen, daß schon im Frühling 1857 sein gewaltiges Werk: „Heidenthum und Judenthum, Vorhalle zur Geschichte des Christenthums" erscheinen konnte, und bereits im Herbste 1860 das nicht minder inhaltsreiche Buch: „Christenthum und Kirche in der Zeit der Grundlegung" nachfolgte. Und dabei arbeitete Döllinger mit einer ängstlichen Akribie und sozusagen Reinlichkeit der Darstellung, durch die er unseren Gelehrten als Muster für immer hätte dienen können.

Er hat in jenen früheren Jahren von Zeit zu Zeit seine gelehrten Studien für ein paar Tage eingestellt, um über der Durchsicht der neuesten belletristischen Literatur behaglich auszuruhen. Was er da an guten Vergleichen und pikanten Redewendungen fand, hat er in einem eigenen Fascikel zu gelegentlichem Gebrauche verzeichnet; dieses „Blumenbuch" stand neben den dicken Foliobänden, in welchen sein gelehrtes Rüstzeug fortlaufend notirt war. Von den zwei großen Werken hat er mir jeden Druckbogen, auch nachdem ich nach Neuburg a. D. versetzt war, zur zweiten, der sogenannten Styl-Revision zugeschickt. „Der erste von Ihnen revidirte

Bogen", schrieb er mir am 30. Mai 1859, „zeigte mir gleich, wie unentbehrlich mir Ihre Revision ist; heute sende ich den zweiten an Sie ab." Es hat ihn denn auch immer besonders gefreut, wenn eine Besprechung seiner Bücher den „eleganten Styl" belobte.

Man hat mitunter in den beiden Prachtwerken einen rationalistischen Zug bemerken wollen; ich nicht. Der Verfasser war mit tiefem Ernst bei der Sache. „Mich selber", schrieb er am 1. August 1860, „wandelt bei der Wichtigkeit und Heiligkeit des Gegenstandes zuweilen eine gewisse Besorgniß an, ob ich auch nicht eine Blöße gegeben, und wie es werde aufgenommen werden. Ohnehin wird das größere Publikum keine Ahnung davon haben, wie viel Fleiß und Arbeit an dem Buche hängt." „Wenn ich Ihre Geduld mit meinen Correkturbogen in Anspruch zu nehmen fortfahre, rechne ich auch ein Bischen auf das Interesse, welches Sie an dem Gegenstande nehmen. Wenn es mir nur gelingt, der Hoheit der Sache durch meine Darstellung nicht allzu sehr Abbruch zu thun" (o. D.). „Ist die Arbeit auch nicht so hoch zu stellen, als Sie in Ihrer Freundschaft für den Verfasser glauben, so hoffe ich doch auch, daß es im Ganzen gut wirken, und den Unsrigen etwas dazu beitragen wird, die jetzt besonders nothwendige Zuversicht zur Güte und dem endlichen Siege der katholischen Sache zu stärken".

Leider war sein fester Entschluß, sich in der Bearbeitung der Kirchengeschichte nicht beirren und unterbrechen zu lassen, bereits wankend geworden. Es war ja natürlich, daß der Umsturz in Italien seit 1859 seine gespannte Aufmerksamkeit auf sich zog; aber warum wollte er seine Auffassung nicht, wenigstens bis auf Weiteres, für sich behalten? Als es bereits zu spät war, und ich mit meinem Urtheil über sein Buch „Kirche und Kirchen" (1861), vielmehr über die vorausgeschickte Apologie, nicht länger zurückhalten konnte, schrieb er mir am 21. Oktober 1861 tief gekränkt: „Ich weiß nur, daß ich in diesen Dingen mehr Empiriker, als Theoretiker

bin, daß meine politischen Ansichten durchaus das Resultat meiner nun 40jährigen historischen Studien und meiner Wahrnehmungen im öffentlichen Leben und auch auf Reisen sind. Die Quintessenz davon mag etwa darin bestehen, daß ich allem Absolutismus in Staat und Kirche abhold bin, daß ich corporative Einrichtungen und Besorgung der eigenen Angelegenheiten für besser als Bureaukratie halte, und daß ich das Princip des Napoleonischen Cäsarismus: tout pour le peuple, rien par le peuple, für perfid und nichtsnutzig halte, auch wenn es von sehr legitimen Regierungen geübt wird. Ueber manche schwierige Fragen der hohen Politik habe ich wirklich nichteinmal eine feststehende Ansicht und beruhige mich damit, daß man eben überhaupt mit Theorien in den Verwicklungen des Lebens nicht immer ausreicht. Daher ist mir auch der Gedanke schon gekommen, Sie möchten mir vielleicht zu viel Ehre anthun, indem Sie voraussetzen, daß ich in allen Stellen meines, zumal ziemlich eilig zu Stande gebrachten, Buches den Maßstab einer festen consequenten Theorie an die Dinge angelegt habe." Aber um so mehr erhebt sich das Bedenken, warum er in der schwebenden schwierigen Frage sich nicht lieber noch zurückhalten wollte?

Er hat mir manchen gnädigen Verweis zukommen lassen wegen derber Ausdrücke und heftiger Ausfälle in den „Zeitläufen". In einem Schreiben vom 16. Februar 1860 sagte er: „beim Lesen sei ihm eingefallen, ob ich etwa einige Tage lang vorher viel in Luther's Schriften mich umgesehen hätte." [1]) Zur Sache selber jedoch bemerkte er vier Tage später: „Aber so hätten Sie mich nicht mißverstehen sollen, als ob mein Tadel der Form seinen Grund in einer Unzufriedenheit mit dem Inhalt, mit ihrer Verdammung der Englischen Politik hätte. Ich meinte es doch deutlich gesagt zu haben, daß ich

---

1) Gemeint war der Artikel: „Die letzten Trümpfe Louis Bonaparte's" in den „Histor.-polit. Blättern". 1860. Band 45. S. 323.

mit dem Inhalte ganz einverstanden sei, ihn wahr und treffend finde. Auch Acton thun Sie Unrecht; er denkt gerade so wie wir, und hat mir noch beim Abschied gesagt, daß er sich deshalb auf eine zwischen ihm und seinem Stiefvater eintretende Spannung gefaßt mache".

Jedenfalls hatten inzwischen Döllinger's Beziehungen zu den englischen Bekannten die zu den französischen überflügelt. Seit 1850 war der junge Lord Acton sein Hausgenosse; ein reich begabter, weit über sein Alter ernster Jüngling, war er von seiner katholischen Mutter, der letzten Herzogin von Dalberg, in zweiter Ehe vermählt mit dem bekannten Whig-Minister Lord Granville, zur weiteren Ausbildung nach München geschickt worden. Er hatte bisher in dem Russell-Gladstone'schen Gesichtskreis gelebt, und einen befremdenden Widerwillen gegen Cardinal Wiseman, die Einführung der katholischen Hierarchie in England und insbesondere gegen die Jesuiten mitgebracht. Zwischen ihm und Döllinger bildete sich ein enges Verhältniß wie zwischen Vater und Sohn heraus; aber man wollte zeitig bemerken, daß der Einfluß des jungen Lords der überwiegende gewesen sei.

Ich merkte seit Jahr und Tag, daß die Kirchenstaats-Frage alle Gedanken an die Fortsetzung der Kirchengeschichte in den Hintergrund gedrängt habe; italienische Publicisten und namentlich die Berichte englischer Diplomaten lösten die Kirchenväter ab. Schon am 18. Oktober 1860 schrieb mir Döllinger: „es wolle ihm wahrscheinlich werden, daß es mit dem Kirchenstaat zu Ende gehe nach höherem Rathschluß, und er glaube sogar, es werde am Ende für die Kirche wesentlicher Gewinn dabei herauskommen." Er knüpfte daran die Mahnung: „je ärger und verruchter die jetzt in Europa herrschende Politik sei", desto ruhiger und gelassener möge ich sie besprechen. Aber ich war doch vollständig überrascht, als die Zeitungen von dem im Odeon vor einem gemischten Publikum gehaltenen Vortrage Döllinger's berichteten. Unter dem 28. April 1861 erhielt ich die erste Nachricht von ihm

selber; und aus rasch sich folgenden Briefen ergab sich ein Bild von der Verlegenheit des sonst so klugen und vorsichtigen Mannes, und wie er vor den Folgen seiner Uebereilung selber erschrocken war. Er kam mir vor wie das Milchmädchen in der Fabel vor den Scherben seines Topfes.

„Ueber meine Vorträge bezüglich des Kirchenstaats werden Sie sich mancherlei Gedanken gemacht haben. ‚Inopportun, warum jetzt gerade solche Dinge sagen ꝛc.‘: so wird es auch wohl in Ihrer Umgebung oder Correspondenz heißen. Mündlich werde ich Ihnen die Sache erklären". Am 4. Mai war er bereits über Hals und Kopf mit der Abfassung einer „Broschüre" behufs näherer Erläuterung seiner Anschauung beschäftigt: „Die Gelegenheit scheint mir zu gut, den Protestanten und vielen Katholiken die wahre Bedeutung des Papstthums zu zeigen et quaedam alia; denn Neugierde wird die Broschüre doch in manche Hände bringen, die sonst nichts Katholisches anrühren." Am 2. Mai: „Mein Hauptfehler, den ich in der Sache beging, war, daß ich die leidigen Zeitungsberichte nicht in meinen Calcul aufnahm. Der Bericht der ‚Allg. Zeitung‘ ist durch Verschweigungen vieler wichtigen Stellen ungenau und einseitig. Ich ließ die Redaktion hierauf ersuchen, meinen Vortrag in extenso in einer Beilage abzudrucken, wurde aber abgewiesen."

Er fährt fort: „Ich wollte drei Dinge: 1) die Unschuld des jetzigen Papstes erweisen gegen die Masse der gegen ihn und seine Verwaltung gerichteten Anklagen; 2) das deutsche katholische und protestantische Publikum darauf hinweisen, daß, wenn auch das Aergste geschehe, der Kirchenstaat verloren gehe, die Kirche selbst noch intakt und ihr Bestand nicht gefährdet sei; 3) den Vorwurf der Unredlichkeit oder geflissentlichen Blindheit abweisen, der uns Katholiken mit Recht gemacht wird, solange wir die Uebelstände der bisher geistlichen Verwaltung im Kirchenstaat ganz ignoriren, und immer uns anstellen, als ob es sich dort bloß um rothe Republik und Revolution und um legitime Gewalt handle.

Seltsamer Weise bin ich, so weit ich bei erster eiliger Lesung Ihres Briefes urtheilen kann, fast mit Allem, was Sie über die Sache selbst sagen, einverstanden. Daß Sie in Ihrer angekündigten Polemik völlig freie Hand haben, versteht sich übrigens von selbst. Niemand kann von seiner persönlichen Fallibilität mehr durchdrungen seyn, als ich."

An jenem 4. Mai kam er wieder auf das ihm peinliche Aufsehen zurück, das seine Rede hervorgerufen hatte. „Ich hatte sehr gewichtige Gründe (wie ich meinte), darüber einmal ein Wort zu sagen. Wie ich Ihnen schon schrieb, hatte ich, was mir jetzt selbst unbegreiflich ist, das Tageblätter-Treiben ganz in Anschlag zu bringen vergessen. Aus Frankreich hat man sich mehrfach an mich gewendet; ich habe drei Personen geschrieben, die Zeitungsberichte öffentlich für unrichtig zu erklären." Bis zum 2. Juni hatte er zwar die Genugthuung, auch unverdächtige Zustimmungs-Erklärungen, „zum Theil gerade durch die Bonner Agitation veranlaßt" und „selbst aus Münster", zu erhalten; aber doch wiederholt er noch am 18. September, unmittelbar vor dem Erscheinen der nunmehr zu einem Buche von 700 Seiten angewachsenen „Broschüre", das Geständniß: „Es ist mir jetzt erst klar geworden, welch' ungeheuern Anstoß ich gegeben habe".

(Schluß folgt.)

XIX.

Döllinger †

Erinnerungen seines alten Amanuensis.

(Schluß.)

Am 12. Oktober 1861 unterfertigte Döllinger die ausführliche Vorrede zu seinem Buche: „Kirche und Kirchen." Am 1. November schrieb er mir: „Oldenburg" (der Verleger) „schreibt mir, daß trotz der 5000 Exemplare, die er hat drucken lassen, bereits eine neue Auflage meines Buches nöthig werde. Die Sache ist mir nicht recht begreiflich; ein ganz ernsthaftes, mit schwerfälliger Erudition geschriebenes Buch von 700 Seiten, und ein solcher Absatz!" Das war nun, bei der Skandalsucht des Publikums, nicht zu verwundern, aber für den gelehrten Herrn allerdings eine ganz neue Erfahrung. Von seinen großen Werken hatte nur der erste Band der Reformationsgeschichte eine zweite Auflage erlebt,[1])

1) Merkwürdig: Döllinger wurde später in protestantischen Kreisen nicht einmal mehr für den Verfasser des Werkes gehalten. Zur Zeit des Reichstags von 1876 lud mich Excellenz von Gruner eines Tages mit der Bemerkung zu Tisch, daß ich neben Geheimrath von Ranke sitzen werde, der es wisse und gesagt habe: „So, der hat ja ein großes Werk gegen mich geschrieben." Ich wurde von ihm auch alsbald zur Rede gestellt, und auf meine Berichtigung, daß nicht ich, sondern Döllinger der Verfasser des Werkes gegen seine Reformationsgeschichte sei, erwiderte er kopfschüttelnd: „Man hat mir aber doch gesagt, Sie hätten das Werk geschrieben!"

die beiden Bände über die Anfänge der Kirchengeschichte gar keine.

Das eigentliche Buch, abgesehen von der Vorrede, schließt sich gewissermaßen an die Reformationsgeschichte an, und war wieder ein Meisterwerk der Döllinger'schen Methode. Nur ein Mann wie er, der in das reich gefüllte und wohlgeordnete Arsenal seiner literarischen Lesefrüchte bloß hineinzugreifen brauchte, konnte im Laufe weniger Monate eine solche Arbeit liefern. Er bemerkte selbst: man werde sagen, er habe bei dem Ei der Leda angefangen. Aber, schrieb er mir am 2. Juni, „ich hatte noch andere Dinge zu sagen, an denen mir zum Theil mehr gelegen ist, als an der Kirchenstaats-Frage. Zugleich fühle ich, daß es unter den jetzigen Umständen zweckmäßig ist, den Katholiken zu zeigen, wie die Aktien der Kirche und die Aussichten in die Zukunft in kirchlichen Dingen stehen. Sie werden also schon noch einige Bogen über nicht-Römische Dinge lesen müssen."

Er selbst sah das Buch als eine katholische Apologie an, und diesen Dienst kann es wirklich leisten. „Wenn von protestantischer Seite," schrieb er am 7. November, „Angriffe auf mein neues Buch erfolgen, wäre das doch eine neue Gelegenheit, Manches weiter auszuführen. Ich habe, zum Theil absichtlich, die Rechtfertigungslehre und Anderes scharf hervorgehoben; wenn sie an diesem Köder anbeißen, wäre es mir gerade recht, um erst mit dem schweren Geschütz herauszurücken". Am 13. November: „Gestern las ich die ersten zwei Artikel Bluntschli's über mein Buch in der ‚Süddeutschen Zeitung'. Er ist ein unredlicher Gegner, wie es in seiner Natur liegt. Es werden wohl noch stärkere und beachtenswerthere Angriffe kommen; dann will ich sie alle zusammennehmen, und mit Einem Male, etwa in einer eigenen Schrift, abthun. Vorrath an Material habe ich in Hülle und Fülle. Lächerlich war mir die Aeußerung Bluntschli's, ich hätte die Studien eines ganzen Lebens in dieser Schrift (einer Gelegenheitsschrift, die in fünf Monaten verfaßt wor-

den!) niedergelegt." Noch am 12. März 1862 schreibt er: „Die protestantischen Angriffe auf mein letztes Buch mehren sich sehr; wie ich höre, will auch Präsident Harleß mit einer eigenen Schrift dagegen auftreten."

Gegenüber meiner Kritik beklagte er nocheinmal die Mißverständnisse: „Der Inhalt des unglücklichen Buches, das wohl seinem Verfasser noch manche andere Bitterkeiten zuziehen wird, ist mir jetzt durchaus nicht gegenwärtig; aber je mehr ich mich zu besinnen suche, desto mehr dringt sich mir die Vermuthung auf, daß ich da, wo ich nur als Historiker reden, nur Thatsachen constatiren wollte, nach Ihrer Ansicht als Politiker geredet habe. Jedenfalls ist es mir nicht von ferne eingefallen, in meinem Buche Politik treiben zu wollen; ich wollte eben eine Apologie der Kirche schreiben, nicht mehr und nicht weniger" (o. D.)

Noch unmittelbar vor dem Erscheinen seines Buches hatte er eine ihn sehr befriedigende Conferenz mit dem bekannten päpstlichen Diplomaten Msg. Nardi (Briefe vom 20. und 25. Oktober). Sehr verächtlich äußerte er sich dagegen über eine andere italienische Celebrität: „Eben lese ich die drei neuesten Broschüren von Passaglia. Dem ist es nur um sein Königreich Italien" — und seine „englische Delila", wie er ein andermal bemerkt — „zu thun; übrigens sind sie breit und wortreich, aber arm an Ideen" (vom 7. November 1861). Mit besonderer Genugthuung schreibt er mir am 25. September 1862: „Der Papst hat dem Bischof von Birmingham über mein Buch gesagt: er sei zwar nicht mit Allem rein einverstanden, halte es aber für ein gutes Buch, welches Nutzen stiften werde."

Inzwischen war schon wieder eine andere Verwicklung über Döllinger gekommen, die den ruhigen Kirchenhistoriker, wenn er dabei geblieben wäre, nicht berührt, jedenfalls nicht in eine schwierige Lage gebracht hätte. Zwar hatte sich schon im Jahre 1850 bei der katholischen Generalversammlung in

Linz, wohin er mit dem jungen Lord Acton gekommen war, zur Verwunderung Vieler gezeigt, daß ihn die Frage von der Berechtigung eines nationalen Moments in kirchlichen Dingen beschäftige. Es hing das zusammen mit einer Bewegung in gewissen Kreisen der anglikanischen Staatskirche, und gipfelte in dem Gedanken einer Vereinigung der drei großen Kirchengemeinschaften. Gladstone ist als ein Hauptvertreter der Idee bekannt, und Döllinger blieb von ihr befangen über das Jahr 1861 hinaus bis an's Ende. Aber an dem theologisch-philosophischen Streit für und wider die „Romaner" hatte er bisher öffentlich nicht Theil genommen. Von Linz aus war er direkt nach Freising gegangen, um in voller Einmüthigkeit mit der Conferenz der bayerischen Bischöfe zu tagen. Erst jetzt, nach vielen Jahren, ersah ich, daß er auch in diese neue Bewegung bereits hineingezogen war.

Am 1. November 1861 schrieb er mir: „Ich muß doch noch erwähnen, daß seit der letzten katholischen Versammlung viel von einem Zusammentritt katholischer Gelehrten, Theologen und Anderer, zum Behuf näherer Besprechungen die Rede ist. Man hat mich aufgefordert, mich an die Spitze zu stellen, und da ich schon seit Jahren eine persönliche Annäherung und mündlichen Ideenaustausch der Bezeichneten für höchst wünschenswerth gehalten habe, so bin ich sehr geneigt dazu. Es gilt, scheint mir, wirklich, der steigenden Zersplitterung und Veruneinigung unter uns entgegenzuwirken. Omne regnum in se divisum desolabitur". Am 7. November: „Es freut mich, daß auch Sie für die Zusammenkunft katholischer Gelehrten sich aussprechen. Daß keine Richtung ausgeschlossen werden dürfe, war auch von Anfang an meine Ueberzeugung und mein Entschluß, obgleich ich voraussehe, daß das romanische Element bei uns das Gedeihen des Verständigungs- und Einigungswerkes sehr erschweren wird. Unter diesen ist, wenn ich nicht irre, Hergenröther noch der billigste und wissenschaftlichste." Am 13. November:

„Sie fragen mich, was ich denn unter dem ‚romanischen Elemente' verstehe? Antwort: jene Richtung, welche der deutschen katholischen Wissenschaft principiell feindlich ist, und sie möglichst zu discreditiren sucht; jene Gesinnung, welche Mayer in dem Ihnen bekannten Buche theils ausgesprochen hat, theils durchscheinen läßt. Sie kennen sie ja noch besser, als ich. Daß nicht alle Zöglinge des collegium Germanicum sie theilen, ist, Gott sei Dank! richtig. Es versteht sich also, daß diese Gesinnung bei keinem Romanen zu präsumiren sei; wenn sie aber hervortritt, so schließen wir eben von der Frucht auf die bittere Wurzel."

Er meinte es grundehrlich mit seiner Vermittlerrolle, so schwer er sich auch bereits als „Unparteiischen" fühlen konnte. Als ich für den Spätherbst 1862 eine Reise an den Main und Rhein vorhatte, betraute er mich mit dem Vermittlungs-Commissorium. „Machen Sie doch den guten Leuten dort begreiflich, daß man vor Allem, wenn man ein Aufblühen der katholischen Literatur wünscht, auch für Luft und Licht, für eine moderate Freiheit der Bewegung Sorge tragen müsse. Wenn künftig die Furcht vor dem Index als Damokles-Schwert über den Häuptern der katholischen Schriftsteller schweben soll, so muß es gehen, wie im Kirchenstaat, wo die literarische Thätigkeit zuletzt fast abgestorben war" (25. Sept. 1862). Gerade so sprach ich nun in Würzburg und Mainz freilich nicht; aber die redlichste Absicht Döllinger's konnte ich mit gutem Gewissen versichern und seine Ueberzeugung: „wie sehr Verständigung und gemeinschaftliches Handeln Noth thue" (Brief vom 1. Sept.).

„Wir müssen die Thore weit aufmachen": schrieb er, als die Versammlung auf den 28. September 1863 im Capitelsaal bei St. Bonifaz in München festgesetzt war. Eine besondere Schwierigkeit machten ihm noch die Einladungen „wegen mangelnder Personalkenntniß", wie ihm z. B. „die Theologen S. J. zu Innsbruck völlig unbekannt seien", weßhalb er meine Beihülfe in Anspruch nahm. Es war ein

Umstand, der Manches erklärt: bei der Natur seiner Arbeiten war ihm eben die neuere katholische Literatur fast ganz unbekannt geworden; er beruhigte sich darüber: „was darin stehe, wisse er ohnehin", oder: für ihn „stoße man ja doch nur offene Thüren ein" Von allen Versammelten waren ihm eigentlich fast nur die nachherigen Führer des „Altkatholicismus" näher und persönlich bekannt.

Die Versammlung war ein Beweis, daß eine höhere Hand dazu gehöre und alles menschliche Bemühen, der eingerissenen Verwirrung der Geister zu steuern, vergeblich seyn werde. So hielt z. B. Friedrich Michelis, nachher der feuerspeiende Berg des „Altkatholicismus", wie früher für die Jesuiten, bei der Versammlung noch zu den „Romanern". Von diesen kam übrigens keine Störung in die Verhandlungen. „Wir können", hatte Döllinger am 8. September bemerkt, „Keinen ausschließen, selbst dann nicht, wenn wir sicher voraus wüßten, daß dieser oder jener in unserm Lager nur Zwietracht säen werde". Diese „Fanatiker" hatte er aber ganz am unrechten Orte vermuthet. „Jung-München" war's, drei Köpfe stark, und gerade der gefährlichste derselben, nicht der nachgenannte, hat sich allmählig an ihn heranzuschlängeln und Einfluß zu gewinnen gewußt. Bereits am 31. Oktober 1863 hatte Döllinger bitter zu klagen:

„Bezüglich der Nachklänge der Versammlung wäre Allerlei zu erzählen. . . . Daß der Artikel aus Bonn in der ‚Allg. Zeitung', den ich Floß" (Professor der Theologie in Bonn) „in die Feder diktirte, die mühsam hergestellte Eintracht vor neuem Bruch bewahren sollte, haben Sie wohl gleich gesehen. Der Verfasser des" (vorausgegangenen) „Artikels in der ‚Allg. Zeitung' war offenbar Frohschamer, ein Mann, der Unheil aller Art zu stiften fortfährt. Erst in den letzten Wochen sind drei tüchtige junge Pfälzer (darunter ein hiesiger Preisträger) seinetwegen vom geistlichen Stande zurückgetreten." Ich scheue mich nicht, auch folgende für den Schreiber des Briefes höchst bezeichnenden Worte hier wieder zu geben:

„Hätten wir doch nur einen anderen Oberhirten. Aber so hat nichts, was dieser Prälat sagen oder thun mag, auch nur das allergeringste Gewicht, und wird immer angenommen, daß er eigentlich eine eigene Meinung gar nicht habe."

Aus allen diesen Verwicklungen würde sich aber das Schicksal Döllinger's doch noch nicht erklären; es würde sich auch schwerlich erfüllt haben, wenn er nicht im Centrum Neubayerns allen Einwirkungen des unter dem Nachfolger König Ludwig's I. vollzogenen Umschwungs in erster Reihe ausgesetzt gewesen wäre. Ihn hatte dereinst das Hochgefühl getragen, daß das alte Bayern als die feste Burg der katholischen Kirche in Deutschland vor aller Welt dastehe, jetzt wurde der stolze Bau von Kabinetswegen Stein um Stein abgetragen. Döllinger sah sehr wohl, was kommen würde. Von der Bischofsconferenz in Würzburg (1848) schrieb er mir: „Hat man denn in München von der hiesigen bischöflichen Conferenz Notiz genommen, und wie hat man darüber geurtheilt? Das Schlagwort ‚Ultramontane' wird wieder die besten Dienste dabei gethan haben. Nun, es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn das ganze deutsche Episkopat zu den Ultramontanen gerechnet wird: der Ausdruck erhält damit seine richtige Deutung" (o. D.).

König Ludwig's I. „Ministerium der Morgenröthe" hatte ihn, mit den hervorragendsten „Ultramontanen" an der Universität München, in Ruhestand versetzt an demselben Tage des September 1847, als die Stände einberufen wurden, wodurch er auch seinen Sitz als Vertreter der Universität in der Kammer verlor. Ich sah ihn weinen wie ein Kind, nicht über die schlechte Pension, sondern über den verlorenen Wirkungskreis. Vielleicht hätte auch er, wie Phillips, von Moy und Höfler, sich eine neue Stellung im Ausland gesucht, wenn nicht der Stiftspropst ihn gehalten hätte. So blieb er der hereinbrechenden Influenza und der Ansteckung von oben ausgesetzt bei seiner schwachen Constitution. Der Nachfolger auf dem Thron beeilte sich übrigens nicht, das

an ihm begangene Unrecht gutzumachen. Erst im Jahre 1849 wurde er reaktivirt, blieb aber Jahre lang gänzlich vernachlässigt, während seit 1852 die „Berufungen" der sogenannten Nordlichter sich auf dem Fuße folgten. „Hier geht es zu wie im Tollhaus": schrieb er noch im Jahre 1859.

Erst gegen Ende des Jahres 1860 glaubte man im literarischen Kabinet des Königs, wenigstens Schanden halber, an den „großen Gelehrten" denken zu sollen. Unter dem 5. November schrieb er mir in freudiger Ueberraschung: „Kraft königlichen Auftrags sehe ich mich in der Lage, zur Herausgabe einer Sammlung historischer, besonders kirchenhistorischer, Monumente aus der Zeit vom 14. bis 17. Jahrhundert mitzuwirken; die dafür bewilligte Summe gestattet, die dabei thätigen Arbeiter sehr gut zu honoriren." Die „Berufenen" pflegten, kaum angekommen, schon mit Orden und Ehren überhäuft zu werden; Döllinger war bereits ein Sechsziger, als er mir am 2. Januar 1861 schrieb: „Es ist einige Luftänderung eingetreten. Zeichen davon sind: Streber hat einen Orden erhalten, Dompropst Prand, Kunstmann gleichfalls; mir ist sogar der Civilverdienstorden mit sehr gnädigen Worten verliehen worden". So wurde er nun auch zu den königlichen Abendcirkeln befähigt.

Die „Historische Commission" war im Jahre 1858 gegründet worden, ohne Döllinger, mit einem protestantischen Gelehrten aus Preußen als Präsidenten und eben einem solchen als dessen Nachfolger.[1]) Der Einfluß des Ersteren,

---

1) Herr von Sybel scheint der Einzige der fremden Herren gewesen zu seyn, zu welchem Döllinger in ein näheres Verhältniß nicht zu treten vermochte. „Giesebrecht," schrieb er am 26. April 1862, „ist zwar ächter Berliner, aber doch eine ganz andere Persönlichkeit, als Sybel. Jedenfalls wird eher mit ihm zu leben seyn. Ueber Sybel's Schrift gegen Ficker äußerte er sich höchst ungünstig: sie sei ein leichtfertiges, oberflächliches, die stärksten historischen Schnitzer enthaltendes Produkt."

Ranke's, war unbeschränkt; „er wird immer erst 'gefragt" (18. September 1861). Das gehört mit zum Verständniß der Bemerkung zu Döllinger's Mittheilung vom 31. Oktober 1863: „Es interessirt Sie vielleicht zu hören, daß die historische Commission dießmal durch einige Wahlen sich ergänzt hat, und daß die Gewählten sind: Staatsrath Maurer, Muffat, Arneth in Wien, Wackernagel und — ich. Est mirabile in oculis nostris!"

Wenn aber Döllinger von der „Gothaischen Camarilla" spricht, so meint er hauptsächlich Sybel und seine Affiliirten. Am 5. November 1860: „Aus guter Quelle höre ich, daß man jetzt damit umgeht, neue Kräfte für die ‚Süddeutsche Zeitung', welcher Sybel weit mehr, als Bluntschli, ihren specifischen Charakter imprimirt habe, hieher zu ziehen. Die wird also der König unter irgend einem Titel bezahlen müssen oder der Staat. Dennoch wird mir versichert, in politicis habe Sybel keinen Einfluß, seien Se. Majestät fest und correkt." Am 2. Juni 1861: „Der Historiker hat allerdings, wie die ‚Allg. Zeitung' meldet, einen Ruf nach Bonn erhalten; er fühlt, daß er nach oben an Terrain verloren hat, und scheint nun die Probe machen zu wollen, ob man ihn halten will; im Falle reeller Vertrauensbeweise wird er bleiben . . . . So viel haben die national-vereinlichen Agitationen und die ‚Süddeutsche Zeitung' doch gewirkt, daß man bezüglich neuer Berufungen etwas scheu geworden ist, auch wohl einzelne der Berufenen gerne wieder jenseits der bayerischen Grenzen sähe." Sybel ging wirklich noch in demselben Jahre nach Bonn.

Aus dem oben erwähnten Berliner Tischgespräch mit Hrn. von Ranke erinnere ich mich einer merkwürdigen Aeußerung. Als er gehört hatte, daß Döllinger, und nicht ich, sein geharnischter Gegner aus den Vierziger Jahren gewesen sei, wurde der halbblinde achtzigjährige Greis sehr vertraulich; er erzählte von allen den Freundschaftserweisen, die gemeinsamen Gemsenjagden nicht ausgenommen, deren er sich von

König Max II. zu erfreuen gehabt habe; „aber über Politik haben wir nie gesprochen, denn, sagte der König, Sie sind preußischer Unterthan, und ich bin der König von Bayern!“ Seufzend fügte er bei: „Unter König Max wäre dieses Reich nicht geworden!“

Noch im Herbst 1859 plante Döllinger im Verein mit ein paar Freunden eine Denkschrift über die Früchte dieser Politik der zwei Seelen auf dem Throne. Am 3. August schrieb er aus Tölz: „Bayerns Gegenwart und Zukunft, Ultramontanismus, Stupidität, Blindheit der von Gotha geleiteten inneren und äußeren Verwaltung, Perfidie der ‚Allg. Zeitung‘: das sind die Themata.“ Am 6. August: „Die Hauptsache sind jetzt die Bavarica. Ich bitte Sie nur, da ich doch sozusagen materieller Collaborator geworden bin, und guten, soliden, verlässigen Stoff zu den effigies Bavariae praesentis zu liefern, mich anheischig gemacht habe, mich dabei mit Notizen zu unterstützen. Die ganze bodenlose Nichtsnutzigkeit der Zwehl'schen Verwaltung, Schulwesen, Verderben der Gymnasien 2c. Wissen Sie Niemanden, an den Sie sich um Mittheilungen bezüglich dieser Punkte wenden könnten? Wissen Sie keine Broschüre, in der Schlaglichter auf die gegenwärtigen bayerischen Zustände fallen? Wir wissen Alles zu verwerthen, glauben Sie mir. Aber tace quoad autorem oder autores!“ Der Plan verlief im Sande; es hielt bloß Einer noch fest. „Ringseis laborirt noch immer an seinem Briefe ad Serenissimum; das ist eine lange, schwere Geburt“: schrieb Döllinger am 20. November 1859. Er selbst war bereits wieder unterbrochen durch die Studien über den Kirchenstaat; dann kam der königliche Auftrag, der Orden und endlich die „Historische Commission“.

Seit dem Ende des Jahres 1863 trat ein Stillstand in meiner Correspondenz mit Döllinger ein, doch nicht in den persönlichen Berührungen zu München, zur Zeit des Landtags und dann während eines längeren Urlaubs, bis endlich im Sommer 1866 der jähe Bruch erfolgte. Durch

die Maßregeln der bayerischen Regierung war der Streit der beiden philosophisch-theologischen Richtungen von Neuem entbrannt; die anonyme Schrift des Domcapitular Dr. Mayer in Regensburg[1]) schlug dem Fasse den Boden aus. Der „Schulstreit" war nun auch auf das politische Gebiet herübergezogen, und die gegenseitige Erbitterung auf's Höchste gestiegen.[2]) Auf welcher Seite Döllinger stand, braucht nicht gesagt zu werden. Dazu traf ihn eben damals auch noch ein persönliches Unglück. Es gab nur mehr Einen alten Freund, der, nach meiner Kenntniß, die Anhänglichkeit und die Autorität besessen hätte, um dem Abgleiten Döllinger's auf der schiefen Bahn bis zum Aeußersten Einhalt zu thun. Dieser Mann kehrte auf der Reise nach Tyrol als Gast bei ihm ein, erkrankte und starb in seinem Hause. Es war Herr von Aulicke, Direktor der katholischen Abtheilung im Cultusministerium zu Berlin.

Döllinger hatte ein reizbares Naturell, und im Laufe aller der langjährigen Kämpfe war er immer mehr zu Ausbrüchen der heftigsten Leidenschaft gegen jeden Widerspruch geneigt. In einem Briefe vom 25. September 1862 sagt er bezüglich der von Mainz aus angeregten Bewegung wegen Gründung einer katholischen Universität zu Fulda: „Schreiben Sie doch bald einen Artikel über die projektirte

1) Der Titel der Schrift besagt an sich schon Alles: „Zur Belehrung der Könige. Ein Vor- und Nachwort zu einem Vortrag des weiland k. bayerischen Cultusministers Nik. v. Koch vor Sr. Maj. dem Könige von Bayern über Ultramontanismus, Romanismus, Scholastik, deutsche Wissenschaft, das deutsche Collegium in Rom und die theologische Fakultät in Würzburg. Zugleich ein Beitrag zur Charakteristik des verstorbenen und zur Ehrenschuld des künftigen Cultusministers von Bayern." Leipzig 1866.

2) Wer Lust hat, sich davon zu überzeugen, möge auch die Polemik gegen das Mayer'sche Buch (2. Auflage) in den Beilagen der Augsburger „Allg. Zeitung" vom 12., 13. u. 14. März 1867 vergleichen.

Universität; zeigen Sie, was erreichbar und zweckmäßig sei. Die medicinische und juridische Fakultät sollte man von vorneherein aus dem Spiele lassen". Drei Jahre später war er einer solchen ruhigen Discussion schon nicht mehr fähig. Als eine Dame, mit der ich bei ihm zu Tische geladen war, den bekannten Aufruf der Gräfin Hahn-Hahn zur Sprache brachte, gerieth er in solche Aufregung, daß er mit geballten Fäusten gegen das entsetzte Fräulein über den Tisch hinüber agirte: „Was haben Sie gegen unsere Universitäten?" Vor solchen Scenen waren auch Phillips aus Wien und Moy aus Innsbruck flüchtig gegangen; keiner betrat mehr sein Haus, und so sollte es im Sommer 1866 auch dem alten Amanuensis ergehen.

Es war in jenen Tagen, wo das Großdeutschthum auf dem Schlachtfelde verbluten mußte. Auch er hatte einst dafür gestritten, jetzt kümmerte es ihn nicht mehr. In der Akademie war der verstorbenen Mitglieder gedacht worden, und ich erhielt den Bericht zugeschickt. Ich ging hin, um zu danken, und arglos glaubte ich, auf einen Irrthum bezüglich der Biographie des Hofraths von Hurter aufmerksam machen zu sollen. Da brach der Sturm los. Als Döllinger denselben Morgen den Katheder bestieg, hatte er da einen Zettel — es soll nicht der erste gewesen seyn — vorgefunden, worin ihm vorgeworfen wurde, daß er häretische Ansichten vortrage. Ich wußte von Allem nichts. Aber „als Mitglied des katholischen Casino müsse ich davon wissen; ich habe den großen Görres verläugnet; ich sei ein Anderer geworden, nicht er", und dergleichen. Auf meine kurze schriftliche Absage erhielt ich am 7. Juli 1866 einen längeren Brief, in welchem er zwar „Reue, daß er sich in solche Aufregung habe versetzen lassen", ausdrücklich bezeugte, im Uebrigen aber seine Vorwürfe specialisirte.

Es soll hier von diesem Briefe, wie von meiner eingehenden Erwiderung kein weiterer Gebrauch gemacht werden. Der erste Vorwurf war der bezeichnendste: daß ich „an der

monströsen Verläumdung der theologischen Fakultäten Deutschlands, die, wie ich wohl gewußt habe, vor Allem gegen München gerichtet sei, ohne ein berichtigendes Wort vorübergegangen sei." Gewiß; ich fühlte eben weder einen Beruf, noch hatte ich Lust, mich in diesen Krieg einzumischen, überdieß herrschten damals ganz andere Sorgen. Zweitens: ich sei zur „neu-ultramontanen" Partei übergegangen. In Wahrheit hatte ich für die alte genug zu tragen, fand sie auch nirgends in Verjüngung vor. Drittens: daß ich die Regierung König Max' II. in ein gehässiges Licht zu stellen gesucht habe. Auf alle seine Briefe, Mittheilungen, Aufträge während zwanzig Jahren hatte er vollständig vergessen. Es war mir sehr leicht, den Stiel umzukehren und zu zeigen, wer ein Anderer geworden sei? Aus meiner Erwiderung hier nur die einzige Stelle:

„Sie warfen mir vor, ‚in Einem Falle' dem vorigen König etwas angedichtet zu haben. Wie es scheint, ist damit ‚die öffentliche Beschuldigung des verewigten Königs bezüglich der Sybel'schen Zeitschrift' gemeint. Ich hatte in einem vor acht Jahren geschriebenen Artikel gesagt, daß diese Zeitschrift aus der Kabinetskasse subventionirt sei. Sehr wohl! Aber woher wußte ich das? Von Ihnen, Herr Siftspropst! von Ihnen wußte ich es. Sie waren ja damals die Hauptquelle meiner Informationen über die öffentlichen Zustände dahier! Erst im vorigen Jahre während des Landtags haben Sie mir gesagt: ‚Ich habe die Akten gelesen; es ist nicht richtig, daß Sybel's Zeitschrift aus der Kabinetskasse bezahlt war; das Geld war ihm zwar — angeboten, er hat es aber nicht genommen'. Hätte ich das berichtigen sollen nach acht Jahren?"

Das Zurückgreifen in diese Vergangenheit, der letzte Blick auf alle diese Briefe an den „lieben Freund" und „unveränderlich der Ihrige" hat eine alte Wunde wieder aufgerissen und mir wehmüthige Stunden bereitet. Von allem dem Harten, was ich in meinem öffentlichen Leben zu tragen

hatte, war dieß das Härteste. Wir haben uns gerade noch dreimal in München über die Strasse hinüber stumm gegrüßt, und nur einmal habe ich vernommen, daß er überhaupt sich meiner noch erinnere.

Im Jahre 1874 besuchte mich der greise Franz von Florencourt aus Wien, ein etwas wunderlicher Herr, aber grundehrlicher Mann, bekanntlich Convertit, seit dem Vatikanum unwandelbar getreu seinem Gelöbniß vom Glaspalast in München. Er hatte Döllinger besucht, und ihm gesagt, ob denn gar keine Ausgleichung mehr zwischen ihm und mir, seinem „einzigen Schüler", möglich wäre? Döllinger habe sehr zuvorkommend geantwortet: wir seien ja lange befreundet gewesen und er sei ganz einverstanden, daß er persönlich mit mir sich benehme. Ich habe mir oft den Kopf zerbrochen, ob ich es nicht doch noch hätte wagen sollen. Indeß war Hr. von Florencourt selber ungehalten über Döllinger. „Ich habe ihm gesagt", erzählte er, „daß ich das Bedürfniß habe die Sakramente zu empfangen. Anstatt sich mir selber an zubieten, erwiderte er: ‚da gehen Sie zu St. Bonifaz, di Benediktiner fragen nicht'. Was! sagte ich, die fragen nicht Dann kann ich erst recht nicht zu diesen Leuten gehen, den es ist ihre Pflicht und Schuldigkeit, zu fragen".

Ich begleitete den alten Herrn bis zum Burgthor dort nahmen wir Abschied; es war für's Leben, und sein letztes Wort: „Nun gehe ich zu Renftle nach Mering!"

XX.

Dom Mabillon und die Maurinercongregation.

Doctrina magnus, magnus pietate; modesta
Quod stupeas, major simplicitate fuit.

Das Jahr des Heils 1664 neigte sich zu Ende. Wir begegnen in den volksbelebten Straßen der Hauptstadt Frankreichs einem jungen Benediktinermönch, der, seine ganze Habe in der Hand tragend, ernst und gemessen seine Schritte der still gelegenen, imposanten Abtei St. Germain des Prés zulenkt. Unschuld, körperliches Leiden und freundliches Wohlwollen sprechen gleich beredt aus seinem Antlitz. Niemand vermuthet in dieser schlichten Gestalt den Träger eines Ruhmes, der, wenn einst die prächtige Abtei, die ihn aufnimmt, längst in Trümmer gefallen sein wird, durch die Jahrhunderte in unsterblicher Frische auf ihren Ruinen fortlebt. Noch weniger ahnt Jemand das Glück seines Herzens; naht er sich doch jenem Centrum der christlichen Wissenschaft und Alterthumskunde, das seinen verzehrenden Durst nach Wissen, für das er sich geschaffen glaubt, stillen und den tiefen Zug seines Herzens nach wahrhaft klösterlichem Leben, in welchem er ein sicheres Unterpfand seiner Seligkeit erblickt, unter der Leitung großer und gotterleuchteter Ordensmänner vollständig befriedigen soll. Hier will er sein ganzes Ich unter das süße Joch des Gehorsams beugen; seine unermüdliche Arbeit soll ein steter Lobgesang auf den Dreieinigen, seine Forsch-

ungen und Schriften ein Beweis seiner Liebe und Anhänglichkeit an die heilige Kirche sein.

In diese Gedanken vertieft, hebt er den schweren eisernen Ring an der Klosterpforte, um Einlaß zu erbitten. Ein Bruder öffnet und schließt ihn, den noch unbekannten, aber erwarteten Mitbruder freudig in seine Arme, um ihn nach kurzem Gebet unter dem Namen Johannes Mabillon[1]) dem Obern vorzustellen.

I.

Johannes Mabillon ward am 23. November 1632 zu Saint-Pierremont[2]) von christlichen, ehrbaren Landleuten geboren. Am Tage der hl. Katharina, der Patronin der Wissenschaften, empfing der Knabe im hl. Sakrament das Kleid der Taufunschuld, das er, wie sein Biograph schreibt, aller Wahrscheinlichkeit nach bis zu seinem Tode unversehrt bewahrt hat. Die Pietät seiner Landsleute hat das elterliche Haus, worin die ersten Jahre des jungen Johannes unter der umsichtigen Leitung seiner gottesfürchtigen Eltern dahinflossen, und wo er das Beispiel ausdauernder Arbeit, solider Tugend und Frömmigkeit vor Augen hatte, mit liebender Sorgfalt im ehemaligen Zustand erhalten.[3])

Ein geistlicher Oheim gab dem talentvollen Knaben den ersten Unterricht. Ein Dompropst von Rheims verhalf ihm

---

1) Die weitläufige Literatur über den gelehrten Benediktiner ist jüngst durch ein neues gediegenes Werk bereichert worden aus der Feder des Prinzen Emanuel de Broglie, das den Titel führt: „Mabillon et la société de l'Abbaye de St. Germain des Prés à la fin du XVII. siècle. 1664 — 1707. Paris, Plon 1888. 3 vol., und das wir durch diesen Artikel empfehlend einführen möchten.

2) Bei Mouzon an der Maas, nicht Pont-à-Mousson, wie irrthümlich Massuet angibt.
Jadart, la maison natale de Mabillon et son monument dans l'église de Saint-Pierremont (Ardennes) 19 S. in 8°. Caën Hardel 1885. Extrait du bulletin mommartel. 5. vol.

in das Colleg des Bons-Enfants, welches zu der bald nach dem Concil von Trient durch den Cardinal von Lothringen gestifteten Universität gehörte. Durch Reife des Geistes, Fleiß und ungewöhnliche Fortschritte zog Johannes bald die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich. Obschon er seine Mitschüler überflügelte, so beneidete ihn doch keiner; sie liebten ihn wie ihren Bruder; so sehr hatte sein sanfter und liebenswürdiger Charakter, seine Frömmigkeit, sein bescheidenes und zugleich heiteres Wesen, seine freundliche und ungezwungene Dienstbereitschaft gegen den ersten wie den letzten unter ihnen, Alle für ihn eingenommen. Seine Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen seine Lehrer war unbegrenzt.

Wenn der Student zur Ferienzeit in die Heimath zurückkehrte, pflegte er die Mußestunden mit Betrachtung und frommer Lesung im Freien zuzubringen; mit Vorliebe wählte er das schattige Plätzchen unter einem großen Eichbaum nahe dem heimathlichen Dorfe. Der Baum ist längst verschwunden, der Platz aber hat bis heute den Namen Chêne de Mabillon bewahrt. „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist heilig auch nach hundert Jahren", sagt der Dichter. Oft lenkte er auf längeren Spaziergängen seine Schritte nach einer der benachbarten Abteien, um werthvolle Bücher und Handschriften kennen zu lernen. Einst schrieb er in einen Codex der hl. Schrift aus dem frühesten Mittelalter die Worte: „Biblia sacra infiniti valoris et servatu dignissima." Der fast noch im Knabenalter stehende Jüngling ahnte nicht, daß diese Worte von seiner Hand den Werth des Buches einst erhöhen würden.[1])

Nach Beendigung seiner klassischen Studien trat Mabillon mit dem Titel magister artium geschmückt in das Klerikal-Seminar zu Rheims, wo der vorherrschende Zug seines Geistes sich rasch weiter entwickelte. Er besuchte häufig die geschichtlich denkwürdigen Kirchen der französischen Krönungs-

1) Diese Bibel ist jetzt in der Bibliothek zu Charleville.

stadt und die uralten Cömeterien, wo fast jeder Stein von den Anfängen des Christenthums in Gallien und von der Nationalgeschichte zu seinem Herzen sprach. Es war bei einem seiner Besuche in der berühmten Abtei St. Remy, wo in ihm der Gedanke auftauchte, sich dem Orden des hl. Benedikt anzuschließen. Diesen altehrwürdigen Orden des Abendlandes sollte er in einem der berühmtesten Klöster kennen lernen. Die Abtei St. Remy, seit 1627 durch den Prior Athanasius Mongin mit der Congregation von St. Maurus vereinigt, stand damals im höchsten Ansehen und vereinigte in sich Alles, was ein Kloster zu heben im Stande ist — blühende Disciplin, würdige Feier der hl. Liturgie und reiche apostolische und literarische Thätigkeit.

Mabillon fühlte bald, hier sei die ihm von der göttlichen Vorsehung zugewiesene Stätte, und ahnte, daß hier seine idealen Aspirationen Befriedigung finden würden. Er bat um Aufnahme und erhielt sie am 29. August 1653 im Alter von 21 Jahren; am 6. September des folgenden Jahres legte er die heiligen Gelübde ab. Wegen seiner ausgezeichneten Tugend und Frömmigkeit ließen ihn die Obern über die gewöhnliche Zeit im Noviziate, damit er durch sein musterhaftes Beispiel den jungen Ordenscandidaten voranleuchte. Durch übergroße Anstrengung zog er sich indeß ein Kopfleiden zu, welches ihm auf einige Zeit jede geistige Thätigkeit untersagte. Zum Zweck der Wiederherstellung sandten ihn die Obern in verschiedene auf dem Land gelegene Klostermeiereien. Bald konnte er im Kloster Nogent seine Studien wieder fortsetzen; und in der berühmten Abtei Corbei bereitete er sich auf die Priesterweihe vor, die er am 27. März 1660 zu Amiens empfing.

Mit der priesterlichen Würde geschmückt, hatte er nach den Maurinerstatuten stufenweise mehrere Aemter zu bekleiden. So ward er Pförtner, Depositar und im Jahr 1663 Cellerar. Dem letztern war die Sorge für Küche, Keller, Infirmerie, Oekonomie und Stallungen anvertraut. Indeß

scheint der künftige Verfasser des Werkes de re diplomatica nach den Biographen sich als Schaffner, Küchen- und Kellermeister keine Lorbeeren gesammelt zu haben. Wie dem auch sei, diese mehr zerstreuende Thätigkeit verfehlte nicht, auf seine Gesundheit kräftigend einzuwirken.

Von Corbie wurde P. Mabillon in die königliche Abtei von St. Denys bei Paris geschickt, wo er auf der Kanzel sich als gewandten Theologen, als Mann des Volkes und Vater der Kleinen bewies. Als Thesaurar waren ihm die Reliquien und Merkwürdigkeiten des Klosters anvertraut. Da sich unter den letztern ein Spiegel befand, welcher der Sage nach von Virgil stammte, soll er — manche glauben, aus beabsichtigter Ungeschicklichkeit, wohl um dem bereits von Tessin widerlegten Märchen ein Ende zu bereiten — denselben zerbrochen haben. Eine historisch begründete Episode, die freilich in die Zeit eines späteren Aufenthalts in St. Denys fällt, mag gleichfalls hier Erwähnung finden, welche Dom Eugen Massart, Benediktiner von St. Gerard zu Brogne in Belgien, also berichtet: „Im Jahre des Herrn 1691 hielt ich mich vier Monate in Paris auf, wo ich P. Johannes Mabillon, den berühmten Historiographen der Mauriner-Congregation, einen Mann von tiefem, umfassenden Wissen und großer Demuth kennen lernte. Eines Tages theilte er mir mit, die königlichen Prinzen, die Herzöge von Burgund nnd Anjou, würden mit dem Herzog von Beauvillier und ihrem Präceptor Fenelon nach St. Denys kommen, die Königsgräber und den Schatz zu sehen. Er werde den Prinzen den Schatz zeigen; er lade auch mich ein, dabei zu sein. Ich hatte also die Ehre, die Prinzen zu sehen und zu sprechen. Als man die königlichen Insignien des hl. Ludwig IX. anschaute und Mabillon dem jungen Herzog von Burgund den altehrwürdigen Ring an den Finger steckte, das Scepter in die Hand gab und ihm die Krone auf das Haupt setzte, sagte Beauvillier zu dem Königssohne: Prinz, wissen Sie auch, daß der Pater, der Ihnen Scepter und

Krone reicht, der gelehrteste und heiligste Ordensmann von Frankreich ist? Erschreckt fuhr Mabillon zusammen und erblaßte. So sehr fand seine Demuth sich getroffen."

Die außerordentliche Begabung Mabillons konnte natürlich seinen Obern nicht entgehen, und da er damit ungewöhnliche Bescheidenheit und Frömmigkeit verband, welche ihn vor den Gefahren der Eitelkeit zu schützen versprach, so eröffneten sie ihm ohne Bedenken das weiteste Feld literarischer Thätigkeit. Er wurde gegen Ende des Jahres 1664 dem berühmten Herausgeber des Spicilegiums, Dom Lukas d'Achery, als Mitarbeiter zur Seite gegeben.

II.

Die Benediktiner-Congregationen.

Kehren wir zu dem 32jährigen P. Johannes Mabillon in die Abtei St. Germain des Prés (in pratis) zurück. Diese altehrwürdige Abtei wurde um das Jahr 543 von Childebert I. und dem hl. Germanus, Bischof von Paris, zu Ehren des hl. Vincenz und des hl. Kreuzes gegründet. Sie bildete die Begräbnißstätte der Könige Childebert I., Childerich I. und Childerich II., wurde im 9. Jahrh. durch die Normannen zerstört und im 12. zu Ehren des hl. Germanus wieder aufgebaut. Zur Zeit, die uns beschäftigt, war sie nur mehr eine Commende, die durch des Königs Gnaden den Prinzen von Geblüt als Apanage verliehen zu werden pflegte. Im Jahre 1585 hatte der Cardinal Bourbon, der als Titular-Abt die Einkünfte bezog, neben dem Kloster den sogenannten Abtspalast bauen lassen zur Residenz der Commendataräbte. In den Tagen, wo Mabillon die Pariser Vorstadt betrat, war Heinrich von Bourbon, Herzog von Vermeuil, ein legitimirter Sohn Heinrichs IV., ohne Weihen zum Abte von St. Germain und zum Bischof von Metz ernannt worden. Er bezog die Einkünfte dieser Pfründe und Sinekur von 1625—1667, ohne daß er jemals für das Kloster und die Mönche auch nur das Geringste geleistet hätte. Noch in

vorgerücktem Alter verheirathete sich dieser fürstliche Abt-Bischof mit der Herzogin von Sully. Die dadurch vakant gewordene Pfründe verlieh der König im Jahre 1667 dem abgedankten König von Polen, Kasimir V., der nacheinander Jesuit, Cardinal, Soldat und General gewesen und im Jahr 1648 nach Wladislaus VII. als Kronprätendent mit päpstlicher Dispens seine Schwägerin geheirathet hatte. Nach dem Tode seiner Frau legte er 1667 die Krone nieder und zog sich nach Paris zurück, wo er von Ludwig XIV. mit der Abtei St. Germain und später mit der von St. Martin de Nevers bedacht wurde. Ein solcher Abt hatte selbstverständlich weder Lust noch Beruf, sich um die Interessen der Mönche zu kümmern; indeß ließ er vor seinem Tode 1672 wenigstens einen Altar zu Ehren seines Namenspatrons in der Abteikirche errichten.

Unter so abnormen Verhältnissen hätte die klösterliche Zucht schwere Einbuße erleiden müssen, würden nicht die strengen Statuten der Mauriner-Congregation über das reguläre Leben gewacht haben. Die Regierung des Hauses lag in der Hand des Priors, und dieser unterstand dem Generalcapitel und dem Generalabt der Congregation.

Am Ende des 17. und im Laufe des 18. Jahrhunderts zählte Frankreich 12 Zweige des Benediktinerordens, die je nach ihren Statuten oder authentischen Deklarationen, welche mit päpstlicher Genehmigung der Regel des hl. Benedikt beigefügt wurden, sich voneinander unterschieden. Im Ganzen hatte der Orden St. Benedikt's in Frankreich 691 Klöster mit 6434 Mönchen. Einmal die sogenannten „Alten Benediktiner" mit 70 Klöstern und 773 Mönchen; hiezu zählten auch die Abteien und Priorate, welche zu keiner Congregation gehörten und der Jurisdiktion des Diöcesanbischofs oder unmittelbar dem Papste unterstanden.[1]) Einen

---

1) Die genannten 70 Klöster vertheilten sich auf 25 zumeist in den von Ludwig XIV. „eroberten" Provinzen gelegenen Diöcesen

weiteren Zweig bildeten die Cluniacenser mit 88 Klöstern und 671 Mönchen, und zwar die Cluniacenser der alten Observanz mit 296 und der strikten mit 375 Mönchen. Sodann die Cistercienser mit 227 Klöstern und 1873 Religiosen. An ihrer Spitze stand der Generalabt von Citeaux, mit welchem die „vier ersten Väter", die Aebte von La Ferté, Pontigny, Clairvaux und Morimont die Regierung theilten, so daß die einzelnen Klöster unter sich fünf Filiationen bildeten.[1]) Ein Zweig der Cistercienser sind die Feuillan-

wie Arras, St. Omer, Cambrai, Straßburg. Ein großer Theil derselben erhielt „Commendataräbte", eine Einrichtung, welche die Existenzmittel dieser Häuser derart schädigte, daß die Zahl der Mönche beschränkt werden mußte. Die wiederholten Erlasse des Apostolischen Stuhles gegen das unselige Commendenwesen blieben erfolglos; denn der „allerchristlichste König" ließ sich durch einen Beschluß des Staatsrathes das Ernennungsrecht der Aebte zuerkennen und belegte die betreffenden Klöster mit so erdrückenden Pensionen und Steuern, daß sie bald entvölkert waren. Dann kam nach dem Edikt von 1768 die Commission des Réguliers und dekretirte unter dem Vorwand, daß das Kloster nicht mehr die genügende Anzahl von Mönchen besitze, die Aufhebung. Wie Gerin, Revue des quest. hist. 1876 I, 449 ff., aus authentischen Dokumenten beweist, war die Disciplin in den flandrischen, belgischen und burgundischen Klöstern vortrefflich; gleichwohl beschlossen die Cardinäle Choiseul, Rohan, York und die Bischöfe von Autun, Angoulème, Amiens, Aire u. A., nachdem sie dieselben ausgesogen, die Aufhebung. Die Grundlosigkeit ihrer Klagen über den Laxismus in diesen Klöstern haben Gerin, sowie Dom Ursmer Berlière in einer Reihe von Artikeln über belgische Klöster im Messager des fidèles, Jahrgang 1887, 1888, 1889, an der Hand der archivalischen Quellen und Aktenstücke aus den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Rechtfertigung der so sehr verleumdeten Ordensleute genügend nachgewiesen.

1) Zu bedauern ist, daß diese „ersten Väter" sich über ihre gegenseitigen Rechte und Privilegien zankten und den Streit vor weltlichen Gerichten zu schlichten suchten. Es gab 3 Observanzen, die strictissima mit 3 Klöstern, La Trappe (seit Abt de Rancé),

ten, welche sich im 16. Jahrhundert unter Jean de la Barrière von dem Hauptstamme losgelöst hatten; sie zählten 24 Klöster mit 162 Mönchen, die sich durch ihr festes Zusammenhalten auszeichneten. An fünfter und sechster Stelle sind zu nennen die Congregationen von St. Maurus (191 Klöster mit 1917 Mönchen) und die von St. Vanne und Hidulph (49 Klöster mit 610 Mönchen); ihre Entstehung müssen wir weiter unten ausführlicher dem Leser vorführen. Darnach kommt die Congregation der Exempten. Man versteht darunter eine Anzahl von Benediktinerklöstern, die sich keiner der genannten großen Congregationen anschlossen, sich aber, um den Vorschriften des Trienter Concils nachzukommen, zu einem losen Congregationsverbande einigten. Es waren in der Mitte des 18. Jahrh. etwa 11 Häuser mit 68 Religiosen.[1] Als achter Zweig folgen die drei englischen Klöster Douai, Paris und Dieulouard (Diöcese Toul). Was dann die Congregation von Fontevrault glorreichen Andenkens betrifft, so besaß sie noch ein

Septfonds und Beaupré bei Luneville; die stricta mit beständiger Abstinenz, und die communis mit Erlaubniß des dreimaligen Fleischgenusses in der Woche.

1) Diese 11 Häuser, welche ziemlich isolirt stehend, ihrem Generalabte zu Nanteuil-en Vallée, Diöcese Poitiers, fast nur nominelle Obedienz leisteten, standen alle unter Commendataräbten und wurden wegen ihrer Isolirung eine leichte Beute der Commissaires du Roi, dieser Klosterstürmer königlicher und bischöflicher Protektion, welchen man zurief: Rendez donc aux Religieux ce qui leur appartient, et vous verrez qu'ils reconstruisent les lieux réguliers, et qu'ils y rétabliront la vie commune et régulière que la Commende a rendue impratiquable. Doch lag den gallikanisch gesinnten Bischöfen nach Herstellung der Ordnung ebenso wenig daran, als dem König, den Wünschen des Papstes nachzukommen. Sie suchten mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen das Vermögen der Klöster in ihre Hände zu bringen, um es zu beliebigen, freilich zuweilen auch zu humanitären oder kirchlichen Zwecken zu verwenden. Vgl. Gerin l. c. S. 304 ff.

einziges Haus, die Abtei gleichen Namens mit 20 Mönchen, die sonderbarer Weise unter der Jurisdiktion der Aebtissin von Fontevrault standen; etwa 50 oder 56 andere waren als Beichtväter oder Kapläne in verschiedenen Nonnenklöstern dieser Congregation thätig. Wir erwähnen an zehnter Stelle die Wilhelmiten, mit 2 Klöstern und 21 Mönchen in Walincourt und Penne, Diöcese Cambrai und Ypern.[1])

Die Camaldulenser besaßen in der Mitte des 18. Jahrhunderts 6 Klöster in Frankreich, von denen Grosbois bei Paris das bedeutendste war. Nach den Berichten der Commissäre führten die Mönche, etwa 20 an der Zahl, ein durchaus reguläres Leben. Leider zählten sie mehrere Jansenisten in ihrer Mitte. Ihre Aufhebung (1770) war nur

---

1) Der herzlose Erzbischof von Toulouse, ein Erzgallikaner, spricht in den Briefen, die er als königlicher Commissär an seine Collegen richtet, nur mit höchster Verachtung über diese dem Untergang geweihten Mönche; er nennt sie „Leichname", ohne jedoch positive Klagepunkte gegen sie anzuführen. „Ihr Loos ist besiegelt, sie verdienen nicht mehr zu leben", heißt es in dem vom 18. Februar 1771 datirten Berichte dieses und der übrigen Bischöfe und Laiencommissäre. „Es ist nicht der Mühe werth, daß man nur von ihnen redet." Mit diesen Worten wurden die Eremiten des h. Wilhelm zu der massa damnata der 120 Klöster und 800 Mönche geworfen, denen der Erzbischof nach seiner eigenen Aussage die Existenzbedingung entzogen. Dieser Erzbischof von Toulouse ist ein Beweis dafür, wie wenig man selbst den bischöflichen Berichten jener Tage trauen darf. Er hatte in seiner Erzdiözese die von den Jansenisten Vigier und Mesenguy verfaßte Liturgie eingeführt. Abt Guéranger (Instit. lit., 2. ed. II. 508) sagt: „L'église de Toulouse avait alors (1761—1788) le malheur d'être gouvernée par son trop fameux archevêque Etienne Charles de Loménie de Brienne, qui croyait en Dieu peut-être, mais non en la Révélation de Jésus-Christ." Im Jahre 1788 wurde er auf den erzbischöflichen Stuhl von Sens transferirt, fiel aber einige Jahre später vom katholischen Glauben ab und starb als Apostat und Verräther an seiner Kirche.

eine Frage der Zeit. Endlich die Cölestiner; sie besaßen in Frankreich 17 Klöster mit 165 Mönchen; ihre Aufhebung erfolgte um dieselbe Zeit.[1])

Die zwei bedeutendsten und blühendsten Benediktiner-Congregationen in Frankreich waren die mit einander eng verwandten und von demselben Stifter stammenden Congregationen von St. Maur und von St. Vannes und Hidulphe. In Folge der Religionskriege in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (besonders der Hugenottenkämpfe und der Ligue) hatten die altfranzösischen Benediktinerklöster schwer gelitten. Der Cardinal Karl von Lothringen, Sohn des Herzogs Karl III. von Lothringen, der außer dem Bisthum Metz (das ihm im Alter von 12 Jahren verliehen worden) die Abteien St. Viktor zu Paris, Gorze in der Diöcese Metz, St. Michael (Mihiel) in der Diöcese Verdun, die Abtei Beaupré bei Luneville und später auch das Bisthum von Straßburg besaß, war von Papst Gregor XIV. 1591 zum päpstlichen Legaten für die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, sowie für die Herzog-

1) Die strenge Regel, welche ihr Stifter, der h. Papst Cölestin V. eingeführt, hatte freilich Milderungen erfahren. Doch führten die Mönche ein so erbauliches Leben, daß der Säkularklerus und das Volk sie aufrichtig hoch schätzte. Brienne erschlich sich von Papst Clemens XIV. ein Breve, das den König von Frankreich und die Bischöfe ermächtigte, unter gewissen Bedingungen den Orden aufzuheben und über seine Güter nach Belieben zu verfügen. Das Volk sah mit Schmerz die Mönche scheiden, die ihm in leiblicher und geistiger Noth so viel Trost gespendet. Vgl. Gerin l. c. S. 510, Revue des Quest. hist. 1875. II. 76, wo Gerin Depeschen des Cardinal Pallavicini mittheilt, welche zeigen, daß man den Papst hintergangen hatte, und gegen die französischen Bischöfe schwere Anklagen erhob, weil sie sich zu Werkzeugen der Unterdrückung jener Klöster hergaben, die sie gegen staatliche Willkür hätten vertheidigen sollen. Daselbst S. 88 und 89 ein Verzeichniß aller französischen Ordensleute vom Jahre 1790.

thümer Lothringen und Baar ernannt worden. Er wetteiferte in Reformbestrebungen für die Benediktiner- und Augustiner-klöster seiner Legation mit dem Cardinal Erich de Vaudemont, seit 1593 Bischof von Verdun und Commendatarabt von St. Vannes, das seit 1572 mit der mensa episcopi verbunden war. Das Breve Gregor's XIV. ermächtigte den Cardinal von Lothringen, die Regularäbte und Claustral-Prioren der in commendam verliehenen Abteien seiner Legation zu versammeln, um über die Einführung einer Reform nach den Vorschriften des Trienter Concils zu berathen. [1]) Diese Versammlung, nur von vier Aebten und vier Prioren besucht, fand erst am 7. Juni 1595 in St. Michael statt, wo der Cardinal sich als Commendatarabt aufhielt. Es wurde die Errichtung neuer Congregationen nach den Bestimmungen des Concils von Trient (sess. 25, c. 81) beschlossen. Der Erfolg wurde durch den Tod der eifrigsten Aebte vereitelt, so daß der Cardinal nach siebenjähriger vergeblicher Arbeit es für das Beste hielt, dem Papste Clemens VIII. (1592—1605) die Aufhebung des Benediktiner-Ordens in genannten Provinzen vorzuschlagen. Darauf erwiderte der Papst, der Cardinal sei als Legat gesandt worden, um Kranke zu heilen, nicht um sie zu erwürgen, das zerfallende Gebäude wieder aufzurichten, nicht von Grund aus zu zerstören. „Der Orden des hl. Benedikt," so fügte der Vater der Christenheit hinzu, „hat der katholischen Kirche so viele und wesentliche Dienste geleistet, daß schon der Gedanke, ihn aufzuheben, ein Verbrechen ist". [2]) Die Folge sollte den Widerstand des einsichtsvollen Papstes gegen den unklugen und stürmischen Cardinallegaten rechtfertigen. Denn gerade aus diesen lothringischen Klöstern ging für den gan-

---

1) Das Folgende wurde entnommen aus: Haudiquier, Histoire du vénérable Dom Didier de la Cour. Paris 1772. pag. 4 und 98 seq.

2) Gerin l. c., Revue des Quest. hist. 1876. I. 510.

zen Orden in Frankreich neues Leben hervor. Von dem blühenden Kloster St. Maximin zu Trier wurden zwei Mönche, Dom Nikolas Peltre, ein geborner Lothringer, und Dom Agritius auf Bitten des Cardinals nach Lothringen geschickt, während Dom Philippe François, Prior der Abtei Senones, Diöcese Toul, der eine Zeit lang in St. Maximin zu Trier gelebt und die dortigen Statuten kennen gelernt hatte, zum Prior von St. Vannes (Vitonus) in Verdun ernannt wurde. Indeß schienen alle Versuche zu scheitern, bis der Cardinallegat 1598 in St. Vannes eine Neuwahl anordnete. Der neue Prior Didier de la Cour war der Mann, den Gott gleich einem zweiten Nehemias zum Werkzeug auserſehen, um die Mauern der h. Stadt wieder aufzubauen, den göttlichen Cultus und das klösterliche Leben in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen. Vom Cardinallegaten unterstützt, erhielt er von Rom ein Breve, welches ihm die Vollmacht ertheilte, die lothringischen Klöster mit Hülfe neuer Statuten zur regulären Observanz zurückzuführen. Die Energie und Tugend des heiligmäßigen Mannes triumphirte über alle Schwierigkeiten. Im Jahre 1601 schloß sich ihm die Abtei St. Hidulphe in Moyenmoutier an, deren Commendatarabt der Cardinallegat Prinz Erich von Lothringen war. Am 7. April 1604 errichtete Clemens VIII. die neue Vereinigung nach dem Vorbilde der Cassinesischen Congregation zu einer Congregation, indem er ihr alle Rechte und Privilegien von Monte Cassino und die Vollmacht zur Aufnahme weiterer Klöster in diesen Verband ertheilte. Trotz den Befürchtungen des Cardinals, die Mönche könnten sich seiner bischöflichen Autorität entziehen, willigte er schließlich doch in die Execution der Bulle. Didier de la Cour aber hielt es für gerathen, von Rom feste Normen für die Ausübung seiner Rechte und Privilegien zu erwirken. Paul V. bewilligte unter dem 23. Juli 1605 auf Bitten des Dom Pierre Rozet alle Vollmachten der Aebte von Monte Cassino und ertheilte zugleich den Befehl, alle Klöster der Legation

zu visitiren, zu welchem Zwecke er Dom Laurentius Lucalberti von Florenz, Dekan der Cassinesischen Congregation, mit nach Lothringen schickte.

Von jetzt ab breitete sich die Reform schnell in fast allen lothringischen Klöstern, sowie in jenen der Franche-Comté aus, so daß die neue Congregation in Kurzem nicht weniger als 38 Klöster in sich vereinigte. Es kamen Aebte aus Deutschland und Frankreich, um sich mit dem Präsidenten der Congregation von St. Vannes zu berathen, darunter auch Cistercienser- und Prämonstratenseräbte.[1]) Auch die Cluniacenser nahmen zum Theil wieder eine strengere Disciplin an.

Nachdem sich eine Anzahl nord- und westfranzösischer Abteien der Congregation angeschlossen, schlug Didier de la Cour im Jahre 1618 die Errichtung einer neuen Congregation ausschließlich für Frankreich vor. Dieser Vorschlag wurde auf dem Generalcapitel von 1618 angenommen. Dom Laurent Benard erhielt den Auftrag, in Paris die Genehmigung des Königs zu erwirken und die einflußreichsten Prälaten und Staatsmänner für den Plan zu gewinnen. Zuerst vereinigten sich fünf Klöster St. Augustin von Limoges, St. Junian von Noaillé, St. Faro von Meaux, Jumiège und Les Blancs-Manteaux (Wilhelmiten) in Paris zu einem engeren Verband unter dem Namen der Congrégation Gallicane Parisienne (1618). Papst Gregor XV. (1621—1623) errichtete im Jahre 1621 durch eine Bulle die neue Congregation unter dem Titel des hl. Maurus und verlieh derselben viele Rechte und Privilegien, welche Urban VIII. 1624 mit Approbation der neuen Statuten aufs Neue bestätigte. Der verdienstvolle Didier de la Cour starb am 14. Nov. 1623 im Alter von 73 Jahren zu St. Vannes.

Die beiden Schwestercongregationen zählten zu Mabillons Zeit mehr denn 200 Klöster, fast alle durch Wissenschaft

1) Haudiquier S. 218.

und Frömmigkeit ausgezeichnet und durch eine Reihe hochverdienter Männer berühmt. Unter den Vannisten (Mönchen der Congregation von St. Vannes und Hidulphe) sind als Schriftsteller bedeutend: Petit-Didier, der Vertheidiger der privilegia et jura S. Sedis und der päpstlichen Unfehlbarkeit gegen die Gallikaner (Papst Benedikt XIII. selber weihte ihn zum Bischof); Calmet, der allbekannte Exeget und biblische Archäolog; Ceillier, Patrolog und Literarhistoriker. Unter den Maurinern ragen hervor: Achery oder d'Achery, Bénard, Bouquet, Boulteau, Chantelou, Clemencet, Clement, Coustant, Dantine, Deforis, Delfau, Delrue, Devienne, Durand, Estiennot, Felibien, Garnier, Gerberon, Germain, Guarin, Jamin, Lamy, Mabillon, Maran, Martene, Martianay, Martin (Claude, Jacques), Massuet, Mege, Menard, Montfaucon, Morel, Nourry (le N.), Quatremaire, Rivet, Rue (de la R.), Ruinart, Sainte-Marthe (Dionysius Sammarthanus oder Denys de St. M.) Sault (oder Dusault), Tarisse (erster General), Tassin, Taste (oder La Taste, Bischof von Bethlehem), Thuillier, Toustain, Touttée, Vaillant, Vic, Vidal, Vincent, Wilson und Wyard. Der traurige Verlauf, welchen die Geschichte dieser Congregation seit etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts nahm (Generalcapitel 1733), nachdem leider eine Anzahl ihrer Mitglieder in die Netze des Jansenismus sich verstricken ließ, liegt außerhalb des Rahmens unserer Darstellung. Es sei nur noch bemerkt, daß diese in dem Martertode des letzten Generalabtes, des frommen P. Anton Chevreux, seines Neffen und mehrerer anderer Mönche, 2. September 1792 und 1794 einen ruhmvollen, der glorreichen Anfänge würdigen Abschluß fand.

XXI.

Die Unterdrückung der katholischen Hierarchie durch Königin Elisabeth (1559).[1])

Der durch ausgebreitete Gelehrsamkeit, seltene schriftstellerische Begabung, eine lange Reihe wissenschaftlicher Publikationen, sowie reichgesegnete seelsorgliche Thätigkeit hervorragende ehemalige Fellow des St. John's Colleg in Cambridge, nunmehrige Redemptoristenpater T. E. Bridgett ist den Lesern der Histor.-polit. Blätter wohl bekannt. In Bd. 77 S. 839 ff. brachten wir sein Buch über den englischen Mariencultus, dann in Bd. 80 S. 863 ff. seine Biographie über den letzten katholischen Bischof von Lincoln, Thomas Watson, zur Anzeige. Von berufener Hand erschien weiterhin in Bd. 102 S. 389 ff. eine Kritik über Bridgetts Lebensbeschreibung des seligen Cardinals Fisher von Rochester, während mir vergönnt war, das nämliche Werk[2]), sowie außerdem seine Geschichte der h. Eucharistie in England[3])

---

1) The true Story of the catholic Hierarchy deposed by Queen Elizabeth. With fuller Memoirs of its last two survivors by the Rev. T. E. Bridgett, C. SS. R., and the late Rev. T. F. Knox, D. D. of the London Oratory. London, Burns and Oates. 1889. 8°. XIII. 268 pag. (Preis: 7 shill. 6 p.)

2) Literar. Handweiser Nr. 456.

3) Katholik 1881. I. S. 582—592: History of the holy Eucharist in Great Britain. By T. E. Bridgett. 2 vols. London 1881.

und seine Ausgabe der Abhandlung des Cardinals Allen über das Fegfeuer anderweitig dem deutschen Publikum vorzulegen.[1]) Dem unermüdlichen Forscherfleiße Bridgetts, der zu den emsigsten Benützern des öffentlichen englischen Reichsarchivs und des Britischen Museums in London gehört, ist es im Laufe des Jahres 1889 gelungen, in einer Reihe der gediegensten Artikel, die in der literarischen Welt Englands wegen ihrer scharfsinnigen Kritik berechtigtes Aufsehen erregten, jene Lügenfabrik des 17. Jahrhunderts an das Sonnenlicht hervorzuziehen, welche von Robert Ware, dem Sohne des irischen Archäologen Sir James Ware geleitet, zahllose Märchen über die Katholiken in die Welt gesetzt, die von da an als festbegründete Wahrheiten bei Protestanten und Katholiken Aufnahme fanden. Zum Theil berühren sich diese Aufsätze mit der vorliegenden neuen Schrift, die, auf ausgedehnten Studien beruhend, über einen der am heftigsten umstrittenen Punkte der englischen Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts ein Licht und einen Glanz verbreitet, die ebenso überraschend wie tröstend auf das Gemüth des katholischen Lesers einwirken. Unter Heinrich VIII. die Unabhängigkeit der Kirche preisgebend und in die Wirren des Schismas von 1534 bis 1553 verstrickt, konnte die Hierarchie durch das vereinte Wirken der katholischen Maria und der Päpste Julius III. und Paul IV. 1554 ihre alte Stellung in der Christenheit wieder einnehmen. Da holte Elisabeth zum zweiten Schlag aus. Aber jetzt darf die Geschichte melden: Valet, sed non praevalet, denn allerdings wurde die Hierarchie in ungerechtester Weise unterdrückt, aber sie erlag nur der Gewalt und hat den Schild ihrer Ehre blank gehalten.

---

1) Literar. Rundschau 1887. Sp. 24. Souls departed. Being a Defence of the catholic Church's Doctrine touching Purgatory. By Cardinal Allen. New edition by T. E. Bridgett London 1886.

Ueber die Sorgfalt, mit welcher der Verfasser auch diese neueste Schrift bearbeitet, dürften wenige Bemerkungen genügen. „Die Prüfung gedruckter Werke," betont er, „enthüllte uns die Thatsachen, daß man nur wenigen von ihnen trauen darf. Die Widersprüche und Irrthümer, um nicht zu sagen Entstellungen, waren grob und schier unzählig. Aber die Calendars of State Papers und die Handschriften-Cataloge im Britischen Museum gaben zahlreiche Quellen authentischer Berichte an die Hand, die ich sämmtlich zur Benützung heranzog. So nahm das Buch zu meinem Bedauern den Charakter einer Streitschrift an. Einfache Darlegung der Thatsachen mit Ausschluß der Controverse wäre allerdings eine angenehmere Aufgabe gewesen, aber ein solches Verfahren gegenüber weitverbreiteten Irrthümern und eingebürgerten geschichtlichen Mythen wäre ohne Wirkung geblieben". (p. IX.) Insbesondere erwähnt der Verfasser den Geschichtschreiber Strype, der bei allem Fleiß doch im höchsten Grade leichtfertig sich erwiesen hinsichtlich der Aufnahme von katholikenfeindlichen Notizen. Neben den genannten Sammlungen konnte der Verfasser auch das Privatarchiv des Ministerpräsidenten Marquis von Salisbury benützen, der, als in direkter Linie von Lord Burghley (William Cecil) dem Staatssekretär Königin Elisabeths abstammend, Eigenthümer des Schlosses Hatfield und der allda aufbewahrten kostbaren Literalien dieses für die englischen Katholiken des 16. Jahrhunderts so unendlich verhängnißvoll gewordenen Staatsmannes ist. Aus dem Archiv Salisbury's stammt einer der lesenswerthen Briefe des Bischofs Watson. Außerdem empfangen wir noch literarische Schätze aus dem Vatikanischen Archiv, unter andern einen Bericht des berühmten Controversisten und Geschichtsschreibers Nikolaus Sanders, welcher den deutschen Cardinal Stanislaus Hosius auf seinen Legationsreisen als Sekretär begleitete, im Auftrag Gregors XIII. eine Expedition nach Irland machte und hier im Dienste der Religion ruhmvoll 1581 sein Leben endete.

Noch unter Königin Elisabeth wurden 1583 über das Schicksal der katholischen Bischöfe Nachrichten verbreitet, die aller geschichtlichen Wahrheit Hohn sprechen. Damals ließ der Staatsminister Burghley seine Schrift: „Ausübung der Gerechtigkeit in England" erscheinen zur Widerlegung der berühmten Schrift des Dr. William Allen, „Apologie oder Vertheidigung der Jesuiten und Seminarpriester."[1]) Hauptzweck der Staatsschrift war die Erbringung des Beweises, die englischen Martyrer seien lediglich als Landesverräther bestraft worden, denn, fügte Lord Burghley bei, die 1559 abgesetzten katholischen Bischöfe, welche dem nämlichen Bekenntniß angehörten, seien weder zum Tode verurtheilt noch verfolgt worden. Daß diese Art der Vertheidigung Wahres und Falsches vermischt, darüber kann nach Bridgetts Untersuchungen kein Zweifel bestehen. Formell zum Tode hat man sie nicht verurtheilt. Aber sie wurden ihrer Aemter und Würden entsetzt, drei Jahre (1560—1563) in den Tower geworfen, darauf protestantischen Bischöfen ins Haus gelegt und bis zu ihrem Hinscheiden alles und jeden geistlichen Trostes, sogar des Empfangs des Bußsakraments, beraubt. Heute liegt uns das Reglement vor, nach welchem die katholischen Prälaten in dieser honesta custodia bei den anglikanischen Prälaten behandelt werden mußten; es bildet die schärfste Widerlegung der von Burghley aufgestellten Behauptung, die Königin habe den abgesetzten Prälaten ein „ruhiges und friedliches Dasein" vergönnt. In einem Anflug von Wehmuth bemerkt unser Verfasser: „Wer hätte aus diesen Worten (Burghley's) damals entnehmen können, daß Bischof Watson von Lincoln beinahe 24 Jahre, Thirlby von Ely beinahe 11, Bonner von London 10, Bourne von Bath und Wells, Tuberville von Exeter, Scott von Chester, Pate von Worcester und Heath länger als 3 Jahre Gefängniß erduldet hatten?

1) Vgl. meine Schrift: Wilhelm Cardinal Allen und die englischen Seminare auf dem Festlande. Mainz 1885. S. 102—103.

Wer hätte aus dieser Darstellung Kunde empfangen, daß der ‚gefällige' Bischof White von Winchester so lange im Tower schmachten mußte, bis er tödtlicher Krankheit verfiel und dann in das Haus seines Bruders gebracht, dort seine Tage endete? Daß Bischof Tunstall von Durham trotz seines hohen Rufes und ruhigen Benehmens beim (protestantischen) Erzbischof Parker lebenslängliche Haft erduldete, und daß die Freiheit des Bischofs Poole von Peterborough lediglich darin bestand, sich in einem Umkreise von drei Meilen von London bewegen zu dürfen? Das sind Thatsachen, die zu beweisen ich mich anschicke. Diese Thatsachen waren Lord Burghley bekannt, ja er selbst war ihr Urheber" (S. 4, 5).

Mit einer Mischung von Bedauern und Unwillen folgt man nun an der kundigen Hand des Verfassers jener unabsehbaren Reihe von protestantischen und katholischen Autoren, welche die unglaubliche Mittheilung Burghley's in unendlichen Variationen wiederholen. Aus der Zahl dieser Geschichtsschreiber glauben wir diejenigen namhaft machen zu sollen, deren Werke gerade in unsern Tagen in allen gelehrten Kreisen unbestrittenes Ansehen genießen. Es ist Camden, der Annalist der Königin Elisabeth, Fuller der Biograph des Erzbischofs Parker, Domdechant Hook, dem wir das mehrbändige Werk über die Erzbischöfe von Canterbury verdanken, Domherr Perry von Lincoln, dessen Compendium englischer Kirchengeschichte weit verbreitet ist, und endlich Dr. Jessopp von Norwich, dessen Untersuchungen sich vorwiegend mit katholischen Dingen befassen und dessen gründliche Biographie des Jesuitenpaters Walpole bereits früher in diesen Blättern angezeigt worden (Bd. 83. S. 208—218).

Hatte Königin Elisabeth Grund zur Unzufriedenheit mit den Bischöfen der alten Kirche? Bei ihrer Thronbesteigung, 19. November 1558, waren die Sprengel von Oxford, Salisbury, Bangor, Gloucester und Hereford durch Tod ihrer Inhaber vacant, vor Ende 1558 wurden erledigt

Rochester, Norwich, Chichester und Bristol. Den für Salisbury, Bangor, Hereford und Oxford bereits erfolgten Ernennungen hat die Königin alsbald ihre Anerkennung versagt. Aber sämmtliche damals lebende Bischöfe, 16 an der Zahl, anerkannten Elisabeth als ihre rechtmäßige Königin und begaben sich nach London zur Ceremonie des Handkusses. Schlecht hat die Souveränin diesen Akt der Loyalität den Prälaten gelohnt. Cecil, ihr erster Minister, entwarf sofort den Plan zur Einführung der Reformation in einem noch vorhandenen Aktenstück, welches vorläufige Beibehaltung des Meßopfers erlaubt, aber der ganzen Geistlichkeit hochverrätherische Gesinnung andichtet und Verzeihung nur unter der Bedingung gewährt, daß sie Papst und Kirche abschwören. „Und durch Anwendung dieser Mittel wird Ihrer Majestät Verlegenheit in Geldsachen einigermaßen erleichtert.“ Jetzt drängten sich die Ereignisse in jagender Eile. Den Bischof von Chichester traf wegen einer Predigt Gefängnißstrafe im Tower, den Bischof von Winchester wegen seiner Leichenrede auf Königin Maria Hausarrest. Am Weihnachtstage 1558 gab Elisabeth öffentliches Aergerniß durch ihre Weigerung, nach alter Sitte bei der hl. Messe den Opfergang zu halten und durch demonstratives Weggehen vor der hl. Wandlung. Und zwei Tage später erschien eine königliche Proklamation, welche Predigen und Veränderung der Ceremonien untersagte, „bis die Königin und ihre drei Stände im Parlamente Berathung mit einander gepflogen.“ Von banger Ahnung der bevorstehenden Kampfgesetze ergriffen, weigerten die Bischöfe die feierliche Krönung und Salbung Elisabeths. Nur der Bischof Ogelthorpe von Carlisle trennte sich von seinen Mitbrüdern und vollzog die Ceremonien, worüber Sanders in dem von Bridgett aus dem vatikanischen Archiv entlehnten Berichte an Cardinal Morone also schreibt: „Der Erzbischof (Lordkanzler Heath von York) hat die Funktion abgelehnt, nachdem er in Erfahrung gebracht, sie solle in gewisser Beziehung einen schismatischen Beigeschmack erhalten. Auch viele andere Bischöfe weigerten

sich, endlich hat der Bischof von Carlisle sie vollzogen, aber nicht als Begünstiger der Häresie, sondern zu dem Zwecke, damit die Königin, wenn Keiner sie salben wolle, sich nicht ärgere und daraus um so mehr Veranlassung nehme zur Vernichtung der Religion. Dazu kommt, daß damals die Lage noch nicht so verzweifelt war, Manche vielmehr die Hoffnung hegten, die Königin werde von ihrem Vorhaben abstehen" (S. 16—18).

In den Monaten Februar bis Ende April 1559 wurde das Schicksal der katholischen Kirche im Parlamente entschieden. Die beiden grundlegenden Gesetze der anglikanischen Staatskirche, die Akte der Suprematie der geistlichen Gewalt in der Krone, und der Uniformität der Liturgie, wurden in denkwürdiger Weise von sämmtlichen Bischöfen im Oberhause bekämpft. Selbst Bischof Kitchen von Llandaff, der nachmals seiner Stellung untreu wurde durch Ableistung des Eides der Suprematie, hat diese Bill in allen Stadien und ebenso bei der Schlußberathung am 29. April 1559 feierlich verworfen. Allen Prälaten voran in der Vertheidigung des Apostolischen Stuhles ging der Erzbischof Heath im Oberhause. „Trennen wir uns," so bemerkte er, „vom römischen Stuhl, dann geben wir vier Dinge Preis: 1. sämmtliche allgemeine Concilien, 2. alle kanonischen und kirchlichen Gesetze der Kirche Christi, 3. die Gemeinschaft aller übrigen christlichen Fürsten und 4. die Einheit der Kirche. Denn St. Peters Schiff verlassend, setzen wir uns der Gefahr aus, in den Wogen des Schisma's, der Sekten und Spaltungen zu versinken." In demselben Gedankengang bewegte sich die Rede des Bischofs Cuthbert Scott von Chester, sowie die Adresse des niedern Klerus des geistlichen Parlaments (oder der Convocation) an die Bischöfe vom 17. Februar 1559, welche in fünf Artikeln den Glauben an das hl. Altarsakrament und den Primat des Papstes bekannte. Als Königin Elisabeth zum Dank für solch mannhaftes Benehmen die Bischöfe am 19. März 1559 in Gegenwart des

spanischen Gesandten de Feria „eine Bande müßiger Taugenichtse“ nannte (a set of lazy scamps), erwiderte derselbe, die Prediger, welchen sie Gehör schenke, seien die „Scamps“, die Bischöfe dagegen wären bereit, für die Wahrheit zu sterben. „Euer Majestät“, meldete er Philipp II. über diesen Vorgang, „würden den Muth bewundern, welchen dieselben an den Tag legen.“ Und bei Worten ließ es die Monarchin nicht bewenden. Auf Ende März sagte sie ein öffentliches Religionsgespräch zu London an und ließ dann, weil ihr der Ausgang desselben nicht zusagte, am Montag den 3. April 1559 die katholischen Collocutoren Bischof White von Winchester und Bischof Watson von Lincoln in den Tower bringen, während die andern Collocutoren Bischof Baynes von Lichfield, Bischof Scott von Chester und Bischof Ogelthorpe von Carlisle, sammt den drei Archidiakonen Henry Cole von Lewes, John Harpsfield von Canterbury und William Chedsey von Middlesex, Bürgschaft leisten mußten, daß sie jeden Tag zur Verfügung des Geheimen Rathes stehen würden. Ungeachtet ihres pünktlichen Gehorsams hatte der Geheime Rath die Gewogenheit, am 11. Mai dem Bischof von Chester 200 Mark (= 133 £ 3 sh), dem von Carlisle 250 £ und dem von Lichfield 333 £ 6 sh. Geldbuße aufzulegen (S. 26).

Im Sommer 1559 gelangte das Gesetz der Suprematie zur Ausführung. Wer fremdländische Jurisdiktion vertheidigt, so bestimmte dasselbe, wird zum ersten Male mit Verlust des Vermögens, dann mit den Strafen des Praemunire, das dritte Mal wegen Hochverraths mit Todesstrafe belegt. Von Gefängniß ist mit keiner Silbe dabei Rede. Bischof Bonner von London wurde im Mai 1559, die Bischöfe von Lichfield, Chester, Carlisle, Lincoln, Winchester und Worcester im Juni, die von York, St. Asaph und Ely im Juli, der Bischof von Durham im September, die Bischöfe von Bath und Peterborough im Oktober und der von Exeter im November 1559 abgesetzt. Nur Kitchen von Llandaff gab

am 18. Juli 1559 ein schriftliches Versprechen zur Ausführung der neuen Gesetze in Sachen der Religion, und verlor damit seine Ehre bei Katholiken und — Protestanten, denn selbst der Protestant Godwin bezeichnet den abtrünnigen Prälaten „als Schmach und Schande seines bischöflichen Stuhles“ (S. 31). Von sechszehn katholischen Bischöfen, denen der Eid der Suprematie abverlangt wurde, hat nur ein einziger denselben geleistet. Ende 1559 war die alte Hierarchie vernichtet.

Bald ging man einen Schritt weiter. Da öffentliches Auftreten unbescholtener Männer, denen man Amt und Würde wegen treuer Anhänglichkeit an die Kirche genommen, der Regierung unbequem sein mußte, so ließ der Geheime Rath den Erzbischof Heath von York, sowie die Bischöfe Bonner von London und Thirlby von Ely, und wahrscheinlich auch die übrigen Prälaten, mit dem Banne belegen, und zwar nach ächter Pharisäerart aus dem Grunde, weil sie die feierlichen Funktionen zu Ostern 1559 nicht vollzogen hätten. Nunmehr waren die Prälaten der Ungnade des Geheimen Rathes ausgeliefert, der sie nicht auf Grund eines Gesetzesparagraphen — denn die beiden Statuten der Suprematie und Uniformität der Liturgie ermangelten der Gefängnißstrafe — sondern in höchst willkürlicher Erweiterung seiner Befugnisse lediglich deßhalb, weil diese Männer den Staatslenkern unbequem waren, in die drei Londoner Gefängnisse, den Tower, Marshalsea und Fleet werfen ließ.

Verfolgen wir die Schicksale dieser Bekenner, damit die altüberlieferten Legenden von dem „friedlichen Leben der abgesetzten Prälaten“ endlich vor der Wahrheit erbleichen. Von fünfzehn im Jahre 1559 abgesetzten Bischöfen waren im Sommer 1560 fünf bereits verschieden, und einer außer Landes gegangen. Mit Ausnahme des Bischofs Poole von Peterborough wurden sämmtliche Prälaten verhaftet. Bonner von London kam in die Marshalsea, wo er zehn Jahre schmachtete, Scott von Chester am 13. Mai 1560 in die

Fleet, wo er vier Jahre blieb, die sechs übrigen Bischöfe kamen in den Tower, wo sie bis September 1563 schmachteten. Man kann sein Erstaunen nicht bezwingen, wenn man die Wort für Wort von Bridgett citirten Nachrichten protestantischer Autoren über diese Vergewaltigung unschuldiger Männer erwägt. Auf kurze Zeit ihrer Freiheit beraubt, so melden diese Leute, genoßen die Bischöfe sonst alle Vortheile des Lebens. Heute gehören solche Mittheilungen in das Gebiet der Märchen, die State Papers reden eine durchaus verschiedene Sprache. Am 14. Juni 1562, nachdem bereits zwei Jahre der empfindlichen Kerkerhaft der Prälaten verflossen waren, meldete der Commandant des Tower dem Geheimen Rath, wie folgt: „Zuerst bringt er Ew. Lordschaften in Erinnerung, daß die ehemaligen Bischöfe, sammt Mr. Feckenham und Mr. Roxall, allesammt acht, eng und abgesondert festgehalten werden (be close and severally kept), weßhalb sie beständig ihn ersuchen, in ihrem Namen um höhere Freiheit zu bitten, und theilt Ew. Lordschaften mit, wie peinlich es ist, so viele Personen so lange abgesondert zu bedienen" (S. 41). Mit andern Worten: Nach dem authentischen Bericht des Commandanten wurden die Bischöfe im Tower in enger und strenger Haft gehalten, kein Verkehr unter einander war gestattet, sogar das Mittagsmahl wurde in jeder einzelnen Zelle aufgetragen. Die Bemerkung des Commandanten, daß diese Art der Behandlung ihm lästig sei, verstehen wir, wenn wir bedenken, daß die Bischöfe zeitweilig, aber nicht lange, die Erlaubniß erhielten, an zwei Tischen gemeinsam zu speisen.

Als Militär konnte der Lieutenant des Tower lediglich die Befehle des Geheimen Rathes zur Ausführung bringen. Und doch weht uns aus seinem Briefe ein Gefühl des Unmuths über die ihm aufgezwungene Behandlung von Männern, welche hochgebildet, unbescholten, treu der Königin, lediglich der neuen Kirchenpolitik zum Opfer fallen mußten. Aber Schadenfreude und Ingrimm athmet die Correspondenz der

anglikanischen Theologen (S. 40). Ja, im Jahre 1562 drohte den Prälaten sogar Todesgefahr. Der spanische Gesandte meldete damals nach Madrid, bei einer Gelegenheit habe man den gefangenen Prälaten Todesstrafe in Aussicht gestellt, wenn sie nicht die Ostercommunion in derselben Form wie die Königin empfangen würden. Aber alle hätten einmüthig abgelehnt. Wenn ihnen 1563 die nämliche Drohung im Falle der Verweigerung des Suprematseides entgegengehalten wurde, so hing in der That ihr Leben jetzt an einem Faden, weil das Parlament eben damals ein Gesetz erließ mit dem Befehl, unter Strafe des Hochverraths sei der Suprematseid zu leisten. Milde oder Furcht veranlaßten damals Elisabeth, wie Erzbischof Parker meldet, den Kirchencommissären Einhalt zu gebieten. Aber die beiden anglikanischen Dechanten von St. Paul und Windsor empfahlen damals in ihren Predigten vor Parlament und Convocation als höchst zeitgemäß „die Tödtung der gefangenen Wölfe."

Für Deutschland kommt hier die Thatsache in Betracht, daß der Kaiser Ferdinand für die in religiöser, gesellschaftlicher und gesundheitlicher Beziehung mit den härtesten Entbehrungen belegten englischen Bischöfe eintrat. Aus einem Briefe vom 24. September 1563, der wenige Tage nach der Entlassung der Prälaten aus dem Gefängniß, aber bevor die Kunde von diesem Ereigniß nach Wien gedrungen sein konnte, verfaßt wurde, entnehmen wir, daß der Kaiser schon vor Monaten sich für die Kirchenfürsten bei Elisabeth verwandte. Eine Stelle aus der im Record Office beruhenden Uebersetzung des kaiserlichen Briefes, welche der damaligen Zeit entstammt, lautet: „Mit Freude erkannten wir, daß Eure Hoheit den Ihnen vor einigen Monaten gesandten Brief wohlgefällig aufgenommen. In demselben ersuchten wir Eure Hoheit, strenges Verfahren wider die im Gefängniß verhaltenen Bischöfe, sowie die Unterthanen katholischen Glaubens nicht in Anwendung zu bringen". Die Antwort der Königin bekundet Hohn und Verstellung zugleich. Am

3. November 1563 erwiderte sie dem Kaiser, es sei für sie eine Sache von großer Wichtigkeit, jene Männer so milde zu behandeln, die sich gegen die Landesgesetze und die Ruhe der Unterthanen so gröblich verfehlt, und unter welchen jene die Häupter seien, die unter der Regierung ihres Vaters und Bruders die nämlichen Lehren Andern gepredigt, welche sie eben jetzt verwerfen. Diese Männer habe sie auf des Kaisers Bitten verschont, aber nicht ohne dadurch zugleich ihr eigenes Volk zu verletzen. Dem Gesuch des Kaisers um Freiheit des katholischen Bekenntnisses setzt die Königin eine entschiedene Weigerung entgegen (S. 43).

Dieser Brief fordert zu einigen Randglossen auf. Daß die katholischen Bischöfe, welche 1559 die Kirchenpolitik Elisabeths bekämpften, sich damit in einen Widerspruch mit ihrem früheren Verhalten setzten, wie der königliche Brief behauptet, entspricht der Wahrheit durchaus nicht. Noch lange nicht alle Männer, welche damals der Prälatur angehörten, hatten früher das Schisma begünstigt. Dazu kommt, daß das Schisma unter Heinrich VIII. und Eduard VI. einen höchst unfertigen und zweideutigen Zustand enthielt. Zwar hatte man die Bahn beschritten, welche zum Protestantismus führen mußte, aber vollendete Häresie lag noch nicht vor. Elisabeth blieb es vorbehalten, diesen verhängnißvollen Schritt zum Abgrund zu thun und England nicht nur den Zusammenhang mit dem Mittelpunkt der Einheit, sondern auch Sakramente und Priesterthum zu rauben. Aus deinem Munde richte ich dich! Hat denn Elisabeth nicht selbst zur Zeit ihrer Schwester Maria öffentlich den katholischen Glauben bekannt und derselben in der letzten Krankheit Beschützung des Katholicismus feierlich zugesagt? Und hat sie diese Zusage im Angesicht der Vertreter der Nation, bei ihrer Krönung und Salbung durch den katholischen Bischof Ogelthorpe von Carlisle in der Westminster-Abtei zu London nicht öffentlich bestätigt? Wer gestattete ihr, nach wenigen Monaten der Nation den katholischen Glauben mit Gewalt

zu entreißen, zu dem sie früher selber sich bekannt hat? Und während so die Souveränin so wenig Rücksicht für die religiösen Ueberzeugungen der Unterthanen bekundet, legt sie eine peinliche Empfindlichkeit an den Tag, wo es ihre eigene Ehre vor der Welt galt. Im Sommer 1560 ließ ihr Geheimer Rath die Bischöfe wegen Unterlassung einer Handlung, die ihnen die schwersten Strafen zugezogen hätte, mit dem Bann belegen. Als aber das Maß ihrer Ungerechtigkeit voll geworden, und Pius V. nun Elisabeth am 25. Februar 1570 mit dem Bann strafte, da wandte sich die Königin an Kaiser Max II. mit dem Ersuchen, beim Papste die Aufhebung des Spruches zu bewirken. Pius V. hat es abgelehnt, die Bitte zu erfüllen. Denn das schwere Unrecht der Königin mußte öffentlich vor Europa auch als solches dargestellt werden. Zu einer Zeit, in welcher es noch eine christliche Völkerfamilie gab, aus der auch Elisabeth nicht ausscheiden wollte, und gegenüber einer Regentin, welche Jahre lang den katholischen Glauben bekannt hatte, gab es kein anderes Mittel, um das gekränkte Recht zu sühnen. Dabei muß aber gleich auf Grund der Bemerkungen des kaiserlichen Gesandten Grafen Arco in Rom zugestanden werden, daß die Hoffnungen, welche man an der Curie an den Schritt des Papstes knüpfte, thatsächlich nicht ihre Erfüllung gewonnen haben. Die Sprache des englischen Gesandten Henry Cobham vor Max II. in Speyer über Pius V. war insolent, während die Bemerkungen des Kaisers selbst von falschem Spiritualismus eingegeben sind.[1])

Hohe Beachtung verdienen Bridgetts Bemerkungen zum dritten Kapitel. Hier faßt er nochmals seine Artikel im „Tablet" zusammen, welche folgende vier Behauptungen als

---

1) Briefe und Akten zur Geschichte Maximilians II. Erster Theil. Der Briefwechsel des Kaisers Maximilian II mit Papst Pius V. Gesammelt und herausgegeben von W. E. Schwarz. Paderborn, Verlag der Bonifaciusdruckerei. 1889. S. 159, 162, 164.

durchaus der Wahrheit ermangelnd erwiesen haben. Demnach ist es unwahr: 1. daß der Geheime Rath nach dem Heimgang der Königin Maria eine hochverrätherische Correspondenz der katholischen Bischöfe entdeckt, und lediglich Elisabeth in ihrer Nachsicht die Prälaten vor den Strafen des Gesetzes geschützt habe, 2. daß die Bischöfe am 15. Mai 1559 eine Verwahrung eingereicht, die Elisabeth scharf beantwortet habe, 3. daß fünf Bischöfe im Dezember 1559 ebenfalls der Königin einen Protest übersandt, welchen Elisabeth wiederum beantwortete, und 4. daß die Prälaten 1560 dem anglikanischen Erzbischof Parker einen Drohbrief geschrieben. All diese böswilligen Behauptungen, die noch immer ihren Platz in den namhaftesten Geschichtswerken behaupten, hat Bridgett mit durchdringendem Scharfsinn entlarvt und widerlegt. (S. 49, 50.)

Welches Schicksal war den Prälaten nach der Befreiung aus dreijähriger harter Gefangenschaft beschieden? Es lohnt sich der Mühe, in Begleitung unseres umsichtigen Forschers den glänzenden Spuren dieser muthvollen Bekenner des Glaubens nachzugehen und damit zugleich die dichten Nebel zu zerstreuen, die Unkenntniß und böser Wille um ihre ehrwürdigen Gestalten gelagert hat.

1. Bischof Cuthbert Tunstall von Durham. Von diesem berühmten Humanisten schrieb sein Freund, der selige Sir Thomas More, mit Recht: Quo viro vix habet orbis hodie quicquam eruditius, prudentius, melius. Strype, der Biograph Parkers, verleumdet den Bischof durch die Bemerkung: „Vor seinem Tode wurde er durch des Erzbischofs (Parker) Bemühungen von seinen papistischen Thorheiten (fancies) befreit". Bridgett beschenkt uns dem gegenüber aus dem Record Office mit jenem trefflichen Brief des Bischofs an den Minister Cecil vom 19. August 1559, in welchem er den neuen Kirchengesetzen seine Zustimmung versagt. (S. 56.) Auch den am 9. September ihm gewordenen königlichen Auftrag, bei der Consekration des ersten anglikanischen Erz-

bischofs Parker von Canterbury mitzuwirken, hat Tunstall abgelehnt. Am 28. September abgesetzt und dem Erzbischof Parker als Gefangener in das Haus gelegt, ist er hier 15. November 1559 verschieden.

2. Bischof Ralph (Rudolph) Bayne von Lichfield, ehedem Professor des Hebräischen an der Universität Paris, widerstand als Collocutor im März 1559 der Kirchenpolitik Elisabeths mit solcher Entschiedenheit, daß er, wie erwähnt, in schwere Geldbuße genommen wurde. In dem von Bridgett veröffentlichten Bericht an den Cardinal Morone schreibt der berühmte Sanders über Bayne: „Eine solche Festigkeit der Gesinnung hat er während dieser Verfolgung bekundet, daß er stets mit Freude zu allen Verhören schritt, und dann noch glücklicher heimkehrte. Aber abgesetzt und auf Grund von Bürgschaft, saß er da, von Krankheit und Kummer gebeugt in seinem Stuhl, als er eine Stimme vernahm, die ihm sagte: ‚Sei guten Muthes, denn du sollst Martyrium erdulden'. Glaubwürdigen Personen soll er dieses berichtet haben, ohne das Martyrium selber anzugeben. Und doch so war es. Denn sechs Tage hat er solche Steinschmerzen erduldet, daß die Umgebung kaum den Anblick zu ertragen vermochte. Dennoch entfuhr ihm kein Ton der Klage. Die Augen auf das Crucifix gerichtet und den Namen Jesu bis zum letzten Augenblicke anrufend, ist er verschieden", am 18. November 1559. (S. 61.)

3. Bischof Henry Morgan von St. Davids, abgesetzt am 21. Juni 1559, starb am 23. Dezember desselben Jahres. Messestiftungen waren nunmehr in England verboten. Deßhalb errichtete der Bischof letztwillig ein Vermächtniß von 4 £, die in den nächsten fünf Jahren an zwei Doctoren der freien Künste von Oxford zu zahlen seien, damit sie für seine Seele beten möchten.

4. Bischof Owen (Eugen) Oglethorpe von Carlisle hat allerdings Königin Elisabeth gesalbt und gekrönt und das feierliche Versprechen der Vertheidigung des katholischen

Glaubens entgegengenommen. Lediglich um größeres Aergerniß zu vermeiden, glaubte er dieses Verfahren einschlagen zu dürfen. Im Uebrigen hat der Prälat eine durchaus correkte Haltung beobachtet. Sanders hat in seinem Vatikanischen Bericht, und Edmund Daniel, Dechant von Hereford, als Augenzeuge des Vorgangs in der königlichen Kapelle, zu Rom 1570 ausgesagt, daß Elisabeth zu Weihnachten 1558 dem Bischof die Elevation der heiligen Hostie untersagen ließ. Als der Prälat diesem Ansinnen sich widersetzte, habe die Königin die Kapelle beim Evangelium verlassen. Nach Sanders ist auch dieser Bischof nach seiner Absetzung mit Gefängniß belegt worden. Ende Dezember 1559 ist er verschieden. (S. 63—66.)

5. Bischof White von Winchester hatte unter Eduard VI. die protestantischen Neuerungen bekämpft und war unter Maria nach Lincoln und dann nach Winchester befördert worden. Seine Leichenrede auf Maria in der Westminsterabtei am 14. Dezember 1558, in welcher man Anspielungen auf die religiöse Haltung Elisabeths zu erkennen glaubte, sowie seine Vertheidigung des katholischen Glaubens im Religionsgespräch Ende März 1559 veranlaßten am 3. April seine Einsperrung im Tower, wo er auf Befehl des Geheimen Raths bis 7. Juli 1559 verblieb, um dann mit Hausarrest bei seinem Bruder bestraft zu werden. Am 26. Juni zum Sheriff geführt, um hier den Eid auf die Kirchengesetze zu leisten, hat der Bischof diese Zumuthung abgelehnt. Allbekannt und viel gebraucht in England wie auf dem Festlande ist das bekannte sechsbändige Werk der Miß Agnes Strickland „Lives of the Queens of England". Bridgett weist ihr in der Elisabeth-Biographie zahlreiche Ungenauigkeiten nach. (S. 69 ff.)

6. Ueber Bischof Cuthbert Scott von Chester geht eine Menge unrichtiger Mittheilungen im Schwange, welche Bridgett auf Grund sorgfältig zusammengestellter handschriftlicher Notizen eingehend widerlegt. Am 13. Mai 1560 in

das Gefängniß Fleet zu London geworfen, mußte er nach damaliger Gefängnißordnung seine Kost und die Vergünstigung, ein Bett für sich allein benützen zu dürfen, mit 1 £, gleich 6 £ nach heutigem Werth, wöchentlich erkaufen. Vier volle Jahre währte diese ebenso erniedrigende wie lebensgefährliche Strafe. Dann erhielt der Prälat insoferne seine Freiheit, als man ihm gestattete, sich innerhalb zwanzig Meilen Entfernung von Finchingfield in Essex bewegen zu dürfen. Mit Recht zog der Bischof es nunmehr vor, die undankbare Heimath zu verlassen und das gastliche Gestade der Niederlande aufzusuchen, wo er in Löwen Wohnung nahm und 1565 seine Tage endete.

7. Richard Pate von Worcester, im Ausland weilend, als Paul III. ihm 8. Juli 1541 gegen den Willen Heinrichs VIII. das Bisthum Worcester übertrug, wohnte dem Concil von Trient 1546 und 1552 bei, kehrte 1554 nach England zurück und wurde schon im Juni 1559 seines Amtes enthoben. Am 20. Mai 1560 in den Tower geworfen, erhielt er im September 1563 die Freiheit. Auch ihm gelang es, nach dem Festlande zu entkommen. Am 23. November 1565 ist er verschieden. Auf Grund der Legate seines am 12. Febr. 1561 im Tower errichteten Testamentes wird heute noch im englischen Colleg zu Rom am 5. Oktober das hl. Opfer für seine Seelenruhe dargebracht.

8. David Poole, Bischof von Peterborough, unterhielt zur Königin, wie zu Cecil freundschaftliche Beziehungen, so daß der Staatssekretär nach zwanzig Jahren ihm das Zeugniß „einer ehrwürdigen, ernsten Person und eines sehr ruhigen Unterthans" ausstellt. Aber auch dieser Mann fiel der unseligen Kirchenpolitik zum Opfer. Im November 1559 erfolgte seine Absetzung. Der Umstand, daß er nicht mit Gefängniß bestraft wurde, sondern, wie eine Liste der Recusanten in den State Papers meldet, „in der Stadt London und den Vororten und einem Umkreis von drei Meilen sich bewegen durfte", wurde sofort im Sinne ausnehmender Güte der

Königin, aber auch zugleich als Uebertritt des Prälaten zur neuen Ordnung der Dinge aufgefaßt. Nichts könnte der geschichtlichen Wahrheit schärfer widersprechen. Aus dem Archiv des Marquis von Salisbury theilt Bridgett einen Brief des protestantischen Bischofs von Lichfield vom 10. November 1564 an den Geheimen Rath mit, worin dieser klagt, „daß sintemalen die Gegend sehr behindert wird in allen guten Dingen, welche zur Religion gehören, und doch der Aufenthalt des Doctor Poole, vormaligen Bischofs von Peterborough, bei Bryan Fowler Esq. viele Leute schlechter von dem Regiment und der Religion denken lehrt, als sie sonst thun würden, so sind einige sträfliche Priester dort zusammengekommen" (S. 81).

9. Mit ausnehmender Strenge ließ die Regierung den Bischof Edmund Bonner von London behandeln. Aus dem handschriftlichen Council Register der Königin Elisabeth theilt Bridgett mit, daß der Geheime Rath bereits am 3. Januar 1559 Bischof Bonner aufforderte, am nächsten Tage mit allen unter Maria empfangenen „Aufträgen über Häresie und anderen Unordnungen der Kirche" vor dem Vice-Kammerherrn zu erscheinen und sich über deren Vollstreckung auszuweisen. Zwar gelang es nicht, ihm Ueberschreitungen seiner Befugnisse nachzuweisen, dennoch erfolgte schon am 29. Mai 1559 seine Absetzung. Froude's Bemerkung: „mit ungebrochenem Muthe stand der Bischof (Bonner) im Parlament und trotzte den Flüchen, welche man auf seinen Namen häufte", ist, wie Bridgett zeigt, ebenso romanhaft, wie die Mittheilung Southey's, wonach man Bonner in das Gefängniß geworfen habe, um ihn vor der Volkswuth zu schützen. Denn thatsächlich hat Bonner sich in London frei bewegt bis Mai 1560. Eine officielle Liste der Insassen des Marshalsea-Gefängnisses in London meldet am 2. Juli 1560: „Dr. Bonner, eingeliefert am 20. April 1560 auf Befehl des Lord Erzbischofs (Parker) von Canterbury und anderer Commissäre der Königin, nämlich wegen Sachen der

Religion" (S. 84). Bonners Kerkerhaft war so streng, daß der spanische Gesandte De Silva sich für ihn verwandte und jetzt, im September 1564 melden die Documents of Simancas, „ertheilte die Königin Befehl, des Bischofs von London Haft zu mildern". Doch machte die herrschende Partei noch einmal Anstrengungen, um Bonner an den Galgen zu bringen. Ein Gesetz vom J. 1563 bevollmächtigte die anglikanischen Bischöfe, allen Personen, die Aemter unter den drei letzten Regierungen bekleidet, den Suprematseid vorzulegen, und zwar im Fall der Weigerung unter Androhung lebenslänglichen Gefängnisses und bei weiterer Renitenz unter Todesstrafe. Auf Befehl Elisabeths erließ Parker an seine Collegen eine geheime Anweisung, von den Prälaten der alten Kirche den Eid nicht zu fordern. Nur bei Bischof Bonner machte man eine Ausnahme. Aber der vielgeschmähte Mann besaß den Muth, den Eid abzulehnen und dabei noch die Rechtmäßigkeit des anglikanischen Bischofs Horne von Winchester, welcher denselben entgegennehmen sollte, zu bestreiten. Anfangs September 1569 ist Bonner im Gefängniß Marshalsea nach mehr als neunjähriger Haft gestorben.

10. Die abgesetzten Bischöfe Bourne von Bath, Turberville von Exeter und Thirlby von Ely schmachteten ebenfalls vom Juni 1560 bis September 1563 im Tower und wurden dann protestantischen Prälaten als Gefangene in das Haus gelegt. Diese Thatsache erheischt eingehende Beachtung, weil sie zu der durchaus unbegründeten Vorstellung führte, hier seien den Gefangenen alle Vortheile des gesellschaftlichen Lebens geboten worden. Bridgett theilt aus einer Handschrift die vom Geheimen Rath für Staatsgefangene in bischöflichen Häusern erlassene Hausordnung mit. Sie athmet den Geist puritanischer Bitterkeit und sucht die Prälaten gerade in ihren heiligsten Ueberzeugungen und Gefühlen zu kränken. Keine Darbringung des hl. Opfers, keine Communion, keine Beicht, kein Breviergebet, keine Beschäftigung mit der Theologie, kein Verkehr mit einem Katholiken war diesen hochge-

bildeten Männern erlaubt — das hieß man Freiheit und Duldung des neuen Glaubens! (S. 95, 180.)

11. Ein besonderes Kapitel hat unser Verfasser dem Anführer der treuen Bekenner-Bischöfe, Erzbischof und Lordkanzler Nicolaus Heath von York gewidmet. Zunächst sind wir ihm zu Dank verbunden wegen der nach handschriftlichem Original zum ersten Mal mitgetheilten beiden Briefe des ehrwürdigen Prälaten an den Staatssekretär Cecil, welche eine rührende Loyalität an Königin Elisabeth bekunden, daneben aber auch überraschendes Licht werfen auf die Niederlegung des Kanzleramtes, und damit viele Ungenauigkeiten widerlegen. Mit einer Hartnäckigkeit, die verblüffend wirkt, haben die protestantischen Geschichtsforscher, und zwar noch in unseren Tagen Edward Foß in seinen „Judges of England" (V. 380) und Lord Campbell in seinen „Lives of the Chancellors" die Gefangenschaft des Erzbischofs auf ein Minimum von drei Monaten herabgedrückt, oder ganz mit Stillschweigen übergangen. Das ist bequem und gereicht Elisabeth zum Ruhm, schlägt aber der Wahrheit ins Gesicht. Thatsache ist, daß dieser berühmte Erzbischof, der kraftvolle Vertheidiger des päpstlichen Primats im Parlament 1559, wegen Nichtableistung des Eides der königlichen Suprematie am 5. Juli 1559 abgesetzt und am 10. Juni 1560 in den Tower geworfen wurde, wo er nach dem bereits angezogenen offiziellen Bericht „in enger und besonderer" Haft gehalten wurde bis zum September 1563. Jetzt wurde dem Erzbischof erlaubt, sein Landhaus in der Grafschaft Surrey zu beziehen. Es ist allerdings wahr, daß Königin Elisabeth hier den Erzbischof und vormaligen Lordkanzler besucht hat. Aber auch andere Visiten wurden ihm allda abgestattet. Der famose Prediger Davy Jones, der im Marshalsea-Gefängniß heuchlerisch beichtete, um die Katholiken zu verrathen, schreibt am 6. Juli 1574: „Ich gebe Ihnen zu verstehen, daß Sonntag acht Tage Messe sein wird bei Mylord Bischof Hethe, der Bischof von York war, und etwas abseits von Windsor

wohnt, wie ich höre, aber ich werde schon vorher Erkundigungen einziehen" (S. 116). Bridgett belehrt uns des weiteren über die große Gefahr, in welcher der Prälat mit seinen Amtsbrüdern bei Gelegenheit der Vermählung Maria Stuarts mit ihrem Vetter Darnley 1565 schwebte, nochmals in das Gefängniß wandern zu müssen, eine Eventualität, die ein Gutachten im Record Office gründlich in Erwägung zieht. Als Gefangener in seinem Landhause entschlief Erzbischof Heath im April 1579. In beredten Worten haben Sanders in seinem Bericht an Cardinal Morone 1561, und Cardinal Allen in seiner „Sincere and modest Defence“ 1572 diesen berühmten Mann würdig gefeiert. (S. 115—118.)

Die beiden letzten Bischöfe, Thomas Watson von Lincoln und Thomas Goldwell von St. Asaph sind den Lesern dieser Zeitschrift aus den Anfangs erwähnten früheren Aufsätzen bekannt. Bridgett hat sein Lebensbild Watsons, sowie dasjenige Goldwell's von P. Knox in dem vorliegenden Buche noch sorgfältiger ausgearbeitet und durch reiche Mittheilungen aus dem Record Office ergänzt. Was Watson betrifft, so möchten wir hierher beziehen seine Mittheilungen über die Härte fortgesetzter Gefängnißstrafen, die dieser wegen seiner Bekenntnißtreue erdulden mußte, und welche ihm die Erblindung eines Auges zuzogen (S. 175), sowie seine Kritik der Bemerkungen des Melchior Goldast, Monarchia III 66, über Watsons Aeußerungen in Betreff der Verbindlichkeit der Bannbulle Pius V. vom 25. Februar 1570 gegen Elisabeth. Daß angesehene Katholiken auch jetzt zu Elisabeth als ihrer rechtmäßigen Souveränin hielten, zeigt die aus dem Record Office entnommene Erklärung des Dr. Andrew Oxenbridge, eines Mitgefangenen des Bischofs Watson, im Schloß Wisbich, vom 14. Mai 1583 (171). Nach Bridgett's Auffassung wären die bei Goldast wiedergegebenen ähnlich klingenden Bemerkungen Watson's über diese Bulle auf Grund der Aeußerung Oxenbridge's von einem Fälscher fabricirt worden, und daher an ihrer Aechtheit so lange zu

zweifeln, bis ihr Wortlaut gefunden sei. Treffend bemerkt Bridgett: Sollte Watson aber „die von Goldast ihm beigelegten Worte (was ich aber als unsicher ansehe) wirklich geschrieben haben, so möchte ich ihn weder mit Lingard und Butler deßhalb empfehlen, noch wage ich ihn deßhalb zu verurtheilen. Die direkte wie indirekte Gewalt des Papstes über christliche Fürsten war kein Artikel des katholischen Glaubens, und bei der Kritik über das Verhalten von Männern in einzelnen Fällen geziemt einem Schriftsteller unserer Zeit eine reservirte Haltung, namentlich dann, wenn es die Entscheidung gilt zwischen einem canonisirten Papst, und einem Bischof, der seine Treue gegen die katholische Kirche, und insbesondere gegen ihr Oberhaupt, durch fünfundzwanzigjähriges Gefängniß erprobt hat" (S. 173).

Dem gelehrten Verfasser gebührt wärmster Dank für diese hervorragende Leistung, welche schon jetzt in England berechtigtes Aufsehen erregt hat und auf welche hoffentlich weitere Untersuchungen von gleichem Werthe folgen werden.

Aachen. Bellesheim.

XXII.

Zeitläufe.

Der Ausgleich in Böhmen und ein österreichisches „Centrum“.

Den 12. Februar 1890.

Was man, von auswärts die Dinge betrachtend, zu der großen Neuigkeit, von der alle österreichischen Blätter voll sind, sagen soll? Eines ist jedenfalls erfreulich: es ist endlich Etwas geschehen, und es war höchste Zeit. Als vor drei Monaten in der Sitzung des Reichsraths der deutschliberale Führer, Herr von Plener, dem Kabinet des Grafen Taaffe vorwarf: Oesterreich sei in Folge seiner Politik ein Gegenstand des Mitleids für ganz Europa geworden, und es sei noch niemals so schlecht regiert worden wie jetzt, da antwortete ein halbwegs Unparteiischer in der Presse: „Aber mit Verlaub, zur Zeit der Giskra und Auersperg wurde ebenfalls ‚schlecht‘ regiert, insoferne diese durch ihre Starrheit gegenüber den Ansprüchen der slavischen Parteien sie in eine rücksichtslose Opposition hineintrieben und derart die Situation vorbereitet haben, an der die Deutschen heute leiden. Den Ungarn, wie nicht minder den Czechen gegenüber ist stets der günstige Moment, um Concessionen zu machen, versäumt worden, und die Wiener Centralisten haben sich damit um das Oesterreich, das sie wollen und das ihnen theuer ist, wahrlich nicht verdient gemacht“.[1])

1) Wiener Correspondenz der Münchener „Allg.-Zeitung“ vom 16. December 1889.

So ist es. Alles, was in Oesterreich zur Beruhigung der gegen einander verhetzten Nationalitäten geschieht, kann nur mehr das verhältnißmäßig Bessere schaffen. Denn der Schaden der unseligen „Germanisirungs"-Periode ist menschlicher Voraussicht nach nie mehr gut zu machen.[1]) Das muß man, um gerecht zu seyn, auch der gegenwärtigen Regierung gegenüber zugestehen. Sie hat auch jetzt nur gethan, was zu thun sie Jahre lang standhaft verweigert hat. Von den Verhältnissen gezwungen, mußte sie thun, was sie nicht thun wollte; und sie wollte nicht, weil ihr immer noch der deutsche Charakter der österreichischen Vergangenheit vorschwebte.

In dem „Aufruf", durch welchen die deutsch-böhmischen Abgeordneten ihren Wiedereintritt in den Landtag erklären, sagen sie über das neue Ausgleichswerk: dasselbe sei allerdings „keine Vollendung", die Früchte des nationalen Schaffens könnten erst im Gang der Geschichte gezeitigt werden. Aber „der von uns aufgestellte inhaltsvolle Gedanke, die von uns standhaft verfochtene Forderung der nationalen Abgrenzung, deren schroffe Abweisung uns zum Scheiden aus dem Landtag zwang, hat in dem Ergebniß der Conferenz ausdrucksvolle Anerkennung und lebendige Geltung gewonnen." Gewiß; aber wie lange ist es denn her, daß die Deutsch-Liberalen mit einer geschützten Stellung hinter einem nationalen Palissadenzaun sich begnügen wollten, um von unten auf weiter zu arbeiten? Nicht sich vertheidigen, sondern von oben herab die Lage beherrschen: das wollten sie, und in dem Grafen Taaffe haßten sie den Mann der erklärten Unmöglichkeit dieser Politik.

1) Die Verblendung dieser „Germanisirungs"-Politik hat damals auch die deutsch-mittelstaatliche Presse so sehr beherrscht, daß diese „Blätter" mit ihren Befürchtungen ganz allein standen. Dafür drohte ihnen in Oesterreich Seitens der Polizei das Verbot, und noch vor Kurzem schrieb uns ein Deutscher in Ungarn: „Als ich im Jahre 1858 in der Nähe der türkischen Gränze die ‚Histor.-polit. Blätter' bestellte, da mußte erst der Polizei ein Nachweis über die ‚Ungefährlichkeit der Person' des Bestellers geliefert werden".

Am 7. Mai 1887 fand im Herrenhause des österreichischen Reichsraths eine Debatte statt, bei welcher sich die entgegengesetzten Standpunkte in zwei Persönlichkeiten handgreiflich ausprägten. Es handelte sich um eine Verordnung bezüglich der Staatssprache, deren Geltung jetzt auch durch den Ausgleich wieder fraglich geworden ist.

Dem früheren Minister Dr. Unger scheint dieser Ausgleich damals schon als Gespenst vorgeschwebt zu haben. Er sagte: „Wenn wir die Staatsgrundgesetze so auffassen, dann föderalisiren wir die Verwaltung, dann sprengen wir die Einheit der Justiz und der Administration. Wir haben ja sieben bis acht Landessprachen, und müßten eben so viele Dienstsprachen haben; das ist Niemand mehr im Stande zu bewältigen. Das ist auch mehr als Föderalismus, das ist Separatismus! In jedem Staate ist es nothwendig, daß eine Sprache die Amtssprache sei; welche Sprache aber die Amtssprache in Oesterreich seyn muß, darüber kann nach meiner Meinung kaum ein Zweifel bestehen".

Dem widersprach Hofrath Dr. Maassen auf's Entschiedenste, und zwar aus dem Gesichtspunkt, weil die Stellung Oesterreichs seit dem Jahre 1870 sich vom Grund aus verändert habe. Seitdem gebe es einen grundsätzlichen Vorzug der Deutschen in Oesterreich, ein Privilegium nicht mehr. Für Oesterreich, nur auf sich allein angewiesen, erwachse, bei seiner eigenthümlichen Zusammensetzung aus einer Mehrzahl verschiedener Völker, „die Aufgabe, auf dem Grunde der Gerechtigkeit und der Gleichberechtigung diese Völker zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden." Hr. Maassen hat mit diesen seinen Ansichten nie hinter dem Berge gehalten, und er ist darüber zum bestgehaßten Lehrer an der Universität geworden, nicht nur bei ihrer Jugend, sondern auch bei den Collegen, die ihn deren Insulten schutzlos preisgaben und lieber die Vorlesungen einstellen ließen. Aber er blieb dabei stehen: „Oesterreich ist, seitdem es aufgehört hat, dem deutschen Bunde anzugehören, kein deutscher Staat mehr, was man

früher mit Rücksicht auf seine zum Bunde gehörigen Länder in einem gewissen Sinne sagen konnte; zwei deutsche Reiche neben einander und zwei deutsche Kaiser: das wäre des Guten offenbar zu viel".[1])

So ist es. Die Folgen jenes furchtbaren Risses sind weder zu Wien, noch zu Berlin in ihrer ganzen Tragweite vorausgesehen worden. Vor dem Bruch konnte man österreichische Diplomaten leichtherzig sagen hören: von dieser Zugehörigkeit zum deutschen Bunde habe man ja doch nur die Last, und sich selber zurückgegeben, würde Oesterreich sich viel leichter thun. Die großdeutsche Ader war aber kaum unterbunden, so trat deutsche Blutarmuth ein in Prag, in Laibach, sogar in Pesth. In Berlin hatte man sich das künftige Verhältniß ebenfalls anders gedacht. Es waren die besten Vorsätze gefaßt: was gehen uns ferner diese Deutschen in Oesterreich an? Vor und nach dem Bündnißvertrag hatte der Kanzler die bestimmtesten Erklärungen gegeben. Im engsten Anschluß an das Kanzlerblatt, und gerade aus Anlaß der Maassen'schen Controverse, äußerte sich damals das conservative Hauptorgan in Berlin über die gebotene Enthaltsamkeit:

„Das ‚nationalgeeinte Deutschland' ist nur dadurch entstanden, daß Oesterreich als deutsche Macht aus Deutschland hinausgedrängt wurde. Oesterreich hat, so schwer es ihm auch angekommen seyn mag, seither aufrichtig darauf verzichtet, eine deutsche Macht seyn oder wieder werden zu wollen. Auf diesem Verzicht beruht das intime Bündniß Oesterreichs und des deutschen Reichs; alle Versuche, das Deutschthum in Oesterreich wieder zum alleinherrschenden Element des Kaiserstaats zu machen, können nur dazu beitragen, dieses Freundschaftsbündniß zu stören. Denn sie können nur dann von Erfolg seyn, wenn entweder die Annexion der deutschen Provinzen des österreichischen Kaiserstaats oder die Wiedergeltendmachung deutsch-

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 25. Mai 1887. — Wiener „Vaterland" vom 8. Mai 1887.

österreichischen Einflusses innerhalb des deutschen Reiches als letztes Ziel in's Auge gefaßt wird. Also entweder Hochverrath in Oesterreich oder Beeinträchtigung des deutschen Reiches".[1])

Und doch, so sehr man sich bemühte, die Augen fest zu schließen und die Lage der Deutschen in Oesterreich mit dem Rücken anzusehen: die erkünstelte Gleichgültigkeit konnte niemals Stand halten. Das neue Reich war kaum gegründet, so drängte sich schon die Frage nach dem Schicksal der Deutschen in Oesterreich auf, und, zeitweise eingeschlafen, ist das Bedenken immer wieder aufgewacht. Damals schon wurden in Berlin die Bedingungen erwogen, unter welchen man sich enthalten könnte, „in Tyrol, Mähren, Kärnthen und wo sonst wieder deutsch zu machen, was durch falsche politischen Künste dem Reiche entfremdet ist". Gewiß würde das Reich sich nicht an die schwere Arbeit machen, die Deutschen von Oesterreich abzulösen, „wenn sie nicht durch eine halbe, ungesunde Politik von ihrem bisherigen Verbande abgestoßen würden, wenn man ihnen die Stellung einräumte, die sie mehr wie andere Nationalitäten jetzt beanspruchen zu können meinen, wenn ihnen Aussicht auf einen Verfassungsstaat, statt auf das Chaos eines aristokratisch-militärisch-klerikalen Nationalitäten-Staates geboten würde".[2])

Es folgten alsbald die berüchtigten Artikel aus Potsdam in der Augsburger „Allg. Zeitung", welche eines höhern Ursprungs verdächtig waren, über die Neuordnung „an der obern und untern Donau". Der Abschluß des Bündnißvertrags mit Oesterreich unterbrach zwar derlei Erörterungen auf einige Zeit. Als aber kurz darauf die beiden letzten Mit-

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 6. Juli 1883.

2) Professor Dr. Maassen besprach diesen Artikel der „Vossischen Zeitung" in einer Versammlung des Grazer „Volksvereins" als Beispiel der „frechen Sprache, die in Preußens Hauptstadt über Oesterreich geführt werde", wobei er übrigens meinte, die „schlimmsten Feinde seien nicht die Preußen außerhalb Oesterreichs, sondern die Preußen in Oesterreich". S. „Grazer Volksblatt" vom 6. Oktober 1870.

glieder des vorigen Ministeriums im Taaffe'schen Kabinet zurücktraten, regten sich in Berlin neue Besorgnisse. Dem bekannten Pesther Blatt wurde aus Berlin geschrieben: „Der partielle Ministerwechsel in Oesterreich hat hier, was man auch sagen möge, einen überaus peinlichen Eindruck gemacht. Man steht nicht an, die jüngsten Gerüchte von einer Annäherung Rußlands an Oesterreich-Ungarn, durch welche dem Wiener Hofe die deutsche Allianz überflüssig gemacht werden soll, mit dem Ausscheiden des deutschen Elements aus dem cisleithanischen Ministerium in thatsächlichen Zusammenhang zu bringen. Man weiß hier, daß es gerade die slavischen Faktoren in der österreichischen politischen Welt sind, denen das enge Zusammenhalten des Wiener Kabinets mit dem deutschen Reiche ein Dorn im Auge ist".[1])

Flossen diese Stimmungsberichte bis dahin meist aus liberalen Quellen, so brach im Sommer vorigen Jahres ein allgemeiner Sturm los, bei dem sich das preußisch-conservative Hauptorgan mit seinen „Nix-Daitsch-Artikeln" an die Spitze stellte.[2]) Die unausgesetzten Verluste des deutschen Elements und die Zurückdrängung desselben hinter die fremden Nationalitäten erregte von Neuem die Besorgniß, daß das Bündniß mit der Habsburg'schen Monarchie im entscheidenden Momente hinfällig seyn könnte. Wenn jetzt mehrfach die Meinung auftaucht, daß die plötzliche Wendung der cisleithanischen Regierung zum böhmischen Ausgleich durch auswärtigen Einfluß herbeigeführt worden sei, so fehlte es allerdings schon in dieser Preßfehde vom vorigen Sommer nicht an Andeutungen, daß dem befreundeten Monarchen der verhängnißvolle „Gegensatz zwischen der inneren und der äußeren Politik" ernstlich zu Gemüthe zu führen sei. Jedenfalls erfreute sich

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 20. Januar 1881.

2) S. „Histor.-polit. Blätter" 1889. Bd. 104. S. 458 ff.: „Die Kaiserbesuche und der ‚Nationalismus' im Dreibund. II. Oesterreich insbesondere".

der Ministerpräsident Graf Taaffe in Berlin schon lange der entschiedensten Ungunst.

Die Thatsache hat vernehmlich genug gesprochen, daß Graf Taaffe bei dem Kaiserbesuch in Wien völlig ignorirt, weder empfangen noch decorirt wurde. Ebenso enthielt sich der jüngere Bismarck auf der Rückreise aus der Türkei über Wien, den Ministerpräsidenten zu besuchen, wie den Grafen Kalnoky. Noch im vorigen December erregten die Verhandlungen im Reichsrath einen neuen Sturm in Berlin. Das Kanzlerblatt äußerte sich zwar verblümt; von den andern Blättern aber erklärte das Wiener liberale Hauptorgan: ihr Tadel der Taaffe'schen Politik sei so herb, daß es nicht möglich sei, ihre Stimmen darüber wiederzugeben. Unter Anderm behauptete die „Nationalzeitung": die Verhätschelung der Czechen habe ihren eigentlichen Grund in dem Bestreben, „an der wichtigsten Stelle der Deutschland und Oesterreich scheidenden Grenze einem den Deutschen ausgesprochen feindlich gesinnten Volksstamm die beherrschende Stellung einzuräumen, damit derselbe ein Ineinanderfließen des Deutschthums dießseits und jenseits der Grenze verhüte." Ob denn aber Graf Taaffe wirklich glaube, daß der schwache, dünne czechische Stamm das verhindern könnte, wenn jemals die nationalen Wogen von Süden und Norden zusammenschlagen wollten? Die „Vossische" warf dem Minister geradezu vor, daß er den Deutschen in Oesterreich die angestammte Dynastie verleide. „Wann hätte es in Oesterreich einen Kornblumen-Cultus gegeben vor der Regierung des Grafen Taaffe, und wie kann man sich wundern, daß die Deutschen, deren nationales Leben in Cisleithanien immer mehr eingeschnürt wird, ihre Blicke allmählig über die Grenze richten?" [1])

Gerade in jenen Sitzungen hatte Graf Taaffe seine ständige Erklärung wiederholt, er vertrete nur „die Politik des Kaisers", und ohne Zweifel hat er auch nur in dieser

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 16. December 1889.

Vertretung durch den böhmischen Ausgleich gethan, was er bis dahin beharrlich verweigert hatte. Was ist nun dieser Ausgleich? Eine traurige Nothwendigkeit. Das Wort des Dr. Unger trifft hier zu: „Das ist mehr als Föderalismus, das ist Separatismus." Weil ein gemeinsames politisches Zusammenleben der beiden Nationalitäten nicht mehr zu erzielen schien, so löst man das Band vollständig, und schafft nationale Besonderheiten von oben bis unten. Als das alte deutsche Reich von dem Unglück der Reformation getroffen war, und die Reichsstände in zwei feindliche Lager gespalten wurden, mußte der Reichstag zur Itio in partes seine Zuflucht nehmen. Aber sie griff doch nur Platz in allen confessionellen Fragen. Die Nationalität aber als Moment der Trennung greift viel weiter. Sie trifft die Landesvertretung, die ganze Administration, die Justizpflege und das Schulwesen; mit der Prager Universität ist vor Jahren angefangen worden, bei der Dorfschule ist man jetzt angekommen. Gebe nur Gott, daß die Ausscheidung nicht auch noch in das kirchliche Leben hinübergreift! Es war nichteinmal einer der Neu-Hussiten, sondern der oberste Führer der Altczechen, von dem die vertrauliche Aeußerung herrührt: „Die slavische Liturgie würde unzweifelhaft den slavischen Geist des czechischen Volkes, welcher unter dem Einflusse der deutschen Cultur gelitten hat, in bedeutendem Maße auffrischen und neu beleben." [1])

Den Zugang zum Frieden auf dem verfassungsmäßigen Wege hat die Regierung den Parteien eröffnet, der Friede selbst ist es noch lange nicht. Nichteinmal in Böhmen. Auf beiden Seiten bestehen die alten Vorbehalte. Die Czechen sind ohne Frage beim Ausgleich zu kurz gekommen. Im Landtage ist zwischen den zwei nationalen Curien eine nichtnationale der Großgrundbesitzer mit Vetorecht geschaffen, und die Einrichtung dieser politisch sehr gemischten Gesellschaft

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 1. Oktober 1887.

wird schwerlich den Czechen zu Gute kommen. Die Czechen haben ferner stets die völlige Gleichstellung beider Landessprachen bei allen Behörden, insbesondere bei den Gerichten, verlangt. Nun ist auch das Oberlandesgericht in zwei Abtheilungen zerlegt; aber nur die kleinere deutsche ist rein national, die größere czechische muß auch deutsch verstehen. Um gegenüber den Anfechtungen der mehr und mehr vordringenden Jungczechen nicht allen Halt zu verlieren, werden auch die Altczechen fortan nur um so energischer für das „böhmische Staatsrecht" und die Autonomie eintreten müssen.

Darum werden auch die Deutschen auf dem Kriegfuß zu verharren gezwungen seyn. Ueberdieß ziehen sie aus dem Ausgleich bereits die Folgerung, daß sie ihre Vertretung als Partei nun auch in der Reichsregierung haben müssen. „Die Aussichtslosigkeit der letzten Jahre sei beseitigt," sagt Herr von Plener in seinem Bericht über die Wiener Conferenz „Es ist endlich die Erkenntniß wiedergekehrt, daß man nicht ohne und nicht gegen die Deutschen regieren kann; diese Erkenntniß kommt allen Deutschen zu Gute. Der deutsche Stamm ist wieder ein Faktor geworden, mit dem man rechnen muß." Aber für jetzt, meint er, wäre es voreilig und unklug, „allzuviel über die neue politische Lage zu sagen."

Selbstverständlich erhob sich auch sofort die Frage, was nun in Folge des Ausgleichs das Schicksal der aus den verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzten gegenwärtigen Mehrheit des Reichsraths, des sogenannten „eisernen Ringes", seyn, und was insbesondere aus dem kurz vorher aufgetauchten Projekt der Bildung eines „deutsch-conservativ katholischen Centrums" werden würde. Der Plan einer solchen Fraktionsbildung war nicht neu; er wurde seinerzeit auf der czechischen Seite am unangenehmsten empfunden. „Der Knoten der Weiterentwickelung," schrieb damals ein liberales Blatt, „liegt gegenwärtig überhaupt nicht beim Kabinet Taaffe, sondern in der Lienbacher'schen Combination, aus den Klerikalen in Oesterreich ein ausschlaggebendes Centrum

nach deutschem Muster zu machen; mißlingt die Combination, so wird die Regierung in der nächsten Session unfehlbar auf dem Wege der Concessionen an die Slaven weiter getrieben."[1])

Jetzt nach vollen vier Jahren erschien der förmliche Aufruf zur Bildung des cisleithanischen Centrums, und zwar nicht in irgend einem einheimischen Organ, sondern in der „Kölnischen Volkszeitung" mußten die Urheber dafür Unterkunft suchen. Im eigenen Hause erhob sich sofort Widerspruch von den nächsten Verwandten; nicht Eines der drei Epitheta blieb unangefochten: den Einen war „katholisch", den Andern „deutsch", den Dritten „conservativ" nicht recht, den Vierten dünkte das Programm „centralistisch". Dasselbe hatte unwiderleglich hervorgehoben, daß bei dem Clubzwang des „eisernen Ringes" Alles der nationalen Idee und ihren Interessen untergeordnet sei, und die Bestrebungen der Deutsch-Conservativen in kirchlichen Angelegenheiten, insbesondere in der Schulfrage, nicht zum Ziele gelangen könnten. Selbst manchen Deutsch-Liberalen, so war die Meinung, müßte die Lockerung jenes Zwanges willkommen seyn, und auch der Regierung könne eine durch ein katholisches Centrum geregelte Mehrheit nur erwünscht seyn, welche nicht durch die Stimmen einer der beiden streitenden Parteien, sondern durch den freien Beitritt einer unparteiischen, nur nach Gerechtigkeit und Billigkeit entscheidenden, dritten Partei gebildet würde."[2]) Das war die schöne Idee eines österreichischen Centrums. Aber die Bedingungen seines Entstehens müßten sich erst erfüllen; denn aus den nationalen Parteien der österreichischen Vertretung vermag eine politische Partei nicht aufzukommen. Das ist eben das parlamentarische Unglück des Reichs, und eine Heilung durch Neuwahlen ist nach wie vor mehr als zweifelhaft.

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 31. Juli 1885.
2) „Kölnische Volkszeitung" vom 30. December 1889 und 9. Januar 1889.

Das hat der böhmische Ausgleich erst recht erwiesen. Die sogenannten Klerikalen erschienen sofort als das erste Opfer desselben. Die Slaven wollen die bestehenden Allianzen, weil sie ihnen die Mehrheit im Reichsrath schaffen, um keinen Preis verkürzen lassen; sie bedürfen den geschlossenen eisernen Ring gegen die Deutsch-Liberalen. Die letzteren aber erachten sich gerade auf Grund ihrer Kirchenfeindlichkeit für regierungsfähig, denn in diesem Punkte hätten sie auch eine Stütze an den radikaleren Elementen ihrer nationalen Gegner. Ihre Organe haben denn auch sofort gedroht, daß die liberale Partei sich eher mit jeder Nationalität aussöhnen und verständigen könne, als mit den deutschen Klerikalen; und ihr Hauptorgan erklärte unumwunden: wenn die Regierung denselben in der Frage von der confessionellen Schule entgegenkommen wollte, so würde sich ein Sturm erheben, „gegen den der Sprachenstreit in Böhmen ein sanftes Lüftchen gewesen wäre." Wenn Graf Taaffe selber in der Selbständigkeit eines katholischen Centrums eine „Gefährdung der Friedensstiftung" erblickt, so mag er hiefür allerdings zunächst persönliche Gründe haben. Aber sogar ein katholisches Blatt hat, wohl in der Hoffnung auf künftige Neuwahlen, die Meinung geäußert: einstweilen läge das Verbleiben in dem bisherigen Mehrheitsverbande „gerade im religiösen Interesse, um die katholischen Slaven nicht ganz dem schismatischen Einflusse auszuliefern".[1])

Der böhmische Ausgleich gibt aber noch nach anderer Richtung einen Anstoß von unberechenbarer Tragweite. Auch in anderen Kronländern melden sich die fremden Nationalitäten als ausgleichsbedürftig, und zugleich tritt überall da ein erschreckender Rückgang des Deutschthums zu Tage. „Wir haben, Gott sei's geklagt, auch eine slovenische Frage in einem Umfange, wie sie vor dem Ministerium Taaffe nicht

1) Berliner „Germania" vom 24. Januar 1890; Wiener „Neue Freie Presse" vom 20. December 1889.

gekannt war, und schon melden sich auch die Slovenen wieder nachdrücklich zum Worte. In Krain ist die ehemals angesehene deutsche Partei völlig mundtodt gemacht, das gesammte Volksschulwesen und der größte Theil der Mittelschulen slovenisirt. Dafür ist Steyermark und Kärnthen mit den Segnungen der Sprachenfrage beglückt worden."[1]) Ueberdieß sind hier, wie auch in Tirol, die Nationalitäten nichteinmal so bunt durcheinandergewürfelt, wie in Böhmen, Mähren und Schlesien.

Noch weniger ist dieß in Ungarn der Fall; die Sachsen, Rumänen, Croaten, Serben, Slovaken sind von den Magyaren weit mehr räumlich abgegrenzt, als die Nationalitäten in Cisleithanien. Werden nun dieselben in Ungarn ewig die Stiefkinder der Monarchie bleiben? Das eingesprengte Deutschthum freilich gilt bereits als rettungslos verloren. Darüber macht man sich auch in Berlin keine Sorgen; denn nur das slavische Element neigt zu Rußland, der Magyaren fühlt man sich sicher. Aber traurig ist es doch, wie seit dem Entstehen eines neuen deutschen Reichs in dem ganzen Halbkreis von der Ostsee bis an die untere Donau und über die Alpen hinüber das Deutschthum Schritt für Schritt an Boden verliert:

„Vor einem Vierteljahrhundert noch war Pest eine durch und durch deutsche Stadt. Der gesammte Verkehr der besseren Gesellschaftsschichten spielte sich in deutscher Sprache ab, die auch für die commerziellen und industriellen Kreise ausschließlich in Betracht kam. In den Straßen sah man mit wenigen Ausnahmen nur deutsche Schilder und Aufschriften, und man kam in der Hauptstadt der Länder der Stephanskrone viel leichter mit der deutschen, als der ungarischen Sprache durch. Das änderte sich nun freilich mit dem Jahre 1867, dem Beginne der vollständigen Unabhängigkeit Ungarns von Oesterreich, zuerst nur allmählig, dann immer rapider. Nicht ohne das Gefühl von Bitterkeit sieht man die geringe nationale Widerstands-

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 19. Januar 1890.

kraft der Deutschen sich ordentlich freudig dem Einflusse eines culturell weit unter ihnen stehenden Volkes unterwerfen. Nach vielen Tausenden zählen die Namensänderungen deutscher Familien, die sich nicht genug beeilen konnten, das letzte Merkmal der Zugehörigkeit ihres Volkes abzustreifen".

„Trotz Alledem aber hätte Pest sich nie so schnell magyarisirt, wenn es nicht ein Bevölkerungselement gehabt hätte, das gleich einem Sauerteige den ganzen Volkskörper durchsetzt und umgewandelt hat. Das sind die Juden, welche heute der Hauptstadt des Ungarreiches ihren spezifischen Charakter aufdrücken. An Bevölkerungszahl nehmen die Juden die erste Stelle ein; man schätzt sie auf mehr als die Hälfte der Gesammtbevölkerung, und in politischer und socialer, wie geschäftlicher Hinsicht haben sie den größten Einfluß. Sie sind alle chauvinistische Magyaren und bei jeder Hetze gegen eine andere Nationalität, insbesondere gegen alles Deutsche, stehen sie in erster Linie, obwohl in der Familie die Umgangssprache der Juden noch immer die deutsche ist. Jüdische Stadtverordnete waren es, die bei der zu Beginn der achtziger Jahre gegen das nunmehr abgebrannte deutsche Theater inscenirten Hetze das große Wort führten, und heute sind es wieder jüdische Journalisten, die in zum Theil deutsch geschriebenen Blättern schon jetzt den nationalen Kreuzzug gegen die Wiedererrichtung einer deutschen Bühne predigen. So ist alle Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß Pest kein deutsches Schauspielhaus mehr erhält, obwohl bei der letzten Zählung im Jahre 1880 noch immer 125,000 Menschen, also mehr als ein Drittel der gesammten Bevölkerung, sich in Pest zur deutschen Nationalität bekannten".

„Fragen wir nun, was zu dem für Oesterreich so nachtheiligen und provozirenden Treiben die österreichische Regierung, das österreichische Parlament und die österreichische Presse sagt, so lautet die Antwort darauf: So gut, wie nichts. Alle österreichischen Regierungen seit 1869 sind den Conflikten mit den ungarischen Ministerien sorgfältigst und leider oft mit dem Aufgeben der eigenen Würde ausgewichen; und Graf Taaffe macht diesbezüglich keine Ausnahme. Die judenliberale Partei . . . wird gegen das herrschende liberale Regime in Ungarn nie auch nur ein Wort des Tadels finden, weil sie mit, ja zum großen

Theile von dieser Partei und deren Einfluß auf die Krone die Wiederberufung zur Macht sich erhofft. Wo es sich um die liberalen Magyaren handelt, giebt es für die sich deutsch nennenden Judenliberalen keine Nationalität, keine Staatseinheit, kein verletztes Rechtsbewußtsein. Mögen die Deutschen in Ober-Ungarn und Siebenbürgen national noch so bedrückt sein, nicht einmal ein Wort des Mitleids oder der Ermunterung wird ihnen von der deutschliberalen Presse Cisleithaniens gewidmet. Die Parteien der Majorität des österreichischen Abgeordnetenhauses aber sind so in Anspruch genommen von der Abwehr der judenliberalen Clique und so abhängig von der Regierung, der sie um keinen Preis Verlegenheiten bereiten dürfen, daß sie weder die Zeit, noch den Muth finden, diesbezüglich ihr Wort zu erheben. Außerdem herrscht in den slavischen Fraktionen nur zu häufig derselbe Geist ausschließlichen Chauvinismus und nationaler Unduldsamkeit, wie bei den Magyaren selbst; und sie würden sich bezüglich der Ungarn gerne zufrieden geben, wenn sie dasselbe den unter ihnen wohnenden Deutschen thun dürften".

„So wird deutsche Cultur und deutsches Wesen im Osten stets mehr zurückgedrängt, und dieß zur selben Zeit, wo Deutschland unstreitig als der mächtigste Staat des Continents, wenn nicht der Erde, allgemein anerkannt wird. Freilich, die nationale Widerstandskraft der Deutschen war stets so gering, wie ihre Assimilationsfähigkeit an alles Fremde leider groß war: dieß tritt gerade in Ungarn am meisten zu Tage, wo ein den Deutschen fremdes Element, das jüdische, den ganzen Volkskörper zu seinem schweren Schaden durchsäuert hat". [1])

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 28. December 1889.

XXIII.

Onno Klopp's großes Geschichtswerk.

Vierzehnter Band. (Schluß).

Bei dem schwankenden Gesundheitszustand der Königin war es begreiflich, daß die Augen der englischen Staatsmänner nach Hannover zu den Thronfolgern sich wandten. Oxford und Bolingbroke, jener bis zu Ende, dieser jedenfalls bis in's J. 1713, speculirten auf eine vermeintlich dort vorhandene Begehrlichkeit nach der englischen Krone. Eine solche war bei den zunächst in Betracht kommenden Persönlichkeiten nicht vorhanden. Aehnlich wie jene Beiden denken aber alle Engländer bis auf den heutigen Tag ohne alles Verständniß für den Charakter der Kurfürstin Sophie resp. des Kurfürsten Georg Ludwig. Die englische Tradition von einer Gier des Hauses Hannover nach der britischen Krone hat auch in Deutschland ihre Nachbeter, scheute man sich doch sogar nicht, die Welfen in einen gewissen Parallelismus mit den Orleans zu stellen.

Soviel nun die Kurfürstin Sophie anlangt, nach Ausschluß der katholischen Glieder der Stuart-Familie die nächste Trägerin des Erbrechts, so hatte sie in den Jahren 1696 und 1698 Versuche, für den Gedanken der englischen Succession sie zu gewinnen, durchaus kühl und ablehnend aufgenommen. Der erste war von ihrem Freunde Leibniz unternommen, der aber nach der ihm ertheilten Antwort es nicht für rathsam erachtete, auf die Sache zurückzukommen. Bereits aus dem Jahre 1698 liegen in Schreiben der Kurfürstin an den König Wilhelm III. und an Leibniz Aeußerungen vor, die nicht auf große Willfährigkeit ihrerseits schließen lassen. Im Jahre 1698 befand sich der König Wilhelm von England in Celle zum Besuch bei seinem Freunde dem Herzog Georg Wilhelm. Auch die Kurfürstin

Sophie hatte auf erhaltene Anzeige bei ihrem Schwager in Celle sich eingefunden. Der König sagte ihr offen, daß er die Absicht habe, die Succession für sie und ihr Haus festzustellen. Er hatte damit bei ihr keinen Erfolg. Leibniz, voll Eifer für die Succession, äußerte sich später noch voll Unmuth über die Nichtannahme der Celle'schen Anerbietungen des Königs, und daß man in Hannover die Angelegenheit so kühl behandle. Wilhelm III. gab darum seinen Plan nicht auf. Offenbar in seiner Veranlassung richtete der bei der Kurfürstin sehr wohl gelittene englische Diplomat Stepney im September 1700 ein eingehendes, die Sache warm empfehlendes Schreiben an die Kurfürstin. Diese antwortete freundlichst, aber wiederum ablehnend, indem sie durch die Bezeichnung „Prinz von Wales" auf das Recht des Sohnes Jakob's II. hinweiset. Im folgenden Monat befand sich die Kurfürstin mit ihrer Tochter, der Kurfürstin von Brandenburg, in Holland, wo der König Wilhelm III. ebenfalls weilte. In Loo, dann im Haag, hier unter persönlicher Antheilnahme Wilhelm's, kam die Successions-Angelegenheit wiederum zur Erörterung mit dem nämlichen negativen Resultate. Die Kurfürstin Sophie beharrte auf ihrem Standpunkte, so daß in dem König Wilhelm III. sogar die Idee auftauchte, den mit seiner Mutter und Großmutter reisenden zwölfjährigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg nach England zu entführen. Dieser Plan scheiterte indeß an dem Widerstand des Gouverneurs des Prinzen Grafen Dohna. Man denke, wenn der Sohn jenes Prinzen, Friedrich II. von Brandenburg-Preußen auf den Stufen des Thrones von England geboren wäre!

Inzwischen gelangten aus England auch andere, die Annahme der Succession urgirende Schreiben nach Hannover. Leibniz, zu einem Gutachten aufgefordert, führte aus, daß durch den Tod des Herzogs von Glocester (des Sohnes der Prinzeß, nachmaligen Königin Anna von England) einerseits, durch die Annahme des dem todkranken Karl II. von Spanien entrissenen Testamentes seitens Ludwigs XIV. anderseits die Weltlage Europas bedeutend sich verschlimmert habe! Für England liege die Gefahr vor, wieder in eine Republik umzuschlagen, für ganz Europa die Zukunft einer Unterjochung durch die Uebermacht Frankreichs, welches in Philipp von Anjou einen Vasallenkönig

in Spanien schon besitze und nicht säumen werde, durch Restituirung des Stuart-Prätendenten auf den Thron Englands dort einen zweiten Vasallenkönig sich zu schaffen. Im Januar 1701 wurde die Successions-Angelegenheit in Hannover hin und her erwogen. Der Herzog Georg Wilhelm lud die Kurfürstin Sophie nach Celle. Er war als Freund Wilhelm's III. und im Interesse seines Tochtersohns, des Kurprinzen Georg August, für die englische Succession. Ein Conseil zwischen der Kurfürstin, dem Herzoge, Leibniz und dem englischen Gesandten Cresset führte während zwei Tage zu keinem Ergebniß. Die Kurfürstin, jetzt 71 Jahre alt, war und blieb ihr Lebelang im Herzen jakobitisch gesinnt, konnte aber allerdings den gewichtigen, aus der allgemeinen Weltlage entnommenen Argumenten (nach dem spanischen Successionsfalle!) ihrer Vertrauensmänner nicht ganz sich verschließen, während sie noch einige Monate zuvor, aber schon nach dem Todesfall des Herzogs von Glocester, die Angelegenheit von sich gewiesen hatte. Sie entschloß sich daher zu der Concession an ihren Schwager, nicht etwa dem König Wilhelm III. ihre Zustimmung zur Succession zu melden, sondern in ganz allgemein gehaltenen wenigen Zeilen ihn um seinen Rath in der Angelegenheit zu befragen. Die Freiheit ihrer Entschließung auf die zu erwartende Antwort gedachte sie sich vorzubehalten. Dies um so mehr, als ihr Sohn, der Kurfürst, in Celle nicht anwesend war, den im Hinblick auf ihr Alter die Angelegenheit voraussichtlich doch noch mehr anging als sie selbst, und sie nicht gemeint sein konnte, in einer so wichtigen Sache zu handeln ohne ihn, zumal ihr dessen Abneigung, auf die Thronfolge in England sich einzulassen, sehr wohl bekannt war. Leibniz war denn auch recht unmuthig über den sie nicht bindenden Inhalt des Schreibens der Kurfürstin. Das für ihre Dynastie wie für die Geschicke von Ländern und Völkern folgenschwere Schreiben der Kurfürstin an König Wilhelm III. datirt vom 18. Januar 1701, durch einen merkwürdigen Zufall also von dem nämlichen Tage, an welchem ihr Schwiegersohn Friedrich Wilhelm durch Selbstkrönung das Königthum in Preußen, eine noch bedeutungsvollere That, in Königsberg inaugurirte.

Was aber machte Wilhelm III. mit dem Schreiben der Kurfürstin? Er deutete es in dem ihm zusagenden Sinn als Willfährigkeit derselben, antwortete gar nicht darauf, was eine

authentische Interpretation hätte herbeiführen können. Des Königs Antwort bestand in der fertigen Successions-Akte zu Gunsten der Kurfürstin Sophie und ihrer Descendenz.

Auf die Entstehung dieser Akte hat mithin das kurfürstliche Haus nicht den mindesten Einfluß gehabt, eben so wenig wie auf das Gesetz, durch welches die katholischen Linien des Stuart-Hauses von der Thronfolge ausgeschlossen wurden. Das waren rein innere Angelegenheiten Englands. (Vgl. Bd. 100[8].)

Der Kurfürst Georg Ludwig theilte durchaus die Gesinnung seiner Mutter. Noch im Jahre 1714, als die Königin Anna schwer erkrankt war, urtheilte der aus den Türkenkriegen bekannte General v. Schulenburg in einem Briefe an Leibniz, man sei in Hannover zu indolent hinsichtlich der englischen Angelegenheit, und würde der Kurfürst sehr froh sein, wenn er mit der Ehre davon käme, dagegen in Verzweiflung, wenn er Ehren halber seinen Aufenthalt verlassen müßte. Seit sieben Jahrhunderten war sein welfisches Stammhaus mit dem niedersächsischen Volke verwachsen, dessen Führerschaft und den Wiederaufbau der Macht und Größe seines Hauses im Reiche er gleich seinem Vater Ernst August erstrebte im Zusammenhalten mit dem Kaiser. Dies band ihn an den heimathlichen Boden, und in diesem seinem Streben trat ihm entgegen das Angebot der englischen Krone, ohne Zuthun und Bemühen seinerseits. England bedurfte, um sicher zu sein gegen einen Bürgerkrieg, des Hauses Hannover, nicht bedurfte dieses Englands. Beide, die Kurfürstin und der Kurfürst nahmen nur an, was ihnen von den Souveränen und den Parlamenten gemeinsam dargeboten ward. Daher auch das strenge Festhalten des Kurfürsten an dem Princip der Nichteinmischung in die innern Angelegenheiten Englands und die consequent beobachtete Weigerung Herzog Ludwigs, seinen Sohn nach England hinüber gehen zu lassen ungeachtet aller noch so eindringlichen Bitten und Vorstellungen seiner dortigen Anhänger. Aus all' diesem ergibt sich die völlig correkte Haltung der maßgebenden Persönlichkeiten des Hauses Hannover gegenüber der englischen Thronfolge und die Hinfälligkeit der Tradition einer denselben beiwohnenden Gier nach der Königskrone von Großbritannien und Irland.

Graf Oxford glaubte indeß an eine solche Begehrlichkeit, während Lord Bolingbroke zu dieser Zeit (1714) nur zwei

Ziele erstrebte, Jenen zu stürzen und einen offenen Bruch mit Hannover herbeizuführen. Noch aber war es ihm nicht gelungen, seinen Rivalen aus der Gunst der Königin zu verdrängen, der im Gegentheil eine besondere Gratification erhielt für seine guten Dienste. Oxford ist doppelzüngig und sucht nur, auf alle Fälle in St. Germain wie in Hannover sich sicher zu stellen. Er trachtet im Rath der Königin so lange zu laviren, bis ihr voraussichtlich nicht mehr ferner Tod die Dinge im statu quo belassen würde; er hofft dafür auf den Schutz und Dank Hannovers. Bolingbroke dagegen sucht durch den Bruch mit Hannover die immer schwankende Königin zum festen Entschluß für ihren Bruder zu bewegen und dadurch für sich Lohn und Sicherheit zu finden. Beide Männer handelten nur geleitet von ihren Privatinteressen, und gaben in ihrer moralischen Qualifikation einander nichts nach. Auf verschiedenen Wegen, auch durch eine abermalige Sendung seines Verwandten Harley — der auch ein Schreiben der Königin aus dem Januar voll freundlicher schöner Redensarten mitbrachte — betheuerte Oxford nach Hannover hin seine vollste Ergebenheit, an dessen Sturz nun auch Marschall Berwick und andere Jakobiten arbeiteten.

Ein neugewähltes Parlament trat im Februar zusammen, wählte jedoch nur den Regierungs-Candidaten, den Führer der s. g. hannoverschen Tories, zum Sprecher und vertagte sich mit Rücksicht auf den Zustand der Königin bis April. Bei dem Wiederzusammentritt zeigte sich die ewige Sorge der Whigs wegen der Succession auch im Parlament in verschiedenen Reden und Beschlüssen. Angesehene Generale der Armee wurden veranlaßt, ihre Stellen abzutreten resp. zu verkaufen an Tories, die für Jakobiten galten.

Da alle Versuche, den Kurprinzen nach England zu bekommen, an der Nichtwilligkeit des Kurfürsten scheiterten, machte der besonders eifrige Tory Graf Nottingham dem hannoverschen Gesandten von Schütz den Vorschlag, von dem frühern Lord-Kanzler Cowper das Writ, d. h. das Einladungsschreiben, fordern zu lassen, welches den Kurprinzen berechtigte, als erster Pair im Oberhause seinen Sitz einzunehmen. Das Writ lag für den Herzog von Cambridge wie für alle andern Pairs ausgefertigt vor in der Kanzlei. Der Lord-Kanzler Harcourt aber verbot, daß dasselbe dem Gesandten Schütz zugestellt würde.

Diese Forderung des Writ wird nun für Wochen hinaus der Kernpunkt der das europäische Interesse mehr und mehr in Anspruch nehmenden Successionsfrage. Auch in Hannover beschäftigte man sich begreiflich viel damit, und die Kurfürstin Sophie schrieb an Schütz, daß man sehr erstaunt darüber sei, daß dem Kurprinzen das ihm nach dem Patent der Königin zukommende Writ noch nicht geschickt worden. Schütz faßt diese Worte, weil er es wünschte, als Befehl auf, dasselbe zu verlangen, und viele angesehene Männer, darunter auch Oxford, stimmten dieser Anschauung bei. Schütz begibt sich zu Harcourt, der erklärt, ohne Befehl der Königin dürfe er nicht handeln. Wie bei ihrem Charakter nicht anders zu erwarten, ist die Königin sehr erbost, daß von Schütz mit Uebergehung ihrer vorgegangen, und könne sie nicht glauben, daß er Befehl aus Hannover erhalten habe. Er bekommt die Weisung, nicht mehr bei Hofe sich sehen zu lassen, und entfernt sich in der Stille aus London. Die Whigs, über diese Vorgänge in Unkunde, waren voll Freude, da der Hof zu Hannover nun nicht mehr zurückkönne, und das Volk in London überläßt sich Freudenbezeugungen, die Aktien der Bank von England steigen um mehrere Procent. Der Beschluß des Cabinets war indeß dahin ausgefallen, daß das verlangte Writ dem Herzog von Cambridge nicht zu verweigern sei, und in der That wurde es dem Gesandten von Schütz ausgehändigt gegen Quittung, daß er gehandelt habe auf Befehl der Kurfürstin — nicht also des Kurfürsten. Durch ein Handschreiben des Kurfürsten an die Königin, durch eine Denkschrift beider Fürsten, durch einen dem von Schütz ertheilten strengen Verweis, und namentlich durch einen Brief der Kurfürstin an den ihr befreundeten Lord Strafford ist jetzt geschichtlich festgestellt die völlige Uebereinstimmung zwischen Mutter und Sohn, und daß Beide nicht daran gedacht haben, den Kurprinzen ohne Vorwissen und Zustimmung der Königin nach London zu schicken. Das Verlangen der Anhänger der hannoverschen Succession nach der Ueberkunft des Kurprinzen wurde immer ungestümer und leidenschaftlicher und verstieg sich wohl bis zur Drohung, man werde auf die Seite des Prätendenten treten, wenn der Kurfürst bei seinem ablehnenden und unthätigen Verhalten beharre, wodurch die Thronfolge verloren gehen werde. — Der Antagonismus

zwischen Oxford und Bolinbroke verschärfte sich immer mehr. Seit Ende Mai war es offenkundig, daß einer von Beiden weichen mußte. Bei der Abneigung der Königin gegen das Haus Hannover wird derjenige die Oberhand behalten, der dieser Stimmung am meisten entgegenkommt.

In dem von Harley nach Hannover gebrachten Schreiben der Königin vom 19. Januar war eine Aufforderung enthalten, der Kurfürst möge sich darüber äußern, was ihm etwa noch wünschenswerth und erforderlich erscheinen möchte zur Sicherstellung der Succession seines Hauses. In der Denkschrift des Kurfürsten und der Kurfürstin vom 7. Mai waren hierauf offen und gerade in den höflichsten und rücksichtsvollsten Ausdrücken drei Verlangen gestellt: die weitere Entfernung des Prätendenten nach Italien oder sonst wohin, da er in Lothringen den Einflüssen aus Frankreich zu sehr ausgesetzt und England zu nahe sei; sodann die hergebrachte Dotation der präsumtiven Thronfolgerin, also der Kurfürstin, mittelst Parlamentsbeschlusses; endlich, der unangenehmste Punkt, die Residenz eines Mitgliedes der kurfürstlichen Familie in England. — Ueber die zu ertheilende Antwort hielt die Königin Rath schon nicht mehr mit Graf Oxford, sondern mit Bolingbroke. Da die obgedachte Denkschrift von Harley, der noch nicht in London eingetroffen, noch nicht überreicht war, sondern nur in Abschrift vorlag, brauchte die Königin officiell noch keine Kunde von derselben zu haben. Bolingbroke legte der Königin drei an die Mitglieder der kurfürstlichen Familie zu richtende Briefe vor, die der Denkschrift nicht erwähnten, sich nur mit der Ueberkunft des Kurprinzen nach England beschäftigten und höchst unfreundlich, ja heftig abgefaßt waren. Die Königin erblickte danach in der Ueberkunft des Prinzen eine Beeinträchtigung ihrer Würde, Autorität und Prärogative, und befürchtete aus seiner Anwesenheit Unruhen und Revolte entstehen zu sehen!

Die drei Briefe der Königin langten am 5. Juni in Hannover an und hatten eine recht betrübende Folge. Die nunmehr 83jährige Kurfürstin Sophie fühlte sich tief verletzt durch den in den Briefen herrschenden brüsken Ton und äußerte gleich, sie werde davon krank werden und die Sache nicht verwinden. Am 8. Juni 1714 erging die Kurfürstin sich in Begleitung der Kurprinzeß Caroline und der Staatsdame Gräfin

von Bückeburg in dem Garten von Herrenhausen, fühlte sich plötzlich unwohl und verschied in den Armen der beiden Frauen. Selten ist eine hochbegabte Fürstin so geliebt und betrauert worden wie die auch in England so benannte „Good old Electress".

Nach dem Tode der Kurfürstin fand eine Aussöhnung statt zwischen dem Kurfürsten und seinem Sohne. Ersterer sieht ein, daß jetzt nach den drei Briefen es eine Ehrenpflicht für ihn ist, den Anklagen und Drohungen derselben gegenüber nachdrücklicher als sonst für die Succession einzutreten. Dies geschieht in kräftig sich verwahrenden Briefen beider Fürsten an die Königin. —

Im Parlament befürchtet man noch immer, daß die Herstellung des Prätendenten eine von der Königin und ihren Räthen beschlossene Sache sei. Der Zwiespalt zwischen Oxford und Bolingbroke ward täglich offenkundiger, es war die allgemeine Meinung, daß sie zusammen nicht ferner bleiben könnten. Oxford, der um auf alle Fälle sich zu sichern, auch mit den Whigs Fühlung suchte, hatte dadurch, daß er eine im Parlament berathen gewesene Proclamation der Königin, nämlich eine Prämiirung mit 5000 Pfd. für die Gefangennehmung des Prätendenten im Falle einer Landung, angeregt, bei den Freunden der hannoverschen Succession einen Schritt vorwärts gemacht. Von den andern Ministern hält nur Harcourt zu Bolingbroke, die übrigen hat Oxford für sich, jetzt seltsamer Weise auch die Whigpartei, da er für hannoverisch gesinnt gilt, und viele Tories. Oxford, sagte man, müßte entweder vor der Vertagung des Parlamentes seinen Rivalen parlamentarisch stürzen, oder nachher seiner Entlassung gewärtig sein. Ein Handelsvertrag mit Spanien ruft im Oberhause noch erbitterte Kämpfe hervor, denen ein Ende bereitet wurde durch das Erscheinen der Königin — es war das letzte Mal —, und deren Thronrede scharf sich wendet gegen die vielen Spaltungen und Parteiungen. Das Parlament wird bis zum August vertagt. — Der Unwille der Königin wider Oxford steigerte sich von Tag zu Tag, der aber bis zum 3. August hin sich noch halten zu können hoffte. An diesem Tage jedoch ließ Bolingbroke bei ihm die Formulare der königlichen Patente abfordern, durch welche das Schatzamt in Commission gegeben werden

sollte. Damals war noch von einer Standeserhöhung Oxford's und von einer bedeutenden Pension die Rede; am 7. August nicht mehr, sondern nur von der völligen Ungnade der Königin. Als Motive der Entlassung Oxford's gab die Königin den übrigen Ministern u. A. an: er vernachlässige alle Geschäfte, sei nicht verläßlich hinsichtlich der Wahrheit seiner Angaben, benehme sich vor ihr ungebührlich und respektwidrig. Am 7. August erhielt Graf Oxford den Befehl, sein Amt niederzulegen; am Abend in halbstündiger Audienz überreichte er der Königin das Abzeichen seiner Staatsämter, den weißen Stab.

So fiel der einst allmächtige Minister und Günstling der Königin Anna, man weiß nicht, meldet der kaiserliche Resident Hoffmann, ob mehr verachtet oder mehr verhaßt. Den Kurfürsten von Hannover ließ die Königin wissen, daß die Entlassung Oxford's seinen Interessen keinen Nachtheil bringen würde, und möge er sich ihres Respekts und ihrer beständigen Freundschaft versichert halten. Es mag dahin gestellt bleiben, ob die Königin jemals zu einem festen Entschluß gelangte hinsichtlich der Thronfolge.

Noch bis zum Abend des 9. August stand es in der Hand des Lord Bolingbroke, sein neues jakobitisches Ministerium zu bilden. Dann nicht mehr.

Die Aufregungen der letzten Tage hatten die schon wankenden Kräfte der Königin erschöpft. Es trat Lethargie ein, dann bekam sie am Morgen des 10. August Krämpfe und erlitt einen Schlaganfall. Der Herzog von Argyle, Mitglied des geheimen Rathes, erscheint im versammelten Minister-Conseil, erklärt, daß man die eingetretenen lichten Momente der Königin schleunigst benutzen müsse, um das Schatzamt zu besetzen, und schlägt dafür vor den Herzog von Shrewsbury. Sein Vorschlag ward angenommen, Bolingbroke in seiner Bestürzung findet kein Wort des Widerspruchs, und so scheitern die Entwürfe auch dieses Intriganten. Eine Deputation mit Shrewsbury an der Spitze begibt sich an das Bett der todeskranken Königin. Man legt ihr den weißen Stab auf das Bett, Shrewsbury, der über den Beschluß der Minister berichtet hatte, fragt, ob die Königin ihn erkenne; sie hatte ihre Zustimmung schon kundgegeben und nennt seinen Namen. Mit dem Ergreifen des weißen Stabes war der Herzog Groß-Schatzmeister

und als solcher erster Minister. Er gab die nöthigen Befehle zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung; die Häfen wurden geschlossen, die Truppen aus den Niederlanden zurückberufen.

In lichten Momenten mußte die Königin Anna wohl zum Bewußtsein kommen, daß es mit der Sache des Prätendenten nunmehr schlecht stehe; auch mochte sie des einst ihrem Vater Jakob II. gegebenen Versprechens sich erinnern, daß sie die Krone ihrem Bruder hinterlassen wolle. Man hörte mehrere Male den Ausruf von ihr: my poor brother! Am 11. August verfiel sie in vollständige Agonie, bis am 12. August kurz nach 7 Uhr morgens der Tod der Königin eintrat.

Das Cabinet, die Geheimräthe, der hannoversche Gesandte von Bothmar und der Resident Kreyenberg waren versammelt, Letztere mit dem versiegelten Instrumente der Ernennung der Regentschaft. Die Proklamation des nunmehrigen Königs Georg I. geschah friedlich und widerspruchslos, in London an fünf verschiedenen Stellen, im ganzen Königreich, selbst in Edinburg, in London unter dem Jubel des Volkes. Dagegen erfuhren die in dem langen feierlichen Zuge, der durch die Straßen der Hauptstadt sich bewegte, sich mitbefindenden Graf Oxford und Lord Bolingbroke solche Aeußerungen des Unwillens des Volkes, daß sie es für gerathen fanden, in Nebenstraßen abzubiegen. Daß Ludwig XIV. nichts für den Prätendenten zu thun entschlossen war, stellte sich evident heraus, hatte er doch auch im Utrechter Frieden die hannoversche Succession anerkannt, demgemäß sein Gesandter in London den Gesandten von Bothmar zur Thronbesteigung seines Monarchen beglückwünschte. — Nachdem nach und nach die Parlamentsmitglieder sich versammelt hatten, beschloß das Unterhaus einstimmig eine Huldigungsadresse an den König Georg I., welches das unzweifelhafte Recht desselben auf die Imperial (d. h. die von jeder andern weltlichen Macht unabhängige) Crown von Großbritannien gegen Jedermann vertheidigen werde.

In den Tagen des 16.—19. August trafen die verschiedenen von London her geschickten Couriere in Hannover ein, am 17. der von dem Gesandten v. Bothmar mit der Nachricht vom Tode der Königin. Der König Georg I. nahm die ohne sein oder seiner Mutter Zuthun ihm dargebotene Krone an. War dem Hause Stuart ein Unrecht geschehen, so trugen daran

weder Sophie noch Georg irgend welche Mitschuld. Die Annahme der Krone entsprach nicht den Neigungen und Wünschen des 54jährigen Königs und Kurfürsten Georg, der geehrt und geliebt von seinen angestammten Unterthanen, hochangesehen unter seinen Mitfürsten im Reiche, fest und sicher in seinen Erblanden sich fühlen durfte. Und nun sollte er die Regierung einer fremden Nation übernehmen, deren Sitten und Gesetze er nicht kannte, deren Sprache er nicht redete, höchstens mangelhaft verstand, und die damals als die veränderlichste und unbeständigste in Europa galt. Er konnte sich auch nicht verhehlen, daß mehr als Hannover nun England seine Thätigkeit in Anspruch nehmen, und daß das Streben für seine Heimathlande gar Hemmungen erfahren werde, zumal er nach einer allgemeinen Bestimmung der Successions-Akte den Boden von Großbritannien und Irland nicht verlassen durfte ohne Einwilligung des Parlamentes.

Die Annahme der englischen Krone war ein Gebot der Ehre der englischen Nation gegenüber, die sie dem Kurfürsten entgegentrug durch einstimmigen Ruf ihrer gesetzlichen Vertreter, Europa gegenüber, da die Zurückführung eines von Frankreich abhängigen Königs Jakob III. auf den Thron von England die Erneuerung des Krieges bedeutet haben würde. Letzteres hatte vor Allem die Republik der Niederlande zu befürchten, mit welcher Georg I. zuerst freundliche Beziehungen anknüpfte. Die Generalstaaten hoben in ihrer Antwort ausdrücklich hervor, daß bei seiner Thronfolge die Erhaltung ihrer Religion, die Sicherheit ihrer Republik und die Freiheit von ganz Europa betheiligt seien, und daß sie ihre Verpflichtungen aus dem Garantie-Vertrage erfüllen würden. Ludwig XIV. und Philipp V. folgten mit ihrer Anerkennung in Gemäßheit des Friedens. Die des Kaisers Karl VI. war schon selbstverständlich.

Im Parlament erfolgen die Geldbewilligungen für den König und endlich auch die des rückständigen Soldes für die Truppen von 1712 mit 65000 Pfd. St. Der König ernennt Marlborough, der inzwischen aus den Niederlanden zurückgekehrt und wie in einem Triumphzuge durch das Land gereist war, zum General-Capitain der britischen Streitkräfte, den Graf Oxford, in welchem man in Hannover sich täuschte, zum Groß-Admiral. Auf Antrag der Regentschaft ward dagegen Lord Bolingbroke entlassen. Graf Nottingham räth v. Bothmar gegenüber dazu, daß der König ein Whig-Ministerium bilde, daß die Kirche aber toryſtisch bleibe.

Die Abreise des Königs Georg I. von Herrenhausen erfolgte erst am 11. September. Im Haag verweilte er 11 Tage. Eine Flotte von englischen und holländischen Kriegsschiffen be-

gleitete ihn bis an die Themse, am 29. September landete Georg I. an Greenwich, begrüßt vom Erzbischof von Canterbury, dem Lord-Kanzler und den Vornehmsten des Reiches. Auch Graf Oxford fand sich ein, den der mittlerweile über seinen Charakter aufgeklärte König indeß nicht ansprach.

Am 1. Oktober fand der Einzug Georg's I. in London statt, und ward die ihn begrüßende und bejubelnde Menge auf 1½ Millionen geschätzt. Dreihundert sechsspännige Wagen folgten, und erst nach sechs Stunden langte der König Abends an im Palast von St. James. Es ward ein whiggistisches Ministerium gebildet, Shrewsbury trat zurück vom Schatzamte, das mit Halifax an der Spitze in Commission gegeben wurde. Das Cabinet besteht aus Nottingham, Marlborough, Sunderland, Somers, Halifax, Townshend und Cowper.

Der Herzog von Cambridge wird von dem König zum Prinzen von Wales ernannt.[1]) Nachdem auch dessen Gemahlin angelangt war, fand am 31. Oktober 1714 mit allem möglichen Pomp die Krönung Georg's I. statt in der Westminster-Abtei mit der Krone St. Eduard's; in der St. Eduard's-Kapelle erhielt der König eine andere prächtige Staatskrone. — Anfang 1715 ward das Parlament aufgelöst. Die Neuwahlen bringen eine whiggistische Mehrheit. —

Hiermit schließen wir den Bericht aus dem umfassenden, verdienstvollen und über viele Punkte der Geschichtswissenschaft neues Licht verbreitenden Werke von Onno Klopp. v. R.

XXIV.

Die Jesuiten und das Herzogthum Braunschweig.[2])

Unter vorstehendem Titel hat Professor Koldewey, Gymnasialdirektor in Braunschweig, eine für weitere Kreise bestimmte Broschüre erscheinen lassen, welche auf Grund „gedruckter und handschriftlicher Quellen" eine Reihe schwerer Anklagen und Be-

1) Bekanntlich ist der älteste Sohn des Königs von England nicht eo ipso Prinz von Wales, sondern es bedarf dazu stets einer königlichen Ernennung.

2) Die Jesuiten und das Herzogthum Braunschweig. Ein offener Brief an Herrn Prof. Friedrich Koldewey von Matthias Reichmann, S. J., Freiburg, Herder 1890. 55 S.

schuldigungen gegen die Gesellschaft Jesu und die Art ihres Wirkens in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts enthält. In ihrer Schlußtendenz läuft die Schrift auf die offen ausgesprochene Warnung hinaus: daß es nie gelingen möge, das Gesetz vom 4. Juli 1872, durch das die Jesuiten von den Grenzen des deutschen Reiches ausgeschlossen sind, wieder aus der Welt zu schaffen. Denn kämen sie wieder, dann würde, wie „überall in den deutschen Gauen, so auch im Herzogthum Braunschweig die protestantische Kirche abermals die Bisse und Krallenschläge ihrer unerbittlichen Feinde zu fühlen bekommen".

Hr. Dr. Koldewey ist als ein auf dem Gebiete der braunschweigischen Schulgeschichte vielfach thätiger Gelehrter bekannt und hat insbesondere durch die Herausgabe der Schulordnungen der Stadt Braunschweig in den Monumenta Germaniae Paedagogica sich ungetheiltes Lob erworben. Den Angriffen eines solchen Mannes glaubte P. Reichmann eine Entgegnung nicht schuldig bleiben zu sollen, die gewiß, versichert er, unterblieben wäre, wenn einer der fanatischen Tagesschreiber die Broschüre geschrieben hätte. „Weil aber Sie, sehr geehrter Herr Professor, an dessen Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe ich auch jetzt noch glaube, diese Beschuldigungen erhoben, Beschuldigungen, welche der Wahrheit und Gerechtigkeit durchaus widerstreiten, so werde ich den Nachweis erbringen, daß diejenigen Thatsachen, auf welche Sie das meiste Gewicht legen, vor der historischen Kritik nicht bestehen können."

P. Reichmann untersucht zunächst die Quellen, aus welchen Koldewey schöpfte, und weist die Unverlässigkeit und grobe Parteilichkeit seiner Gewährsmänner nach. Ueberall fordert man heutzutage Zurückgehen auf erste Quellen und das Zeugenverhör beider Parteien, nur bei den Katholiken und zumal bei den Jesuiten begnügt man sich mit Quellen zweiter und dritter Hand, mit den Quellen, die dem Kenner auf den ersten Blick als getrübt erscheinen, die nur eine furchtbar erbitterte Gegenseite zu Worte kommen lassen. Das ist leider auch hier der Fall, somit schon im Ausgangspunkt: Vorurtheil statt Kritik.

Im Einzelnen richten sich die Beschuldigungen vornehmlich gegen den Jesuitengehorsam, dann gegen die Jesuitenschule; Reichmanns Widerlegung ist kurz und bündig. Ein weiterer Punkt betrifft den Ursprung des 30jährigen Krieges. Daß ein Gelehrter wie Dr. K. auch heute noch diesen Krieg eine „Frucht jesuitischer Aussaat" zu nennen vermag, ist ein neuer trauriger Beleg dafür, daß das Vorurtheil mächtiger ist als die historische Wahrheit, daß Parteiverblendung auch den stärksten Argumenten ehrlich wissenschaftlicher Forschung unzugänglich bleibt. — Auch die Gefangennahme und Hinrichtung des aufwieglerischen Pastors Johannes Bissendorf im J. 1629 zu Steuer-

wald wird den Hildesheimischen Jesuiten ohne allen ausreichenden Beleg in die Schuhe geschoben. Diesem „evangelischen Martyrer", der von seinem eigenen Biographen und Lobredner als „ein finsterer und verschlossener Misanthrop" geschildert wird, „der jeden Andersdenkenden und Andersgläubigen für seinen Feind hielt," und schließlich wegen heftig aufrührerischer Schmähschriften dem weltlichen Gerichte verfiel, stellt Reichmann in Friedrich von Spee einen katholischen Martyrer gegenüber. Der Contrast könnte nicht größer sein.

Eine der bemerkenswerthesten Anklagen, die wir etwas näher ansehen wollen, betrifft den Beichtvater Kaiser Ferdinands II. P. Lamormaini, und den gefälschten Brief vom J. 1625, den derselbe kurz vor dem Einmarsch der ligistischen Truppen im Herzogthum Braunschweig geschrieben haben soll, und in dem Koldewey ein „Programm" zu erkennen glaubt, nach dem die Jesuiten „in dem Ketzerlande unter dem Schutze der kaiserlichen Waffen verfahren sollten". Nach diesem Briefe soll der Kaiser am 2. April 1625 einen leiblichen Eid geschworen haben, nicht ruhen zu wollen, bis alle ketzerischen Reiche und Lande wieder katholisch gemacht und unter der päpstlichen Heiligkeit absoluten Gehorsam gebracht wären. Dementsprechend entwickelt dann „Lamormaini", wie man sich der Städte in Niedersachsen mit List und Gewalt zu versichern denke, wobei der beliebte Kunstgriff nicht fehlen darf, daß den Ketzern nicht Treue zu halten sei.

Die in diesem Schriftstück aufgehäufte Verleumdung ist so plump und gehässig, daß selbst protestantische Forscher zu der Annahme gelangten, dasselbe sei von antikaiserlicher Seite ausgegangen, mit anderen Worten: daß es ein protestantisches antikaiserliches Hetzpamphlet sei. Das weist Reichmann gründlich nach, indem er schon aus inneren Gründen zeigt, wie der angebliche Brief Meinungen vorbringe, „die theils unsinnig sind, theils geradezu die Lehre der katholischen Kirche auf den Kopf stellen". Was dann speciell den sogenannten Eid des Kaisers betrifft, so liegt das gerade Gegentheil in dem Schreiben des päpstlichen Nuntius Caraffa in Wien vom 21. Jan. 1626 ausgesprochen vor, worin es heißt: der Kaiser beabsichtige nichts Anderes, als daß die Feinde die Waffen niederlegen; alles Uebrige wolle er seinem Eide gemäß, den er bei der Wahl und Krönung geleistet, in dem alten Zustande belassen. „Ueber diesen Eid", fügt der Nuntius bei, „habe ich mehrere Male mit dem gegenwärtigen Beichtvater Sr. Majestät gesprochen, welcher der Meinung ist, daß der Eid den Kaiser verpflichtet."

P. Reichmann kommt zu dem Schluß, daß dieser sog. Brief Lamormaini's nichts anderes ist, als eine vielverbreitete Flug-

schrift, welche im Jahre 1628 erschien unter dem Titel: „In Teutsch übersetztes Schreiben der Röm. Kais. Majestät Beichtvaters an einen vornehmen Jesuiten gen Hildesheim durch einen Ihres Ordens abgeschickt. Worinn alle Päpstischen Praktiken wider die teutsche Städte, die Cronen Schweden, Dänemark und Engelland, auch eines theils der Herrn Staden General von Holland begriffen". Es sind fünf verschiedene Auflagen bekannt. Aus verschiedenen Einzelheiten der Flugschrift wird dann noch dargethan, wie alle darin enthaltenen Angaben auf die ersten Monate des Jahres 1628 passen, in die Zeit kurz bevor Tilly den festen Ort Stade der dänischen Gewalt entriß.

Diese Conclusionen Reichmanns erhalten nun durch eine Mittheilung Onno Klopps im Wiener „Vaterland" (Nr. 34 vom 4. Februar 1890) noch eine thatsächliche Bekräftigung. Klopp ist nämlich in der Lage, durch ein Aktenstück der kaiserlichen Archive in Wien diese Angaben und den Ursprung des Briefes näher bestimmen zu können. Der kaiserliche Resident Menzel in Hamburg berichtet am 16. August 1628 dem Kaiser Ferdinand, wie folgt:

„Es ist von hier, vor der Einnahme von Stade, eine Flugschrift verbreitet als ein Brief eines Jesuiten an einen Jesuiten. Anstruther (der englische Agent in Hamburg), Foppius van Aitzema (der holländische Agent), die dänischen Commissarien als Detlev von Rantzau, von Ahlefeld, von Medem, haben bei den Hanse- und bei den Landstädten diese Schrift durch ihre allda habenden Favoris spargiren lassen, um mittels derselben einen allgemeinen Aufstand hervorzurufen. Die Städte werden darin mit Belagerung bedroht, erst die Landstädte, zunächst Hildesheim, Magdeburg" u. s. w.

Hiemit ist der Ursprung und der Zweck des vermeintlichen Jesuitenbriefes von 1628 bis zur Evidenz klargestellt. Daß damals, schließen wir mit Klopp, dies Mittel der Lüge nicht fruchtlos geblieben sei, ist möglich und erklärlich. Daß aber auch noch jetzt, nach 260 Jahren deutsche Gelehrte, die durch andere Leistungen bewiesen haben, daß sie nicht den Tagesschreiern beigezählt werden dürfen — daß auch solche Männer durch eine derartige nichts weniger als fein angelegte einstige Kriegslist ausländischer Agitatoren gegen den inneren Frieden der deutschen Nation sich irre führen lassen: das ist wahrlich kein erfreuliches Zeichen unserer Zeit.

P. Reichmanns offener Brief, in der sachlichen Erörterung klar und logisch überzeugend, im Tone ruhig und gemessen, selbst in der Polemik vornehm, ist ein ganz schätzbarer Beitrag zur Orientirung in dem schwerwichtigen Kapitel der Geschichtslügen.

XXV.

Zur Centenarfeier des heiligen Papstes Gregor I. des Großen.

Der sicilische Diodoros nennt den Geschichtschreiber einen Diener der göttlichen Weltvorsehung und die Geschichte als Prophetin der Wahrheit gleichsam eine Metropole des gesammten Wissens. Durch diese Worte wird uns die Geschichte in ihrer Aufgabe und Bedeutung wie ein Heiligthum, in dem geschützt durch die ewigen Gesetze der Wahrheit das unsterbliche Andenken an das Geschehene fortlebt, in dem wie von dem Handeln und Leiden, dem Ringen und Streben der Völker, so auch von den Kämpfen und Siegen, den Werken und dem Wirken einzelner Menschen erzählt wird, in dem aber auch all die tausend und tausende Ereignisse zu einem harmonischen Hymnus auf die Macht und Weisheit der göttlichen Weltregierung zusammenklingen. Darum schreibt auch E. v. Lasaulx in seiner Philosophie der schönen Künste (S. 215) so schön von der historischen Kunst: „Jeder, der Bergluft athmet, fühlt seine Glieder leichter, elastischer, stärker und seine Seele sich erweitern, daß sie glaubt, mit den Adlern, welche vor ihm die Luft durchschneiden, emporfliegen zu können. Ganz so auch stärkt die Luft, die wir athmen in der Geschichte, den großen Fragen der Menschheit gegenüber, unseren Geist und gibt ihm neue Schwungkraft zum Denken. Gewiß, wer im Studium der Geschichte

jene Höhen des Lebens erklommen hätte, wo er die Heerschaaren der Völker sammt ihren Heroen an sich vorüberziehen sähe und alle ihre Schicksale miterlebte: der könnte, reicher und freier in sich, wie ein kundiger Seefahrer und Steuermann im Weltmarinedienst des Lebens kühn und besonnen die Stürme desselben erwarten. Sollte nur der Anblick der tragischen und marmornen Niobe kathartisch auf die Seele wirken, die Geschichte aber Roms, der großen Völkerniobe, diese Wirkung nicht hervorbringen?"

Jeder Zeit nun lesen wir gerne im Buche der Geschichte, besonders aber dann, wenn im Umlaufe der Zeiten die Säkularfeier eines großen Mannes, der im Mittelpunkte seiner Zeit gestanden, ihr die Signatur gegeben, unseren Blick in die Vergangenheit zurücklenkt.

Ein solcher Mann, der unter den preiswürdigen Päpsten im 6. Jahrhundert des Verfalles und Versinkens der alten Cäsarenstadt in Schutt und Barbarei den Ruhm hat, der größte zu sein — ist der Anicier Papst Gregor I. Sein Gedächtniß, zugleich die dreizehnte Säkularfeier seines dreizehn Jahre dauernden Papates feiert unsere heilige Kirche am 12. März.[1]) Von ihm, seinem Leben und Wirken, möge jetzt die „Prophetin der Wahrheit" berichten, für ihn aus „der Metropole des Wissens" das Zeugniß des Ruhmes holen, in ihm erstrahle der „Glanz der göttlichen Weltregierung".

Nein, nicht Accommodation an den Geist der Zeit, der es liebt, Jubiläen zu feiern, ist unsere Centenarfeier; nicht

1) In Rom trat bereits voriges Jahr im April eine Commissione centrale per le feste centenarie di S. Gregorio Magno zusammen. An der Spitze derselben steht als Presidente der Cardinal, Generalvikar L. M. Parocchi. Die Civiltà cattolica (XIV, V, 950 pagg. 170—177) bespricht einen Congresso romano di scienze ed arti liturgiche aus Anlaß dieser 13. Säkularfeier. Fürst Löwenstein hat bekanntlich einen Aufruf zu einer Wallfahrt nach Rom ergehen lassen.

darum handelt es sich zunächst, in menschlicher Weise das Lob eines großen Mannes zu verkünden. Unsere Feier trage einen weihevolleren Charakter an sich, sie sei wie ein hell glänzender Stern, der in das Dunkel unserer Tage leuchtet — wie eine Bürgschaft, daß das Göttliche trotz aller Stürme und Gefahren ewig dauere: merses profundo, pulcrior evenit, Versenk's in Meeresfluth, herrlicher steigt's empor! (Hor. IV. 4. 65) — wie eine frohe Botschaft des Segens und der Cultur, welche das Papstthum den Völkern vermittelt — wie ein historisches Zeugniß für die völkerrettende und beglückende Aufgabe der christlichen Religion.

Eine großartig elegische Scene hat uns der heilige Seher auf Patmos in dem 6. Kapitel der Apokalypse gezeichnet und der Genius eines Dürer, Cornelius, Steinle im erschütternden Bilde dargestellt: die verhängnißvollen Reiter der Pest, des Hungers, des Krieges jagen auf wilden Rossen Untergang und Vernichtung, Schrecken und Verderben bringend über das Menschengeschlecht hin. Diese erschütternde Vision des Sehers, dieses todesernste Bild des Malers verwirklichen die letzten Decennien des 6. Jahrhunderts auf der italienischen Halbinsel.

Es wüthete die Pest; aus den Sümpfen des ägyptischen Pelusium aufgestiegen, war sie in Byzanz erschienen und den Spuren des Krieges nachgegangen, auch in Rom eingebrochen. Die Kranken starben, von Schlafsucht niedergedrückt oder von Fieberhitze verbrannt. Angst und Furcht war unbeschreiblich; die außer sich gesetzte Phantasie hörte in den Lüften Geschmetter von Tuben, sah an den Häusern die Zeichen des Würgengels, in den Straßen den Dämon der Pest oder Gespenster, welche den Begegnenden durch einen Schlag den Tod mittheilten. Die Seuche hatte den Papst Pelagius II. nicht verschont, Tausende dahingerafft.

Es raste die Kriegsfurie der wilden Langobarden durch das Land und sengte, mordete, zerstörte. Der Wächter auf den Zinnen der altersschwachen Mauern Aurelians und

Belisars konnte sehen, wie die Römer, Hunden gleich zusammengekoppelt, von den Feinden fortgeführt wurden, um nach Gallien in die Sklaverei verkauft zu werden. „Ueberall sehen wir Trauer, überall hören wir Seufzen; die Städte sind zerstört, die Kastelle geschleift, die Aecker verwüstet, die Erde zur Einöde gemacht."

Hungersnoth bedrängte das unglückliche Volk; der Tiber überschwemmte die Stadt, zerstörte Häuser, Tempel und Monumente, auch die Kornspeicher der Kirche.

Wenn damals der Benediktinermönch Gregor von der Höhe seines Klosters auf dem Berge Cölius hinausblickte in das Land und hinab in die Stadt, wenn er voll Entsetzen nichts sah als die Feuersäulen, die von den eingeäscherten Städten aufstiegen, Schaaren von Gefangenen, die der Feind mit sich führte, Hungernde, die umherirrten, um Nahrung zu suchen, und von Pest und Krankheit ergriffen dahinsanken — da mochte er klagend ausrufen: „Entvölkert sind die Städte, niedergeworfen die Burgen, die Kirchen vom Feuer verbrannt, die Klöster zerstört, die Landgüter sind menschenleer, keiner ist, der sie bebaut. Verödet und brach liegt der Boden, Niemand wohnt da, und dort, wo einst so viele Menschen lebten, hausen jetzt wilde Thiere. Siehe, die Welt sinkt in sich selbst zusammen und verdorrt; überall Tod, überall Jammer, überall Trostlosigkeit; von allen Seiten dringt das Unglück auf uns ein, überall sehen wir nur Schmerzliches. Das Ende der Welt ist nahe!" (Hom. in Evang. II. 28. Dial. III. 38.)

In solcher Zeit war es, daß Klerus und Volk 590 den ehemaligen Präfekten der Stadt, Regionar-Diakon der römischen Kirche, Gesandten am byzantinischen Hofe, den Abt von S. Andrea, G r e g o r, einen Mann, dessen Herz vom Feuer der göttlichen Liebe brannte und auf dessen Stirne der Stempel des Genius thronte (Weiß II. I. 408), zum Papste wählte. Und nachdem die Bestätigung durch den byzantinischen Kaiser Mauritius eingetroffen, da holte das Volk den

Demüthigen, der sich der Würde entziehen wollte, aus seinem Verstecke außerhalb der Stadt, und im Triumphe wurde er nach St. Peter geführt und dort am 3. September 590 zum Papste geweiht.

„Ein altes Wrack war die Kirche, wie Gregor selbst sich äußerte, in welches die Wellen überall eindrangen und dessen vom Sturme hin und her gerüttelten Planken keuchend den Schiffbruch ankündigten.“ Aber mit sicherer Hand übernahm er, ein ächter Römer, durch die Kraft seines Willens, durch die Energie und Ausdauer seines Handelns, das Steuer und wurde der Vater des Volkes, der für das geistliche und weltliche Wohl sorgte, der Retter des Vaterlandes, der Engel des Trostes. Er schrieb an Justin, den Prätor Siciliens, um schleunige Sendung von Getreide. Er selbst theilte Getreide, Geld und Kleider aus an die Bedürftigen, an jedem Hauptfeste gab er den Kirchen und milden Anstalten Geschenke. Wie Titus hielt er den Tag verloren, an dem er nicht den Hunger gestillt und die Blöße bedeckt hatte, und als er einst hörte, ein Bettler sei in einer Straße Roms gestorben, verschloß er sich voll Scham und wagte einige Tage lang nicht als Priester an den Altar zu treten.

An die Vorhöfe der Basiliken und Klöster drängten sich die Römer, um sich nähren und kleiden zu lassen; wer als Wallfahrer oder Flüchtling vor den Langobarden nach Rom kam, fand in Krankenhäusern oder Herbergen Lager und Kost; an langen Tafeln saßen die Fremdlinge aller Provinzen und verzehrten die Gaben der römischen Kirche.

So wurde, wie Gregorovius sagt, die Kirche ein großes Asyl der Gesellschaft; Gregor aber, der römische Bischof, durch den Segen seiner Liebe und die Anerkennung der Dankbarkeit auch das Oberhaupt des politischen Roms. Nicht also durch das Schwert und durch kriegerischen Erfolg, sondern durch moralische Macht und geistiges Uebergewicht gründete er die päpstliche Herrschaft weltlicher Natur.

Wie die Geier um den Leichnam, kreisten die Lango-

barden, arianischen Glaubens, mit heidnischen Stämmen Deutschlands und Sarmatiens gemengt, um Rom; die Erhaltung der kaum vertheidigten Stadt erschien den Römern wie ein Wunder. Der Wundermann aber war Gregor der Papst, der mit den größten Opfern Waffenstillstand und Frieden zu erringen suchte. Nannte er sich doch selbst in einem Schreiben an die Kaiserin Constantia mit ironischem Seufzer den „Zahlmeister der Langobarden, unter deren Schwertern das römische Volk sein Leben nur erhalte, indem es die Kirche jeden Tag erkaufe.“ Endlich gelang es ihm, was bisher großentheils die Ränke der Exarchen vereitelt hatten, Frieden auf längere Zeit zu schließen. Es geschah dieses durch Vermittelung eines eigenen Abgesandten, des Abtes Probus im J. 599 mit Agilulf und seinen Herzogen, unter ihnen dem für Rom gefährlichsten Arinlf von Spoleto. Und so groß war das Ansehen des römischen Bischofes, daß der Langobardenkönig wie eine selbständige Macht ihn betrachtete und seine Boten nach Rom sandte, damit Gregor die Friedensurkunde unterzeichne. Der Waffenstillstand wurde bis zum März des Jahres 601 ausgedehnt, dann aber wahrscheinlich verlängert.

Welche ungerechte Beurtheilung fand dabei Gregor bei dem griechischen Kaiser! Mauritius, auf die Verdächtigung des Exarchen hin, schrieb dem Papste einen heftigen Brief mit den bittersten Vorwürfen. Doch Gregor antwortete darauf mit Würde und mit diplomatischer Feinheit; er zählte alle Gefahren auf, denen ihn das Verhalten des Exarchen preisgegeben hätte, und alle Leiden, die daraus folgten; die kaiserlichen Beamten suchte er vor der Ungnade zu schützen und rühmte ihre thätige Wachsamkeit in der Vertheidigung Roms.

Gerade jene Friedensthätigkeit Gregors aber bewirkte es, daß auch die Fäden der weltlichen Regierung in seine Hände kamen und Gregor gegenüber der Ohnmacht der byzantinischen Kaiser die Gewalt eines Herrschers erlangte.

Es ehrten in ihm die Römer ihren Herrn und Erhalter, der die Würde des Bischofes und den Glanz des berühmtesten Patriciergeschlechtes in seiner Person verband.

Seine Ruhe und Milde aber dem leidenschaftlich erregten und ungerecht urtheilenden Kaiser gegenüber läßt uns Gregor auch in diesem Punkte groß erscheinen; denn er verstand es nicht bloß über Andere zu herrschen, sondern auch, was schwieriger ist und als erstes Zeichen sittlicher Größe gilt, über sich selbst. Er handelte eben, wie er in seinen Moralia (5,68) es vorschreibt: über den Körper, die Leidenschaften müsse die Seele mit Vernunft wachen, gleich vorsichtig, weder ihn zu erdrücken, noch sich von ihm unterdrücken zu lassen.

Wohl ist es wahr, unter den erwähnten Schicksalsschlägen der vernichtenden Naturereignisse und des unheilvollsten Krieges sank das alte Rom in Ruinen; aber der alte römische Geist, der die Welt der Stadt am Tiber unterworfen hat, lebte unverkümmert im Christenthum fort (A. M. Weiß, Apologie V. 697). Gregor war es, der wahre Neu-Römer mit den weltumspannenden Zielen, der eine geistige Weltherrschaft, das Königthum der christlichen Wahrheit und Gnade anstrebte. Den Occident, wo der Arianismus der Kirche heftige Wunden schlug und alle istrischen und viele oberitalische Bischöfe seit dem Dreikapitelstreit im hartnäckigen Schisma verharrten, brachte er zur Glaubenseinheit zurück oder er bereitete wenigstens die Pfade, auf denen dann in späteren Zeiten die Rückkehr erfolgte. Recared, der Westgothenkönig, nahm auf dem Concil von Toledo 589 den katholischen Glauben an und begrüßte bald darauf den Bischof von Rom ehrfurchtsvoll als den Stellvertreter des hl. Petrus. Als dem langobardischen Königspaare, Agilulf und der bayrischen Prinzessin Theodelinde, der erste Sohn geboren ward, gelang es der katholischen Königin, mit welcher Gregor in beständigem Briefwechsel gestanden, ihm die Taufe der katholischen Kirche zuzuwenden.

Allgemeine und allmälig ausschließliche Anerkennung gewann der Katholicismus freilich erst unter König Grimoald, um 670.

Durch Milde und Weisheit brach Gregor die Irrlehre der Donatisten, die in Afrika verwegener als je ihr Haupt erhoben hatten; ihm bleibt das Verdienst, eine mehr als 300jährige Sekte zu ihrem Ende geführt zu haben.

Und die orientalische Kirche, welche seit der Gründung der neuen römischen Hauptstadt Konstantinopel der Spielball meist despotischer Kaiser, schon damals den Keim zu einem bleibenden Schisma in sich trug, hielt er in den Schranken pflichtmäßigen Gehorsams. Als der Patriarch Johannes von Konstantinopel, mit dem Beinamen der Faster, den Titel „eines ökumenischen Bischofes“ angenommen hatte, da versuchte es Gregor ihn durch die Annahme des demüthigen, auch von den späteren Päpsten fortgeführten Titels eines „Knechtes der Knechte Gottes“ nach seinen Wünschen zu stimmen und so die Einheit der römisch-katholischen Kirche zu wahren. Auf die Bekehrung der Heiden, der Angeln und Sachsen in England wandte er seine besondere Sorge. 596 sandte er den Abt Augustinus mit einer Schaar von Mönchen nach England, welche 597 an der Küste von Kent landeten und sich in dem späteren Canterbury niederließen. Schon zu Weihnachten 597 konnte Augustinus 10,000 Angeln taufen.

Nach Sardinien sandte der Papst den Bischof Felix und den Abt Cyriakus und er hatte, wie er der Kaiserin Constantia meldete, die große Freude, daß eine große Anzahl von Heiden (Barbariciner) dem Christenthum sich zuwandte. Ebenso glückte es ihm, auf den Inseln Sicilien und Corsica, wo das Heidenthum theils aus früheren Zeiten sich noch forterhalten hatte, theils unter den politischen Stürmen wieder eingedrungen war, es auszurotten.

Verdient dadurch Gregor nicht mit Recht den Namen eines großen Eroberers? Des Großen im Sinne und Geiste der katholischen Missionsthätigkeit?

Als die festeste Grundlage und den sichersten Schutz der apostolischen Wirksamkeit der Kirche aber betrachtete der Papst, selbst wissenschaftlich hochgebildet, ascetisch ernst, sittlich kraftvoll, ein Mann, von dem Ildephons von Toledo sagte: an Heiligkeit übertreffe er Antonius, an Beredsamkeit Cyprian, an Weisheit Augustinus — einen wissenschaftlich gut unterrichteten, wohl disciplinirten Klerus, der auch in strenger Obedienz unter dem Episkopate steht, einen Episkopat, der mit seinem Metropoliten, seinem Papste sich Eins weiß. Deßhalb trat Gregor mit aller Energie gegen Simonie und Unsittlichkeit, gegen die Erhebung von Laien zu kirchlichen Aemtern ohne erforderliche Vorbereitung und moralische Bewährung auf; deßhalb hielt er zu Rom mehrere Synoden ab, welche nicht bloß in Sachen der Lehre, sondern auch der Disciplin Beschlüsse faßten; deßhalb forderte er nicht bloß Frömmigkeit für seinen Klerus, sondern auch Wissenschaft. Wenn wir den Worten seines Biographen Johannes Diaconus glauben dürfen, so war Rom unter der Regierung Gregors „ein Tempel der Weisheit, welchen die sieben Künste wie Säulen stützten; es gab in der Umgebung des Papstes keinen Mann, dessen Sprache oder Art barbarisch gewesen wäre; die Studien aller freien Künste blühten wieder auf und die Gelehrten hatten um ihren Lebensunterhalt nicht zu sorgen; eher umgab sich der Papst mit den gebildetsten, als mit den höchstgestellten Personen". Zur Veredelung und Unterweisung seines Klerus schrieb er auch die herrliche Regula pastoralis, die Krone aller gregorianischen Schriften, von einer fast kanonischen Bedeutung im Mittelalter: in ihr hat er seine Ideale vom Hirtenamte des katholischen Priesterthumes niedergelegt.

Um den gottgewollten hierarchischen Organismus in seiner imponirenden Einheit und unerschütterlichen Macht herzustellen, führte er die Wahlen der Bischöfe nach kirchlichen Gesetzen durch, zog er die Bischöfe in engere Verbindung mit den Metropoliten und dem päpstlichen Stuhle,

wußte er auch die Patriarchen im kirchlichen Abhängigkeitsverhältnisse zu erhalten. Doch es würde zu weit führen, die Hirtenthätigkeit unseres Papstes in ihren einzelnen Handlungen darzustellen; es genüge noch, seine Sorge für die Klöster, deren höchste Bedeutung für das kirchliche Leben und die klerikale Disciplin er wohl erkannte, zu erwähnen. Ihn, der, wie Gregor von Tours sagt, im seidegewebten und von Edelsteinen schimmernden Prachtgewande in der Stadt daherzuschreiten gewohnt war, aber in geringer Kutte dem Dienste des Herrn geweiht war, schmückt der Ehrentitel „der Vater der Mönche“. Sein eigenes Vermögen verwandte er zur Gründung von Klöstern, aus dem Schatze der römischen Kirche baute er solche oder ergänzte er das ihnen zur Existenz noch Fehlende; durch Gesetze förderte und schützte er das Mönchsleben.

Da nun nach dem Zeugnisse der Geschichte der Zustand der Kirche am Ende seines Pontifikates ein ganz anderer geworden, als er beim Beginn war, so kann Gregor mit Recht der Reformator der kirchlichen Disciplin genannt werden.

Ein solcher war er auch für den Glanz des feierlichen Gottesdienstes auf dem Gebiete der Liturgie und des liturgischen Gesanges. Es ist zweifellos gewiß, daß Gregor die liturgischen Gesänge sammelte, verbesserte, ihnen neue hinzufügte und so das nach ihm benannte und von ihm mit Neumen versehene Antiphonarium redigirte. Er gründete oder erneuerte wenigstens an den beiden Hauptkirchen durch Schenkung von Grundbesitz und Häusern bei St. Johann im Lateran und bei St. Peter Sängerschulen als Collegien oder Unterrichtsanstalten für Knaben und Männer. Ja, er selbst leitete — nach Cesare Rasponi — die schola cantorum am Lateran, ein Collegium für adelige Jünglinge, welche neben dem Unterrichte im liturgischen Gesange auch in den Wissenschaften belehrt wurden, um für höhere kirchliche Aemter herangezogen zu werden; von Sergius I. (687—701)

bis Adrian II. (884—885) gingen daraus 11 Päpste hervor. Welche außerordentliche Bedeutung man dem gregorianischen Antiphonarium gab, ist daraus ersichtlich, daß es auf dem Altare des hl. Petrus an einer Kette geschmiedet aufbewahrt wurde und daß man glaubte, nur durch einen besonderen Beistand des hl. Geistes, der in Gestalt einer Taube auf Gregor herabgestiegen, sei es zu Stande gekommen.

Daß dem großen Gregor auch die Poesie nicht fremd gewesen, davon zeugen die noch erhaltenen 8 religiösen Hymnen, welche sich ebensosehr durch Einfachheit als durch Erhabenheit der Gedanken auszeichnen. Außer 840 Briefen, welche Zeugniß dafür sind, mit welcher rastlosen Thätigkeit er den Orient und Occident umfaßte, als Beschützer des Glaubens und als Wahrer der Disciplin wirkte, haben wir von dem heiligen Kirchenlehrer noch viele theologische Werke: die erwähnte Regula pastoralis, 35 Bücher Moralia (expositio in beatum Job), 22 Homilien über Ezechiel, 40 über evangelische Lektionen, 4 Bücher der Dialoge über das Leben und die Wunder italischer Väter — ein Werk, dessen Lesung die Bekehrung der Langobarden zugeschrieben wurde.

Und diese vielseitigste großartige Thätigkeit auf dem Gebiete der Verwaltung der Patrimonien und dem der Wohlthätigkeit, der Wissenschaft und Kunst, der Liturgie und Homiletik, der kirchlichen Lehre und Disciplin, der Politik und der Missionen entfaltete der große Mann, trotzdem er während seines ganzen Pontifikates von Krankheiten heimgesucht war und daß er seit 599 mehrere Jahre hindurch das Bett nicht verlassen konnte.

Als Gregor am 12. März 604 in einem Alter von 64 Jahren starb, wurde eine der glänzendsten Erscheinungen in der Reihe der Päpste, einer der gewaltigsten römischen Bischöfe, unter dem das Papstthum zur höchsten moralischen Macht im Abendlande sich erhoben, dem die Geschichte mit Recht den Namen des Großen beigelegt, in der Gruft der St. Peterskirche beigesetzt.

Zu Pfingsten des vorigen Jahres errichtete zu Rom der fanatische Haß gegen alles Kirchliche, Christliche und Göttliche die Statue eines apostasirten, häretischen Mönches, eines Mannes, der in der Geschichte gebrandmarkt ist durch seine cynische Frivolität, seine rohe Polemik, seine revolutionäre Vernichtung alles Positiven, Heiligen und Göttlichen. Zum Spotte steht dieses Monument dort für Kirche und Papst, als eine Schande für Rom und Italien, als Schmach für Recht und gute Sitte, als Hohn auf alle christliche Wissenschaft und Bildung.

Nun denn — das sei das Werk der Centenarfeier des großen Gregor in der ganzen katholischen Welt, daß dem berüchtigten Monumente Giordano Bruno's gegenüber das Ehrendenkmal unseres Gregor sich erhebe, jenes Mönches, Priesters, Papstes, der durch den Adel seiner Geburt und seines Geistes ausgezeichnet, eine Leuchte der Kirche als Papst, der Ruhm Roms als Retter der Stadt, der Stolz Italiens als sein größter Wohlthäter, ein glänzender Stern unter den Gelehrten durch seine Wissenschaft, der Segen der Kirche als Reformator der Disciplin und Liturgie, ein Apostel der Welt ist durch seine Missionsthätigkeit. Und wenn auch nicht die Hand eines Künstlers in Erz oder Marmor dieses Bild schafft, aere perennius steht das Monument in dem ruhmvollen Andenken, in der begeisterten Verehrung, in der glühenden Bewunderung der katholischen Christenheit.

Zu jenem Denkmale Brunos zogen sie hinauf, wenige Hunderte in wildlärmendem, dämonisch-bacchantischem Zuge mit den Fahnen der Revolution, und um dasselbe erschollen die Reden und Lieder des Fluches und der Verwünschung, des Frevels und der Gottlosigkeit.

Das ehrenvolle Andenken unseres großen heiligen Papstes Gregor I. feiern aber am 12. März Millionen, die unter der Fahne des auferstandenen Christus stehen, feiern es in den frommen Gebeten des Glaubens, mit den Opfergaben der Liturgie, bei welcher die Gesänge und Hymnen des gregori-

anischen Chorales ertönen, im dankbaren Preise alles dessen, was Wissenschaft und Kunst, kirchliches Leben und christliche Cultur dem Papstthume verdanken, in dem unerschütterlichen Vertrauen auf den göttlichen Schutz, welcher der Erlösungsanstalt für alle Zeiten verheißen ist. Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat! A. W.

XXVI.

Dom Mabillon und die Maurinercongregation.

III. Die Freunde und Ordensgenossen; erste Arbeiten.

In der Zeit, die uns beschäftigt, bietet St. Germain ein ächt klösterliches Gepräge. Sein Reichthum concentrirt sich in der Kirche und Bibliothek; im Uebrigen herrscht monastische Einfachheit und Armuth. Die Zellen sind einfach und arm; das Refektorium bietet außer den eichenen Tischen nur einige alten Glasmalereien in den gothischen Fenstern. Aber die Gastfreundschaft wurde mit so herzlicher Zuvorkommenheit und ächt christlicher Liebe geübt, daß der Ankömmling nicht lange ein Fremdling blieb. Näheres hierüber berichtet Cardinal Quirini O. S. B., der einige Jahrzehnte später St. Germain besuchte, in seinen Memoiren.[1]) Die Einfalt und liebenswürdige Naivetät, die feine Bildung und einfache Urbanität in den Manieren, die noch nichts von der Majestät und Anmuth des „großen Zeitalters" der Franzosen verloren hatte, war ein weiteres Gepräge dieser

---

1) E. de Broglie, l. c. S. 18.

in der vollen Blüthe der religiösen Restauration stehenden Abtei, das nicht verfehlte, auf den Besucher seinen Reiz auszuüben.

In diesem Heiligthum sollten sich die herrlichen Geistesgaben des jungen Johannes Mabillon zur vollen Reife gestalten. Niemand schien mehr für dessen Lehrer geschaffen, als der sanfte und heitere Bibliothekar, das geistige Centrum der dortigen Gelehrten, Dom Lukas d'Achery. Derselbe hatte in frühester Jugend das Ordensgewand erhalten, und trotzdem er die letzten 46 Jahre seines Lebens fast beständig in der Krankenzelle des Klosters verbrachte, sind seine Leistungen wie sein ausdauernder Fleiß wahrhaft erstaunlich. Außer andern bedeutenden Werken trug die Ausgabe eines Sammelwerkes am meisten zu seinem Ruhme bei, das nachher unter dem bescheidenen Namen Spicilegium aliquot scriptorum, qui in bibliothecis maxime Benedictinorum latuerant, als Frucht langjähriger Studien in 13 Quartbänden erschien und eine Menge bis dahin unbekannter Schriften der Alten enthielt.

Außer d'Achery fand Mabillon dort überdies den ebenso welterfahrenen als ascetisch gebildeten Prior Claude Bretagne. Derselbe war ein trefflicher Administrator, ein vollendeter Redner, doch ein etwas selbständiger Geist, der in seiner Kritik oft beißend wurde, mit Nicole correspondirte und jansenistischen Tendenzen nicht abhold zu sein schien. Von seinen Schriften wurde besonders eine oft aufgelegt: Méditations sur les principaux devoirs de la vie religieuse, marqués dans les paroles de la profession des Religieux, avec des lectures spirituelles tirées de l'Ecriture et des ss. Pères pour une retraite de dix jours. Paris 1689, 1696, 1703 etc.

Eine andere Stütze Mabillon's war Franz Lamy. Einer angesehenen Familie entsprossen, hatte er zu Paris mit glänzendem Erfolg schönwissenschaftliche und philosophische Studien betrieben und darauf die militärische Lauf-

bahn erwählt. Sein Geschick, seine umfassenden Kenntnisse und seine Tapferkeit zogen bald die Aufmerksamkeit der Behörden auf ihn und schienen ihm Anwartschaft auf die höchsten militärischen Würden in der Armee Ludwigs XIV. zu sichern. In einem Duell ward er vor dem tödtlichen Degenstoß bewahrt durch ein Büchlein, das er auf der Brust trug (die Regel des hl. Benedikt), das er wohl aus Neugierde oder aus literarhistorischem Interesse zu lesen beabsichtigte. Darin einen Wink der göttlichen Vorsehung erkennend, vertauschte der junge Officier den Waffenrock mit dem Mönchsgewand, ward eine hervorragende philosophische Autorität und schrieb u. A. eine damals sehr geschätzte Widerlegung des Spinoza und des Malebranche'schen Systems. Intimer Freund Fenelon's und Gegner der Jansenisten lebte er als ein der römischen Kirche und dem Papste treu ergebener Ordensmann. In seiner Demuth hegte er von seinen philosophischen und apologetischen Schriften eine sehr geringe Meinung, und es ist das Verdienst Bossuet's, ihn zur Veröffentlichung derselben bewogen zu haben. Sein bestes Buch ist: Sentiments de piété sur la profession religieuse.

Nach ihm ist Thomas Blampin zu nennen, bekannt als Leiter und Hauptherausgeber der Werke des hl. Augustinus in eilf Foliobänden. Blampin hatte bei den Jesuiten studirt, war dann, um sich vollständig von der Welt loszusagen, bei den Benediktinern eingetreten, wo er sich mit großem Eifer den religiösen Uebungen und dem Studium widmete. Zu seiner Seite sehen wir Simon Bougis († 1714), einen ebenso demüthigen und frommen, als in der Seelenleitung erfahrenen Ordensmann. Er verfaßte mehrere ascetische Bücher, wie Méditations pour les Novices et jeunes Profès. Paris 1674, zweite Ausgabe 1684; Méditations pour tous les jours de l'année, 2 vol.; Méditations sur les principaux devoirs de la vie religieuse, Paris 1699; Exercices spirituels tirés de la Règle de St. Benoit. Paris 1712, häufig mit der lateinischen Regelausgabe verbunden, Regula

S. P. N. Benedicti, Paris 1713. Zum Generaloberen der Congregation erwählt, suchte er durch die Flucht sich der verantwortlichen Würde zu entziehen.

Eine ganz anders geartete Natur war der feurige Franz Delfau. Sein geharnischtes Werk gegen das Commendatarwesen und die von Ludwig XIV. und seiner Regierung mit den kirchlichen Beneficien getriebenen Mißbräuche zogen ihm die Ungnade des Königs zu. Er starb 1776 als Verbannter auf der Reise nach Brest. Erwähnen wir noch Dom Claude Estiennot, dem wir später in Rom wieder begegnen werden. Er war ein ebenso gewandter Diplomat als unermüdlicher Arbeiter, der seine erstaunliche Welt- und Menschenkenntniß vortrefflich für das Interesse seines Ordens zu verwerthen wußte. Er hinterließ 37 Bände Antiquités bénédictines, die als Manuscript in der Nationalbibliothek zu Paris aufbewahrt werden. (Nr. 12739 bis 12796.)

Neben diesen leitenden Geistern der gelehrten Mönche von St. Germain, in deren Kreis Mabillon eintreten sollte, um bald ihr Haupt zu werden, stand noch eine Reihe, wenn auch weniger hervorragender, so doch auf dem Felde der Wissenschaften nicht unbedeutender Männer. Wir nennen nur einen derselben, weil er so lange, bis der fromme und zartfühlende Ruinart ihn ablöst, der vertrauteste Gefährte Mabillon's sein wird, und weil sein Bild, ähnlich den klassischen Figuren, welche die griechischen Tragödiendichter ihren Haupthelden zur Seite zu stellen pflegten, uns in den Stand setzen wird, Mabillon gleichsam in einem alter ego, in dessen Herz er seine Seele ergoß, noch besser kennen zu lernen — Dom Michael Germain. Derselbe wurde 1645 zu Peronne in der Picardie geboren. Jung sich dem Benediktinerorden anschließend, wurde er nach Vollendung seiner Studien in die Abtei St. Germain geschickt, wo er in Mabillon seinen Lehrer und Seelenführer fand. Er besaß als Picardiner einen geweckten, witzigen, ja bis zum beißenden

Humor und Spott disponirten Geist, über den er niemals recht Herr wurde. Galt es, seinem geistlichen Vater, Dom Mabillon, einen Dienst zu erweisen, so scheute er die Mühe nicht, selbst ganze Nächte dem Studium zu opfern. Er war auch dessen Begleiter auf den Forschungsreisen; die Briefe, die er aus der Ferne in die Heimath sandte, sprudeln von schalkhafter Laune und originellem Witze. Ein treuer Freund Mabillon's, war er von ihm doch an Geistes- und Charakteranlagen weit verschieden. Vielleicht fühlte er gerade deshalb sich zu ihm so mächtig hingezogen, weil er in ihm außer den gewaltigen Geistesgaben eben das fand, was ihm selbst an Ruhe und Zartheit mangelte. Mabillon vergalt seinem jungen Freunde die opferwillige Hingebung mit väterlicher Liebe und unbegrenztem Vertrauen.

Diese echt christliche Freundschaft, wovon die Ordensannalen so manche rührende Beispiele aufweisen, zeigt wieder, daß ein in klösterlicher Abgeschiedenheit dem Gebet und der Arbeit geweihtes Leben nicht das Herz austrocknen und den Sinn für edlen gesellschaftlichen Verkehr ersticken muß.

Nicht übergehen dürfen wir ferner ein gelehrtes Brüderpaar, das zwar nur zum Theil der Maurinercongregation angehört, aber hier einen Platz verdient, weil die Abtei großentheils ihr Aufenthaltsort gewesen: die Brüder Ludwig und Karl Bulteau. Ersterer war lange als Sekretär im Dienste des Königs gestanden; er überließ dieses ehrenvolle Amt seinem jüngern Bruder Karl und trat als Laienbruder in die Abtei St. Germain ein, wo er sein Leben in Gebet und stiller Arbeit verbrachte und niemals zum Empfang der höhern Weihen zu bewegen war. Er schrieb mehrere verdienstvolle Werke über den Wucher, über die monastische Geschichte des Orients, übersetzte die Dialoge Gregor's des Großen und verfaßte einen Abriß der Geschichte des Benediktinerordens, der heute selten und sehr gesucht ist (2 Bände in 4°, Paris, Coignard 1684 und 1694). Das Manuscript des dritten Bandes Histoire du X. siècle

de l'Ordre monastique, woran der Verfasser († 1693) lange gearbeitet und das er für besser gelungen hielt, als alle seine übrigen Werke, gelangte niemals zum Druck, sondern befindet sich nebst dem Anfang des IV. Bandes in der Nationalbibliothek zu Paris. Sein Bruder Karl Bulteau, der bald doyen des secrétaires du roi wurde, kam so fleißig zur Abtei, daß er sein Zelt dort aufgeschlagen zu haben schien. Er lebte in der Welt nach den Grundsätzen des Ordens, vertrat mit Eifer dessen Interessen und diente als Bindeglied zwischen der Abtei und der Welt. Er leistete seinen klösterlichen Freunden zahlreiche Dienste. Seine Werke standen seiner Zeit hoch in Achtung. Man nannte ihn einen bénédictin laïque (Broglie I., p. 28).

Dies war der Kreis von Männern, welcher in Mabillon seine Krone erhielt. Seitdem die gewissenhafte Observanz der Benediktinerregel in St. Germain eingeführt und die Handarbeit wieder mehr den gelehrten Studien gewichen war, hatte die Pariser Abtei sich bald einen Namen und die höchste Achtung der Gebildeten aller Stände erworben.[1]) Die Mönche von St. Germain galten als die Pioniere der kirchlichen Wissenschaft, und noch heute müssen wir staunen über die Menge gediegener, umfangreicher Werke, welche hier in kurzer Zeit verfaßt wurden und einen dauernden Ruhmestitel der katholischen Kirche, des Benediktinerordens und Frankreichs bilden. Die Wahrheit aus dem Schutte vieler Jahrhunderte herauszugraben und unverkürzt zu enthüllen, war ihre Aufgabe; die Ueberzeugung, daß nur die reine, volle Wahrheit Gott lieb sei und die Kirche durch die unverfälschte Darlegung der Geschichte am wirksamsten ge-

1) Es bestand zwar abgesehen von St. Denys im 17. Jahrhundert noch ein zweites Benediktinerkloster in Paris, welches zur Maurinercongregation gehörte, nämlich das Des blancs manteaux (in einem ehemaligen Karmeliterkloster, daher der Name), welches aber keine so große Bedeutung erlangte.

rechtfertigt und mit Hochschätzung und Liebe in die Herzen der Menschen gepflanzt werde — das war ihr Leitstern bei ihren unermüdlichen Forschungen in den christlichen Alterthümern. Diese Grundsätze hat Mabillon auf unvergleichliche Weise entwickelt in der Einleitung zu seinem großen Werke „Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti", sowie in seinem Rechtfertigungsschreiben an die Obern der Congregation bezüglich des Vorwurfs, er habe Heilige, die bis dahin als Benediktiner gegolten, von seiner Sammlung ausgeschlossen: „Niemals", so schrieb er, „kann und darf die Frömmigkeit von der Wahrheitsliebe getrennt werden". (Broglie, p. 34.)

Die Mönche von St. Germain standen mit allen größern Benediktinerklöstern der Welt, und mittelbar oder unmittelbar mit fast allen Gelehrten und wissenschaftlichen Größen Europa's in Correspondenz. Der königliche Hof zu Paris und Versailles, ja die großen Päpste am Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts überhäuften sie mit Beweisen ihres Wohlwollens. Ließen sich später in den jansenistischen Streitigkeiten auch einige Mauriner vom Strome fortreißen: in dieser Periode (1660—1709) stand die Congregation rein und unbescholten da. Die päpstlichen Dekrete gegen den Jansenismus wurden in St. Germain wie in allen Klöstern des Ordens gehorsam entgegengenommen und befolgt. Das Buch des Jansenius war den Mönchen streng verboten; die Novizen mußten bei ihrem Eintritt in den Orden eine Erklärung unterschreiben, durch welche sie ihre kirchliche Gesinnung und Unterwürfigkeit unter die päpstlichen Verordnungen bezeugten — im andern Falle wurden sie abgewiesen. Erst lange, nachdem Mabillon und die großen Männer, die er herangebildet und die ihn umgaben, vom irdischen Schauplatz abgetreten (Martene starb erst 1739 und Montfaucon 1741), warfen einige Fälle der Widersetzlichkeit gegen die erschienene Bulle Unigenitus einen Schatten auf den Glanz der Congregation.

Zur Zeit als Mabillon nach St. Germain kam, lebten die Geister im Frieden. Nur einer der jüngern Mönche, P. Gabriel Gerberon, verirrte sich in gallikanische und jansenistische Ideen, starb aber 1711 wieder ausgesöhnt mit der Kirche.

Mabillon ward von Lukas d'Achery in's Studium der Kirchenväter eingeführt und zeigte sich bald eines solchen Lehrers würdig. Es ward ihm der Auftrag, eine neue Ausgabe der Werke des hl. Bernhard zu veranstalten, für einen Neuling, der der wissenschaftlichen Welt noch unbekannt war, keine leichte Arbeit, zumal wenn man die hohe Bedeutung der Werke des Abtes von Clairvaux und die Mängel der bis dahin bestehenden Ausgaben erwägt. Doch der junge Gelehrte gab sich mit Muth an die Arbeit und konnte in weniger als drei Jahren diese Erstlingsfrucht seiner wissenschaftlichen Studien in zwei starken Foliobänden der Oeffentlichkeit übergeben (Paris 1667). Die bekannten Schriften des hl. Lehrers sind in dieser Ausgabe geordnet, bedeutend vermehrt und mit gelehrter Vorrede und mit vielen trefflichen Noten versehen. Haureau sagt: „Mabillon bewies in seinen Noten zum hl. Bernhard einen solchen Geschmack, so viel Scharfsinn, Belesenheit und Erudition, daß man ihn nach dieser ersten Publikation sofort unter die großen Gelehrten des Jahrhunderts zählte."

Das Räthsel, wie es möglich gewesen, ein so großartiges Werk in etwa dritthalb Jahren fertig zu stellen, löst uns Ruinart, wenn er sagt: „P. Johannes Mabillon verlor keinen Augenblick seiner kostbaren Zeit; er versagte sich jede Zerstreuung, kaum daß er seiner zarten Constitution die nöthigste Ruhe und Erholung gönnte. Um 2 Uhr Morgens stand er auf, und nach den dem Gebete, der heil. Messe und dem Chordienst gewidmeten Stunden wurde bis zum Mittag rastlos gearbeitet. Nicht weniger sorgfältig wurden die Nachmittagsstunden ausgenützt; oft setzte er die Studien ohne Unterbrechung bis tief in die Nacht hinein

fort. Obschon er die ganze Last der Arbeit trug, wollte er doch seinen Mitbrüdern Antheil an der Ehre geben; daher setzte er auf den Titel des genannten Werkes neben seinem Namen den des P. Lukas d'Achery, dem er als Schüler stets die höchste Achtung und Verehrung zollte. Er unternahm nichts, ohne sich zuvor mit ihm zu berathen, und wollte in Allem von ihm abhängig sein. Mehrmal des Tages ging er zu ihm, ihn in seiner Krankheit zu pflegen, seine Aufträge entgegenzunehmen, oder für ihn Briefe zu schreiben."

Bisher war Mabillon nur als einfacher Ordensmann bekannt, dessen tiefe Frömmigkeit und Tugend Alle erbaute. Wie erstaunte die Welt, in ihm auf einmal einen Gelehrten ersten Ranges zu finden mit reichster Erudition, tiefstem Scharfsinn, sicherem Blick, man möchte sagen, mit dem Instinkt, falsche Dokumente von den wahren zu unterscheiden, und mit einer seltenen Gewandtheit in Handhabung der lateinischen Sprache, welche einem Kritiker das Geständniß entlockte, er schreibe Latein wie Bossuet französisch.

Indeß Mabillon sollte nicht bloß in die ersten Reihen der gelehrten Mauriner, sondern bald an ihre Spitze treten. Der erste Band der Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti steigerte den Ruf des Verfassers. Seit vielen Jahren hatte Lukas d'Achery Urkunden, Chroniken, Inschriften, Dokumente jeder Art zum Zwecke eines hagiologischen Quellenwerkes für den Benediktinerorden gesammelt. Mabillon sollte das Material sichten, ordnen und zu einem einheitlichen Ganzen verarbeiten. Um aber alle erreichbaren Quellen zu öffnen, erließen die Beiden ein Rundschreiben an die Klöster des Ordens, um alle etwa noch vorhandenen Dokumente in originali oder beglaubigter Abschrift zu erbitten.

Die Wahrheitsliebe und scharfe Kritik unseres Gelehrten zogen ihm aber bald peinlichen Tadel zu, indem einzelne Ordensbrüder, wie bereits angedeutet, es ihm übel nahmen, daß er manche Heilige, die bisher als Benediktiner gegolten,

ohne nöthigenden Grund andern Orden zugetheilt habe. Das Rechtfertigungsschreiben Mabillon's gibt nicht minder von seiner Demuth als von seiner Liebe zur Wahrheit und zur Kirche Zeugniß. Er legte die Gründe seines Verfahrens mit so viel Einfalt und Würde dar, daß in der Folge Niemand mehr seine Arbeit zu kritisiren wagte. Unter Anderem heißt es in diesem Schreiben mit Bezugnahme auf Sidonius Apollinaris epist. 22.: Scriptio historiae videtur ordine a nostro multum abhorrere: cujus inchoatio invidia, continuatio labor, finis est odium. Nam si quid simpliciter edamus, insani; si quid exacte, vocamur praesumptuosi. „Entweder macht man sich bei den Unterrichteten lächerlich, oder wird von den Ungebildeten für verwegen gehalten. Bei dieser Alternative will ich mich lieber der letztern Gefahr aussetzen, weil dies am meisten der Wahrheitsliebe entspricht, die den Christen, den Ordensmann und Priester in gleicher Weise schmücken muß; sodann, weil es unserm heiligen Orden und der Kirche zu größerer Ehre gereicht, und weil es endlich in unserem aufgeklärten Jahrhundert, das sich nicht mehr mit Fabeln oder beweislosen Behauptungen begnügt, im Interesse des Glaubens und der Wissenschaft unbedingt nothwendig ist."

Der erste Band der Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti erschien 1668, kaum ein Jahr nach der Herausgabe der Werke des hl. Bernhard. Er wurde in der Gelehrtenwelt freudig begrüßt, war es ja nicht eine einfache „Sammlung von Heiligenleben", sondern ein Geschichtswerk ersten Ranges, das hier geboten wurde, in welchem sich der Verfasser die Aufgabe gestellt, die Chronologie richtig zu stellen, viele controvertirte und dunkle Punkte der heiligen und der Profangeschichte aufzuklären und die Gebräuche und Sitten der Vorzeit zu erläutern. Die weitern acht Foliobände, welche im Lauf der folgenden 30 Jahre in verschiedenen Zwischenräumen erschienen, steigerten stufenweise den Ruf des eminenten Verfassers. Die Vorreden, Prae-

kationes, welche später gesammelt in einem besondern Folioband gedruckt und wiederholt aufgelegt wurden, erweckten um so höheres Interesse, da sie ausschließlich das Produkt Mabillon's waren. Ein berufener Kritiker sagt von ihnen: „Sie allein genügen, einem Gelehrten unsterblichen Ruhm zu sichern".[1])

XXVII.

Die katholische Poesie des Jahres 1889.

An besonderer Fruchtbarkeit litt das verflossene Jahr nicht und unter dem Weihnachtsbaum figurirte mehr alte als neue Waare. Das ist kein Schaden, nicht die Masse thuts, sondern der Gehalt der Dichtungen. Aufrichtig gesprochen, war auch bisher die Quantität bedeutender als die Qualität. Man hat sich viel zu rasch in den Gedanken hineingelebt, daß die katholische Poesie in schönster Blüthe stehe, und dabei übersehen, wie viel noch zu thun übrig bleibt.

Am schlimmsten steht's ja begreiflicher Weise mit der katholischen Dramatik. Unsern Dichtern ist es meist versagt, lebendige Beziehungen zur Bühne zu unterhalten, auf der fast durchweg ein anderer Geist herrscht als sittlicher Ernst. Und kommt je einmal das Werk eines katholischen Autors zur Darstellung, so verrathen Intendant und Schauspieler, daß ihnen die elementarsten Begriffe der katholischen Welt eine terra incognita sind. So haben wir denn —

---

1) So im Journal de Trévoux bei Broglie I. 50. Vgl. Karker, Dom J. Mabillon, Paderborn 1889, S. 69.

mit geringer Ausnahme — Buchdramen, die von vornherein auf die eigentliche dramatische Wirkung verzichten, die weder Fisch noch Fleisch sind. Wie die Dinge liegen, ist eine Aenderung der Verhältnisse kaum zu erwarten. Indeß möchten wir die Gesellenvereine und Anstalten darauf hinweisen, daß auch auf ihren Bühnen Besseres zur Aufführung kommen sollte. Das „Kleine Theater" in Paderborn liefert doch vielfach nur schwächliches Zeug. Wie sollen Stücke, die sich aus Prügelscenen zusammensetzen oder Witze aus den „Fliegenden" zu 2 Akten auswalzen, die Jugend erheben? Wäre es so ganz unmöglich, Eichendorffs und Schauferts Stücke, Weißbrodts Martyrertragödien u. a. vorzuführen? In Thiersee hat man nicht unglückliche Versuche mit modernen katholischen Dramen gemacht; wir hoffen, daß dieselben ausgedehnt werden. So hätten die katholischen Autoren Gelegenheit, aus ihren Fehlern zu lernen und dem Volke eine gesunde kräftige Kost zu bieten.

Das Gesagte findet zum Theil auch seine Anwendung auf das bei Wagner in Innsbruck erschienene Drama: „Der Gutsverkauf, ein Schauspiel aus der Gegenwart in 5 Akten" von Karl Domanig. Der Verfasser ist ein hochbegabter Dichter, aber er hat, wie er es schon in seinem „Straub" gezeigt, eine eigenthümliche Vorliebe für dramatische Spitzfindigkeiten. Im „Straub"[1]) hängt die ganze Entwicklung von der Uhr ab, vom rechtzeitigen Eintreffen der Angriffsordre, und das ist immerhin eine bedenkliche Sache für das Drama, wenn der Zufall oder ein Mißverständniß als tragisches Motiv verwandt wird. Hettner hat in seinem Buche „Das moderne Drama" recht beherzigenswerthe Worte darüber geschrieben. Der „Gutsverkauf" steht unter demselben Zeichen. Würde ein Zuschauer auf die Bühne

1) Ueber dieses im Uebrigen sehr wirkungsvolle und edel patriotische Volksdrama haben wir in diesen Bl. Bd. 97, 391 ff. des Näheren berichtet. A. d. Red.

steigen und die handelnde Hauptperson, den „Herrn Doktor, Privatier im Dorfe Steinberg," über die Zuneigung der Postmeisterstochter, die er allein seltsamer Weise nicht versteht, aufklären, dann wäre allen geholfen; aber freilich, wo blieben dann die 5 Akte? Um diese auszufüllen, ist der Dichter genöthigt, einen sehr complicirten Apparat in Bewegung zu setzen und die Mißverständnisse zu häufen. Der „Gutsverkauf" hat mehrere glückliche Scenen, aber er steht meines Erachtens nicht auf der Höhe des „Joseph Straub". Die Tendenz des Stückes mit seinem wirthschaftlichen Hintergrund ist sicherlich zeitgemäß und darum zu begrüßen. Es soll wohl dargestellt werden, daß die Bauern das Vätererbe nicht veräußern oder zerstückeln sollen, was ja, allgemein genommen, vollständig richtig ist; aber ausgeführt ist nur, daß sich der Landmann nicht dem Juden und Wucherer ausliefern soll. Das Kapitel der socialen Frage dünkt uns eine anlockende Aufgabe großen Stils, und wir trauen der dichterischen Fähigkeit Domanigs die Kraft zu, diesem Gegenstand durch Vertiefung der Motive noch eine größere dramatische Wirkung abzuringen. — Ueber die weitere katholische Dramatik des Jahres 1889 wollen wir lieber den Mantel christlicher Nachsicht decken.

Auf epischem Gebiete begegnen wir wieder K. Domanig. Sein „Abt von Fiecht" hat sich schon in der ersten Auflage als Novelle in Versen sehen lassen können. Der Dichter besitzt entschieden Talent für dieses Genre. Wir haben es hier mit der zweiten, mehrfach geänderten Auflage zu thun, die eine prächtige Ausstattung und treffliche Illustrationen[1]) von Ed. v. Luttich erhalten hat. Sie zeigt auch inhaltlich mannigfache Verbesserungen gegen die erste Auflage, die übrigens nebenbei noch fortläuft. Verbessert ist so manche Härte im Versbau, sowie das eine

1) Sechs Vollbilder und etliche zwanzig kleinere Compositionen, Randzeichnungen, Initialen und Schlußvignetten.

oder andere wohl nur der Flüchtigkeit entsprungene Versehen; auch hat die rauhe Gestalt des Fremdenpater Carol einige mildernde Striche erfahren. Am meisten hat der Abt selbst profitirt, namentlich in der Scene der eigentlichen Krisis. Es lohnt sich, die Erzählung näher anzusehen. Der Abt hieß vor seinem Eintritt ins Benediktinerstift Bemb und war ein Kriegsmann, der in Ungarn wacker gegen die Türken focht und endlich Commandant einer kleinen Festung wurde. „Aus Langeweile nun“, in der zweiten Auflage auch aus Neigung, nahm er sich ein Weib und fand sein Glück, das durch die Geburt eines Töchterchens noch vermehrt wurde. Allein der Türken Macht war noch nicht gebrochen: sie kamen, belagerten den Platz und brachten die Vertheidiger in arge Noth. Bemb sah, daß er sich nicht halten könne; die Seinigen zogen unter Bedeckung bei einem Ausfall weg; er selbst beschloß, nach Zrinyi's Vorgang die Feste mit sich, den wenigen Getreuen und den eindringenden Türken in die Luft zu sprengen. Aber im entscheidenden Moment sieht er Frau und Kind von Feinden umringt, er eilt ihnen zu Hilfe, die Feste geht ohne ihn in die Lüfte. Er wird verwundet, glaubt die Seinigen todt und weil er meint, er sei ein ehrloser Verräther, da er nicht mit aufgeflogen, geht er ins Kloster, wo er unerkannt lebt und es durch seine Tüchtigkeit zum Prälaten bringt. Allein Frau und Kind sind nicht todt, sie waren gefangen, dann wurden sie freigelassen und leben nun in Wien. Die Botschaft bringt ihm der Bruder von Klosterneuburg, der alte Ortwin, und nun kommt der Conflikt natürlich zum Ausbruch. Der Abt fühlt sich unwiderstehlich zu Weib und Kind hingezogen: was thun? In der ersten Auflage schlägt er vergeblich im Jus canonicum nach und murrt in seiner Erregung über der „Regeln Starre“ und die Unerbittlichkeit Roms. In der zweiten Ausgabe ist er besser informirt, denn er gewahrt, daß es selbst für diesen eigenthümlichen Casus eine Lösung gibt.

„Ha, wenn ich Pflichten schwur, so ward das Recht
Des Andern nicht verwirkt; unlöslich ist
Der Ehe Band: ihr Recht, ihr Recht besteht!
Und wenn sie's fordert, wer denn widersagt's?
Den Nachweis nur bedarf's, um dich zu Recht
Der Pflichten, der Gelübde zu entled'gen;
Wer, wie, woher — das freilich fordert man,
Und dein Geheimniß einzig ist der Preis!"

Aber da steckt es; mit der Preisgabe seines Geheimnisses würde er sich ja wohl als „Verräther" entpuppen; — und so entweicht er und kehrt heimlich zu seiner Familie zurück. Ueber diese Partie zieht der Dichter mit richtigem Takt und geschickter Wendung den Schleier; erst nach längerer Zeit finden wir den gewesenen Abt im Pusterthal als Einsiedler wieder, und wir sind Zeugen seines reuigen Sterbens in der erhabenen Einsamkeit der Bergwelt; eine ergreifende Scene, die der Erzählung einen versöhnenden Abschluß gibt. Einige Bedenken können wir gleichwohl nicht verschweigen. Sehen wir von dem casuistischen Raffinement ab, so bleibt zunächst die Durchführung eines doppelten Motives (Liebe und Ehre) anfechtbar; aber auch sonst ist ein Haken. Wie steht es denn eigentlich mit dem „Verrath" Bembs? Nach welchem Codex der Ehre muß sich einer nutzlos opfern, wenn noch dazu wichtige Umstände (die Rettung der Seinigen) das Gegentheil fordern? Mir scheint, auch hier war die Vorliebe Domanigs für die möglichste Zuspitzung der Conflikte nur zum Schaden der Dichtung. Hiebei soll aber nicht unbetont bleiben, daß die Dichtung als solche, von der Stoffwahl abgesehen, ein ganz bedeutendes Talent verräth für die poetische Erzählung. Möge der Dichter sich Vorwürfe wählen, wo das sittliche Ringen nicht von Spitzfindigkeiten abhängt! Er besitzt Gestaltungskraft genug, um auch mit einfacheren Stoffen echt poetisch zu wirken.

Im gleichen Verlag erschien ein neues episches Gedicht von Domanig's Landsmann, Christian Schneller. Es führt seinen Titel „Sankt Valentin" von dem ersten

Bischof von Passau und Rhätien († 7. Jänner 440) und behandelt die Einführung des Christenthums in der Meraner Gegend. Wie die Regensburger Glosse und die moderne Wadenmessung zeigen, waren die Bewohner Gothen und so läßt denn der Dichter einen Theil der Ostgothen auf der Flucht vor den Hunnen dahingelangen und sich auf den Höhen ansiedeln. Während in Maja das Christenthum schon in Blüthe steht, sind unsere Gothen noch Heiden und ihr Priester nimmt dem jungen Frithureik das Kreuz, welches er aus der Stadt mitbringt, und schleudert es zornig weg. Allein am Fest der Sonnenwende, da die Gothen an der mächtigen Göttersäule Opfer darbringen, erscheint Bischof Valentin, zerstört die Säule und damit den Einfluß des Götzenpriesters. Die Gothen bekehren sich zum Christenthum, nur der wilde Wulfhard nicht und der Priester, der sich über die hohe Felswand hinabstürzt; Wulfhard aber holt, weil die schöne Irmingard ihm den sanften Frithureik vorgezogen hat, die Hunnen. Es kommt zum Kampfe, die Hunnen müssen weichen, Wulfhard fällt durch Irmingard; aber auch diese wird schwer verwundet zum hl. Bischof gebracht. So hats der Dichter im Valentinskirchlein geträumt im Anblick des Altarbildes. — Das Gedicht hat viel Stoff, aber wenig Ausführung; von Geistes- und Herzenskämpfen, die der Annahme des Christenthums gewöhnlich vorausgehen, ist nicht die Rede, der Bischof tritt viel zu wenig hervor, überhaupt ist die Charakteristik mangelhaft; wie Wulfhard zu seinem Pantheismus und zur Theorie der Seelenwanderung kommt, ist nicht recht einzusehen, urgermanisches Gemeingut war diese Theorie glücklicher Weise nicht! Die Dichtung erhebt keinen andern Anspruch und macht auch keinen tiefern Eindruck als die Betrachtung des Gemäldes im Valentinskirchlein.

Hoppensack ist, wie Grillparzer, ein Name, den die Musen nicht geschöpft haben, aber der Pfarrer von Schuttern, der diesen Namen trägt, hat uns schon mit manchen ur-

wüchsigen Epen beschenkt. Man darf freilich an seinen „Prinz Eugenius" u. a. nicht den strengen Maßstab des Kunstepos legen, es sind mehr Gemälde als plastische Gestalten, aber ein gesundes Gemüth macht sich überall geltend. Im verflossenen Jahre edirte Hoppensack (bei Schöningh in Paderborn) „Epische Bilder", gerade ein Dutzend erzählender Gedichte, unter denen ein paar (Der erste Graf von Zähringen, Das Kreuz an der Schmiede) recht ansprechen; der Rest ist wenig bedeutend. Es genügt eben nicht, Volkssagen und Anekdoten in regelrechte Verse zu bringen, die Gestalten müssen Leben und charakteristischen Werth haben.

In Lyrik wird selbstverständlich am meisten gemacht, denn Herz und Schmerz reimt sich noch immer und ein Bändchen jambischer oder trochäischer Seufzer ist bald beisammen. Kein Kalender und keine Zeitschrift ist vor lyrischen Attentaten sicher und selbst in Tagesblättern spukt trotz Papierkorb und Censur der unheimliche Gast. Vielleicht gelingt es einem findigen Bakteriologen auch den Lyrik-Bacillus zu finden und zu züchten; vor der Hand breitet sich die Krankheit noch rascher und intensiver als die berühmte Influenza über die ganze gebildete und halb gebildete Welt aus. Damit wollen wir dem Guten nicht die Existenzberechtigung absprechen und bei den männlichen und weiblichen Backfischen hats ohnehin keine Wirkung.

Seit einiger Zeit erscheint unter Heemstede's Redaktion sogar ein poetisches Organ für das katholische Deutschland, die „Dichterstimmen der Gegenwart" (Verleger Aug. Feyel in Ueberlingen) und wir begrüßen das Unternehmen, weil Heemstede's Name dafür bürgt, und eine Uebersicht es beweist, daß bei der Aufnahme gerechte Kritik geübt wird. Ob das Organ — auch außer den Kreisen der Mitarbeiter und solcher, die es werden wollen — bedeutende Verbreitung hat, wissen wir nicht, die Lyrik wird eben schwer Alltagskost; aber wir wünschten es, weil der Sinn für echte Ideale nie genug gepflegt werden kann.

Mit Freuden constatiren wir, daß die an dieser Stelle im vorigen Jahr besprochene Sammlung „Den Weg entlang“ von Wilhelm Kreiten nun schon in dritter Auflage vor uns liegt. Wir können nur wiederholen, daß uns der berühmte Literarhistoriker in diesen Gedichten einen erstaunlichen Reichthum echter Poesie und eine der werthvollsten Gaben der neuern katholischen Dichtung bietet. Selbst die Leipziger „Blätter für literarische Unterhaltung“ anerkennen, daß echte Frömmigkeit, innige Gottesliebe einen Hauch ihres Friedens über dieselben ausgegossen. „Es lebt etwas vom alten Minnelied in diesen Gedichten . . . Katholischen Lesern kann das Buch eine Art Hauspostille werden; die echte, tief religiöse Empfindung, die das Dogma mit der Glut des Herzens durchdringt und sättigt, wird es aber auch den Gläubigen anderer Confessionen sympathisch machen.“

Als zweite Auflage der „Wellen am Bodensee“ künden sich die „Gedichte“ von Thekla Schneider an, und es ist eine verbesserte Auflage! Die „Wellen“ waren 1882 erschienen und hatten nicht gerade die günstigste Aufnahme gefunden. Es fehlte der Dichterin so ziemlich alles, was man sonst zum Handwerk rechnet. Ihr 1885 edirtes Epos „Aus alten Tagen“, das den armen „Konradin“ zum so und sovieltenmale im Grabe stört, war allerdings als Epos verfehlt, aber in der Sprache, die bei „Dreizehnlinden“ in die Schule ging, zeigten sich doch bedeutende Fortschritte, und in Beschreibung und Schilderung offenbarte sich echt dichterische Begabung. In den „Gedichten“ treten diese Merkmale noch entschiedener in den Vordergrund, die Sprachform ist gereinigter, der Vers flüssiger, und zu trefflichen Schilderungen erklingen die Töne der Andacht klar und ergreifend.

Jakob Ecker, Professor in Trier, der sich bisher mit dem „Judenspiegel“ und der hebräischen Poesie herumgeschlagen, ist seit einigen Jahren unter die Poeten des Trier'schen Paulinusblattes gegangen und gibt nun eine umfangreiche Sammlung seiner Dichtungen unter dem bescheidenen Titel

„Knospen" heraus. Der dichterische Werth der 270 Nummern ist natürlich nicht immer ein gleich hoher, am besten gelingen ihm die geistlichen Lieder und Betrachtungen und deren sind eine reiche Zahl, denn gepflückt sind sie „am Saum der Saar, am Pfad zum ewigen Heim, an der Schöpfung Wunderwegen, auf der Frühlingsau, im Rosengärtlein Unsrer lieben Frau, im Sommerfeld, im Wald, . . . am Meeresstrand," die schönsten aber „im Thränenthal" und „am Weg nach Golgotha". Wenn sich der Verfasser entschließt, bei einer neuen Ausgabe noch mehr zu sichten und zu feilen, manchen Ausdruck bestimmter und klarer zu geben, wird die Sammlung entschieden an Werth gewinnen. Der formellen Seite hat er schon jetzt ziemliche Aufmerksamkeit zugewandt.

Unter dem Gesammttitel „Deutsche Gedichte aus Oesterreich" gab Adam Trabert, Beamter in Wien, drei Bändchen Gedichte heraus: I. „Schwertlieder" (1888), II. „Ein Menschenleben" (1889) und III. „Tröst-Einsamkeit" (1889). Uns sprachen am meisten die patriotischen Gedichte des 1. Bandes an. In diesen findet der Dichter, der übrigens in Fulda geboren ist, stets die rechten Gestalten und den rechten Ton. Natürlich ist es die Zeit der Türkenkriege, die Zeit des Prinzen Eugen, die ihn besonders anregt, so daß sein Lied stets in ein inniges „Hoch Oesterreich!" ausklingt; aber auch das „Münster zu Straßburg" hat es ihm angethan und so liefert er auch Bei- und Nachträge zur Siegeslyrik von 1870.

Auch auf dem Gebiete der specifisch geistlichen Lyrik können wir dem katholischen Volke zu seinem trefflichen Geschmack gratuliren, denn die Sacramentsgedichte „Was das ewige Licht erzählt" von Cordula Peregrina (Schmid-Wöhler) haben es schon zur fünften Auflage gebracht. Wir betonen nochmals, daß die tiefe Empfindung, die sich bei dogmatischer Correktheit in diesen Gedichten ausspricht, ungemein absticht von der gemachten geistlichen Poesie

und daß das Büchlein namentlich für Communiontage eine recht anregende Lektüre ist.

„Natur und Gnade" betiteln sich die Gedichte von Clem. Aug. Schlüter (Paderborn, Schöningh), Liedergrüße aus den „blauen Bergen" Pennsylvaniens. Wir haben die Sammlung hier eingereiht, nicht als ob alles geistliche Lyrik wäre, was der Verfasser bietet, sondern weil nur diese von Bedeutung ist. Tiefgläubige Lebensauffassung spricht aus jeder Zeile, die Sacramentslieder sind von großer Innigkeit und fließen auch ziemlich leicht, was von andern Gedichten, namentlich von den balladenartigen nicht zu sagen ist.

In schöner, altdeutscher Ausstattung liegen uns Sonette „Das Opferlamm" von U. Park vor (Huttler-Seitz, Augsburg). Die Lektüre ist nicht leicht, dringt man aber ein, so wird man wohlthuend von der tiefen Empfindung und dem Gedankenreichthum berührt. Die Form handhabt der Verfasser in gewandter Weise.

Doch wenden wir uns lieber der vorzüglichsten Gabe, die uns die Muse 1889 gebracht, zu, den Gedichten und Uebersetzungen: „Aus dem Kirchenjahr" von A. Hermann (Münster, Aschendorff), über welche der Altmeister katholischer Dichtung, F. W. Weber, im „Liter. Handweiser" Nr. 492 die gewichtigen Worte schreibt: „Zum ersten Male tritt uns in der vorstehend bezeichneten Sammlung ein Dichter entgegen, welcher vollauf berechtigt ist, einen bevorzugten Platz unter den namhaftesten Lyrikern der Neuzeit einzunehmen. Seitdem Annette von Droste-Hülshoff, der Stolz Westfalens, ihr unvergängliches Werk ‚Das geistliche Jahr' uns hinterließ, sind dem katholischen Volke herrlichere Blüthen religiöser Dichtung, wie sie der Verfasser, auch er ein Sohn der rothen Erde, hier zu einem reichen Kranze gewunden hat, nicht geboten." — Den vierten Theil der Sammlung nehmen gelungene Uebersetzungen der schönsten alten Hymnen ein, das übrige sind Originalgedichte. Und hier zeigt sich der Verfasser wirklich als gottbegnadeten Dichter. Es ist —

wie wir ja an vielen Beispielen sehen — nichts leichter, in Wirklichkeit nichts schwerer, als an dem Faden der kirchlichen Feste Perle an Perle zu reihen. Nur zu oft werden solche Gedichte gemacht; nicht das innere Bedürfniß, sondern der äußere Anlaß hat sie geboren. Der Dichter, der auf diesem Gebiete Großes, Echtes, Vollendetes leisten will, muß sich so ganz in das mystische Leben der Kirche und der Menschenseele versenken, es muß dieses Leben so zu seiner zweiten Natur werden, daß Lied um Lied wie eine nothwendige Selbstoffenbarung erklingen: und dies ist hier in vorzüglicher Weise der Fall. Der ganze Ernst und die zarteste Empfindung, die naive Unschuld des Kindes wie der Bußgeist des Mannes finden ihren vollendeten Ausdruck. Möge das katholische Volk sich diese gesunde Nahrung nicht entgehen lassen!

Und nun noch ein Wort unseren Todten. Von F. W. Grimme ist der plattdeutsche Nachlaß „Bat us de Strunzendähler hinnerläit“ bei Schöningh in Paderborn erschienen. Leider ist die herrliche Erzählung „Schwanewippkens Briutfohrt“ in den Anfängen stecken geblieben. Von Ferd. Zumbroock erschien das fünfte Bändchen der Gedichte im Münster'schen Plattdeutsch; der beliebte Dichter selbst ist vor kurzem in Münster im Alter von 73 Jahren verschieden. In der 1. Nr. der „Dichterstimmen“ 1890 veröffentlicht Heemstede Gedichte aus dem Nachlasse von nicht weniger als 3 Dichtern: von Brill, H. Steinheuer und Erhard Ertlmayr. Mögen die noch ungedruckten „geistlichen Lieder“ des letztgenannten kindlich frommen Dichters recht bald veröffentlicht werden!

Wir schließen unsere Rundschau mit dem Wunsche, daß der Baum katholischer Dichtung immer fester wurzle, immer kräftiger treibe, immer herrlichere Blüthen ansetze. Sein Wachsthum ist ein Gradmesser für die Intensität des katholischen Lebens.

J. S.

XXVIII.

Die politische Kleinarbeit der deutsch-liberalen Partei in Oesterreich.

VII. Schützen-, Veteranen- und Feuerwehr-Vereine.

Zu den Sänger- und Turn-Vereinen stehen die Schützenvereine in einem gewissen Gegensatz. Während erstere der modernen Zeit entstammen (die „Meistersänger“ kann man doch kaum als Vorläufer der Gesangsvereine betrachten), ist die Pflege des Schießwesens in Vereinen oder Gilden oder Bruderschaften weit ins Mittelalter zurückzuführen. An manchen Orten haben sich auf den Schießstätten noch heute Reste mittelalterlicher Uebung und Gewohnheit erhalten. Die Handhabung des Scheibenstutzens verlangt eine ruhige sichere Hand, und darum fehlt in den Schützenvereinen mehr als bei Turnern und Sängern die Gelegenheit zu gemeinsamem Kneipen und zu — politischen Reden. Endlich handelt es sich auf dem Schießstand nicht bloß um einen Wettkampf um Preise, sondern, insbesondere in Ländern wie Tyrol, auch um ein ernstes und hohes Ziel, um den Schutz des Vaterlandes. Deßhalb waren bei den Schützenvereinen zu jeder Zeit mehr als bei den Vereinen der Turner und Sänger Männer aller Parteien vereinigt und ist eine bestimmte Richtung in denselben nicht erkennbar. Im Gegentheil hat die deutschliberale Presse wiederholt schon Klage darüber geführt, daß die Schützenvereine „zu wenig national“

gesinnt seien, d. h. die Politik bei Seite lassen und mehr oder weniger nur um den eigentlichen Zweck des Vereines, Pflege des Schießwesens, sich kümmern. An Versuchen, auch die Schützenvereine politisch zu Gunsten der deutschliberalen Partei auszunützen, hat es allerdings nicht gefehlt. Indeß hatten die österreichischen Bundesschießen in Wien und Innsbruck (1886) so patriotische Färbung, daß liberale Tendenzmacherei sich nicht besonders hervorwagen konnte. Große Hoffnungen setzte diese Partei auf das Grazer Bundesschießen im August des Vorjahres, doch wieder ohne Erfolg. Wohl beging der Oberschützenmeister Dr. Waniczek aus Wien die Taktlosigkeit, beim Festbankett auf die Feststadt als eine *fortschrittliche* Stadt („deutsch und fortschrittlich sei Graz, aber auch kaiser- und reichstreu") zu toastiren, als ob der Schütze um Parteiangehörigkeit sich zu kümmern hätte, und bei einer andern Veranlassung (Abschiedsbankett) die Schützen zu mahnen, „auszuharren bis zu jenem Tage, an dem den muthig kämpfenden (liberalen) Deutschen der Sieg winkt" (D. Z. 12. VIII. 89).[1]) Unmittelbar im Anschluß an diese Mahnung

1) Um Mißdeutungen von vorneherein die Spitze abzubrechen, anerkennt Schreiber dieser Zeilen hier ausdrücklich, daß alle Deutschen, also auch die Angehörigen von Sänger-, Turner-, Schützen- und andern Vereinen sich als Deutsche bekennen und ihr Deutschthum hochhalten können. Sie haben dazu nicht nur ein Recht, sondern mehr noch, sie haben sogar die Pflicht, für die Interessen ihres Stammes ohne Beeinträchtigung der wohlerworbenen Rechte Anderer einzutreten. Aber jede Pflicht muß in passender Weise und am rechten Platze erfüllt werden. Der richtige Platz, um für die Interessen des deutschen Stammes einzutreten, ist nicht der Vereinssaal, in dem statutengemäß die Politik zu schweigen hat, sondern die Wahlurne, die Versammlungen politischer Vereine, die Presse, endlich die Berathungssäle politischer Körperschaften. Daß Sänger-, Schützen-, Turner- und andere Vereine bestehen, ist nicht zu beklagen; mögen mehr noch entstehen. Bedauerlich ist es aber, wenn in solchen Vereinen, in denen jede Politik ausgeschlossen sein sollte, politische Zwecke verfolgt werden,

führte der Grazer Vicebürgermeister Koller aus, daß „bei diesem 3. Bundesschießen der politische Gedanke

---

wie dieß thatsächlich nicht überall, aber da und dort der Fall ist, da ein derartiges Vorgehen dem Begriffe deutscher Treue nicht entspricht. Die Vertretung der nationalen Interessen muß pflichtgemäß außerdem in der richtigen Weise erfolgen. Hiezu gehört die Anwendung nicht vergifteter Waffen gegen den Gegner. Wer die nationalen Güter des deutschen Stammes nur durch Beschimpfung anderer Nationalitäten schirmen zu können glaubt, handelt gegen das Interesse der Deutschen in Oesterreich. Es gibt Leute, die viel darum geben, in Oesterreich alle Nationalitäten gegen einander zu hetzen, um jede Aussöhnung derselben hintertreiben und damit das Programm Mazzini's durchführen zu können. Dieser Erzrevolutionär sagte schon im Jahre 1851 zu seinen Genossen in der Freimaurerei: Unseren Wahlspruch kennt Ihr: „Austria delenda est — Oesterreich muß zu Grunde gehen. Das Mittel dazu finden wir in der Entwicklung des Nationalitätenprincipes. Wir müssen uns Oesterreichs bemächtigen, indem wir die Völker gegen einander hetzen, aus denen es besteht. Ist einmal die Einigkeit gebrochen, dann haben wir schon viel erreicht." Nach diesem Recepte arbeitet die Loge als Trägerin der Revolution schon seit vielen Jahren und Mazzini könnte, wenn er noch am Leben wäre, an den Handlangern eine Freude haben, die für seine Ziele eintreten. Jeder Deutsche, der nicht mit Mazzini arbeiten will, muß darum die wohlerworbenen Rechte anderer Stämme achten, schon deßwegen weil die Deutschen in Cisleithanien nur 36% der Bevölkerung ausmachen, den andern Stämmen zusammen gegenüber also in der gebornen Minorität sich befinden, solange die Kopfzahl in den constitutionellen Verhältnissen, wenn auch noch so wenig, berücksichtigt ist. Vor wenig Tagen (23. I. 90) erst sagte der greise Centrumsführer Dr. Windthorst Namens der deutschen Katholiken: „Unser ganzer Schutz für uns liegt nur darin, daß das allgemeine Recht für Alle und also auch für uns gilt." Dieses Wort müssen auch die Oesterreicher deutschen Stammes wohl im Auge behalten; sie schützen ihre eigenen nationalen Rechte am besten durch Achtung der Rechte der andern Nationalitäten. Im Uebrigen ist bei Vertretung der Interessen des deutschen Stammes auch das schöne, gerade in der Gegenwart so sehr zutreffende Wort Pius IX. im Auge zu behalten, daß den Worten ihre Bedeutung zurück-

in hervorragenderer Weise hochgehalten wurde, als auf den vorangegangenen", worauf der Bürgermeister Dr. Portugall (lib. Abg.) zum Schlusse gerade vor der Preisevertheilung den Spruch des Kudlich in Erinnerung brachte: „Deutsche, haltet eueren Nacken steif!" Trotz dieser Versuche, das Fest für die deutsch-liberale Partei politisch auszuschroten, wehte über demselben gleichwohl ein Hauch von kaisertreuem Patriotismus und kümmerte sich die große Masse der Schützen mehr für das Ziel des Schützenbundes: Pflege des Waffenwesens, als um die leidige Politik. Statthalter Kübeck von Steiermark konnte in seinem Schreiben an den Festausschuß sagen, „daß es das Herz jedes Freundes des Schützenwesens mit Stolz und Freude erfüllt, daß in Oesterreich der Schütze und der Patriot von einander unzertrennlich sind" (Dtsch. Ztg. v. 5. VIII. 89).

Den Schützenvereinen stehen durch die Beziehungen zur Armee und zur Vertheidigung des Vaterlandes die Veteranenvereine in etwas nahe. Dieselben sind sehr zahlreich über Oesterreich verbreitet und streben fast überall die gleichen Ziele an, Unterstützung der Kriegskameraden, insbesondere bei Krankheit und bei Sterbefällen, ohne eine Organisation nach Art der deutschen Kriegervereine zu besitzen. Politische Thätigkeit ist darum bei den Veteranenvereinen nur ganz vereinzelt zu finden; doch werden sie allzeit von den liberalen Witzblättern verhöhnt und von den liberalen Blättern ver-

gegeben werden müsse. Gerade mit dem Worte „deutsch" wird in Oesterreich riesiger Mißbrauch getrieben: die Einen bezeichnen auch die Juden als „Deutsche," die andern anerkennen bloß die Liberalen und die mit ihnen gehenden Juden als „deutsch," und die dritten gebrauchen das Wort „deutsch", um damit ihr Bettelpreußenthum zu verhüllen. Gegen diese mißbräuchlichen Anwendungen des Wortes wird Schreiber dieser Zeilen immer kämpfen, um so mehr dann noch, wenn in Vereinen, die öffentlich grundsätzlich Politik ausschließen, heimlich durch diesen Mißbrauch politische Zwecke verfolgt werden — gegen die deutsch-österreichischen Katholiken.

ächtlich behandelt; freilich rücken sie auch zu Frohnleichnam meist in Parade aus.

Eine Vereinigung modernster Art ist die Feuerwehr. Unter all den Vereinen nichtpolitischer Natur, die bisher in Frage kamen, stiftet sie den meisten Nutzen und erringt die besten Erfolge. Die Grundlage, auf der die Feuerwehren sich aufgebaut haben, die Losung: „Gott zur Ehr', dem Nächsten zur Wehr", ist eine eminent christliche, und darum sind in den Reihen der Feuerwehren sehr viele überzeugungstreue Katholiken zu finden. Nichtsdestoweniger fehlt es nicht an Versuchen, auch die Feuerwehrvereine zu Gunsten des Liberalismus gegen die Katholiken in das politische Getriebe hereinzuzerren. Wie das gemacht wird, zeigt folgende Thatsache. Am 29. März 1889, unmittelbar nach erregten Schuldebatten im Abgeordnetenhaus erschien plötzlich Dr. Weitlof in St. Pölten und hielt vor den Mitgliedern der dortigen freiwilligen Turnerfeuerwehr einen Vortrag gegen die confessionelle Schule, bei dem der Klerus (nach der St. Pöltener Zeitung Nr. 27. 1889) schlecht wegkam. Hie und da sind allerdings die Wasserspritzen der Feuerwehr mit Erfolg gegen Straßenunruhen verwendet worden, wie aber dort eine Feuerwehr, wie Dr. Weitlof es versuchte, gegen eine geistige Strömung aufgeboten werden könnte, ist nicht zu ergründen. Und wie kommen überhaupt die überzeugungstreuen Katholiken einer Feuerwehr dazu, in dieser Weise in ihren heiligsten Gefühlen verletzt und gekränkt zu werden? Der Fall in St. Pölten blieb nicht vereinzelt. Dr. Weitlof bekleidet neben seiner Eigenschaft als Reichsraths- und Landtagsabgeordneter und neben der Obmannschaft des deutschen Schulvereins auch eine hervorragende Stellung in den österreichischen Feuerwehrkreisen, ist insbesondere auch Obmann des Unterstützungsvereins des Feuerwehrverbands für Niederösterreich. Als solcher erließ er wohl keinen schriftlichen Befehl, aber er gab ein Beispiel und sein Beispiel fand Nachahmung. Am 29. Juni 1889 feierte nach der „Presse" vom

2. Juli 1889 die Feuerwehr von Hintersdorf im Wiener Wald ihre Fahnenweihe, bei welcher der Feuerwehrhauptmann-stellvertreter Anton Hillebrandt die „mit großem Beifall aufgenommene Festrede" hielt. „Hillebrandt, ein äußerst intelligenter Landmann", erzählt die „Presse", sprach über den Nutzen der Feuerwehrvereine und kam in seiner Rede auch „auf die von reaktionären und die Bürger verhetzenden Finsterlingen gegen die Schule gerichtete Agitation" zu sprechen, die von jedem freisinnigen Landmann entschieden verdammt werde. So wird es gemacht! So benützt, wo er kann, der Liberalismus nicht-politische, schätzbare und unterstützungswürdige Vereine für seine Zwecke. In wie vielen Feuerwehren mag Weitlof's Beispiel nachgeahmt worden sein, ohne daß ein Blatt darüber berichtete! Und doch ist nicht daran zu zweifeln, daß selbst in Hintersdorf die katholische Geistlichkeit mit Zustimmung des „intelligenten, freisinnigen Landmannes" Hillebrandt um Unterstützung der Feuerwehr angegangen wurde und für ihre Unterstützung in der gemeldeten Weise den Lohn empfing. Würde die Leitung der niederösterreichischen Feuerwehren, um bei diesen zu bleiben, nur halbwegs ihre Pflicht kennen, so wäre der „freisinnige Landmann" als Hauptmannstellvertreter schon lange amtlich belehrt, daß Funktionäre der Feuerwehr als eines nicht politischen Vereins, der überdieß auf die Unterstützung aller Parteien angewiesen sei, derlei Reden nicht halten dürfen; vielleicht hat er statt dessen längst eine ehrenvolle Belobung in der Tasche. Hätten wieder die zahlreichen überzeugungstreuen Katholiken, welche Mitglieder von Feuerwehrvereinen sind, die entsprechende parteipolitische Schulung, so würden sie gegen eine derartige Ausnützung von Feuerwehrzusammenkünften zu Gunsten des Liberalismus energisch protestiren.

In allen diesen Vereinen[1]) kommen derlei Mißbräuche

---

1) Ein schreiendes Beispiel von Mißbrauch an sich harmloser Vereine zu politischen Zwecken hat man (Deutsche Ztg. 1. Febr. 1890)

nicht überall und gewissermaßen programmgemäß vor. Es gibt jedoch seit neuerer Zeit eine Reihe von Vereinen, welche systematisch mit der sogenannten „nationalen Erziehung des deutschen Volkes in Oesterreich" sich befassen. Am 21. November 1888 schrieb die „Deutsche Zeitung":

„Es wäre nicht so weit gekommen, wenn die nationale Erziehung des deutschen Volkes in Oesterreich nicht so weit zurückgeblieben wäre. Die Deutschen in Oesterreich verstanden es niemals, sich aufzuspielen, in ihrer Gutmüthigkeit und Vertrauensseligkeit versäumten sie, für sich selbst zu sorgen. Willenlos ließen sie die Dinge über sich ergehen, welche das Geschick über sie verhängt hatte. Sein wollen muß das deutsche Volk vor Allem; der feste Wille schafft die That. Dies Seinwollen ist der Kernpunkt dessen, wonach die nationale Erziehung sich richten muß. Wir müssen es in Erinnerung bringen, daß von unserer nationalen Er-

---

in Schönlinde in Böhmen. Dort haben vor Kurzem die überzeugungstreuen Katholiken auf Grund ihrer staatsbürgerlichen Rechte einen katholischen Volksverein gegründet. Dem entgegen traten auf Anregung des dortigen Nationalvereins Vertreter sämmtlicher dortiger Vereine (Nationalverein, Gebirgsvereinsabtheilung, Schützengesellschaft, Fortbildungsverein, Musikverein, deutscher Turnverein, Männergesangsverein, Männer- und Damengesangsverein Concordia, Liedertafel, Männergesangsverein Falkenhain, Landwirthschaftlicher Bezirksverein, Feuerwehrverein und Veteranenverein) zusammen und beschloßen auf Antrag des Ausschusses des Nationalvereines, 1) alle Mitglieder des katholischen Volksvereins in ihre Vereine nicht aufzunehmen bezw. auszuschließen, 2) die Antheilnahme an kirchlichen Funktionen seitens ihrer Vereine und deren Mitglieder auf das engste einzuschränken und 3) bei Begräbnissen, welche die Geistlichkeit (nach der Einsegnung) begleitet, insolange der katholische Volksverein bestehe, sich nicht zu betheiligen. Die „Deutsche Ztg." theilt alle diese Beschlüsse ohne ein Wort des Tadels mit; jedenfalls bieten sie ein farbensattes Bild des Terrorismus, mit dem in Nordböhmen die deutsch-liberalen Stammesbrüder gegen die überzeugungstreuen Katholiken vorgehen, und einen vollen kräftigen Beweis dafür, wie die anscheinend harmlosesten nichtpolitischen Vereine sich in den Dienst des Liberalismus stellen.

ziehung viel mehr als von der eines anderen Volkes die Zukunft des Reiches abhängt".

Was unter dieser „nationalen Erziehung" zu verstehen ist, hat der Abg. Professor Dr. von Kraus in einer Versammlung des Fortschrittsclub des II. Bezirkes in Wien am 29. Oktober 1888 deutlich genug erklärt.[1]) Er sprach dort über die Frage: „Was haben wir in nationaler Beziehung geleistet?" und bezeichnete als Leistungen auf diesem Gebiete zunächst die Gründung des Deutschen Schulvereins, dem der deutsche Böhmerwaldbund folgte, ein Verein, in welchem nationale Ideen auf wirthschaftlichem Gebiete verfochten werden. Ebenso wirkt der deutsche Nordmährerbund, dem ein Südmährerbund an die Seite treten solle. In Prag sei der deutsche Handwerkerverein gegründet worden, aus dem ein Verein zur Unterbringung deutscher Dienstmädchen, eine Lehrlingsfortbildungsschule, eine Vorschußcassa und der deutsch-böhmische Gewerbebund entstanden sei. Ebenso geräuschlos, aber geradeso bedeutend sei die Thätigkeit des deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.[2])

Die Besprechung der Thätigkeit all' dieser Vereine, die nach Kraus viel mehr leisten, als alle politischen Vereine mit ihren Resolutionen, ermöglichte dem Redner die Erklärung seiner Theorie von der „nationalen Arbeit". Will man einen Einblick in diese „nationale Arbeit" der deutsch-liberalen Partei erhalten, so ist es unbedingt nöthig, sich diese Vereine der Reihe nach in ihrer Thätigkeit und in ihren Leistungen etwas näher anzusehen.

---

[1]) Auch die „Deutsche Zeitung" selbst hat am 5. März 1888 die Thätigkeit für diese nationale Erziehung genau gekennzeichnet. Siehe „Histor.-polit. Blätter, Band 104, Seite 201.

[2]) Ganz übereinstimmend sprach beim Münchner Turnerfeste Prof. Kienmann aus Waidhofen an der Ybbs. S. Histor.-polit. Blätter, Band 104, Seite 906.

XXIX.

Bemerkungen zu einer französischen Geschichte der Universität Ingolstadt.[1])

Die Ingolstädter Hochschule hat von jeher die Aufmerksamkeit der Historiker auf sich gezogen. Allen voran geht der gelehrte Exjesuit und spätere Stadtpfarrer der St. Morizpfarrei in Ingolstadt Joh. N. Mederer, der zur dritten Säkularfeier seine „Annales Ingolstadiensis Academiae" veröffentlichte; ihm schloß sich Michael Permaneder an, welcher in annalistischer Form die Geschichte der Universität von 1772—1826 beschrieb. Diese Periode ist reich an tief eingreifenden Ereignissen und Veränderungen, herbeigeführt durch Aufhebung des Jesuitenordens, durch Verlegung der Hochschule von Ingolstadt nach Landshut 1800. Als 1872 die inzwischen 1826 nach München verlegte Ludwig-Maximilians-Universität ihre vierte Säkularfeier beging, übergab Dr. Karl Prantl dem Publikum als Festschrift eine Geschichte besagter Hochschule von 1472—1872.

Auch im Auslande zog die Ingolstädter Hochschule die Aufmerksamkeit und Anerkennung der Forscher auf sich. So bildete eine kurze Geschichte der Universität Ingolstadt von 1472—1588 den Gegenstand einer Doktorpromotion an der Hochschule zu Paris 1877.[2]) Angeregt durch diese These

---

1) Histoire de l'université d'Ingolstadt par le Père Ch.-H. Verdière, S. J. 2 tom. Paris, P. Lethielleux, 1887.

2) Conspectus historiae Ingolstadiensis Academiae, durante primo a fundatione saeculo (1472—1588). Thesim litterarum Facultati proponebat L. de Crozals. Sandoz et Fischbacher 1877.

publicirte 1887 der Jesuitenpater Verdière seine oben angezeigte Schrift, welche wir kurz besprechen wollen.

Verdière's Gedankengang ist dieser: Die Hochschule Ingolstadt ward gegründet als Vormauer gegen den Hussitismus, zeigte sich als unüberwindliches Bollwerk gegen die lutherischen Reformationsideen; Ingolstadt ist dann später durch die Jesuiten der Quell- und Mittelpunkt der katholischen Gegenreformation für Bayern und Deutschland geworden. Zur Durchführung dieser Contre-Reform mußte nicht bloß der Intellekt durch wissenschaftliche Ausbildung gewonnen werden, es mußte auch das Herz vor Lastern behütet und mit entsprechenden Tugenden geschmückt werden. Für die geistige Entwicklung der Akademiker sollten Sorge tragen die Professoren in den verschiedenen Fakultäten, für die religiöse und sittliche Erziehung der Studenten sollten ursprünglich die Bursen, das Convikt Herzogs Georg, später unter den Jesuiten die lateinische marianische Congregation helfend eingreifen.

Da das Normaljahr 1624 einen gewissen Stillstand in der religiösen Bewegung des 16. und 17. Jahrhunderts bezeichnet, so hat auch Verdière mit diesem Jahre seine Geschichte der Hochschule Ingolstadt abgeschlossen; nur in kurzen Zügen schildert er die Entwickelung des Illuminatenwesens und die Aufhebung der Gesellschaft Jesu.

Was nun die erste Periode betrifft, so ist Verdière's Auffassung nicht ohne historische Grundlage,[1]) aber die praktische Durchführung ist weit hinter ihrem Ideale zurückgeblieben. Denn kaum war die Hochschule gegründet, so begannen die inneren Zwistigkeiten und Rangstreitigkeiten der Professoren und der Fakultäten, welche, um dies gleich hier zu bemerken, in wahrhaft eckelhafter Weise, oft um eines geringfügigen Gegenstandes willen, durch alle Jahrhunderte sich hindurchziehen. Die theologische Fakultät war sehr schwach besetzt; nur Zingel, welcher aus Wien berufen worden war 1475, und Johann Permetter von Adorf repräsentirten diese Körperschaft, und als Zingel seinem Amtsgenossen Permetter, der 1505 der Pest erlegen war, in das Grab folgte 1508, schrieb

1) Mederer, I, XIX.

Plümel die traurigen Worte nieder: „Et sic facultas theologica desiit in universitate Ingolstadiensi“. Denn sowohl Pettendorfer als Huebmair apostasirten, und nahmen sich ein Weib: uterque religionis pestis et scholae ignominia (Mederer I. 78. 87).

Hingegen war die artistische Fakultät schon seit der Gründung der Universität mehr als genügend besetzt, indem für das Jahr 1492 mehr als dreißig Magister den Aristoteles zerlegten und erklärten, und ihre Wissenschaft für 3 Groschen Honorar feilboten (ib. I. 41). Die Artisten selbst theilten sich in Antiqui und Moderni oder Nominalisten und Realisten, welche sich mit leidenschaftlicher Erregtheit bekämpften. Der Humanismus offenbarte auch in Ingolstadt gar bald seine kirchenfeindliche Richtung. An der Spitze der Artisten stand Jakob Locher, Philomusos genannt, ein Schüler des Conrad Celtes und ein Freund des bekannten Aventin. Lochers Vorlesungen waren von Seite des Adels sehr besucht; das erregte angeblich den Neid der Professoren. Aber daß der Vicekanzler und Theologieprofessor Georg Zingel 1505 gegen Locher auftrat, hatte einen tieferen Grund. Während nemlich der schwäbische Humanist einerseits Loblieder auf Gott und die Heiligen dichtete, und den Bischöfen Weihrauch streute, lehrte er anderseits seine Schüler die unzüchtige Sprache Martials und Catulls und ließ die Junker, Domherren und dgl. als Jupiter, Juno, Bacchus, Venus, Cupido auf öffentlicher Schaubühne herumspringen. Das wollte der Vicekanzler Zingel nicht dulden, und es entspann sich ein heftiger Streit, der an Derbheit in den Ausdrücken nichts zu wünschen übrig ließ. In einer Schmähschrift[1]) gab Locher dem verdienten Zingel folgende Epitheta; er nennt ihn: „omnium bipedum nequissimum, rerum publicarum detrimentum, versipellem acheronticum atque delirum senem, colubrum venenatissimum, viperam stridentem, cornutam et vitatam bestiam, bonorum morum corruptorem, legum praevaricatorem falsidicum perjurum, mitratum satanam omni pestilentia pestilentiorem, omni macula maculosiorem, crimen saeculi, odium deorum; ipsum furore vincere Orestem, insania Herculem,

1) Apologia contra poetarum acerrimum hostem Georgium Zingel.

rabie tigrides, satanam mendaciis, seditione Gracchos, simultatibus Catilinam, audacia Lentulum cunctosque famosos verberones immanitate scelerum superare". Wahrlich Luther, welcher später gegen Ingolstadt so heftige Schmähschriften richtete, hätte bei Locher lernen können, wie man humanistisch grob sein kann. Doch all den Haß, der den Humanismus gegen die Theologen und die durch sie vertretene Doktrin in Flammen setzte, goß Philomusos in seiner „Maulesel-Theologie" aus: „Comparatio mulae ad Musam".

Was das moralische Leben der Studenten anbelangt, so kamen die Bursen sehr rasch in Verfall und auch das Convikt, das Herzog Georg der Reiche 1494 gegründet hatte, konnte der um sich greifenden Rohheit und Ausgelassenheit nicht Einhalt schaffen.

Die Reformation schließt in ihren Beziehungen zu Ingolstadt Einen Mann in sich, der durch Schlagfertigkeit und muthige Unerschrockenheit sich den Beinamen „Goliath von Ingolstadt" wohl verdiente; es ist dies der vielgeschmähte[1]) Dr. Eck. Seine Thätigkeit auf den verschiedenen Reichstagen, seine Disputationen mit den neugläubigen Theologen sind allbekannt. Dr. Eck hat sich um die Erhaltung des Katholicismus in Bayern, insbesondere in Ingolstadt, große Verdienste erworben. Der hl. Stuhl hat wohl weniger der Person, als vielmehr der Fakultät, welche Eck so würdig vertrat, große Anerkennung und materiellen Vortheil zukommen lassen. So gestattete Papst Hadrian VI. im Jahre 1523, daß von der Pfarrei Parr jährlich 40 fl. an das Georgianum gereicht werden dürfen; noch im nemlichen Jahre bestimmte Hadrian, daß an die Universität jährlich 50 fl. von der Pfarrei zu Sch. U. L. Fr. in Ingolstadt, 80 fl. von St. Emmeran in Wemding, 40 fl. von St. Barbara in Abensberg, 40 fl. von der Frauenpfarrei in Schongau zu entrichten seien. Papst

1) Prantl I, 114, sagt in seiner bissigen Weise von Eck: „Daß er trunksüchtig war und mit einer Concubine lebte, gehört mehr der Privat-Ethik an". Das Citat Prantl's auf I, 162 nach Wiedemann S. 291 beweist hiezu nichts. Prantl hätte aber auch Wiedemann S. 376, 379 citiren sollen, wo Eck sich gegen diese Vorwürfe vertheidiget.

Clemens VII. inkorporirte Ende November 1523 die Pfarrei Zuchering der Universität, und genehmigte, daß fünf Doktoren der Theologie, welche an der Hochschule Vorlesungen halten, auf Canonikate in Freising, Augsburg, Regensburg, Passau und Salzburg von Seite der bayerischen Herzoge präsentirt werden dürfen. Auch die Einkünfte der St. Morizpfarrei, einer Gründung des Benediktinerklosters Niederaltaich, wurden im Betrage von 16 Mark Silber der Universität zugewiesen 6. Januar 1524; die beabsichtigte vollständige Einverleibung benannter Pfründe zerschlug sich jedoch und kam erst 1774 zu Stande.

Als 1543 Eck sein kampfmüdes Haupt zur Ruhe legte, kam der erste Jesuit: P. Le Jay in Begleitung des schottischen Bischofes Wauchope von Armagh nach Ingolstadt, und hielt einige Vorlesungen an der Universität, ohne jedoch lange zu verweilen. Im Jahre 1546 starb auch Marstaller, nach Eck's Tod der einzige Lehrer der Theologie, und sein Nachfolger, der Dominikaner B. Fannemann, verließ schon 1550 Ingolstadt, nachdem er nur zwei Jahre den Katheder innegehabt hatte.

Bei dieser Sachlage war es nur im Interesse der Hochschule und des heranwachsenden Klerus, daß Herzog Wilhelm IV. sich 1548 an Papst Paul III. wendete, um aus dem Orden der Gesellschaft Jesu 2 oder 3 Theologieprofessoren für Ingolstadt zu gewinnen. Aber was konnten auch selbst die tüchtigsten Lehrkräfte für die Regenerirung des Klerus in Bayern wirken, wenn der Zugang der Theologiestudirenden kaum nennenswerth, wenn die moralische Ausbildung der Priesteramtscandidaten in bisheriger Weise belassen wurde? Daher hatte auf dem Reichstage zu Worms 1544/45 der Jesuite Le Jay dem deutschen Episkopate den Vorschlag gemacht, nach Muster des späteren deutschen Collegs in Rom, auf deutschem Boden Seminarien zu gründen, um sittenreine Priester heranzubilden.

Dieselbe Forderung stellte Ignatius von Lojola, als er der Bitte des bayerischen Herzogs willfahrend am 7. September 1549 die Ordensglieder: Peter Canisius, Alfons Salmeron und Claudius Le Jay nach Ingolstadt abschickte. Am 26. November 1549 eröffneten die Jesuiten ihre Vorlesungen an der Universität, welche nach der Schilderung des Canisius sich in

einer beklagenswerthen Lage befand: junge Professoren, doctorelli nennt sie Canisius, ohne tiefe Bildung, Studenten ohne Disciplin.

Ingolstadt war zwar katholisch dem Glauben nach, aber lutherisch dem religiösen Leben nach: das Volk lebte dahin ohne Sakramente, ohne Beobachtung der Sonntagsheiligung; es hält Mühe, sagt Canisius, wenn 1 bis 2 Personen am Sonntage kommen, um die hl. Messe zu hören. Nicht besser stand es unter den Akademikern!

Die Unterhandlungen wegen der Gründung eines Jesuiten-Collegs dauerten noch fort, als Herzog Wilhelm am 7. März 1550 aus dem Leben schied und sein Kanzler Leonhard v. Eck nach wenigen Tagen ihm ins Grab nachfolgte. Unter Herzog Albrecht V. kam die Angelegenheit ins Stocken und die Jesuiten verließen im März 1552 Ingolstadt. 1555 im Spätherbste kam Peter Canisius von Wien resp. Prag nach Ingolstadt zurück, um über die Einführung der Gesellschaft Jesu an der Hochschule neue Verhandlungen anzuknüpfen. Die bayerische Regierung wollte die Jesuiten zur Reform der Landesuniversität, aber nicht wie diese ihrer Ordensconstitution nach sind, sondern wie man im herzoglichen Cabinete, das lange Zeit zwischen Katholicismus und Protestantismus lavirte, ihre Verwendung sich als die beste einbildete. Am 7. Dezember 1555 waren die Unterhandlungen zwischen Canisius und den herzoglichen Commissären über Errichtung eines Collegs, über Vorlesungen an der Universität in der theologischen Fakultät u. s. w. zum Abschluß gekommen; der Ordensgeneral sollte den Vertrag ratificiren. Doch der hl. Ignatius schickte als Antwort dem Herzoge Albrecht V. jenen Theil der Constitutionen, welche über Errichtung von Collegien handeln, und stellte mit Umgehung des vorgelegten Vertrages die ganze Sache der Einsicht und Frömmigkeit des Fürsten anheim. Albrecht V. verstand den Wink und am 11. Mai 1556 erklärte er sich dahin, daß die festgesetzten Punkte nicht als gegenseitige Obligation, sondern nur „obligationis instar“ zu betrachten seien; Ignatius möge daher einige Jesuiten nach Ingolstadt abschicken. Wirklich kamen am 7. Juli 1556 achtzehn Väter daselbst an und legten den Grundstein für die Wirksamkeit des Ordens in Bayern. Noch im nämlichen

Monate starb der hl. Ignatius. Ingolstadt und die Errichtung des Collegs daselbst ist sein Benjamin geworden.

Daß die Jesuiten in Ingolstadt nicht auf Rosen gebettet sein würden, hatte Canisius vorausgeahnt. Und wirklich erhoben sich gar bald Streitigkeiten und Nörgeleien zwischen der Universität und den Vätern der Gesellschaft, welche sich stützend auf die Autonomie ihres Ordens die übliche Eidesleistung als Professoren verweigerten und die Jurisdiktion des Rektors der Hochschule mehr und mehr an sich ziehen wollten. 1571 übergab Herzog Albrecht den Jesuiten das 1526 entstandene Pädagogium (als Vorschule zur Universität unserem Gymnasialstudium entsprechend) und den philosophischen Curs zur Probe auf ein Jahr.[1]) Das erregte den Zorn der Artisten, und auf Vorschlag des Provinzials Paul Hoffäus wurden das Pädagogium und der „Cursus“ 1573 nach München verlegt. Doch schon im Herbst 1575 kam eine Deputation des Senates beim Herzoge um Rückkehr der Jesuiten ein; am 20. Juni 1576 kamen aus München sechs Jesuiten, welche theils in die philosophische Fakultät eintraten, theils am Pädagogium wirkten. In gleichem Jahre war der Bau des Collegiums für 70 Ordensmitglieder vollendet worden und unterm 20. Dezember 1576 fertigte Herzog Albrecht den Stiftungsbrief aus, in welchem er zu den früheren 1500 fl. noch 2500 fl. Fundationsrenten hinzufügte.

Der Streit zwischen den weltlichen Artisten und den Jesuiten wurde 1588 damit beendiget, daß letzteren die philosophischen Vorlesungen vollständig übertragen wurden; doch auch späterhin fehlte es nicht an Reibereien, bei welchen die juristische Fakultät vorzugsweise für die „freie Universität“ gegen die Jesuiten ein-

1) Mederer IV, 327 kennt nur das Jahr 1571. Es scheint jedoch, daß die Jesuiten das Pädagogium schon früher übernommen hatten, denn in den Monumenta Germaniae Paedagogica Bd. II tom. I p. 212 publicirte P. Pachtler einen Lektionsplan der humanistischen Klassen in Ingolstadt vom 9. Oktober 1568, gemäß welchem Jesuiten als Professoren vom Herzog Albrecht bestellt waren. Verdière spricht sich II,6 über das Jahr der Uebernahme nicht genau aus.

trat, welche straffere Disciplin unter den Studenten herbeiführen wollten.

Unter den zahlreichen, oftmals in rascher Folge sich ablösenden Lehrern aus der Gesellschaft Jesu glänzten an der Hochschule Ingolstadt vor allem Gregor von Valentia, welcher mit einigen Unterbrechungen von 1575—1598 docirte; dann Jakob Gretser, welcher von 1588—1592 der philosophischen Fakultät angehörte, und von da ab bis 1616 theologische Vorlesungen hielt; er war wie Gregor von Valentia ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller und als „malleolus haereticorum" von den Neugläubigen gefürchtet. Da die Vorlesungen der Jesuiten unentgeltlich waren (ein Hauptpunkt in den Streitigkeiten der Academici mit jenen), so hob sich die Frequenz der Hochschule bedeutend, besonders mehrten sich die Schüler des philosophischen Curses; so wurden im Jahre 1601 und 1612 neu immatrikulirt: 325 bezw. 321 Akademiker, 1616 sogar 339, während das Minimum im Jahre 1599 nur bis 147 herabsinkt, so daß im Durchschnitt jährlich an 600 Studenten der Universität angehörten.

Sehr vortheilhaft und ehrenvoll war es für die Hochschule, als 1587 im Oktober der bayerische Erbprinz Maximilian nach Ingolstadt kam und bis 1591 im April daselbst verblieb; 1589 finden sich unter den Besuchern der Universität auch Maximilians Brüder: Philipp und Ferdinand, welche schon früher von 1586 bis September 1587 in Ingolstadt sich aufgehalten hatten. Neben dem bayerischen Erbprinzen war es Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, welcher nahezu fünf Jahre der Universität angehörend (1590—1594) durch Fleiß und Frömmigkeit den Studenten voranleuchtete.

Was das sittliche und religiöse Leben der Studenten betrifft, so war dasselbe nicht immer tadelfrei, wie aus den Verordnungen des Herzogs Albrecht V. im Jahre 1578 ersichtlich ist. Dieses herzogliche Schreiben besagt, so groß sei die sittliche Verwilderung der Hochschule in Ingolstadt gewesen, daß gewissenhafte Eltern und Vormünder sich scheuten, ihre Söhne oder Pflegebefohlenen Studien halber dorthin zu schicken. Es wurden deßhalb Vorschriften gegeben, daß die Studenten außer Ostern jährlich viermal zur hl. Beicht zu gehen, auch

täglich die hl. Messe zu besuchen hätten. Zur sittlichen Regenerirung führten die Jesuiten 1587 die marianische Congregation ein, welche im Colloquium Marianum des heiligmäßigen Jesuitenpaters Jakob Rem ihre schönste Blüthe und Frucht hervorbrachte. Nur religiöse Voreingenommenheit konnte Prantl veranlassen, in den marianischen Congregationen „einen Beitrag zu dem allgemeinen Verderben, welches durch die Jesuiten heranbrach," zu verzeichnen.[1])

Das ist in Kürze der Gang des Verdière'schen Buches. Man sieht daraus, daß es nicht eine vollständige Geschichte der Universität Ingolstadt ist, was P. Verdière bietet. Ein genauer Vergleich mit Prantl's Werk wäre wohl interessant, aber für unseren Zweck zu weit führend. Der Hauptunterschied liegt in der Tendenz beider Werke, in der Stellungnahme zum Jesuitenorden. Nach Prantl war „das Eingreifen dieses Ordens an sich schon ein unermeßliches Unglück für die Universität; denn hier handelt es sich um die Wirkungen eines gemeingefährlichen Institutes, welches jedem Einzelnen seiner Mitglieder bewußt oder unbewußt, in höherem oder geringerem Grade ein Element des Bösen einimpfte; sobald der Jesuit als Mitglied seines Ordens wirkte, mußte er in Folge der Obedienz zum unsittlichen (!) Werkzeug eines verwerflichen Zweckes werden." Schließlich tadelt Prantl die „eigenthümliche Vorliebe der Regenten Bayerns für den Jesuiten-Orden, welche vom Standpunkte einsichtiger Politik aus Niemand werde rechtfertigen können" und meint: „die Universität — das edelste Kleinod — hätte von solcher Vergiftung frei bleiben dürfen!" Bezüglich der Besetzung der philosophischen Fakultät mit Jesuiten bemerkt Prantl: „Am 27. Januar 1588 unterzeichnete Herzog Wilhelm V. das

1) Prantl I, 268; S. 384 bemerkt derselbe: „Im Jahre 1615 erhielten die Anstalten der Jesuiten einen neuen Zuwachs durch das von dem Ordensmitgliede Jakob Rem begründete Colloquium externum matris ter amabilis (!)" und citirt Mederer Annal. II, 213 u. 221 f.; doch der offizielle Titel dieser religiösen Verbindung war: Coll. Externum Matris ter Admirabilis, im Gegensatze zu Coll. internum, das Rem im Collegium Ignatianum schon 1594 gegründet hatte. Bei Verdière II, 265 Note 1 ist statt Prantl I, 314 zu citiren I, 374.

Todesurtheil der philosophischen Fakultät und es ist nun auf längere Zeit weder von antiken Historikern noch von heidnischen Dichtern, noch von Rhetorik und Cicero, noch auch von Dialektik oder von aristotelischer Ethik und Politik die Sprache, sondern es bleibt nur (neben etlicher Mathematik) jener den Geist vergiftende Quark, für welchen die Jesuiten mißbräuchlichst das Wort ‚Philosophie' anwendeten".[1])

Verdière als Genosse dieses hart angegriffenen Ordens befindet sich naturgemäß in der Defensive; aber er folgt seinem Gegner nicht Schritt für Schritt, sondern er läßt in taktischer Ordnung die großen Ideen des Katholicismus und der Gegenreformation, durch die Gründung des Jesuitenordens und das Concil von Trient zu neuem Leben erwacht, aufmarschiren und siegreich vordringen; nicht achtend der einzelnen Stiche und Schläge, welche ein am Boden liegender Feind ihm beibringt. Gegenüber der detaillirten Darstellungsweise Prantl's bemerkt Verdière in der Vorrede: „Nous nous sommes au contraire préoccupé de questions d'intérêt général, d'intérêt religieux et politique, autant que pédagogique et littéraire, tout en exposant les plus saillants de ces faits scolaires avec plus d'abondance".

Ueber Prantl's jesuitenfeindliche Stellung äußert sich Verdière in zutreffender Weise: „Sein zur letzten Säcularfeier verfaßtes Buch ist natürlich eine Lobrede auf die Universität, die im Allgemeinen wohlverdient ist und die wir billigen, nach manchen Gesichtspunkten sogar lauter erheben. Aber sein glänzendes Gemälde brauchte einen dunklen Hintergrund, um den Lichteffekt wirksamer hervorzubringen, und für sein den Altkatholiken günstiges Publikum vom J. 1872 konnte der Autor diesen Contrast nicht besser wählen, als in dem Eindringen der Jesuiten mitten in die Herrlichkeit des 16. Jahrhunderts". (I. 242.)

Was an Verdière auszusetzen ist, betrifft die Zerreißung innerlich zusammengehöriger Fragen. Nur ein Beispiel. Bei der Organisation der Ingolstädter Hochschule bespricht Verdière

---

1) Prantl I, 220, 327. Hätte Prantl die **Ratio Studiorum** des Jesuitenordens einer nur oberflächlichen Durchsicht gewürdigt, so hätte er derartiges Zeug nicht geschrieben.

auch die Stellung des Kanzlers, indem er gegen Prantl[1]) behauptet, der Bischof von Eichstätt sei nicht durch fürstliche Ernennung, sondern von Rechtswegen, durch Delegation des hl. Stuhles der ständige Kanzler gewesen. Nachdem Verdière I, 23 diese Materie behandelt hatte, sollte man glauben, es wäre die Frage erledigt; aber I, 146 gelegentlich des Eides auf die Professio fidei Concilii Tridentini kommt er noch einmal darauf zu sprechen und beruft sich auf Gretser (Observationes p. 251) als Gewährsmann.[2]) Ferner zieht Verdière Gegenstände hervor, die mit Ingolstadt und seiner Hochschule in keinem Connexe stehen, z. B. den Bauernkrieg I, 124; schildert mit Weitläufigkeit den Ursprung, die Entwickelung der marianischen Congregation in Syrakus, Rom, Dillingen, München, um schließlich auf Ingolstadt zu kommen (II. 263 ff.). Der Grundgedanke wäre besser gewahrt geblieben, wenn die Schilderung einzelner Persönlichkeiten, seien es Theologen oder Philosophen, Fürsten oder Staatsmänner, Jesuiten oder Weltpriester, aus dem Contexte herausgenommen und, insoweit ihr Leben nicht mit der Universität Ingolstadt in Verbindung steht, in kurzen Noten der sonstige biographische Apparat wäre beigegeben worden. Doch freut es uns, constatiren zu können, daß Verdière die einschlägige deutsche Literatur sehr gut kennt, wenn auch die Quellenangabe der benutzten Werke in den Anmerkungen gar oft an orthographischen Mängeln leidet.[3]) Die Darstellung ist würdevoll und lebendig, das Urtheil ruhig und maßvoll. Verdière's Buch verdient daher auch unter dem deutschen Publikum verbreitet zu werden, wenn es auch zunächst für Franzosen geschrieben ist.

---

1) Prantl I, 27: „Der Herzog Ludwig bestimmte aus eigener Machtvollkommenheit den jeweiligen Bischof von Eichstätt als Kanzler der Universität."

2) Gretser gab sein Werk: „Philippi Ecclesiae Eystettensis XXXIX Episcopi de ejusdem Ecclesiae divis tutelaribus" im Jahre 1617 heraus, nicht 1517, wie bei Verdière I, 88 irrthümlich steht.

3) z. B. Verdière I, 126 Anm. 2: Kiliani Leib, prioris Reifordiensis statt: Rebdorfiensis Annales.

XXX.

Zeitläufe.

Kaiser Wilhelm's Social-Erlasse.

Am 23. Februar 1890.

Gott segne den jugendlichen Herrscher für seinen tapfern Entschluß! Was immer der Erfolg sein mag, es war ein Schritt auf den rechten Weg. Der Weg wird lang seyn und mühevoll, wie durch die Dornen und Gestrüppe der mittelafrikanischen Urwaldregion mit den bösen Zwergen und ihren vergifteten Pfeilen. Aber im eigenen Heim ist das starre Eis eines sogenannten herrschenden Systems gebrochen, und das gesprochene Wort hallt durch die Welt, um nie mehr zu verstummen. So oder so: es wird und es muß anders werden. Das ganze Schicksal der christlichen Welt hängt davon ab, daß es anders werde im Sinne Kaiser Wilhelm's. Er hat kürzlich gesagt: er fühle sich als „Sohn der neuen Zeit“, und die Stimme dieser Zeit hat er gehört und verstanden. Sie ruft nach Anderm, als nach Polizei und zwangsweiser Almosenstiftung.

Es gehörte auch wirklich das schwache Gehör einer veralteten Staatskunst dazu, um dem Ruf der Zeit gegenüber unbeweglich zu bleiben. „Das Jahr 1889 weist insoferne eine frappante Aehnlichkeit mit dem Jahre 1789 auf, als der vierte Stand, wie damals der dritte, zuerst die

Möglichkeit vor sich sieht, Alles im Staate zu werden, wogegen er früher nichts war. Die Riesenstreiks des verflossenen Jahres haben dem vierten Stande das Bewußtseyn seiner Macht wie nie zuvor vor Augen gestellt; diese großen Arbeiterbewegungen waren indeß nur Waffenübungen, Vorbereitungen zu dem, was 1890 mit dem 1. Mai beginnen wird."[1]) Für den Herbst dieses Jahres ist auch bereits, gemäß den Abmachungen beim vorjährigen Pariser Congreß, ein weiterer „internationaler Arbeiter-Congreß" angesagt; er soll nach der norwegen'schen Hauptstadt einberufen werden und die Aufgabe haben, „das für die Arbeiter aller Industriestaaten bindende Programm zur Erzielung einer internationalen Arbeiter-Schutzgesetzgebung aufzustellen."

Kaiser Wilhelm ruft nun den rechtmäßigen Wächtern der in Unordnung versunkenen „gesellschaftlichen Ordnung" zu, sich ihrer Pflicht bewußt zu werden, und von oben zu thun, was sonst von unten mit unabsehbaren Folgen zu geschehen drohe, mit vereinten Kräften einer Bewegung, die sonst als Hochfluth über den Köpfen der Gewaltigen zusammenschlagen werde, den geregelten Verlauf zu schaffen. Der Gedanke ist ja nichteinmal neu, weder bezüglich der Internationalität, noch bezüglich eines gesetzlichen Arbeiterschutzes. Aber Anklang hat er von Anfang an so wenig gefunden, daß jetzt erst wieder eine dunkle Erinnerung auftaucht, als wenn vor Zeiten schon etwas Dergleichen vorgekommen wäre.

Die Thatsache, daß im Jahre 1872 eine ähnliche Verhandlung zwischen Berlin und Wien stattgefunden hat, war längst vergessen. Nach neuerer Angabe ist damals die Anregung vom Kaiser von Oesterreich ausgegangen, und soll im Sommer 1871 bei der Zusammenkunft des Fürsten Bismarck, der sich für die Sache lebhaft interessirt habe, mit Graf Beust in Gastein die Frage Gegenstand eingehender Be-

1) Neusser „Christlich-sociale Blätter" 1890. Heft I. S. 11.

sprechungen gewesen seyn.[1]) Dazu kam noch eine Cirkular-depesche des spanischen Kabinets vom 9. Februar 1872, worin die Mächte zu gemeinsamen Maßregeln gegen die „Internationalen“ aufgefordert wurden. Die Südprovinzen Spaniens waren nämlich damals von socialistischen Parteien stark unterwühlt. Das spanische Eintreten scheiterte zwar schon an der kühlen Absage Englands. Aber die preußische Regierung nahm nun die Verhandlungen mit Oesterreich ernstlich auf; im Juli 1872 waren bereits eigene Commissäre, darunter die vertrautesten Räthe des Kanzlers, Wagener und Lothar Bucher, ernannt zur Berathung eines neuen Arbeiterrechts, welches ein internationales werden sollte: eine internationale Association der Regierungen, nicht bloß zur Abwehr durch Zwangsmaßregeln, gegenüber der internationalen Association der Arbeiter. „Solch' eine europäische Allianz“, sagte damals das Kanzlerblatt, „ist die einzig mögliche Rettung des Staats, der Kirche, der Gesittung, mit Einem Worte alles Dessen, was die europäischen Staaten constituirt.“[2]) Als in der Reichstagssitzung vom 26. April 1877 ein bayerischer Abgeordneter auf diese thatsächliche Bejahung der internationalen Natur der socialen Frage Seitens der preußischen Regierung zu sprechen kam, schickte er die Bemerkung voraus, auch dieser merkwürdige Vorgang sei in unserer schnelllebenden Zeit schon wieder vergessen:

„Die Sache scheint im Sande verlaufen zu seyn. Es ist mir auch nicht bekannt, daß von der preußischen Regierung hierüber jemals officielle Dokumente bekannt gegeben worden

---

1) Aus dem „Pesther Lloyd“ in der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 14. Februar d. Js. — Auf die Enthüllungen des ungarischen Blattes stützt das Wiener „Vaterland“ (14. Febr.) einen Artikel mit der Ueberschrift: „Der ältere Arbeiterkaiser“.

2) „Histor.-polit. Blätter“ 1872. Bd. 70. S. 795 ff.: „Die Periode der social-politischen Conferenzen.“ Vgl. auch Bd. 69. S. 799 f.

wären. Aber wenn Sie eine größere Zeitung aus dem Jahre 1872 vornehmen, um sich über die Angelegenheit näher zu orientiren, so werden Ihnen andere Vorgänge entgegentreten. Es wird Ihnen von allen Seiten der Lärm des Culturkampfs entgegenschallen. Soeben noch hatte man sich aufgeschwungen bis zu dem Gedanken internationaler Conferenzen zur Berathung und Entschließung über die sociale Frage, und nun dieses kleinliche und doch so reichsverderbliche Vorgehen! Ich habe mir, als mir diese Erinnerung entgegentrat, lebhaft vorgestellt, wie damals im deutschen Reich jeder höhere Aufschwung in Stillstand kam. Ich habe mich gefragt: also von daher datirt der neue Ikarus mit den verbrannten Flügeln? Aus dem Unglücksjahr 1872! In demselben Moment, wo der große Gedanke der internationalen Conferenz aufgegeben wurde, sind hier Gesetze vorbereitet worden zur Vertreibung der religiösen Orden und Genossenschaften, die uns Katholiken so theuer sind; in demselben Moment hat sich einer der ernannten Commissäre den Namen eines ‚Vaters des Jesuitengesetzes' verdient, und sind durch die gesetzlich geöffneten Thüren des Reichs die Träger des socialen Verderbens in hellen Haufen eingeströmt." [1])

Zehn Tage vorher war der Reichstag in eine lange Verhandlung über Vorschläge zur Abänderung der Gewerbeordnung eingetreten. Das Centrum hatte seine Anschauungen über die Maßregeln zur Besserung der Lage des Handwerker- und Arbeiterstandes in einem, unter dem Namen des Grafen von Galen, bekannten Antrage aufgestellt.[2]) Die Forderungen waren sehr mäßig: kein Normalarbeitstag, kein Minimallohn, auch nichteinmal der Befähigungsnachweis. Die ganze Lohnfrage sollte den aus der Wahl der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu bildenden Schiedsgerichten zur naturgemäßen Erledigung anheimgestellt werden. Man darf be-

1) Stenographischer Bericht. 1877. 30. Sitzung. S. 782 f.

2) Die „Kölnische Volkszeitung" vom 9. Februar hat den Antrag mit Motiven wieder abgedruckt.

haupten, daß sich der Antrag Punkt für Punkt mit dem kaiserlichen Erlaß an den Handelsminister vom 4. Februar d. Js. gedeckt hätte. Im Reichstag aber wurde er von allen Parteien, selbst auf conservativer Seite, zurückgewiesen, und als er mit den anderen Anträgen wenigstens an die Commission gelangte, wurde er von der Mehrheit als undiskutirbar von vornherein ausgeschlossen, so daß die Mitglieder des Centrums aus der Commission austreten mußten. Das Centrum brachte von Session zu Session von Neuem Anträge auf den Arbeiterschutz ein. Aber erst nach vollen zehn Jahren und nach wiederholten Abschwächungen fanden die entsprechenden Anträge eine Mehrheit im Reichstag, und im letzten erreichte dieselbe nahezu die Einstimmigkeit. Plötzlich wollten nun die Parteien fast alle, bis zur äußersten Linken, mit dabei gewesen seyn. Noch im Jahre 1887 hatte das freiconservative Organ gegen die Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit einen Artikel geleistet, von dem die „Kreuzzeitung“ sagte: „er erfülle seiner Brutalität wegen geradezu mit Entsetzen“; jetzt klagte dieselbe „Post“ über die „Stagnation auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes“.[1]) Man kommt fast auf den Verdacht, daß den Herren bereits etwas geschwant haben müsse — hinter dem Rücken des Kanzlers.

Die Regierung hatte sich bei allen diesen Verhandlungen nicht betheiligt; die Minister und deren Commissäre glänzten demonstrativ durch ihre Abwesenheit und der Bundesrath sagte beharrlich Nein. Es waren immer dieselben Gründe: ein dringendes Bedürfniß zum gesetzgeberischen Einschreiten in solchem Umfange sei nicht vorhanden, auch das Ziel auf diesem Wege nicht zu erreichen; überdieß dürfe man dem Arbeiter die Gelegenheit zur Verwerthung seiner Arbeitskräfte nicht einschränken und insbesondere die Concurrenzfähigkeit der deutschen Industrie auf dem Weltmarkte nicht

---

1) Berliner Correspondenz des Wiener „Vaterland“ vom 25. Juni 1889.

beeinträchtigen. Das waren aber die eigensten Gründe des Kanzlers, bei denen er unbeweglich stehen blieb. Es kamen die großen Streiks der Bergarbeiter. „Ohne Kohle kein Eisen, kein Dampf; hungert aber der Riese Dampf, so hungert mit ihm die ganze Welt der Industrie. Hinter den Hunderttausenden von Kohlenarbeitern stehen wieder Hunderttausende von Eisen- und Metallarbeitern, welche alsbald feiern müssen, wenn die Kohlenleute nicht die Hände rühren."[1]) Und was würde in solcher Noth aus den Eisenbahnen werden, und aus der Mobilmachung bei einem plötzlichen Ausbruch des Krieges? Der Kaiser war erschüttert, der Kanzler aber nicht; er widersetzte sich nach wie vor jedem Gedanken eines behördlichen Eingreifens in den Fragen des Lohnes und der Arbeitsbedingungen überhaupt.

Unmittelbar vor den Erlassen des Kaisers erschien ein neuer Poschinger-Band mit Aktenstücken über die „Wirthschaftspolitik des Kanzlers". Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, bei dem die Gegensätze grell zu Tage treten. Der Kanzler war ein Gegner des Coalitionsrechts und der Freizügigkeit, ebenso eiferte er sogar gegen die Einführung von Fabrikinspektoren, weil „jede weitere Hemmung und künstliche Beschränkung im Fabrikbetriebe die Fähigkeit des Arbeitgebers zur Lohnzahlung verminderc". Es bedurfte dann allerdings noch vier Jahre, bis er seine entgegengesetzte Meinung von der richtigen Socialreform durch die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 geltend zu machen vermochte: es war das Versicherungssystem. Im Jahre 1877 hatte er dessen „Ausdehnung auf die Invalidität, die aus Erschöpfung durch Arbeit und aus Krankheit im Dienste hervorgeht", noch als eine entfernte „Möglichkeit" betrachtet. Als aber die Verwirklichung herannahte, ließen die amtlichen Erklärungen keinen Zweifel darüber, daß damit die socialpolitische Gesetzgebung abgeschlossen seyn, und die Alters-

1) Neusser „Christlich-sociale Blätter" a. a. O. S. 6.

und Invaliditätsversicherung den „Schlußstein“ derselben bilden werde. Durch die ganze Arbeiterversicherung wird aber der Produktionsproceß durchaus nicht berührt, sondern es werden lediglich die gröbsten Auswüchse des rein capitalistischen Produktionssystems beschnitten.[1])

Hienach versteht sich auch der auffällige Umstand, daß die kaiserlichen Erlasse als Kabinetsordres, ohne ministerielle Gegenzeichnung, erschienen sind. Der Kaiser ist über Erwarten rasch „sein eigener Kanzler“ geworden, und im Kanzlerpalais wäscht man sich im Schmollwinkel die Hände in Unschuld. Offenbar hatten hinter der Bühne schon seit geraumer Zeit sich Geheimnisse abgespielt, die sich erst jetzt errathen lassen. Schon der Durchfall des Socialisten-Gesetzes im Reichstag gab zu denken. Der Kanzler ließ vergebens auf sein persönliches Erscheinen warten, auch sonst erfolgte die rettende Parole nicht, so daß schließlich die Conservativen selbst den amendirten Entwurf niederstimmen halfen. Nichteinmal beim feierlichen Schluß des Reichstages erschien der in Berlin anwesende Kanzler, um mit anzuhören, wie der Kaiser betonte, daß „noch Vieles zu thun übrigbleibe, um den arbeitenden Classen die Gewißheit zu verschaffen, daß die gesetzgebenden Gewalten für ihre berechtigten Interessen und Wünsche ein warmes Herz haben“.

Wenige Tage darauf kam die überraschende Kunde, daß Fürst Bismarck sein Portefeuille als Handelsminister niedergelegt, also dem Kaiser die Ernennung eines Mannes seiner Wahl für die social-politischen Geschäfte freigemacht habe; und allem Anscheine nach will sich der Kanzler auch an der Spitze der preußischen Regierung nicht länger halten lassen. Jedenfalls ist er nicht mehr der einzige geheimste Rath. Es hat sogar schon verlautet, daß das Socialistengesetz ganz preis-

1) Berliner-Correspondenz des Wiener „Vaterland“ vom 25. Juni 1887. — Berliner „Germania“ vom 26. November 1889 und 2. Februar 1890.

gegeben werden könnte, da der Kaiser über die Auswüchse des Polizeitreibens auf Grund des Ausnahmegesetzes, namentlich über das „Polizei-Spitzelthum", sehr ungehalten sei. Und allerdings wäre die Luftreinigung dann erst vollständig, wenn die Socialdemokratie sich einmal in ihrer wahren Gestalt vor dem Volke entblößen müßte, anstatt unter Vorweisung des von der Polizei ihr angehängten Schlosses vor dem Munde mit wohlfeiler Kritik es sich bequem machen zu können.

Dem kanzlerischen Versicherungssystem hat sich die capitalistische Industrie ohne viel Lärm unterworfen, innerlich zwar murrend, aber mit dem Trost, daß sie nun auf dem „Schlußstein" der Socialreform des Kanzlers Ruhe haben und ihre Kosten immerhin wieder hereinbringen werde. Was ihr am meisten widerstrebt, das war ihr bei der Versicherung nicht zugemuthet, nämlich die Einführung förmlicher Standesrechte der Arbeiter gegenüber den Arbeitgebern. Konnte dieß vermieden werden, so nahm sie dafür gerne auch den staatssocialistischen Reichszuschuß mit in den Kauf. Nun aber verlangt der kaiserliche Erlaß wortwörtlich jene als „Arbeiterausschüsse" bezeichneten Vertretungen der Arbeiter; jetzt erst sieht daher die hohe Bourgeoisie den „Staat als Socialdemokrat" am Horizont aufsteigen. Die Officiösen deuteten erschreckt auf den Beifall der „bösen Linken"; das Kanzlerblatt verlor vollends vor Schrecken die Sprache, als es den Kaiser selbst mit denselben „agitatorischen Arbeiterschutz-Anträgen", die es sonst zu bekämpfen beauftragt war,[1]) hervortreten sah. Das rheinische Blatt aber rückte offen mit der Besorgniß heraus: „das kräftige Auftreten der deutschen Kaisermacht für die praktischen Arbeiterinteressen werde viele hochfliegenden Hoffnungen erwecken, denen Enttäuschungen folgen müßten, und werde das Machtbewußtseyn, den Großmachtkitzel der Arbeitermassen steigern".[2])

---

1) Berliner „Germania" vom 7. Juni 1889.

2) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 8. Februar 1890.

Aber noch eine andere Erinnerung hatte dasselbe Blatt wachzurufen: das kanzlerische Versicherungswesen hätte nämlich solche Gedanken, wie die kaiserlichen Pläne, gar nicht mehr aufkommen lassen sollen. „Die deutsche Industrie ist schon jetzt mit einem recht gewichtigen social-politischen Gepäck belastet, und Jeder, der nicht die Gewohnheit hat, auf Kosten Anderer den Hochherzigen zu spielen (!), wird sehr vorsichtig und bedächtig an die Erwägung der Frage herantreten, wie eine weitere Verbesserung des Looses der Arbeiter zu erzielen sei“.[1]) Das ist nun allerdings ein bedenklicher Punkt, und es läßt sich nicht verkennen, daß das kanzlerische Versicherungswesen als ein Präjudiz nicht nur der einheimischen Ausbildung des Arbeiterschutzes, sondern insbesondere auch einer internationalen Verständigung gegenüber erscheint. Schon aus Anlaß der Anregung Seitens der Schweiz vom Juni 1888 hat eine sehr beachtenswerthe Untersuchung ergeben, daß eine solche internationale Verständigung nur dann thunlich wäre, wenn auch die anderen Industriestaaten sich herbeilassen würden, ein Arbeiter-Versicherungswesen ähnlich dem deutschen auf sich zu nehmen — und das heißt viel verlangen!

„Der socialpolitisch bestunterrichtete Redner der jüngsten Generalversammlung der ‚deutschen Volkspartei‘ in Kaiserslautern hat darin gewiß Recht gehabt, daß die Mehrbelastung der Industrie durch die Arbeitsschutzgesetzgebung eine minimale wäre; das völlige Verbot der Kinderarbeit in der deutschen Textilindustrie werde die Gesammtsumme der Löhne um höchstens ½ Procent steigern. Ganz anders verhält es sich mit der Arbeiterversicherung. Die Gesammtausgabe unsrer Nation für den schon beschlossenen Theil der deutschen Arbeiterzwangsversicherung wird mindestens das Zehn- bis Zwölffache der obigen Ziffer betragen, und die noch ausstehende Wittwen- und Waisenversicherung würde diese Mehrlast mindestens auf das Zwölf- bis Fünfzehnfache der Mehrlast aus völligem Verbot der Kinder-

1) Berliner „Germania“ vom 8. Februar 1890.

arbeit steigern. Die Arbeiterversicherung verlangt daher in ganz anderem Maße eine internationale Sicherstellung des Concurrenzgleichgewichts zwischen den Nationen, um der positiven Socialpolitik die Bahn frei zu machen, als dieß für die Arbeitsschutzgesetzgebung zutrifft. Und dasselbe wäre von der internationalen Sicherstellung eines achtstündigen Arbeitstages und von einer internationalen Verpflichtung zu eingreifender Wohnungsreform zu sagen, wenn beide Maßregeln, was wir bis auf Weiteres bestreiten, überhaupt zur Zeit als praktisch ausführbar gedacht werden könnten."

„Hieraus folgt aber offenbar bezüglich einer internationalen Sicherstellung des Concurrenzgleichgewichts der Vorrang für die Arbeiterversicherung im Vergleiche mit bloßer Arbeitsschutzgesetzgebung. Will man aber auch nicht von einem Vorrange der Arbeiterversicherung in Beziehung auf das Bedürfniß internationaler Sicherstellung des Concurrenzgleichgewichts reden, so wäre doch Deutschland so berechtigt und berufen, wie es interessirt ist, die internationale Vereinbarung auch einer Arbeitermindestversicherung — neben den Arbeitsschutzmaßregeln — auf einer Weltconferenz über das internationale Arbeiterrecht zu stellen und zu vertreten. Deutschland hat in Beziehung auf den Weltmarkt durch die so einseitige, als gewaltige Selbstbelastung für Arbeiterversicherung viel gewagt, und der volle Ausbau der letzteren, zunächst ihre Ausdehnung auf Wittwen- und Waisenversicherung der Arbeiter, wäre sehr erleichtert, wenn die übrigen Länder wenigstens in der Kranken-, Unfalls-, Invaliditäts- und Altersversicherung der Lohnarbeiter zu gewissen Minimalleistungen völkerrechtlich sich verpflichten würden. Weigerten sie sich dessen, so weiß die Welt, was von dem prunkhaften Vorschlage bloßer Arbeitsschutzverträge zu halten sein würde." [1])

Es war nur folgerichtig vom Kanzler, wenn er den wiederholten Antrag der Schweiz von 1888, während er die

---

1) „Deutschland und das internationale Arbeiterschutzrecht" in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 2. Oktober 1889.

„Krönung" seiner Socialpolitik durch das Altersversicherungs-Gesetz beeilte, stillschweigend ablehnte. Der Kaiser konnte darum auch nicht auf jenen Antrag zurückkommen, sondern er mußte sich selbst an die Spitze stellen; und zwar geschah dieß, unangenehmer Weise, in dem Augenblick, als die Schweiz das Programm der von ihr vor zwei Jahren ergangenen Einladung nachträglich versendete. Es ist auch aufgefallen, daß die deutsche Anfrage „zunächst", außer der Schweiz, nur an England, Frankreich und Belgien gerichtet werden sollte. Der Erlaß selbst sagt: es seien dieß die „an der Beherrschung des Weltmarkts betheiligten" und zugleich die Länder, in welchen „die Arbeiter unter sich schon internationale Verhandlungen führen". Eine andere Meinung geht dahin, es habe durch die Uebergehung der beiden Genossen im Dreibund jede Erinnerung an die unheilvolle Spannung fern gehalten werden sollen, deren Schatten sich leider trotzdem an das deutsche Vorgehen hängen und auf die geplante Mächteconferenz werfen wird. Ein „europäisches Concert", das den Namen verdiente, besteht eben nicht mehr, um so reichlicher spielt europäische Katzenmusik.

Am Tage vor dem Erscheinen der Erlasse hat der jugendliche Herrscher auch noch einen neuen Beweis von dem tiefen Ernst gegeben, mit welchem er allseitig die Ursachen der socialen Zerrüttung und Gefahr erschaut und würdigt. In einer Ansprache im Cadettenhause kam er, und zwar nicht zum ersten Male, auf ein Grundübel unserer Zeit, das riesige Anwachsen des Luxus und der Genußsucht in den besser gestellten Ständen, neben der zunehmenden Verarmung der Volksmassen, zu sprechen. Es wurde darüber berichtet: „die Ansprache finde freudigen Anklang im Bürgerthum, weil sie die Officiere zur Einfachheit und Mäßigkeit auffordere; diese Mahnung sei um so berechtigter, als sich heute im öffentlichen, wie im gesellschaftlichen Leben vielfach eine Neigung zu Prunk und Verschwendung bemerkbar mache, welche die socialen Gegensätze nur verschärfen und die Zufriedenheit, die ruhige

Arbeit schädigen könne".[1]) Nur zu wahr! Das Wort von den „gescheidten Teufeln", deren Erzeugung man der modernen Schulmeisterei verdanke, ist nicht auf der Kanzel erfunden worden, und die Zuchtlosigkeit in der herangewachsenen Generation erblickt ihre Rechtfertigung in der Schrankenlosigkeit derer, die mit besserem Beispiel vorangehen sollten.

„Mir ist's, durchsichtig wird die Wand,
Und draußen, dicht und dichter,
Da drängen sich bei Fackelbrand
Viel tausend Hungergesichter.
Durch's Gewühl mit riesigem Leib
Herschreitet kampfgeschürzt ein Weib
Mit blutroth flatternder Fahne.
Und sieh, der Boden wird zu Glas,
Und d'runten seh' ich sitzen
Den Tod mit Augen hohl und graß
Und mit der Sense blitzen;
Särg' auf Särge rings gethürmt,
Doch drüber hin wie rasend stürmt
Der Tanz mit Pfeifen und Geigen.
Sie haben Augen und sehen's nicht,
Sie prassen fort und lachen;
Sie hören's nicht, wie zum Gericht
Schon Balk und Säule krachen.
Lauter jauchzt der Geige Ton —
Ihr Männer, ihr Weiber von Babylon:
Mene Tekel Upharsin!"

So hat Emanuel Geibel in seinem „Mahl Belsazars" gedichtet. Es war im Jahre 1845, und er war kein „Finsterling". Lebte er heute noch und überblickte er das Ergebniß der jüngsten Wahlen zum Reichstag, so könnte er sagen: Seht da, war ich nicht ein Prophet?

---

1) Berliner Correspondenz der „Augsburger Postzeitung" vom 6. Februar d. Js.

XXXI.

Eichstätt im Schwedenkriege.[1])

Vor den Thoren der alten Bischofsstadt Eichstätt, hart am Fuße der Willibaldsburg und unweit des Chorherrnstiftes Rebdorf lag einst das durch Fürstbischof Wilhelm von Reichenau 1469 gestiftete Augustinerinen-Kloster Mariastein. Dasselbe war in seinen bescheidenen Verhältnissen zu einer erfreulichen Blüthe gelangt, als sich im Jahre 1632 die Wogen des dreißigjährigen Krieges über das Hochstift und die Stadt Eichstätt ergoßen und auch das schutzlose Frauenklösterchen in das Verderben hineinrissen. Gerade in diesem Jahre gab indeß die Vorsehung demselben an Clara Staiger (geboren 1588 zu Schongau) eine Oberin von seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens, deren Thatkraft und Sorgfalt es gelang, ihre klösterliche Gemeinde nicht nur vor dem gänzlichen Untergange zu retten, sondern auch in den schlimmsten Zeiten in Frömmigkeit und Zucht zu erhalten.

Das eigenhändig geschriebene Tagebuch dieser edlen, mit hohen Geistesgaben ausgestatteten Frau, die vom Herausgeber nicht mit Unrecht zu Charitas Pirkheimer in Parallele gebracht wird, gelangte nach der Aufhebung von Mariastein und Rebdorf in Privathände, und war seit mehreren Jahrzehnten verschollen, bis es vor Kurzem zur großen Freude der

1) Eichstätt im Schwedenkriege. Tagebuch der Augustinernonne Clara Staiger, Priorin des Klosters Mariastein, über die Kriegsjahre 1631 bis 1650. Nach dem Originale der k. b. Hof- und Staatsbibliothek zu München herausgegeben und erläutert von Joseph Schlecht, Caplan zu St. Walburg, Sekretär des hist. Vereins Eichstätt. Eichstätt, Brönner's Buchhandlung (A. Hornik) 1889. 374 S. Mit der Ansicht Eichstätts vom J. 1627.

thätigen Eichstätter Geschichtsfreunde unter den neueren Erwerbungen der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München sich wieder fand.

Die Herausgabe desselben wurde in Hände gelegt, wie wir sie nicht besser zu wünschen vermöchten. Herr Stadtkaplan Joseph Schlecht aus Eichstätt, der z. Z. als Mitglied des historischen Seminars der Görresgesellschaft im vatikanischen Archive geschichtlichen Forschungen obliegt, begnügte sich nicht damit, einen sorgfältigen Abdruck des Textes zu bieten, sondern verlieh diesem durch zahlreiche werthvolle Noten, eine mustergiltige Einleitung und einen Anhang von interessanten, bisher ungedruckten Urkunden[1]) erhöhte Brauchbarkeit für die politische, kirchliche und Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Daß der Herausgeber den ganzen Wortlaut des Tagebuches mit allen, für sich genommen oft unbedeutenden Einzelheiten zur Wiedergabe brachte, ist nur zu billigen, denn gerade diese Vollständigkeit, das Zusammenwirken all' der kleinen Züge bewirkt jene frische Unmittelbarkeit und Natürlichkeit, welche die Lektüre der Aufzeichnungen in so hohem Grade anziehend und für die Kenntniß des deutschen Volkslebens fruchtbar macht.

Die regelmäßigen Einträge der Priorin beginnen im Jahre ihrer Wahl (1632) und reichen, mit Ausnahme einer durch Krankheit verursachten Lücke in den Jahren 1645 und 1646, ununterbrochen bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges. Vorausgeschickt ist eine bis 1588 zurückgreifende Selbstbiographie der Verfasserin, den Schluß bildet eine Notiz über die Verkündung des westfälischen Friedens im Hochstifte (1650), sowie einige Nachträge aus den Jahren 1649—1654. Am hl. Weihnachtsfeste 1656 starb Clara Staiger eines erbaulichen Todes.

1) Im Ganzen 12 Aktenstücke. Die Berichtigung eines Lesefehlers dürfte nicht überflüssig sein. Der in diesem Anhang (S. 350) abgedruckte Bericht des Jean von Werth an den fürstbischöflichen Hofmeister J. von Sirgenstein über den Ueberfall bei Herrieden kann nicht vom 17. Februar 1632 datirt sein, es muß 17. Dezember 1632 heißen. Letzteres Datum paßt allein zum geschichtlichen Inhalt. Eine genaue Vergleichung des Aktenstücks im Münchener Reichsarchiv ergab denn auch wirklich das Datum: 17. Dezember 1632. A. d. Red.

Wie diese Uebersicht zeigt, umfaßt das Tagebuch gerade jene Abschnitte des Krieges, welche für Süddeutschland von besonderer Bedeutung sind, und für deren noch keineswegs genügend bekannte Geschichte jede neu erschlossene Quelle dankbar zu begrüßen ist, zumal wenn dieselbe sich so zuverlässig erweist, wie der Bericht der Priorin von Mariastein. Woche für Woche, oft Tag für Tag verzeichnet sie sorgfältig, wenn auch nicht ohne jegliche Irrung in den Daten, die Ereignisse, welche sich unter ihren Augen abspielten, die Truppendurchmärsche durch Stift und Stadt, die wiederholten Plünderungen, die Eroberung von Eichstätt durch die Schweden (Mai 1633) und die Kämpfe bis zur Wiedergewinnung der Stadt und Burg durch Johann von Werth (Oktober 1633). Den Mittelpunkt aber bilden für die Schreiberin selbstredend die Schicksale ihres lieben Klösterchens.

War schon die vorige Priorin Agnes Mayr von Ingolstadt „im Elend" gestorben und Clara's Wahl selbst auf der Flucht zu Eichstätt erfolgt, so bildete dies nur das Vorspiel der Leiden, welche der neuen Oberin und ihres Conventes in der nächsten Zukunft warteten. Nur selten und für kurze Zeit durften sie wegen der fortwährenden Plünderungen und räuberischen Ueberfälle es wagen, in Mariastein sich aufzuhalten. Beim Nahen einer Gefahr eilten sie in die Stadt, wo sie gleich den versprengten Nonnen von Mariaburg im Kloster St. Walburg oder auch im Schlosse Aufnahme fanden und nur zu oft die bitterste Noth litten. Gegen Ende 1633 sahen sie sich genöthigt, hinter den Mauern der allein noch Sicherheit gewährenden Festung Ingolstadt Zuflucht zu suchen. Am 12. Februar des folgenden Jahres ging das ohnehin schon schrecklich verwüstete Kloster Mariastein in Flammen auf. Erst im Herbste 1634 konnten die Flüchtlinge an die Rückkehr denken, um im folgenden Frühjahre von Rebdorf aus, wo man ihnen auf inständige Bitten den Winter über Unterkunft im Gasthause gewährte, mit dem allmähligen Wiederaufbau von Kirche und Kloster zu beginnen. Noch war derselbe nicht über die nothwendigsten Räumlichkeiten hinaus gediehen, als das Jahr 1646 eine neue Periode des Schreckens brachte. Wiederum mußten die geängstigten Nonnen ihr Heim verlassen, bis endlich

nach beinahe zwei Jahrzehnten voll Angst und Elend die „selige Zeit“ des Friedens nahte.

Unmöglich können wir hier all' die Bilder des Unheils, welche die Priorin in ihrem Tagebuche vor dem Leser aufrollt, ins Einzelne schildern. Man muß diese Aufzeichnungen, die gerade durch ihre schlichte, absichtslose Darstellung um so ergreifender wirken, selbst zur Hand nehmen, wenn man einen Begriff von dem Verderben gewinnen will, in das der dreißigjährige Krieg unser Vaterland stürzte. Wer nur einige Blätter des Tagebuches gelesen hat, der versteht die Gefühle, mit welchen die um die Existenz des ihr anvertrauten Klosters bekümmerte Oberin die Verkündigung des Friedens im Jahre 1650 eintrug:

„Anno 1650 ist der selige fridenschluß herauskomen mit verlust vil kirchen, stift, clöster und pfarren, dannoch haben ir fürstlich gnaden am fest unsers hl. stiftspatronen Willibaldi den frid verkünden, in der statt und außerhalb auf dem land und in allen clöstern die glocken leuten, das Te Deum singen, und zue hoff von 7 bis 8 uhr freudenfeur abgeen lassen, wie dan geschechen; hat uns gnädig 4 flaschen wein verehrt und ist aller orten ein groß freudenfest gehalten worden. Gott laß im die langwernte straff ein ewigs lob sein und verleiche seiner katholischen kirchen, das aller abgang widerumb ersetzt und unser noch in aschen ligente arme clösterlein widerumb gebaut, vor weiterm übl behüetet, sein göttlichs lob und seiner hochgelobten junkfreülichen mutter Maria wolgefällig vollbracht und mir arme verdörbte reben in seinem verwuelten weingarten widerumb geistlich und zeitlich grüenen und im wolgefällige früchte bringen mügen.“

Welch hohen Werth die treuherzigen Berichte der Clara Staiger über die von ihr selbst durchlebten Ereignisse für die Lokalgeschichte der Stadt und des Hochstiftes Eichstätt besitzen, läßt sich nach dem Gesagten unschwer ermessen. Allein man würde der Verfasserin nicht gerecht werden, wollte man annehmen, ihr Gesichtskreis habe sich auf die Mauern ihres Klosters oder auf den Bezirk des Hochstifts beschränkt. Mit achtsam verständigem Blicke folgt sie dem Laufe der allgemeingeschichtlichen Ereignisse, und wenn man auch von der bescheidenen

Nonne keine neuen Aufschlüsse über hohe Politik, über Staatsaktionen und Kabinetsränke erwarten darf, so verdient es doch hervorgehoben zu werden, daß sie sich auch über ferner liegende politische und Kriegsereignisse oft merkwürdig gut unterrichtet zeigt: „Sie weiß von den bösen Praktiken des feilen Generals Kratz; sie ist entrüstet über die Pläne des Friedländers und bespricht seinen Verrath und sein tragisches Ende; sie tadelt bitter die Staatsmänner, die ‚in so vielen fridensartikeln gehandelt, aber nye recht beschlossen haben‘; sie nimmt innigen Antheil an den Schicksalen des tapferen Johann von Werth[1]) und beweint den Tod des ‚edlen clainat‘, des ritterlichen Grafen von Pappenheim.“

Solche Kenntnisse sind nicht lediglich aus der Fluth der gedruckten „Relationen“ geschöpft, noch aus den Gerüchten, die von Mund zu Mund liefen, und welche die Verfasserin stets vorsichtig mit Worten kennzeichnet wie: „Ist wider ein groß sagen gewesen von . . . “, um gar oft des andern Tages beifügen zu müssen: „Ist Gottlob nit war gewesen.“ Ungleich zuverlässigere Quellen bot ihr der anregende Verkehr mit bedeutenden Männern, vorzüglich mit dem Eichstätter Generalvikar Dr. Georg Motzel, diesem „scharfblickenden und unermüdlich thätigen Manne“, wie ihn der Herausgeber zutreffend charakterisirt, dessen geschichtlich höchst werthvolles Protocollum an vielen Stellen eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung mit den Aufzeichnungen der Clara Staiger zeigt, und auf dessen Mittheilungen sich diese selbst mehr als einmal beruft.

So ansehnlich demnach der rein historische Werth des Tagebuches ist, so liegt seine eigentliche Bedeutung doch mehr auf dem Gebiete der Culturgeschichte. In seinen Blättern spiegelt sich die Zeit mit all' ihren schroffen Gegensätzen wieder, und wer die bedeutendste culturhistorische Quelle für die Zeit des

1) Verschiedene Einträge lassen erkennen, daß sich das Kloster von Seite Werth's und seiner Gemahlin (der „Frau Obristin von der Wördt“) besondern Wohlwollens zu erfreuen hatte, wie dies schon in der kleinen Biographie: „Jan von Werth. Ein Lebensbild aus dem 30jährigen Krieg von Franz Binder“ (2. Aufl. Regensburg 1888) S. 18—19 mit Benützung des handschriftlichen Tagebuchs hervorgehoben ist.

30jährigen Krieges, den „Simplicissimus“ des Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen mit unserem Tagebuche vergleicht, der wird bei allem Unterschiede nach Form und Inhalt die Treue der Schilderungen des Ersteren hier bis ins Kleinste bestätigt finden.

Den Grundton in dem düsteren Gemälde gibt hier wie dort das unbeschreibliche Elend des Krieges mit seinem Gefolge: Pest und Hunger, Armuth und sittlicher Verwilderung. Unsicherheit herrscht auf Weg und Feld. Die Beschäftigungen des Friedens sind fast zur Unmöglichkeit geworden. Nur unter dem unzuverlässigen Schutze theuer erkaufter Soldknechte (salva guardia) kann man es wagen, eine Reise zu machen oder auch nur die geringste Feldarbeit zu verrichten. Oft genug fällt das kaum erworbene Zugvieh noch am selben Tage plündernden Soldaten in die Hände, so daß man „die liebe früchten nit zum haus bringen oder genüesen kinte, noch vil weniger widerumb zuebauen.“ (S. 63.)

Nichts ist bezeichnender für diese Zustände, als die Art und Weise, auf welche die ehrlichen Zehentbauern von Kaldorf wenigstens anfänglich noch ihren Verpflichtungen gegen das Kloster zu genügen suchten. Im Jahre 1633 brachten dieselben nämlich, wie das Tagebuch (S. 68) erzählt, etwas Geld anstatt des schuldigen Zehentgetreides, denn „sobalt sy etwas wenig (Getreide) ausgetrossen, haben sy es verkauft, ehe man ins genomen, das gelt eingraben, bis (sie) etwas zusamenbracht, darnach hat jetlicher einen thail zu im genomen, mit forchten herein tragen.“

Bald hörte auch diese Möglichkeit auf, und Jahre lang war das Kloster infolge dessen ohne alle regelmäßigen Einnahmen, und mußte den kärglichen Lebensunterhalt, sowie die drückenden Kriegssteuern und Brandschatzungen von dem gesammelten Almosen bestreiten. Kam es doch soweit, daß ein Theil der Schwestern mit Erlaubniß der Obern zu Angehörigen oder Wohlthätern bis nach Oesterreich sich begab, um bei der allgemeinen Hungersnoth dort Hilfe und Unterstützung zu finden.

Doch genug der düsteren Bilder. Neben denselben eröffnen sich dem Leser, der es versteht, die auf die Blätter des Tagebuches verstreuten einzelnen Züge zu sammeln, manch'

freundliche Ausblicke in ein rührendes klösterliches Still-Leben, wie es nach seinen beiden Seiten — Gebet und Arbeit — unlängst Otto Rieder in der Beilage zur „Augsburger Postzeitung.“ (Jahrg. 1889, Nr. 66) auf Grund dieser Aufzeichnungen in ansprechender Weise geschildert hat.

Die geistlichen Uebungen des Conventes, welche selbst die ärgste Kriegsbedrängniß nicht ganz zu unterbrechen vermag: die Betrachtung („Einker“), Lesung, Disciplin, das Regelkapitel, das Horengebet nach dem „römischen prävir“, die mancherlei Kirchenfeste und Andachten, die Umgänge im Kreuzgarten mit dem „lateinischen rosenkränzle“, und als Mittelpunkt und bester Trost in stürmischer Zeit die hl. Messe und Communion, deren Verlust am schwersten empfunden wird, all' das gibt Zeugniß für die ächte, kernhafte Frömmigkeit, welche hier inmitten einer Zeit der schlimmsten sittlichen Verwilderung blühte. Daß aber das klösterliche Leben keineswegs in Gebet und beschaulicher Muße aufging, dafür bürgen zahlreiche andere Aufzeichnungen, die einen Einblick gewähren in die durch eine strenge, oftmals eingeschärfte Tagesordnung geregelte Thätigkeit der Nonnen, in ihre emsige Arbeit für Kirche und Haus. Man sieht, wie sie die verschiedenen Klosterämter verwalten, für Chor und Sakristei, nicht minder für Keller und Küche, Garten und Apotheke sorgen, wie sie spinnen, Wachs und Lichtlein gießen, Seife sieden und Bier bereiten, aber auch Bücher schreiben, „Biltle und Briefle“ malen und für den Bischof kunstreiche Paramente sticken. Auch die Sorge für die ansehnliche Oekonomie, die freilich durch den Krieg fast völlig vernichtet wurde, spielt eine große Rolle, denn aus ihr sollte ja zumeist der Lebensbedarf für die ganze klösterliche Gemeinde fließen.

Was im bunten Kreise derartiger Einträge den Culturhistoriker noch besonders anzieht, das sind die mancherlei alten Volksgebräuche, welche im Kloster getreulich festgehalten werden, und die uns das Tagebuch so frisch und naiv erzählt: das „Anbinden“ oder Senden des „Fangstrickes“ (Beschenken) am Namenstage, zu Weihnachten, Neujahr und bei anderen festlichen Gelegenheiten, und das „Auslösen“ durch eine Gegengabe; der nach damaliger Volksmedizin jährlich mindestens zweimal, im Frühjahr und Herbst unumgänglich nöthige Aderlaß;

die Feier der Fastnacht und des schmalzigen Samstags, der Märtesnacht und der Rauhnächte u. a. mehr.

Noch auf einen Punkt möchten wir zum Schlusse hinweisen, nämlich auf die sprachliche Bedeutung des Tagebuches. Dasselbe enthält einen überraschend reichen Schatz volksthümlicher Ausdrücke, darunter gar manche, die nicht bloß den Sprachforscher erfreuen, sondern die wohl in jedem Leser unwillkürlich das Bedauern erwecken, daß sie unserer Schriftsprache gänzlich verloren gegangen sind. Für die sorgfältige Erklärung aller dieser merkwürdigen Wortformen in den Noten gebührt dem Herausgeber besonderer Dank. Uebrigens verdient unseres Erachtens die Sprache des Buches (der oberschwäbische Dialekt aus der Heimath der Verfasserin) nicht bloß die Beachtung des Germanisten, sondern auch des Literarhistorikers. Nachdem man in der Gegenwart kein Bedenken trägt, interessante Druckwerke des 16. und 17. Jahrhunderts von neuem aufzulegen, dürfte in dem Tagebuch der Clara Staiger um so dankbarer ein bisher ungedrucktes Sprachdenkmal zu begrüßen sein, das durch seinen klaren, einfachen und natürlichen Stil von der schwerfälligen, gekünstelten und mit Fremdwörtern überladenen Schreibweise der meisten Literatur-Erzeugnisse jener Zeit sich wohlthuend abhebt.

Noch größere Anziehungskraft freilich verleiht den anspruchslosen Blättern die edle Gesinnung, welche sie durchweht, die ungekünstelte Frömmigkeit, die aufrichtige Nächstenliebe, der warme Patriotismus und zugleich die edle Ruhe und Ergebung, die aus ihnen hervorleuchtet. So begeistert das Herz der Verfasserin für Kirche und Vaterland erglüht, so schmerzlich sie darum die Wunden fühlt, welche der schreckliche Krieg ihnen schlägt, so tief ihr insbesondere das Unglück des ihr anvertrauten Klösterchens und ihrer lieben Mitschwestern zu Herzen geht: einen leidenschaftlichen Ausbruch gegen den Gegner, eine Verunglimpfung oder Schmähung jener, die so großes Unheil über Deutschland gebracht, wird man im Tagebuch der Nonne vergeblich suchen.

Regensburg. Dr. Adalbert Ebner.

XXXII.

Neue Bilder aus den Alpenländern.

2. Aus der Schweiz.

Der Rückweg von Tirol führte mich nach der Schweiz, dießmal aber nicht über den Arlberg dorthin, sondern durch denselben. Wer jetzt durch den Tunnel fährt, mag die Macht der Wissenschaft anstaunen, die ein solches Riesenwerk in wenigen Jahren geschaffen hat; wer früher über den Berg fuhr, hatte Gelegenheit, die Macht der christlichen Menschenliebe zu bewundern. Wie nämlich auf dem St. Bernhard, dem Simplon, St. Gotthard Religion und Barmherzigkeit ihre Stätten aufgerichtet haben, so geschah es auch schon in frühen Jahrhunderten auf dem Arlberg. Wie überall, führte bis zu diesem Jahrhundert nur ein Saumweg über diese Höhen. Da mußten denn viele Wanderer verunglücken, wenn plötzlich Nebel, Schneegestöber und harte Kälte eintrat, und sie sich verirrten oder erschöpft und erstarrt niedersanken. So entstand denn durch fromme Menschen auch hier ein Hospital; und der erste Gedanke hiezu regte sich in der Brust eines armen Hirten. Er selbst erzählt uns in rührend einfältiger Sprache den Hergang:

„Ich Heinrich Findelkind. Mein Vater, der mich fand, hieß der Meier von Kempten, der verdarb wegen Bürgschaft. Der hatte neun Kinder, und ich war das zehnte. Da that er uns aus dem Hause, daß wir gingen und dienen

sollten. Da kam ich Heinrich Findelkind zu zweien Priestern, die wollten nach Rom; mit denen ging ich über den Arlberg und wir kamen zu Jäcklein Ueberrein. Da sprach Jäcklein zu den Herren: Wo wollt ihr mit dem Knaben hin? Da sprachen die Herren: Er ist zu uns kommen auf dem Felde. Da sprach Jäcklein: Wollt ihr ihn hier lassen, daß er uns die Schweine hüte? Da sprachen sie: Was er thut, ist uns lieb. Und er dingte mich und gab mir das erste Jahr zwei Gulden. Da war ich bei dem genannten Jäcklein zehn Jahre, und ging mit ihm zur Kirche in dem Winter und trug ihm das Schwert nach. Da brachte man viele Leute, die waren auf dem Schnee im Arlberg verdorben, denen hatten die Vögel die Augen ausgefressen und die Kehlen ab. Das erbarmte mich Heinrich Findelkind so sehr, und ich hatte fünfzehn Gulden verdient mit dem Hirtenstab. Da rufte ich und sprach, ob Jemand nehmen wollte die fünfzehn Gulden und einen Anfang erheben auf dem Arlberg zu bauen, daß die Leute nicht so verdürben. Das wollte Niemand thun.

„Da nahm ich den allmächtigen Gott zu Hilfe und den lieben heiligen Christofel, der ein großer Nothhelfer ist, und fing an mit den fünfzehn Gulden, die ich mit dem Hirtenstab verdient hatte, und den ersten Winter half ich sieben Menschen mit dem heiligen Almosen. Seitdem haben mir Gott und ehrbare Leute geholfen, daß ich und meine Helfer des Lebens gerettet haben fünfzig Menschen, und den Anfang hub ich an im Anfang des Jahres 1386 am Tage Johannis des Täufers.“

Reichliche Gaben flossen nun aus Deutschland, Polen und Kroatien; überall sammelte Findelkind, und seine Bitte war: „Liebe Kinder, ihr sollt mir Almosen geben auf dem Arlberg zu Weg und Steg und einer Herberg, darin man beherbergt Arm und Reich, und aus dem ich mit meinen Knechten, jeglicher mit vier Schneereifen, alle Abend ausziehe und rufe, und wen wir im Schnee finden, den tragen wir in die Herberge und geben ihm Almosen.“

Heinrich erhielt für seine Stiftung einen päpstlichen Gnadenbrief von Benedikt IX., der dem Henricus Findelkind

de Kempten und seinem Freunde Udalricus Nosseck de Sancto Gallo laico, Constantiensis dioecesis mit Hilfe anderer Gläubigen in summitate montis Arlberg ein Haus errichtet habe, damit die Wanderer ibi refocillationem habere possent. Auch der Bau der Kapelle wurde gutgeheißen in honorem et sub vocabulo Beatae Mariae Virginis ac sancti Christophori cum tribus altaribus. Der Bischof Eckhard von Chiemsee verlieh am 12. Juni 1399 allen, welche diese Kapelle andächtig besuchen, vierzig Tage Ablaß. Im Eck derselben steht drei Meter hoch das Bild des hl. Christoph von Holz geschnitzt, es ist ganz zerschnitten, da die „schwäbischen Kinder", welche im Frühjahr von der Heimath weg nach Ravensburg wandern, um sich für den Sommer da zu verdingen, Splitter von diesem mitnehmen als Heilmittel gegen das Heimweh. Bald bildete sich eine Hospitalbruderschaft, welcher die Vornehmsten des Landes angehörten, unter diesen selbst Herzog Leopold. Noch wird das Bruderschaftsbuch, kunstvoll mit vielen Wappen geziert, in Wien aufbewahrt.[1])

Jenseits des Arlberges finden wir alsbald Vieles anders im Bau der Häuser, der Mundart und dem Charakter der Bewohner; die Nähe der Schweiz kündet sich an, und nicht mit Unrecht hat man dieses kleine Vorarlberger Ländchen eine Halbrepublik genannt. Noch größer ist der Unterschied, fast Gegensatz, zwischen Tirol und der Schweiz. Diese hat nahezu drei Millionen Einwohner, Tirol nicht eine; die Schweiz ist ein Land der Industrie, namentlich Seide-, Baumwolle-, Uhrenindustrie, Tirol steht erst in den Anfängen derselben. Die Schweiz hat eben dadurch große Reichthümer gesammelt, Tirol ist im Ganzen ein armes Land. Die Schweiz mit ihren großen Seen, weiten grünen Thälern und wechselnden Regionen bietet dem Reisenden einen manigfaltigeren Genuß. Tirol endlich ist ein katholisches Land, in der Schweiz über-

1) Näheres bei Tinkhauser, Beschreibung der Diöcese Brixen, fortgesetzt von Ludwig Rapp.

wiegt der Protestantismus, der selbst aber in die verschiedensten Sekten zerfallen ist. In einer und derselben Stadt kann man strengen Reformirten, Reformirten freierer Richtung, Methodisten, Baptisten, Irvingianern, Darbyiten, Freigemeindlern u. s. f. begegnen. Alles das muß den Charakter des Landes eigenthümlich bestimmen.

II.

Wer an die streng gemessene, in bestimmten Formen sich bewegende Art unserer Militär- und Civilbeamten gewöhnt ist, bemerkt schon beim Eintritte über die Schweizergrenze, daß hier republikanische Luft weht. Da sind nicht mehr die geschmackvollen grünen Uniformen unserer Grenzwächter, in denen sie schier jeden Augenblick am Hofe erscheinen könnten; sie selbst haben ein gehaltenes Wesen, das durch lange Gewohnheit zur zweiten Natur geworden ist. Wo kein Hof, keine Aristokratie mehr ist, da verliert mehr und mehr die Form an Bedeutung. Das zeigt sich auch in der Volkstracht; in den höheren Ständen der Schweiz mag zeitweise der Frack seine Geltung haben; für das Volk ist namentlich in einigen Kantonen der blaue Kittel die Uniform des Landes, wie wir dieß auch in Frankreich sehen und in den deutschen Grenzländern. Der Kittel ist so recht das Gewand der Freiheit und Gleichheit; er nivellirt Alles, und darum nennt man die Männer der Revolution ganz richtig die Blousenmänner, ohne damit behaupten zu wollen, daß Jeglicher, der sich eines Kittels erfreut, auch damit schon revolutionäre Gesinnungen angezogen habe. In unsern Studentenjahren sind wir auch in Kitteln ausgezogen; aber diese waren von heller Leinwand mit grünen Schnüren schön ausgeziert. Für uns Deutsche hat der blaue Kittel etwas Unsympathisches; der ärmste Bauer in seinem Sonntagsrock bildet für uns dem Blousenmann gegenüber eine würdige Erscheinung.

Den uralten Lucius-Dom zu Chur, den ältesten Kirchenbau der Schweiz, den ich gerade vor dreißig Jahren

zum ersten Mal gesehen, fand ich im Ganzen wenig verändert. Den Chor hat man angefangen zu restauriren, nach und nach soll der ganze Bau eine stilgemäße Erneuerung finden; möge die Leitung dieser Arbeiten, die so viel Kunstverständniß, Pietät, historische und technische Kenntnisse fordert, in glückliche Hände gelegt werden. Die alten Freunde, auch der neue Bischof Battaglia waren abwesend; nur einen Bekannten aus früheren Tagen fand ich, den Meßner, einen merkwürdig originellen Mann. Bei meinen früheren wiederholten Besuchen hatte er mich immer wieder erkannt und freundlich begrüßt; dießmal — es liegt allerdings ein Jahrzehnt dazwischen — kannte er mich nicht mehr. Sein Auge, meinte er, und sein Gedächtniß seien schwächer geworden; und ich habe mich seitdem auch nicht verjüngt. Als er mir nun wieder die Schätze des Domes zeigte, die ich schon verschiedene Male gesehen hatte, die kostbaren Monstranzen, uralten Meßgewänder von Seidenstoffen aus den Zeiten der Saracenen und Griechen, die kunstvollen aus alter Zeit stammenden Reliquiarien, die Urkunden aus den Tagen Karl's und Otto's des Großen, da wurde er erregt und erzählte, wie es in den jüngsten Zeiten nahe daran war, daß letztere dem Dome genommen und dem Kantonsmuseum einverleibt werden sollten. Der Mann, seit vierzig Jahren hier Meßner, lebt und webt in seiner Kirche, dabei ist er nicht ohne historische Kenntnisse, und recht geeignet, in höchst anregender, belehrender und dabei freundlicher Weise den Cicerone zu machen.

Von hier ging es nun nach kurzem Aufenthalt über Sargans, am Wallensee vorüber und am Züricherse hin. Hier hatte ich das Glück, mit einem Kapuzinerobern ein Stück Weges fahren zu können. Ich betone den Ausdruck: Glück. Das ganze Wesen dieser Ordensleute, ihr offenes und bescheidenes Entgegenkommen, ihr gesunder Verstand, ihr praktischer Sinn hat sie zu Lieblingen des Volkes gemacht selbst unter Protestanten, und immer empfinde ich große Freude,

wenn ich Einem dieser um das Schweizerland so hoch verdienten Ordensmänner begegne. Im hohen Gebirge und mitten unter den Reformirten und Glaubenslosen haben sie ihre Klösterchen gebaut; sie haben es verstanden, bei gewissenhafter Beobachtung der Regel den Verhältnissen der Gegenwart sich anzupassen und ihren Aufgaben gerecht zu werden. So hat die katholische Schweiz es ihnen im hohen Maße zu danken, daß der Glaube ihr erhalten blieb. — Der Blick auf die einsame Insel Ufnau, die Grabstätte Ulrichs von Hutten, weckt ganz eigenthümliche Gedanken in uns; doch wir eilen hinauf zu den der Kirche treu gebliebenen Ordensbrüdern, nach Einsiedeln.

Wer war nicht schon in seinem Leben, wenigstens einmal, in Einsiedeln? Die Natur in diesem Hochthale ist arm, und hat wenig landschaftliche Reize; aber dennoch zieht es uns so mächtig nach dieser alten Stätte des Gebetes, des Friedens und der Wissenschaft. Schon der Anblick der vielen Pilger, die von weither hier zusammenströmen, regt das fromme Gemüth an; wenn wir am Abend in die Kirche treten, und da die Menge erblicken, die auf ihren Knieen liegt, wenn nur die hie und da brennenden Kerzen das Dunkel erleuchten und die hohen, mächtigen Wölbungen uns noch höher und mächtiger erscheinen, wenn die halblauten Stimmen der Beter zu einem gemeinsamen Flehen zusammenfließen, und wie ein bald leiser, bald stärker rauschender Bach dahinströmen: dann begreifen wir, mit welcher Macht der religiöse Gedanke auf das Herz des Menschen zu wirken vermag. Freilich, es gibt Naturen, denen das Organ für das Hohe und Heilige gänzlich zu fehlen scheint. So ist es nun allerdings nicht; es gibt ja keine Menschenseele, von der das „Anima naturaliter christiana“ nicht gilt; aber schon in der Jugend ward es nicht entwickelt, bei der hastigen Jagd nach Erwerb wurde es nicht genährt, und der sengende Gluthwind der Leidenschaften hat es ausgedorrt. So sind sie verkrüppelte Menschen geblieben, verkrüppelt an der Seele,

und von all dem, was den Menschen so recht zum Menschen macht, ist ihnen nur Weniges geblieben. Es sind bei ihnen, um einen Ausdruck der Anatomie hier zu gebrauchen, nur noch rudimentäre Bildungen vorhanden, während die Organe für das Irdische und Thierische stark entwickelt sind. So saß am ersten Tage neben mir an der Tafel ein Ehepaar; von dem Eindrucke, den dieser heilige Ort, die Schaaren frommer Pilger, die majestätische Kirche, die andächtigen Gesänge auf sie gemacht, wußten diese Menschen kein Wort zu reden; desto mehr von ihren Bergtouren und von dem, was sie gespeist hatten. Da dachte ich an ein Wort von Spinoza: Könnten die Thiere reden, sie würden gerade so reden wie diese. Solchen Menschen sollte man vorlesen, was einmal selbst der radikale Johannes Scherr geschrieben hat:

„Ist es ist nicht ein wahres Wunder, diese ganz unbezweifelbare Thatsache, daß Hunderttausende, ja Millionen mühseliger und beladener Menschen auf den Steinfliesen vor der Gnadenkapelle zu Einsiedeln knieen, ihre Noth und ihr Leid geklagt haben und erleuchtet, getröstet und gebessert hinweggegangen sind? Stehen diese Armen im Geiste menschlich und sittlich nicht bergehoch über den halbgebildeten und ganz bildungslosen Pöbelhaufen der großen Städte, welche nur noch an das rohmaterialistische Dogma von dünkelhaften Afterweisen: ‚Der Mensch ist auch nur ein Thier‘ glauben, und daraus die Nutzanwendung ziehen, daß sie sich bestialisch aufführen müßten und dürften? Von dem, was in der Seele des Volkes vorgeht, des wirklichen und wesenhaften Volkes, welches mit dem zurechtgemachten Abstraktum ‚Volk‘ nichts zu thun hat, haben die Herren Materialisten nicht die geringste Vorstellung.“

Ich schämte mich, daß es Deutsche waren, während die Franzosen an der andern Seite der Tafel sich über religiöse Gegenstände unterhielten. Vielleicht, könnte Einer sagen, sind diese doch keine so gemeine Naturen, wie du sagst. Sie

suchen eben das Große und Erhabene beim Anblick der Gletscher über ihren Häuptern, der Abgründe zu ihren Füßen. Doch das ist eher schauerlich als eigentlich erhaben, und selbst das Thier schauert zurück, wenn es in die Tiefe blickt.

> Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
> Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Es wohnt im Geiste, und niedrige Seelen, sind sie auch auf noch so hohe Berge gestiegen, bleiben niedrig.

III.

Am ersten Morgen nach meiner Ankunft wohnte ich dem Hochamt bei. Da that es mir wohl, einmal wieder einen Gesang mit Instrumentalbegleitung zu hören; wie würdig, wie feierlich, wie erhebend für das Gemüth wirkte nicht diese gesungene Messe! Freilich nach der Meinung mancher extremer Cäcilianer soll der ächt kirchliche Gesang ganz objektiv sein; was sie darunter verstehen, weiß ich nicht. Wollen sie damit sagen, daß die Gefühle, die er in uns wecken soll, nicht die subjektive Stimmung des Componisten ausdrücken, sondern aus dem Geist der Kirche und ihrer Liturgie quellen sollen, so stimme ich vollständig ihnen bei. Meinen sie aber damit, als solle der Gesang über die Köpfe der Gemeinde hinweggehen, ohne in die Seele zu greifen, dann kennen sie Sinn und Geist der katholischen Liturgie nicht, und es wäre ihnen das Studium der vortrefflichen Liturgik von Thalhofer dringend zu empfehlen.

Das fromme Gefühl ist nichts anderes, als die Resonanz des Geisteslebens im sinnlich-geistigen Menschenwesen. Die Töne, die Melodie, schon der Takt beim Trommelschlag wirkt mit physischer Macht auf den sinnlichen Menschen, selbst auf Thiere. Eine rein sinnliche Musik, in welcher der Takt vorherrscht, ist aber auch nur die niedrigste Art der Kunstleistung; man kann dieß bei den Tänzen im Bauern-

wirthshaus sogut wie in prunkenden Ballsälen beobachten, besonders bei Kindern und Frauen, in denen das sinnliche Element mehr vorherrscht, die dabei unwillkürlich mit dem Fuß dem Takt folgen; in der Nähe des Brenners habe ich dieß auch einmal in einer Kirche gesehen, als am Schlusse der Feier ein lustiger Marsch gespielt wurde. Der Choral hat darum keinen eigentlichen Takt, weil hier das sinnliche Element am meisten zurücktritt. Hat aber dieses in der kirchlichen Musik darum gar keine Berechtigung? Nichts weniger als dieß; es ist ja der Mensch, der die kirchliche Kunst übt; die Musik verbannen wollen aus der Kirche, wie es der alte Calvinismus that, wäre ein verwerflicher Purismus; er hat sein Gegenstück in der Bilderstürmerei zu Basel und so vielen andern reformirten Städten. Der Mensch ist eben kein reiner Geist, und darum soll der Gedanke in und durch die Musik seinen Widerhall im Gefühle finden. Gewinnen doch Geist und Wille, wie schon Thomas von Aquin bemerkt hat, durch Hinzutritt der sinnlichen Affekte eine höhere Intensität. De Ver. 9. 26. a. 10: Secundum naturae ordinem propter colligantiam virium animae in una essentia, et animae et corporis in uno esse compositi, vires superiores et inferiores, et etiam anima et corpus invicem in se effluunt, quod in aliquo eorum superabundat. Et inde est, quod ex viribus superioribus fit abundantia in inferiores, ut quum ad motum voluntatis intensum sequitur passio in sensuali appetitu. q. 25. a. 4: appetitus (superior) movet appetitum (inferiorem) . . . Ratio proponit sensualitati mediante imaginatione rem aliquam sub ratione delectabilis vel tristabilis . . . et sic sensualitas movetur ad gaudium vel ad tristitiam. So empfängt der Wille durch die Theilnahme der Gemüthsbewegungen eine höhere Energie und durch diese, wie Suarez bemerkt, empfängt das Geistesleben im Menschen Kraft und Stärke. De anim. passionib. Sect. II. 2: Motus appetitus sensi-

tivi est quodammodo necessarius ad operis per
fectionem; tunc enim homo facilius bene operatur
quum uterque appetitus consentit in bono opere; et ide
saepe expedit excitare hos motus, qui sunt velut
igniculi quidam accendentes virtutem; propter quod Plu
tarchus dixit, non esse sapientis, affectus radicitus eveller
quia non potest neque expedit, sed ordinem eis prae
scribere. So bleibt der andächtige Gedanke selbst nicht
allein eine That des Geistes; er drückt sich aus schon i
Haltung und Stellung des Leibes, und diese selbst wir
wieder stärkend auf die Stimmung der Seele zurück; s
erscheint im Wort des Gebetes; die Töne werden gedehn
denn sie sprechen sehnsuchtsvoll die Gemüthszustände au
Das zwischen den Worten zitternde Gefühl, die Stimmun
schuf jene innigen und weihevollen Melodien, wie sie sich i
dem Antiphonar Gregor's des Großen finden.

Eben darum soll die kirchliche Tonkunst nicht z
einer reinen Verstandesthätigkeit ausarten. B
einem solchen Vorherrschen des rein Verständigen wird da
Ganze eher das Produkt feiner Berechnung, als Musik, e
mathematisches Kunstwerk nach den Regeln der Compositi
und Harmonielehre, läßt uns aber auch ebenso kalt w
dieses; wir werden die gekünstelten Fugen bewundern, ab
unser Gefühl bleibt von all' dem unberührt. Eben darn
stimme ich meinem seligen Freund P. Gall Morel rückhaltl
zu, wenn er in sein Tagebuch schrieb, nach Aufführung ein
Graduale von Lotti: „Ich konnte in demselben nichts, g
nichts als Verstandesarbeit entdecken". Und von einer P
lestrinamesse sagt er: „Sie wurde gut gesungen, aber sie ge
beim besten Willen nicht weiter als bis in's Gehör und
den Verstand. Gefühl und Phantasie ruhen aus. Es glei
ein Stück dem andern so sehr, daß z. B. in einer Me
unter jeden Theil derselben jeder Text gesetzt werden kan
der Eindruck ist immer derselbe". Auch darin halte ich
mit ihm, daß er das vollständige Beseitigen der Instrumente

musik in der kirchlichen Tonkunst als ikonoklastisch und protestantisch bezeichnet. Wer so thut, verzichtet auf eines der wirksamsten Elemente und Förderungsmittel des katholischen Lebens; wir könnten damit nur die Zwecke unserer Gegner fördern, deren Streben in der Gegenwart sichtlich dahin geht, ihrerseits durch die sorgfältigste Pflege der kirchlichen Musik das Volk an sich zu ziehen.

Deßwegen wollte auch unsere Kirche die Instrumentalmusik durchaus nicht aus dem Gottesdienste verbannen, und die eingehenden Bestimmungen Papst Benedikts XIV. wird auch der extremste Cäcilianer nicht umstoßen wollen. Den Palestrinastil ausschließlich nur gelten lassen, ist eine Verirrung ähnlich der archaistischen Manier auf dem Gebiete der kirchlichen Malerei.

In den verzeichneten Gestalten, den unverhältnißmäßig langen Leibern, dem geneigten Haupte liegt es nicht, was uns beim Anblick der alten Bilder so ergreift und rührt. Es ist der Geist, der aus ihnen spricht, der tiefe seelenvolle Blick, der Ausdruck von überirdischer Schönheit und Liebe, mit einem Worte, es sind diese Gestalten verkörperte Gebete; sollte dieser weniger auf uns wirken, wenn er aus minder incorrekter Form zu uns spricht? Diesen Geist ihren Werken einzuhauchen, darin bestand eben das Geheimniß der alten Kunst, während so viele unserer Neueren, wenn auch academisch ganz correkt, doch nur süßliche Puppengesichter malen. Wie die Malerei, so darf und soll auch die kirchliche Tonkunst alle Fortschritte der neueren Zeit zum Dienste des Heiligen verwenden. Eben dieser Zweck gibt Maß und Regel, nicht das Jahrhundert, in dem das eine oder das andere Werk entstanden ist. Ergeht es uns ja ebenso in der kirchlichen Wissenschaft. Thomas von Aquin ist groß durch seinen Geist, nicht durch seine Latinität oder seine vielen „Contra“ in den kleineren Schriften. Immer wird er unser Meister bleiben durch das, was er gelehrt, nicht durch die Form, in der er gelehrt. Wie würde er

und sein Lehrer Albertus Magnus mit Interesse all den Forschungen der Naturwissenschaften unserer Tage folgen, wie würden sie deren Ergebnisse ihren Arbeiten einzuverleiben verstehen!

So meine ich denn: Macht den Componisten fromm, so wird er auch fromm componiren. Es mag Einer ein guter Musicus sein, aber ein Componist von Kirchengesängen ist er darum noch lange nicht.

Nicht in bedingungsloser Rückkehr zum Alten, auch nicht im Erfinden einer neuen Wissenschaft und Kunst liegt das Heil der Kirche, auch nicht im einseitigen Betonen dieser oder jener Methode, dieser oder jener Wissenschaft. Die Kirche ist weit und groß, und hat darum Raum für alle Richtungen und Strebungen, wenn der Geist der Wahrheit, der Natürlichkeit, der Frömmigkeit sie durchweht und weiht. Nicht einer Theorie zulieb wollen wir die Wissenschaft pflegen, Kirchen bauen und singen, nicht Werke aus alter Zeit sclavisch wiedergeben, sondern stets für unsere Zeit, für unser Volk, und mit allen Mitteln, wie sie unsere Zeit bietet, die heilige Wissenschaft und Kunst pflegen. Alles aber soll der Geist durchdringen, der in den Männern gewaltet hat, welchen wir die Werke der Wissenschaft, die Schöpfungen der Kunst in den vergangenen Jahrhunderten danken. Und alles muß ausgeschieden werden, was diesem Geiste widerspricht.

XXXIII.

Dom Mabillon und die Maurinercongregation.

IV. Die weltlichen Freunde der Mönche.

Es lohnt sich der Mühe, auch in den Freundeskreis der Mauriner einen Blick zu werfen. Den Mittelpunkt bildet d'Achery; die Krankenzelle, in welcher er seine letzten Lebensjahre fast ständig zubrachte, war das Stelldichein der wissenschaftlichen Koryphäen von Paris, von Frankreich, ja des Auslandes geworden. Mit Vorliebe wählten sie den Sonntag Nachmittag. Der eine hatte dann schwierige Fragen vorzulegen, der andere theilte erfreuliche Resultate seiner Studien mit, während der dritte wissenschaftliche Neuigkeiten, die ihm aus der Provinz oder vom Ausland zugekommen, zum Gemeingut machte.

Erwähnen wir in erster Linie zwei dieser Gäste, deren Name noch jetzt einen guten Klang hat und die bestimmt waren, mit Mabillon, wenn nicht die Begründer, so doch die Hauptrepräsentanten der französischen Wissenschaft und historischen Gelehrsamkeit zu werden — Karl du Cange und Stephan Baluze — zwei originelle Gestalten, jede in ihrer Art eine der größten Zierden des Zeitalters Ludwigs XIV.

Der Erstere, Du Cange, ein Mann von ebenso umfangreicher als tiefer Wissenschaft, mag ohne Uebertreibung noch in unseren Tagen als ein Wunder von Gelehrsamkeit gelten. Er war Vater von 10 Kindern, die er mit der

größten Sorgfalt und glänzendem Erfolge erzog; er galt als ein tüchtiger Administrator und hatte lange Zeit zu Amiens das Amt eines königlichen Schatzmeisters verwaltet. Von Gestalt einnehmend, angenehm im Umgang, stets dienstfertig, fromm und nüchtern, maßvoll im Urtheil, schlicht und bescheiden, fast furchtsam, lebte er von der Welt zurückgezogen nur seiner Familie und seinem Berufe. Die Frucht seines unermüdlichen Fleißes sind jene bändereichen Glossarien der griechischen und lateinischen Sprache, nebst der Geschichte von Byzanz, die man noch jetzt als Denkmale der historischen Divination und tiefgehender genialer Forschung bewundert.

Baluze, ein scharfsinniger Kritiker und unermüdlicher Forscher, hatte nichts von dem sanften Ernste und der edlen Zurückhaltung seines Freundes. Er war vielmehr ein lebhafter, munterer Charakter, liebte Witz und Humor, der sich oft bis zum beißenden Spott steigerte; in seinem Urtheil war er kühn und verwegen, oft geradezu frech, ein Fehler für den er mit der Ungnade des Königs bezahlte. Auch war er den sogenannten „freien" Ideen nicht abhold und liebte behagliches, epikuräisches Tafeln. Er vereinigte gern seine Freunde bei sich zu Mahlzeiten, die mit denen des Klosters nicht wenig contrastirten. Arbeitete Du Cange still und geräuschlos, mit ausdauerndem Fleiß, ohne sich zu rühmen, so ließ Baluze es Jedem wissen, was er zu Stande gebracht und was er noch unter Händen habe. Er war ein Cölibatär, dem das Studium als Lebensaufgabe galt; doch arbeitete er mehr stoßweise als stetig. Hinterließ er auch 32 Bände gedruckt, was sind sie im Verhältniß zu dem ungeheueren Material, das er für projektirte Arbeiten zusammengetragen und bei sich aufgeschichtet hatte? Er besaß ein großes Geschick, alte Urkunden und Handschriften aufzuspüren und um geringen Preis an sich zu bringen. Gelang ihm dies nicht, so copirte er dieselben persönlich oder ließ sie copiren, sich selber aber die Vergleichung der Abschrift mit dem Originale vorbehaltend, indem er in diesem Punkte keinem Sterblichen Vertrauen

schenkte. So schuf er als Colbert's Bibliothekar dessen große Bücher- und Manuscriptensammlung und versah nebenbei noch andere lukrative Aemter in königlichen Diensten. Man erzählte sich, manches interessante Document, das in's Kabinet des Königs oder in die Bibliothek des Ministers hätte wandern sollen, habe sich unterwegs in die Privatbücherei des Bibliothekars verirrt.

Diese beiden Männer von so entgegengesetztem Naturell ergänzten sich gegenseitig, nachdem die Liebe zur Wissenschaft und Gastfreundschaft der Benediktiner von St. Germain sie zusammengeführt. Sie lebten seitdem in ungetrübter Harmonie und Freundschaft; ein jeder brachte zur Belebung und Befruchtung der Studien und Arbeiten sein specifisches Element in die Abtei. Du Cange bedurfte trotz seines enormen Wissens der Anregung; er hätte sein Licht unter dem Schäffel verborgen, würde ihn nicht Freundeshand genöthigt haben, dasselbe auf den Leuchter zu stellen. Diesen Dienst leistete ihm Mabillon, der hinwiederum von ihm lernte und sich demüthig seinen Schüler nannte.

Die gegenseitige Hochschätzung und Liebe dieser zwei verwandten Seelen tritt in folgendem Zuge hervor. Eines Tages kommt ein Geschichtsforscher aus der Provinz nach Paris, um Herrn Du Cange in einer schwierigen Frage zu consultiren. „Mein lieber Herr“, gab ihm dieser etwas verlegen zur Antwort, „gehen Sie zu P. Mabillon; der ist in diesen Dingen besser zu Haus als ich; er wird Sie über Alles vollkommen aufklären“. Der Fremde geht zur Abtei und wird in Mabillon's Zelle geführt; aber kaum hat er seine Bitte vorgetragen, als ihm der Bescheid wird: „Ja, da müssen Sie zu Herrn Du Cange gehen; der versteht dies viel besser, er ist mein Lehrer, und ich weiß darin nur, was ich von ihm gelernt habe“. — „Aber wie?“ erwiderte der Fremde, „der hat mich ja gerade hieher geschickt“. Mabillon mußte sich so fügen.

Baluze, so meint Broglie, würde anders gehandelt

haben. Hohes Selbstbewußtsein, Witz und beißender Spott waren der hervorstechendste Zug in diesem Manne, so daß Mabillon oft seine unbändigen Späße rügen mußte. Beide Männer, Baluze nicht minder wie Du Cange oder Herr Cangius, wie man ihn gerne nannte, übten auf Mabillon einen wohlthätigen Einfluß und entwickelten in dem angehenden Gelehrten den kritischen Scharfsinn und die Sicherheit des Urtheils. Indeß waren diese beiden nicht die einzigen Theilnehmer an den wissenschaftlichen Besprechungen in der Abtei. Häufig sah man daselbst den berühmten Orientalisten d'Herbelot, den eigentlichen Begründer der orientalischen Studien in Frankreich, der einen europäischen Ruf besaß und auf seinen vielen Reisen selbst von Souveränen mit großen Ehren empfangen wurde. Man begegnete auch dem gelehrten Brüderpaar Heinrich und Adrian de Valois (Valesius), von denen der erstere mit Jedermann Streit anfing, allerwärts Bücher entlieh, ohne sie zurückzugeben, und Alles laut und schreiend tadelte, während er selbst nicht den geringsten Tadel ertragen konnte; oft gerieth er sogar mit Mabillon in Streit, dessen Liebe und Geduld ihn aber bald beschämte und besänftigte. Der jüngere, Adrian, war allerdings sanftmüthiger und bescheidener. Heinrich von Valois ist durch seine kritische Ausgabe der Kirchengeschichten des Eusebius, Sokrates, Sozomenus und Theodoret bekannt.

Eine andere Gestalt tritt uns in Cotelier, einem der größten Hebraisten seiner Zeit, entgegen. Sohn eines protestantischen Predigers zu Nimes, aber frühzeitig zur katholischen Kirche übergetreten, erklärte und commentirte er schon mit 13 Jahren (1641) vor dem versammelten Klerus den hebräischen Text der hl. Schrift. Gewandter Mathematiker, Hellenist ersten Ranges, aber bei seinen Kenntnissen überaus schüchtern, hieß er in der kleinen Gesellschaft der Abtei „er, der gern am letzten Platze sitzt". Nachdem er zum Priester geweiht, wurde er Professor des Griechischen am Collège royal und bei Colbert Bibliothekar. Seine

Armuth hatte ihm nicht erlaubt sich den damals sehr kostspieligen Doktorhut zu erwerben; aber Chapelain hatte ihn dem königlichen Minister mit den Worten empfohlen: S'il n'est docteur, il est docte; il possède le hébreu, le grec et le latin, n'est d'aucun parti, et il est également aimé de tous les deux, ami de la paix etc. Seine Hauptwerke sind: Patrum Apostolicorum opera (2 Bände in folio, Paris 1672) und Monumenta Ecclesiae graecae, drei Bände, 1677—1686.

Außer diesen sah man noch andere mehr oder minder berühmte Männer in der Abtei ein- und ausgehen, wie Vion d'Herouval, Abbé de Longuerun, den Franziskaner P. Pagi, den Kritiker des Baronius, und Renaudot, den Herausgeber der orientalischen Liturgien und Verfasser einer Geschichte der Patriarchen von Alexandrien. Ferner de la Roque, zeitweiliger Redakteur des Journal des savants, eine Zeitschrift, welche in der Mitte des 17. Jahrhunderts von Denis de Sallo zu dem Zwecke gegründet wurde, die literarischen Produkte zu recensiren, bezw. Auszüge und interessante Mittheilungen aus denselben zu veröffentlichen und die wissenschaftlich Gebildeten mit neuen Entdeckungen und wichtigen Erscheinungen bekannt zu machen.

Nur selten stellte sich in St. Germain der Vorsteher der königlichen Bibliothek, der Geistliche Bignon ein. Als er bei seiner Aufnahme in die Akademie seine Antrittsrede hielt und unerwartet der Erzbischof von Paris eintrat, ging er sofort auf die Person des Kirchenfürsten über und dies mit so viel Geschick, daß die Zuhörer über seine Geistesgegenwart und Gewandtheit staunten. Er war ein geistreicher und gesuchter Redner; nur schade, daß sein Leben nicht mit seiner Lehre harmonirte.

Häufiger als den vorgenannten sah man zu St. Germain den Jesuiten Claudius Franz Menestrier, einen Mann von staunenswerthem Gedächtniß, besonders berühmt als Verfasser von Devisen und Inschriften im Lapidarstil; ferner

den Kirchenhistoriker Fleury und den Oratorianer Karl Le Cointe (Annales ecclesiastici Francorum), sowie Vaillant, den größten Numismatiker seiner Zeit, der einmal auf seiner Rückkehr aus Italien, als die Piraten das Schiff zu plündern drohten, seine kostbarsten Münzen verschluckte. Da war ferner Sanson der Geograph, Boulliau der Mathematiker und Astronom, Nikolaus Thoymard, der die orientalischen Sprachen von dem berühmten Rabbiner Alprum erlernt hatte, Boivin, Cordenoy, Hersant, Thevenot, Chamillard, Chastelain, Gallois und Morell, ein vorzüglicher Medaillenkenner, der durch Louvois aus der Schweiz nach Paris berufen worden war, und schließlich in die Bastille gesteckt wurde, weil er die ihm versprochene Belohnung zu indiscret gefordert hatte. Endlich die Gebrüder Anisson, Buchhändler in Lyon, die häufig nach Paris kamen, wo sie sich später niederließen — Männer, die an Bildung jenen großen Gelehrten nicht nachstanden und darum in den wissenschaftlichen Zirkeln von St. Germain gern Aufnahme fanden. Ihnen gebührt das Verdienst, die Gelehrten durch hochherzige Anerbieten und gute Rathschläge oft zu rascherer Thätigkeit angeregt zu haben. Ohne ihr Drängen wäre Du Cange's Glossarium mediae et infimae latinitatis wahrscheinlich niemals zum Druck gekommen. Durch ihren großen Reichthum wurden die Herren Anisson wahre Mäcene der Gelehrten.

Noch ein Wort über Robert von Gaignières, den berühmtesten Sammler jener Tage. Beamter im herzoglichen Hause von Guise, hatte er mit Hülfe seines Dieners, dem er seine Passion für das Sammeln beizubringen verstanden, und eines gewandten Zeichners, Boudan, auf zahllosen Reisen eine unglaubliche Menge von Alterthümern und Merkwürdigkeiten zusammengetragen und im Palais der Prinzessin von Guise aufgelegt. Er schrieb ein Promemoria an den König zum Schutz der Alterthümer und kostbaren Nationaldenkmäler des Reiches; allein es waren bereits die trüben

Jahre der letzten Regierungsperiode Ludwigs XIV. heraufgezogen, so daß man weder Zeit noch Geld fand für derartige Pläne.

All diese Gelehrten tauschten sich in St. Germain aus über wissenschaftliche Fragen, erörterten vorgebrachte Ansichten und theilten sich einander die literarischen Erscheinungen mit; die in jener Zeit so häufig und oft so bitter geführten gelehrten Streitigkeiten, theologische Controversen, die jansenistischen Wirren und gallikanischen Zwistigkeiten — Alles fand dort sein Echo. Zuweilen auch gab es heftige Auftritte, sei es durch Sainte Beuve von Port Royal oder den ungestümen Vertheidiger gallikanischer Ideen (Du Pin), wo dann den Mönchen, besonders P. Mabillon und P. Lukas d'Achery die Aufgabe der Versöhnung oder doch des Versuches einer solchen zufiel.

Obgleich durch ihre gelehrten Freunde auch über die Bestrebungen der damaligen schönwissenschaftlichen Geister vollkommen unterrichtet, blieben die Benediktiner von St. Germain doch diesen Kreisen in Paris und in der Umgebung Ludwigs XIV. fern. So begreift sich's, daß Madame de Sevigné, Freundin von Port Royal und eine literarische Größe jenes klassischen Zeitalters, und die Dichter Corneille, Racine, Boileau und ihre Genossen kaum der Benediktiner Erwähnung thun. Boileau hatte einen geistlichen Bruder, der öfters in St. Germain einkehrte; er erwähnt einmal, aber mit Ausdrücken souveräner Verachtung, den Dom Franz Lamy, einen bedeutenden Philosophen und vorzüglichen Schriftsteller, der mit Fenelon lebhafte Correspondenz unterhielt. Die beiden Kreise standen einander geistig zu fern. Nicht als ob die Repräsentanten der schönen Literatur den Maurinern die Achtung versagt hätten, aber die Interessen, Ansichten und Bestrebungen beider waren zu verschieden; und dann wurden die historischen Forschungen damals noch nicht ihrem Werthe nach gewürdigt. Nur die beiden Celebritäten Bossuet und Fenelon unterhielten regen Verkehr mit mehreren der

Benediktiner, und alle wahrhaft großen Männer wußten den Werth der Arbeiten von St. Germain zu schätzen, ermuthigten und unterstützten sie; so manche Kirchenfürsten, der königliche Minister Colbert, der Kanzler Le Tellier, der Cardinal von Bouillon u. A. Bossuet, „der Adler von Meaux", verfolgte mit größter Aufmerksamkeit die Arbeiten Mabillons und erwirkte von dessen Obern die Erlaubniß, ihn zuweilen auf einige Tage beherbergen zu dürfen.

Die Gelehrten aller Länder, der katholischen wie der protestantischen, zollten den Maurinern die höchste Achtung und brachten denselben anläßlich der wichtigen Publikationen persönlich oder doch brieflich ihre Huldigungen dar. Nur ein gelehrter Priester Frankreichs schien ihre Leistungen zu verkennen; er verfolgte sie mit Verläumdungen und Spott: das war Richard Simon, der Vater der kritischen Exegese, der manches Aergerniß gab und zuletzt aus der Congregation der Oratorianer austrat. Auch der verdienstvolle und gelehrte Jesuit Hardouin stand Mabillon im Allgemeinen sehr nahe; in gewissen Punkten aber verfolgte er seine eigenen Bahnen, z. B. wenn er die gesammte klassische Literatur mit Ausnahme der Werke Ciceros, der Episteln Horazens, der Georgica Virgils und der Naturgeschichte des Plinius für Dichtung und Erfindung mittelalterlicher Mönche hielt; wenn er Virgils Aeneide als das Werk eines Benediktiners aus dem 13. Jahrhundert erklärte, der allegorisch die Reise des hl. Petrus nach Rom habe erzählen wollen, die übrigens keine geschichtliche Thatsache sei u. s. w. Man muß sich nur wundern, daß Hardouin bei all seinen paradoxen Ideen doch so manche gelehrten Werke schreiben konnte. Nach seiner Ansicht wären selbst die allgemeinen Concilien, das Tridentinische ausgenommen, unecht. Gleichwohl veranstaltete er eine Ausgabe der Acta et decreta Conciliorum mit sehr gutem Index, die in 12 Foliobänden auf Staatskosten gedruckt wurde. Einst wollte ein Archäolog die Träumereien des tugendhaften Religiosen ad absurdum führen. Er nahm

den Anschein, als gehe er auf seine Paradoxen ein, und zum Beweise, daß die mittelalterlichen Benediktiner auch auf numismatischem Gebiet ihr Unwesen getrieben, legte er, ihm eine alte Münze zeigend, die Buchstaben C. O. N. O B, welche die Archäologen bisher thörichter Weise als Constantinopoli obsignatum gedeutet hätten, folgendermaßen aus: Cusi omnes nummi Officina Benedictina. Diese ironische Belehrung mag den Glauben Hardouin's an seine Träumereien in etwas erschüttert haben, aber bekehrt ward er dadurch ebensowenig, wie durch die Zurechtweisungen seiner Oberen, die er stets demüthig annahm, aber bald wieder vergaß.

Doch wir kommen zu einem wichtigern Gegenstand, zu der Controverse, die sich zwischen den Bollandisten und Benediktinern bezüglich der Unterscheidung echter und unechter Urkunden erhob, und die Mabillon Veranlassung zu seinem epochemachenden Werke De re diplomatica gab, das noch heute die Grammatik der Gelehrten bildet.

XXXIV.

Antike, christliche und moderne Ethik.

Das Hauptbestreben der neueren Moralphilosophie ist auf Lostrennung der Ethik von der Religion, auf Construktion eines Sittengesetzes ohne Gott gerichtet. Nun hat aber die Geschichte mit tiefeinschneidendem Nachdrucke gezeigt, was aus der Sittlichkeit der Völker wird, wenn sie der Irreligiosität oder einer falschen Gottesverehrung verfallen. Das Christenthum hat, indem es eine auf Religion gegründete Sittlichkeit in die Welt einführte, der immer weiter um sich greifenden sittlichen Fäulniß des klassischen Alterthums Einhalt gethan.

Und wo immer die Völker oder einzelne Klassen der Gesellschaft sich im Großen von der Religion abwenden, da stellt sich auch das sittliche Verderbniß in erschreckender Weise wieder ein. Den atheistischen Ethikern muß Alles daran gelegen sein, diese Thatsachen zu verdunkeln. Sie versuchen dies auf doppeltem Wege: auf dem theoretischen und auf dem historischen. Theoretisch suchen sie nachzuweisen, daß die Ethik der Stützen der Religion nicht bedürfe, daß im Gegentheil diese der freien Entfaltung der Sittlichkeit hinderlich sei. Historisch suchen sie die Verdienste des Christenthums um die sittliche Reform der alten Welt abzuschwächen, das sittliche Verderben des Heidenthums zu mildern, ja der Ethik der griechischen Philosophen einen Vorzug vor der christlichen Moral zu vindiciren. Wir wollen auf die verlogenen Angriffe auf die christliche Moral und die Verherrlichung des klassischen ἔθος, wie sie sich bei manchen verbissenen Christusfeinden finden, nicht eingehen; solche Tendenzen richten sich selbst. Aber es gibt auch Schriftsteller, die von den hohen Verdiensten des Christenthums um die sittliche Reform der Menschheit überzeugt sind, dabei aber doch nicht von den modernen Anschauungen über Sittlichkeit sich losmachen können und darum die antike Ethik, welche im Grunde mit der modernen übereinstimmt, auf Kosten der christlichen zu erheben und letztere als natürliches Produkt der Zeit hinzustellen suchen.

Zu solchen gehört F. Paulsen, der sich sonst durch Objektivität und Maßhaltung in seinen Urtheilen über das Christenthum auszeichnet. Gerade darum und weil seine Ethik als eine bedeutende Leistung bezeichnet werden muß, erscheint es geboten, seine Zusammenstellung der antiken und christlichen Ethik etwas näher zu beleuchten. Er sagt in der geschichtlichen Einleitung zu seinem „System der Ethik“:

„Die Philosophie steht zu ihrer Zeit nicht in dem Verhältnisse, daß sie ausdrückt, was diese Zeit hat, sondern eher in dem, daß sie ausdrückt, was ihr fehlt; sie zeigt, was die Nachdenklichsten und Sensibelsten unter denen, welche eine Zeit

erleben, suchen und erstreben; ihr Ideal trägt die Züge der Gegenwart, aber wie ein Negativbild. Und insoferne zuletzt jede Zeit von ihrem Ideal als von dem verborgenen Anziehungspunkt bewegt wird, kann man auch sagen: die Philosophen diviniren die Zukunft; man kann aus ihnen lernen, nicht was ist und gilt, aber was kommen will. In diesem Sinne wird man die Philosophie der Kaiserzeit, von der Lecky sagt, daß niemals vielleicht eine so thätige und nicht erschlaffende Tugend, mit so wenig Enthusiasmus vereinigt und von so wenig Täuschung über den Erfolg erheitert war, als eine Andeutung dafür ansehen dürfen, daß im innersten Leben der alten Völker eine fundamentale Veränderung im Begriff ist sich zu vollziehen: ihr tiefstes Verlangen geht nicht mehr auf die Entfaltung und Vollendung des natürlichen Lebens; sie beginnen, ermüdet von der Lust und dem Jammer dieser Welt, mit geheimer Sehnsucht nach Erlösung zu trachten. Indem das Christenthum diese Erlösung und dazu ein ewiges Leben in jenseitiger, übersinnlicher Herrlichkeit anbot, kam es dem geheimsten und tiefsten Verlangen der Zeit entgegen. Was die Philosophen zunächst den Gebildeten und Vornehmen antrugen, das wurde den Armen und Elenden, den Mühseligen und Beladenen vom Christenthum angetragen: Erlösung von der Knechtschaft, in welcher die Seele von irdischer Furcht und Begierde, von Welt und Schein gehalten wird. Jene stellten die Erlösung als Frucht der Erkenntniß, diese als Wirkung der Gnade in Aussicht, und insoferne ist der innere Habitus des Philosophen von dem des Christen grundverschieden; der Tugendstolz oder wie die christliche Predigt sagt, die Selbstgerechtigkeit des alten Rom ist in jenem noch derselbe. Aber in ihrem Urtheil über das Leben und die Menschen begegnen sich beide fast in allen Stücken.“ [1])

Die alte Welt war allerdings sehr hilfsbedürftig geworden, und die Philosophen haben große Anstrengungen gemacht, dem Unheil zu steuern; aber was haben sie für Hilfe bringen können? Alle ihre Bildung und Wissenschaft hat nichts ver-

1) Paulsen, System der Ethik. 1889, I, 88 f.

mocht, dagegen hat das Christenthum, aller menschlichen Hilfsmittel entblößt, ja von ihnen befeindet, vom römischen Reich Besitz genommen. Ein solcher Erfolg war aber durch bloßes „Anbieten“ einer jenseitigen Herrlichkeit nicht zu erreichen. Wenn das Christenthum keine objektive Wahrheit lehrt, so bleibt ganz unverständlich, wie ein unbewiesener Wahn die Menschheit in solcher Ausdehnung mit solcher Gewalt zu solchen Opfern bestimmen konnte. Mag der Mensch noch so hilfsbedürftig sein, so thöricht ist er doch auch im Elend nicht, daß er Hilfe von Dichtungen erwartet oder solchen Opfern sich unterwirft, wie sie das Christenthum verlangt. Es ist nicht einmal wahr, daß die sittliche Versunkenheit des Heidenthums nach Erlösung verlangte. Die Grundstimmung bei Volk und Philosophen ist vielmehr Lebensüberdruß. Jedenfalls läßt sich die opferwillige Begeisterung und frische Thatkraft der ersten Christen aus dem Geisteszustand einer sittlich verkommenen und an sich verzweifelnden Welt nicht natürlich erklären.

Die Parallelisirung des Christenthums mit anderen Culten, welche in jener Zeit in Rom Eingang fanden, ist durchaus unstatthaft.

„Das Christenthum, fährt Paulsen fort, war nicht die einzige Religion aus dem Orient, welche in dieser Zeit Jünger fand. Auch die ägyptischen, syrischen, persischen Götter und Culte fanden im Römischen Kaiserreich gläubige und dankbare Anhänger, so gut wie das Judenthum, das alte und das neue, als welches das Christenthum zuerst erschien. . . . Das Eigenthümliche jener Culte nun ist, daß ihnen allen die Beziehung auf ein Leben nach dem Tode wesentlich ist. Sie verheißen dem Gläubigen durch harte Bußübungen und Kasteiungen Sühnung und Reinigung, kraft deren er vor den Strafen bewahrt bleibt, welche des unbußfertigen Frevlers im Jenseits warten. Menschenopfer und Selbstverstümmelung sind in jenen Culten herkömmlich . . . Unter den Mitbewerberinen trug die christliche Religion den Sieg davon. Wodurch sie siegreich war, wird sich mit einer dem Historiker genügenden Sicherheit vermuthlich niemals

ausmachen lassen. Man wird doch glauben dürfen: durch ihren inneren Werth."

Zwischen der christlichen Religion und den übrigen orientalischen Culten besteht der große Unterschied, daß diese die Erlösung vorspiegelten, jene aber Beweise für ihre Wahrheit erbrachte. Auch ist die Askese des Christenthums fundamental von den orientalischen Kasteiungen verschieden. Erstere ist vor allem die Beherrschung der sündhaften Neigungen; die Verstümmelungen und Bußübungen der Inder, Perser, Syrer u. s. w. haben einen physischen Charakter, der durch das Wesen jener Naturreligionen, in welchen Erzeugung und Tod die Hauptgegenstände des Cultus bilden, bedingt ist. Solchen körperlichen Uebungen unterziehen sich fanatische Menschen mit Vorliebe, aber zur Bekämpfung der natürlichen Triebe und des eigenen Selbst gehört ruhige Besonnenheit und der angestrengteste sittliche Kampf. Und doch hat das Christenthum ein verweichlichtes Geschlecht zu diesem schwierigsten aller Kämpfe vermocht, ihm Kraft und Muth dazu eingeflößt und hat gegen die Neigungen der Menschen die Welt erobert, während die orientalischen Culte in Rom, kaum aufgetaucht, auch wieder verschwanden. Sie in Parallele mit dem Christenthum zu bringen, widerspricht aller Vernunft und Geschichte. Mit einer jedem Historiker genügenden Sicherheit läßt sich sagen, daß nur die Wahrheit und der überzeugende Beweis für ihre Wahrheit einer solchen Religion gegen innere und äußere Hemmnisse eine solche Ausbreitung verschaffen konnte. Paulsen muß ja selbst gestehen: „Unter allen Ereignissen, von denen die Geschichte berichtet, ist keines so erstaunlich, als die Bekehrung der alten Welt zum Christenthum. Niemals hat es eine geistige Bewegung gegeben, der so sehr alles fehlte, was nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, die Welt zu erobern geschickt macht, als das Christenthum". Wenn er aber als nächsten Grund chiliastische Erwartungen angibt, so streitet das gegen alles, was wir von der Ausbreitung des Christenthums wissen. „Vielleicht war es zunächst vor

allem die sinnlich-übersinnliche Gewißheit von der unmittelbar bevorstehenden Wiederkunft des Herrn zum Gericht über die Welt und zur Aufrichtung des Reiches der Herrlichkeit, welche sowohl den Gliedern der Gemeinde Kraft zur Verachtung der Welt, als ihrer Verkündigung des Reiches überwältigende Wucht verlieh".

Zwei falsche Voraussetzungen werden in dieser Erklärung der raschen Ausbreitung des Christenthums gemacht: erstens die Allgemeinheit des Glaubens an das baldige Weltende, zweitens der Einfluß dieses Wahnes auf die Glaubensfreudigkeit der ersten Christen. Aus dem Thessalonicherbriefe ersehen wir, daß in der Gemeinde zu Thessalonich wegen des baldigen Gerichtes Verwirrung herrschte, aber der Apostel warnt, sich durch solche Befürchtungen nicht verwirren zu lassen. Dieselben können damit als abgethan betrachtet werden. Jedenfalls haben solche verwirrende Befürchtungen, die von der Autorität des Apostels mißbilligt wurden, weder die Verkündiger des Evangeliums noch die Gläubigen zu dem heldenmüthigen Glauben bestimmen können. Wir wissen ja auch sehr genau aus den Briefen der Apostel, aus der Apostelgeschichte, aus den Briefen der Apostolischen Väter, aus den Martyrerakten, was die ersten Christen zur Annahme des Glaubens und zum Martyrtode vermochte. Durch den Erweis der Kraft, durch Wunder und Zeichen, insbesondere durch die Auferstehung des Herrn bewiesen sie die Wahrheit des Glaubens und den Inhalt derselben. Die unendliche Liebe Jesu Christi entflammte sie zu einer Gegenliebe, welche allen Verfolgungen Trotz bot. Oder sind jene Schriften nicht zuverlässig, wenn sie klar und bestimmt die Wunder des Herrn und der Glaubensverkündiger berichten, aber zuverlässig genug, um aus unklaren Andeutungen derselben über die nahe Ankunft des Herrn die eigentliche Triebfeder des opferwilligen Glaubens der ersten Christen zu erschließen?

Doch hat Paulsen noch auf einen ethnologischen Gesichtspunkt bei der Bekehrung der alten Welt hingewiesen.

„Man kann versuchen, die Bekehrung eines Volkes zu einer Erlösungsreligion als letzte und abschließende Entwickelungsstufe seines geistigen Lebens überhaupt anzusehen. Die Erlösungsreligion wäre dann die geistige Schöpfung des Greisenalters eines Volkes: wie es im Jugendalter Mythologie und Heroendichtung, im Mannesalter Philosophie und Wissenschaft hervorbringt, so brächte es in seinem Greisenalter Consolationsphilosophie und Erlösungsreligion hervor. Den Entwickelungsstufen der Vorstellungswelt könnte man parallele Entwickelungsstufen in der praktischen Welt gegenüberstellen. Das Jugendalter sucht Bethätigung in Jagd und Krieg, das Mannesalter in Arbeit und Erwerb, in Handel und Industrie; das Greisenalter legt die Arbeit aus der Hand und zehrt von dem Erwerb früherer Arbeit; es sehnt sich nach Ruhe und zieht sich zurück aus der Gegenwart, es lebt in der Erinnerung an die Vergangenheit und in Gedanken an das Jenseits. Religion wäre demnach ein Ersatz für Dichtung und Wissenschaft, für Arbeit und Kampf, den Abend des Lebens wie mit einer sanften Abendröthe hoffnungsreich verklärend."

Diese Erklärung setzt ohne alle Beweisführung voraus, daß die christliche Religion eine reine menschliche Schöpfung sei, während sie sich doch durch hinreichende Beweise als göttliche That, für die sie sich ausgibt, legitimirt hat. Sie setzt gegen alle Vernunft voraus, eine absterbende Cultur habe eine Religion geschaffen, welche voller Kraft und Leben einer versumpften Welt als mächtiges Ferment neue Triebkraft verliehen; sie setzt gegen alle Geschichte voraus, das Christenthum sei ein Produkt griechisch-römischer Entwickelung, da doch das Judenthum weitaus größeren Einfluß auf dasselbe ausgeübt, als das klassische Heidenthum. Indem man so den übernatürlichen Charakter des Christenthums nicht anerkennen will, muß man zu phantasievollen, verschwommenen Analogien seine Zuflucht nehmen, um seine wunderbare Ausbreitung begreiflich zu machen. Oder ist es etwas anderes als Phantasie, die Religion dem Greisenalter der Völker, die Thatkraft ihrer Jugend zuzuweisen? Waren nicht die

Völker in ihrem Jugendalter allesammt religiöser als in ihrer späteren Entwickelung? Ist nicht die Geschichte fast aller Religionen, wie M. Müller bemerkt, eine Geschichte ihres Verfalls? Welche Beispiele aus der Geschichte können für jene Analogie vorgebracht werden? — Paulsen weiß ein Beispiel einer analogen Entwickelung anzuführen.

„Zu einer solchen Betrachtung der Bekehrung der alten Völker zum Christenthum scheint auch die gleichartige Entwickelung des großen östlichen Zweiges des arischen Stammes aufzufordern. Auch die Inder waren einst unter dem Schutz stammverwandter kriegerischer Götter auf Eroberung und Sieg ausgezogen und hatten sich Wohnsitze am Indus und Ganges erkämpft. Auch sie erreichten hier eine hohe geistige und wirthschaftliche Cultur. Und endlich schlug auch hier die Culturtendenz in Religiosität um. Brahmanismus und noch mehr Buddhismus, beide in immanenter Entwickelung erzeugt, sind dort dasselbe wie in der griechisch-römischen Welt das Christenthum.“

Wenn wir in Indien auch ein Analogon zu den Mittelmeervölkern hätten, wie kann durch dieses eine Beispiel ein allgemeines Gesetz der Culturentwickelung bewiesen werden? Bei allen andern Völkern, den Aegyptern, Babyloniern, Assyriern rc. bezeichnet die höchste religiöse Entwickelung zugleich die Blüthezeit ihrer geistigen und wirthschaftlichen Cultur sowie ihres politischen Lebens. Ganz dasselbe gilt aber auch von den Griechen und Römern, sowie von den Indern. Gerade von den Ariern weist ein Fachgelehrter ersten Ranges, Max Müller, nach, daß die Anfänge ihrer Cultur sich durch reinere religiöse Begriffe auszeichnen, daß die Geschichte der Religionen eine Geschichte ihres Verfalles bedeutet. Aus den übereinstimmenden Götternamen beweist er, daß die arischen Stämme in ihrer frühesten Periode, bevor sie noch nach Westen sich wandten, den Himmelsvater, die lichten Gottheiten verehrten, und erst spät dem Affen- und Kuhdienste verfallen. Gerade der Buddhismus als Opposition gegen den Brahmanismus weist auf einen Verfall des letzteren hin; der Buddhismus selbst aber war ja ursprünglich vollendete

Religionslosigkeit. Ohne Götter, rein durch Askese und Mitleid wollte er Erlösung schaffen. Freilich kann der Mensch so wenig ohne Religion sein, daß Buddha später selbst als Götze verehrt wurde. Darum ist es rein unbegreiflich, wie Paulsen mit vielen Andern sagen kann: „Christenthum und Buddhismus sind homologe Entwicklungsvorgänge".

Indessen unterscheidet sich Paulsen sehr vortheilhaft von vielen seiner naturalistischen Gesinnungsgenossen, insofern er dem Christenthume doch eine Bedeutung zuerkennt, wie sie keine andere Religion beanspruchen kann. Gegenüber der Leichtfertigkeit eines Strauß, der die Frage: Sind wir noch Christen? negativ beantwortet, erklärt er: „Das Christenthum ist eine Wirklichkeit in dem geschichtlichen Leben der europäischen Völker geworden, die überhaupt nicht unwirklich und unwirksam werden kann; erst mit diesen Völkern selbst könnte es aussterben. Wille und Gemüth dieser Völker sind unter seiner Einwirkung geworden, was sie sind, und darum können seine Züge in ihrem Gepräge nicht ausgelöscht werden. Selbst diejenigen, die in entschiedenem Gegensatz zum Christenthum sich fühlen, können seinem Einfluß sich nicht entziehen, es fährt fort, ihr Denken, ihr Wollen und ihr Fühlen zu bestimmen, wenn denn nicht in positivem, so in negativem Sinne."

Drei große Wahrheiten hat das Christenthum der europäischen Menschheit zum Bewußtsein gebracht, „die einmal dem Gemüthsleben eingegraben, nicht wieder auszulöschen sind"; sie erwecken in jedem Menschenherzen, das nicht in der Dumpfheit sinnlich animalischen Lebens verharrt, wenigstens zeitweilig einstimmenden Wiederhall. „Die erste ist: Das Leiden ist eine wesentliche Seite des menschlichen Lebens. Die zweite große Wahrheit, die das Christenthum der Menschheit zum Bewußtsein gebracht hat, ist: Sünde und Schuld sind eine wesentliche Seite des Menschenlebens. Die dritte große Wahrheit ist: Die Welt lebt durch den freiwilligen Opfertod des Unschuldigen und Gerechten".

Dazu folgende Bemerkungen. Daß Leiden ein unvermeidliches Erbtheil aller Menschenkinder ist, hat auch die heidnische Welt gewußt, aber Heilung der Krankheit zu bringen, hat nur das Christenthum vermocht. Es sind die modernen religionslosen Ethiker, welche bei ihrer Systembildung die leidende Menschheit ganz ignoriren. Sie bezwecken eine „schöne Lebensführung", jedenfalls sind sie ganz mit den wahren Bedürfnissen der Menschheit unbekannt, ihre Ethiken wären höchstens für die oberen Zehntausend. Es bedarf nicht, wie Paulsen meint, „zweier Philosophien, eine für Gesundheit und Leben, eine für Krankheit und Tod". Das Christenthum lehrt „fröhlich leiden und selig sterben". Es dient aber auch für alle Lagen des menschlichen Lebens als Richtschnur und bietet die herrlichsten Vorbilder für alle Zweige menschlicher Thätigkeit. Indem die christliche Ethik sich auf die Religion stützt, den Menschen seinem Schöpfer und letzten Ziele unterwirft, erniedrigt sie ihn nicht, läßt sie ihn nicht verkümmern, macht sie ihn für fröhliches Schaffen nicht untüchtig, sondern im Gegentheil sie gibt ihm erst seine rechte Stellung im Weltganzen, aus einem hilflosen jammervollen Wesen, das er aus sich ist, macht sie ihn zum vorzüglichen Gegenstande göttlicher Vorsehung, zu einem Kinde Gottes, zur Krone der Schöpfung, zum Hohenpriester, der die ganze Natur auf Gott hinrichtet und in seinen eigenen Dienst stellt. Nur der kann den Menschen von Gott losreißen und auf sich zu stellen versuchen, der niemals im Ernste erwogen hat, wer er war, was er sein wird, was er ist: an Leib und Geist gebrechlich, hinfällig, dem Wahne und der Verirrung unterworfen. Nur wer unter sehr seltenen günstigen Verhältnissen lebt, und nur einen kurzen Ausschnitt aus dem menschlichen Leben, die Jahre geistiger und körperlicher Kraftfülle ins Auge faßt, kann sich verleiten lassen, statt auf Gott, sich auf sich selbst zu stützen.

Auch in Bezug auf die zweite Wahrheit, welche das Christenthum dem Menschen zum Bewußtsein gebracht, die

Sünde und Schuld der Menschheit, muß bemerkt werden, daß der heidnischen Welt das Schuldbewußtsein nicht so fremd war. Hatten nicht die Ströme von Menschen- und Thierblut, welche auf den Altären flossen, den Zweck, die Opfernden von der drückenden Last der Schuld zu befreien? Freilich hat das Christenthum erst die Größe der Sünde durch die Schärfung des Bewußtseins von der Heiligkeit Gottes und besonders durch den Opfertod Christi ins rechte Licht gestellt. Erst die neueren Ethiker haben das Wort Sünde aus ihrer Terminologie verbannt und vermeiden mit einer gewissen Aengstlichkeit, ihre Sünde und Schuld zu bekennen. Sie meinen, man brauche nur ein System aufzustellen, etwa wie man einen Riß zu einem Hause entwirft, nach dem gebaut wird, um sofort, dadurch daß man darnach lebt, sittlich zu sein. Ist denn die Sünde dadurch, daß man nicht von ihr spricht, beseitigt? Oder haben die Gegner der christlichen Ethik keine Sünden gut zu machen? Haben sie keine Jugendsünden auf dem Gewissen? Sehr wahr schließt Paulsen: „Das stolze Wort des sterbenden Julian: ich sterbe ohne Reue, wie ich ohne Schuld gelebt habe, mag auch uns möglich sein vor dem Gerichte der Menschen, aber auch vor dem Gerichte unseres eigenen Gewissens, vor dem Gericht Gottes?" Jeder Mensch, der menschlich denkt und fühlt, wird aufrichtig seine Sündhaftigkeit bekennen und da die Erlösung freudig suchen, wo sie allein zu finden ist, bei der Barmherzigkeit Gottes nach der Anleitung der christlichen Offenbarung; die Apostaten, und solche sind mehr oder weniger alle modernen Heiden, weisen die Barmherzigkeit Gottes zurück und behaupten, es gebe keine Sünde, sie suchen sich einzureden, sie seien keine Sünder. Der Hinweis Paulsens auf das Gebet des Pharisäers ist hier ganz am Platze.

Was an dritter Stelle gesagt ist von dem Werthe des unschuldigen Opfers, bedarf einer genaueren Bestimmung. Nicht jedes Opfer des Unschuldigen hat den Werth der Hin-

gabe Christi und derer, welche ihm gefolgt sind: es kommt darauf an, wofür man sich opfert. Eine faule Sache kann durch die fortgesetztesten Opfer nicht gehalten werden. Oder besser gesagt: Ist die Religion nicht auf Wahrheit gegründet, so werden sich wenige Menschen finden, die für sie alles einsetzen. Eine vorübergehende Begeisterung mag wohl den einen und andern zu einem Opfer für eine unwahre Religion entflammen; aber nur eine Religion, die in sich Leben und Kraft birgt, vermag Jahrtausende hindurch Menschen von jedem Alter und Geschlecht, von jeder Bildungsstufe, selbst Männer von der kühlsten Besonnenheit zum Verzichte auf Alles zu bestimmen. Sehr richtig bemerkt darum Paulsen: „Es ist die Frage erwogen worden: worin doch das Geheimniß der Lebenskraft der schon so oft todtgesagten und todtgeglaubten katholischen Kirche bestehe? . . . Darin, daß in ihr immer Männer und Frauen die Kraft finden, ihr Leben zum Opfer zu geben.“ Nur muß noch erklärt werden, warum nur in ihr und nicht sonst solche Opferfreudigkeit sich findet.

Eine rein natürliche Erklärung der Opferfreudigkeit zu geben, welche das Christenthum seinen Bekennern nicht etwa blos im Beginne, sondern Jahrhunderte hindurch eingeflößt hat, ist ein wahnwitziges, allen psychologischen Gesetzen widersprechendes Unterfangen. Am allerwenigsten läßt sich psychologisch begreifen, wie eine so tief gesunkene, der Verzweiflung an sich selbst verfallene Welt durch das Christenthum zu so erstaunlichem Heroismus entflammt werden konnte. Paulsen meint freilich umgekehrt, das heidnische Alterthum müsse nicht so schlecht gewesen sein, wie es vom Apostel Paulus geschildert ward; habe es ja doch das Christenthum in sich aufgenommen und sich unter dessen Einfluß so herrlich entwickelt. — Jedenfalls können wir einem Zeitgenossen des heidnischen Verderbens eher ein competentes Urtheil über dasselbe zutrauen, als einem Philosophen, der durch 19 Jahrhunderte von jenen Zeiten geschieden ist. Man braucht aber

auch nur sich das großartige Werk von Döllinger „Judenthum und Heidenthum" etwas näher anzusehen, um die Aussagen Paulus' Zug für Zug durch quellenmäßige Belege bewiesen zu sehen. Allerdings ist die menschliche Natur so unverwüstlich angelegt, daß auch die schrecklichsten Verirrungen sie nicht ganz zu ruiniren vermögen. Und so fand das Christenthum auch in der heidnischen Welt noch natürliche Anknüpfungspunkte zu einer sittlich religiösen Restauration. Diese ist aber nicht als das Werk der antiken Welt anzusehen, die das Christenthum sich assimilirt hätte, sondern als das Werk des belebenden göttlichen Einflusses auf ein dem Tode verfallenes Geschlecht.

(Schluß folgt.)

XXXV.

Parlamentarismus und Demokratie, die nordamerikanische Union insbesondere.

Eine kritische Studie.

Henry Thomas Buckle gab als Grundzug der modernen Geschichtsphilosophie das Bemühen an, die Entwickelungsformen eines gesunden und normalen Staatskörpers festzustellen, bevor man zur Untersuchung unregelmäßiger und vulkanischer Erscheinungen schreite. Mit andern Worten, die Physiglogie sollte der Pathologie vorausgehen. England war ihm das Land, wo der Gestaltungsproceß aus dem innersten Volkswesen heraus, ohne Einfluß von außen und von innen, sich selbst überlassen blieb. Seit zweihundert Jahren hatte es keinen Bürgerkrieg und seit neunhundert Jahren keine Invasion. Die Geschichte der Civilisation Eng-

lands wurde deshalb eine Geschichte des parlamentarischen Systems, das in seiner Vollendung übergegangen ist in die Herrschaft einer geklärten und besonnenen öffentlichen Meinung. Sobald diese einmal in einem konkreten Falle entschiedene Stellung genommen hat, müssen sich vor ihr beugen die Regierung wie die Opposition, die ausführende Gewalt wie die Gesetzgebung, der Gemeinderath wie das Richteramt. Alles was geschieht, geschieht in Folge einer Pression, die im öffentlichen Leben unaufhörlich durch eine geistige Strömung des Bessermachens, Wiedergutmachens und durch einen gesunden Rechtssinn und praktisches Zweckbewußtsein wach gehalten wird. Wir haben vor Kurzem in diesen Blättern in einer psychologischen Studie darzulegen versucht, welche wohlthätigen Früchte diese Methode in England seit dem Beginn dieses Jahrhunderts gezeitigt hat. Das Entwickelungsbild dieses Zeitabschnittes im Ganzen betrachtet zeigt trotz vereinzelnter tiefen Schattenstellen dennoch das erfreuliche Licht des sittlichen und materiellen Fortschrittes. Da sich alle Veränderungen ohne die irreleitenden Zuckungen gewaltsamer Maßregeln nur auf dem friedlichen Wege der Unterhandlung und gegenseitiger Zugeständnisse vollzogen, so steht zu erwarten, daß auch die großen socialen und wirthschaftlichen Probleme der Gegenwart sich nach derselben Methode vollziehen werden.

Ein politisches System, das so gute Dinge schuf, sollte man nicht so wegwerfend behandeln, wie es jetzt in einer gewissen Richtung zur Mode geworden ist. Wir geben zu, daß die englische Verfassung ausschließlich für England möglich ist, weil die Vorbedingungen, die ihr dort das Leben geben, in den meisten andern Ländern fehlen. Indessen ist überall in der Theorie — gleichviel aus was für Gründen und auf welchen Umwegen — das englische System adoptirt worden. Wir werden zu untersuchen haben, wie es sich in der Praxis auf dem Festlande und in Amerika gestaltet hat.

In Deutschland hat ein gewisser Theil der Cartellpresse

die Gewohnheit angenommen, den Parlamentarismus und die Demokratie für gleichbedeutend zu erklären und in ihnen die Wurzel alles Uebels zu suchen. Das beruht auf einer groben geschichtlichen Unwissenheit. Es gibt kaum zwei Begriffe, die sich crasser gegenüberständen, kaum zwei Systeme, die unvereinbarer mit einander wären, als Parlamentarismus und Demokratie. Der Träger des ersteren ist die Aristokratie (Oligarchie), wie wir es an Englands Beispiel sehen. Wo aber die Aristokratie entartet, oder vernichtet, oder vom Militarismus und Unitarismus aufgesogen wurde, da vermochte sich das parlamentarische System nicht zu seiner Vollendung zu entwickeln. Wir sehen hier, wie in Deutschland, nur den constitutionellen Beistand der Monarchie; dort aber, wo die Aristokratie fehlt, das Walten des fessellosen Demos ohne Gegengewicht. Die Verfassung nach englischem Recept gewinnt kein Leben und an Stelle ihrer todten Buchstaben herrschen Parteicliquen oder Interessenringe.

Der englische Parlamentarismus, nach Frankreich und Amerika versetzt, befand sich in der Lage eines Mannes, der in eine Atmosphäre kommt, die für seine Lungen nicht geeignet ist. Er wird bald an Schwerathmigkeit leiden, seine Pulsschläge setzen aus, Schwindel stellt sich ein, bis entweder die Auflösung eintritt oder seine Natur durch Umbildung ihrer Organe sich an die andere Luft gewöhnt. In ersterem Lande war die Aristokratie durch die Revolution vernichtet. Die an deren Stelle getretenen leitenden Klassen des dritten Standes, die sogenannte Bourgeoisie, war selbst ein Produkt der Demokratie und nicht zur Führung oder zum Gegengewicht befähigt. Weil eine Aristokratie im eigentlichen Sinne des Wortes fehlte, scheiterten im Laufe eines Jahrhunderts alle Versuche, den Parlamentarismus einzubürgern. Die Demokratie in der französischen Abart trägt immer die Clubdiktatur oder den Cäsarismus in den Falten ihrer Toga verborgen und bereitete jenem immer ein jähes Ende. Auch was wir jetzt vor uns sehen in Frankreich, ist

keineswegs die regelrechte Ausführung des Verfassungslebens, sondern der beständige Kampf der im Parlament installirten Oligarchie mit einer coalirten Opposition, welche die Verfassung, Staatsform, kurz die Grundlage des Hergebrachten, das geschichtlich Gegebene, umstürzen möchte. Der französische Volkscharakter in seiner zeitgenössischen Umwandlung ist weder demokratisch noch aristokratisch angelegt, sondern von wesentlich cäsaristischer Natur durchtränkt.

Wie Frankreich das legendenhafte Reich der rastlosen Arbeit, der vulkanischen Unruhe und des liebgewonnenen Streites ist; wie Deutschland das patriarchalische Gebiet der verfassungsmäßigen Monarchie wurde und England der romantische Boden der traditionellen Selbstherrschaft bleibt, so entstand in Nordamerika die neue Welt einer reinen Demokratie.

Kein Wunder also, wenn die politischen Denker ihre Augen auf das große Land jenseits des Oceans richten; um dort die Probleme einer freien Verwaltung zu studiren, die sich in den Massen und unter Formen entwickelt hat, welchen vollständig jegliche aristokratischen Elemente fern blieben. Deshalb haben sich auch die Studien über die Vereinigten Staaten in den letzten Jahren gehäuft. Eine gewisse Richtung, der früher auch der Graf von Paris angehörte, war der Ansicht, daß man auch in Europa manche Schwierigkeiten lösen könnte, wenn man direkt amerikanische Einrichtungen nachahme. Eine andere Schule, die scharfsichtigere, verwarf diese Liebhaberei, erkannte aber gleichwohl, daß die große Republik der Freiheit ein Modell biete, wie in seiner Entstehungsart und Gestaltung kein zweites von der Weltgeschichte geschaffen wurde. Durch das Eindringen in dessen inneres Wesen eröffnen sich Ausblicke, Eingebungen, eine gewisse Art von Anpassungen und Nutzanwendungen, ein Ausgangspunkt von Combinationen ganz originellen Charakters.

Werfen wir einen raschen Blick auf das jetzt Bestehende, so ist zunächst das Menschenmaterial, das Individuum in

Betracht zu ziehen, das zur Bildung von Staat und Gesellschaft zusammentrat. Die Einwanderung in ihren schrittweisen Perioden bestand aus dem Flüchtling vor religiöser oder politischer Verfolgung, aus dem Abenteurer auf der Suche nach Reichthümern oder einem ungebundenen Leben, aus der verdächtigen Schiffsfracht der Colonisations-Compagnien. Jeder brachte an diese Gestade die Eigenthümlichkeiten seiner Race mit, oder die Ungewißheit seiner Lebensbedingungen, die Aufrichtigkeit seines Glaubens oder den Fatalismus der verkommenen Existenz; die älteren auch die ganze Schwere ihrer politischen Vorurtheile oder Rechtsanschauungen, die jüngeren dagegen die unstete Flüchtigkeit eines Keimes, der von der europäischen Gesellschaft ausgestoßen war. Eine Masse von physischen und geographischen Einflüssen wirkten auf die Neuangekommenen ein: das Klima, die täglichen Eindrücke, welche das Gemüth von der umgebenden Natur empfängt, die natürliche Beschaffenheit des Bodens, die Bedürfnisse und die wirthschaftlichen Anreizungen. Jeder Befehl, jede militärische Kraftanwendung war ausgeschlossen. Es gab nur Eine Quelle jedes Willensantriebes, Eine Nährmutter des ganzen dem Charakter aufgedrückten Gepräges: die gebieterische Nothwendigkeit, die dringende Aufforderung, diese ungeheueren herrenlosen Landstriche zu durchforschen, zu besetzen und nutzbar zu machen. Diese Nothwendigkeit schuf den Begriff des souveränen Guten, des Nützlichen. Alle anderen Motive verblichen vor ihm. Trotz der großartigen Entwicklung ist es im Grunde genommen noch heute so geblieben: die Vereinigten Staaten sind vor Allem eine wirthschaftliche Gesellschaft und erst in zweiter Linie eine geschichtliche und politische Gesellschaft.

Diese Umkehrung in der gewohnten Reihenfolge der socialen Principien hat ihre Schatten auf die großen Gebiete der socialen Ordnung geworfen, auf die Religion, Philosophie, Poesie, Kunst und Wissenschaft. Dieselben Wirkungen äußerten sich in den innerlichsten Kreisen der

menschlichen Thätigkeit: in der Familie, deren Stellung i
der Gesellschaft, in dem gegenseitigen Verhältniß ihrer Gliede
sich ebenfalls eigenartig entwickelte. Der bewegliche Besitz un
das Grundeigenthum fanden in diesem ungeheueren Contine
ohne Herrn erweiterte Bedingungen und für europäische Begrif
abnorme Rechte und Verpflichtungen. Es entstanden di
Gruppen, die freie Association, der „Trust“, die Corporatio
der Schule, der Kirche, der Universität, die Gemeinde, di
Stadt. Alle diese Vereinigungen sind dem Staat vorau
gegangen und würden fortfahren zu bestehen, welche Ve
änderung auch die staatliche Form durchmachen sollte.

Das Amerika, welches uns eine ältere Schule der Ge
schichtsschreibung darstellt, erscheint uns ganz unverständlic
gegenüber den Vorgängen und Verhältnissen, die aus de
neuern Reisebeschreibungen und den Zeitungsberichten zu un
dringen. Tocqueville's berühmtes Werk vom Jahre 1835
„La Démocratie en Amérique“ zeigt uns amerikanisch
Einrichtungen, die mit dem voreingenommenen Gedanke
studirt wurden, England habe den Grund dazu gelegt; die
Einrichtungen werden dann gemalt, immer mit einem Seite
blick auf die französische Demokratie. Der Verfasser suc
Vergleiche, die bei der Verschiedenheit beider Völker gar kein
Grund haben konnten. Deshalb theilte auch er das Schicks
seiner zeitgenössischen Mitarbeiter: er blickte auf die neu
Welt in dem durch europäische Eindrücke und Gewohnheite
getrübten Lichte. Für ihn hatten die moralischen Gewalten de
einzigen Werth. Er suchte ihre höchsten und flüssigste
Quellen aufzufinden, indem er Verfassung, Verträge, Gesetz
geschichtliche Begebenheiten durchforschte. Das praktische Lebe
ließ er abseits liegen. In seiner moralischen und sociale
Studie nahmen die Beobachtungen, die sich auf Individue
bezogen oder auf einen Ort oder Zeitpunkt begrenzten, nic
den Rang von Beweisen ein; sie waren ihm nur Indicie
oder Beispiele, Entdeckungsmittel, gelegentliche Illustratione
zu den wahren Elementen der Darstellung. Diese beru

wesentlich in der Zusammenstellung der großen physischen und historischen Ursachen mit ihren psychologischen Wirkungen und auf der Folge und Entwicklung dieser Wirkungen in der menschlichen Seele und Gesellschaft. Tocqueville geht in der Verallgemeinerung, in der deduktiven Methode, so weit, daß man nicht mehr weiß, ob er von einem wirklichen Volk oder von einem eingebildeten spricht. Sein Werk ist — und namentlich der III. Theil — eher eine allgemeine Abhandlung über die Demokratie überhaupt, als eine besondere Studie über die amerikanische Demokratie. Der Universalmensch ist aber eine Persönlichkeit, mit welcher der politische und sociale Geschichtsschreiber nichts zu thun hat. Dieser muß vielmehr die Psychologie der Race und der Nation beherrschen und sie geht vor seinen Augen aus den Einzelfällen hervor. Und hier kommen wir zu der Methode, welche die neue Schule anwendet. Taine greift in's frische Leben ein, das sich ihm aufrollt, sei es aus lebendiger Anschauung, sei es aus den beglaubigten Urkunden einfacher Begebenheiten. Diese bilden ihm das Gewebe einer Welt, wie sie war oder wie sie ist. Die Schattenrisse, welche auf dem banalen Grunde einer abstrakten Psychologie räthselhaft umherstolzirten, sie schrumpfen zusammen und an ihre Stelle treten in der vergangenen oder gegenwärtigen Wirklichkeit naturwahre Menschen, deren Handlungen und Gedanken wir verstehen lernen, sobald wir ihre Umgebung und Lebensbedingung erkannt haben. Nach dieser Schule bringt ein vor Kurzem in London erschienenes Werk unseren Auffassungen über die amerikanischen Verhältnisse neue beleuchtende Gesichtspunkte:

„The American Commonwealth, by James Bryce, M. P. (Macmillan 1889)“.

Der Verfasser ist Politiker und Professor der Rechte in Oxford. Seit mehr als zehn Jahren benutzt er die Ferienzeit zum Aufenthalt in den Vereinigten Staaten, wo ihm alle Thüren offen stehen zum Eindringen in das öffentliche, geschäftliche und private Leben. Die Zwischenzeit seiner Er-

holung benutzte er, die beobachteten Thatsachen zu gruppiren und die ergänzenden Fragen in Form zu setzen, um nachher die erhaltenen Resultate zusammenzustellen. Eine vielleicht etwas zu weit gehende englische Kritik sagt, daß niemals die Realität so nahe herbeigezogen wurde, wie in diesen Schilderungen. Jedenfalls wird uns durch dieselben Manches verständlich, was uns bis dahin widerspruchsvoll erschien.

Die erste Illusion, welche uns zerstört wird, ist die, daß in den Vereinigten Staaten das Parlament herrsche. Nach der Verfassung sollte es annähernd so sein; thatsächlich aber ist es ganz anders geworden. Eine ältere Schule, zu der u. a. auch Sir Henry Sumner Maine gehört, wollte in der amerikanischen Bundesverfassung die englische Verfassung aus der Zeit Georg's III. wiederfinden. Bryce gibt das nur bedingt zu. Er meint, die Bundesverfassung habe viel mehr den Charten der verschiedenen Colonien entlehnt, als der politischen Organisation des Mutterlandes. Die Constitution von 1787 war nicht der souveräne Akt eines Volkes von Individuen, sondern ein Vertrag unter mehreren mächtigen juristischen Personen, welche nichts anders waren, als die ehemaligen Colonien. Die moralische Einheit der Nation war nicht die Ursache, sondern die schrittweise Wirkung der Constitution. In dieser waren die Befugnisse der Bundesautorität von denen der Regierungen der einzelnen Staaten streng geschieden. Eine peinliche Trennung war auch vorgeschrieben zwischen der legislativen, exekutiven und richterlichen Befugniß. Aber die Gewalt der Thatsachen war stärker, als die geschriebenen Verträge. Wer würde z. B. die Präsidentenwahl, wie sie der Text der Verfassung vorschreibt, nämlich fraktionirt, ruhig, weise geführt durch kleine frei gewählte Gruppen: — wer würde sie wiedererkennen in dieser tumultuarischen Krisis, welche die ganze Nation in einen einzigen Strom fortreißt unter einem Antrieb, der weder vom Volke noch von den gesetzlichen Wählern ausgeht, sondern von Persönlichkeiten, die verfassungsmäßig gar nichts damit zu

thun haben sollten? Wer kann den aristokratischen Charakter der indirekten Senatorenwahlen durch die lokalen Legislaturen wieder erkennen in diesen Nominationen mit tickets (Stimmzetteln), welche der Wirkung nach direkte Wahlen geworden sind, nachdem sie aufgehört haben frei zu sein? Die Regierungsform, in welcher die Gewalten absolut getrennt sind, macht sich besonders bemerkbar durch die gegenseitigen Uebergriffe. Auf den Gipfel des Erstaunens aber geräth der englische Beobachter, als er sich von der Machtlosigkeit des Parlaments überzeugt. In beiden Kammern ist von einer freien Diskussion überhaupt gar nicht die Rede. Das Repräsentantenhaus, die eigentliche Volkskammer, hält Bryce für noch tiefer herabgekommen, als es beispielsweise das stumme Corps législatif des zweiten Empire mit seinen Comités anstatt des Staatsraths war. Nach der Verfassung soll eine Parteiregierung bestehen, und doch gibt es im Schoße des Parlaments keinen einzigen anerkannten Parteichef.

Die Gemeinde, township, ist die elementare Zelle, das erste und fruchtbare Exemplar der amerikanischen Demokratie. Die lokale Verwaltung, das Municipalrégime der großen Städte leisten Bedeutendes und fungiren nach einem in Europa ganz unbekannten Mechanismus. Ihre Budgets und die der school boards bilden fünf Sechstel der öffentlichen Ausgaben überhaupt. Dann kommt der Einzelstaat als die gewöhnliche und nothwendige Organisation. Die Autorität liegt hier, wie in den unitarischen Staaten Europas, in den Händen der Regierung. Diese Regierungen der Staaten haben bis jetzt weder einen Maler noch einen Geschichtsschreiber gefunden.

Bryce enthüllt uns die Struktur nach ihrer Entwicklung. Als bemerkenswerthestes Phänomen tritt uns auch hier der vollständige Niedergang der Volksvertretung entgegen. Die gewählten Versammlungen verfielen schrittweise der Mißachtung und dem Mißtrauen, und schließlich der vollständigen Ueberflüssigkeit. Sie spielen geradezu eine erbärmliche Rolle.

In allen Staaten bis auf sechs halten sie nur alle zwei Jahre kurze Sessionen. Bei Anleihen und Steuern haben sie gar nicht, bei der Staatsgesetzgebung nur sehr wenig mitzusprechen. Es scheint, als ob das Volk selbst an die Unfähigkeit seiner direktesten Vertrauensmänner sich gewöhnt habe. „Dieser Mißkredit, dieser Verfall der Staatslegislaturen“, schreibt Bryce, „ist ein Faktum, das man in einer Demokratie am wenigsten erwartet hätte“. Dagegen blühten immer mächtiger auf die Organisationen außerparlamentarischer Gruppen, das System der sprossenweise aufsteigenden Conventionen, die rings, die bosses.

In Summa, die Größe der amerikanischen Demokratie liegt in ihrem hochentwickelten Gemeindewesen und der großartigen wirthschaftlichen Expansion. Ihre offene Wunde dagegen ist die von der Corruption beherrschte politische Organisation, in welcher alle Verfassungsbestimmungen durchbrochen sind. Unwillkürlich springt uns hier eine gewisse Aehnlichkeit mit der einzigen reinen europäischen Demokratie, mit der Schweizer Republik in die Augen.

Die Einzelheiten, welche als drastische Beispiele des Umfanges der öffentlichen Verderbniß über den Ocean nach Europa dringen, sind oft geeignet, den Schatten über das Licht zu stellen und der grotesken Auswüchse wegen den gesunden lebenskräftigen Kern nicht erkennen zu lassen. Schon Tocqueville und Hamilton hatten vor fünfzig Jahren den Untergang der Union prophezeit, die an wirthschaftlichen Eigeninteressen scheitern würde. Heute ist diese Union mit ihrem ungeheuren Gebiete fester geeinigt denn je, und zwar nicht durch einen nationalen Gedanken, sondern durch eine große Gemeinsamkeit der wirthschaftlichen Interessen, welche die Grundlage und Verbindung aller Sonderentwicklung geblieben ist. Die Steamerlinien und das Eisenbahnnetz haben nicht nur räumlich, sondern auch wirthschaftlich und politisch alle Territorien und Staaten zu einer einzigen compakten Masse zusammengezogen. Auch Laboulaye und

Jannet eifern gegen das niedergehende Yankeethum. Bryce dagegen prophezeit eine gesunde Entwicklung. Ihm müssen wir uns anschließen in der Meinung, daß seit der Erlösung auf Golgatha der Pessimismus in der Geschichte keine Berechtigung mehr hat. Weder Nationen noch Individuen sind zur Vernichtung geschaffen, sofern nur ein Strahl vom Licht der Welt in ihr Inneres fällt. Und die amerikanische Demokratie zeichnet sich vor der europäischen vortheilhaft aus durch den christlichen und kirchlichen Sinn, der in ihrer Allgemeinheit lebt, und der von dem rauhen, die Gefühle abstumpfenden Kampf um's Dasein nicht unterdrückt werden konnte.

In den Blüthezeiten des Materialismus und verdorbenen Geschmackes schießt auch in der Regel eine ebenso verschrobene negative Kritik empor. Auch in Deutschland jammert eine Schule von impotenten Sittenrichtern über das Schwinden des Ideals, während sie selbst zum positiven Schaffen irgend eines Leben gebenden Gedankens sich nicht ermannen kann. In ihren Recensionen begnügt sie sich, die realistischen Darstellungen anderer wiederzukäuen mit dem Vorbehalt, daß sie entsetzlich seien. Dem Ursprung aber dieser Verirrungen nachzuspüren, hat fast Niemand den Muth oder das Verständniß. Der Moralist ist an und für sich Pessimist und dadurch unterscheidet er sich vom Politiker und Geschichtsschreiber, der Optimist sein oder doch werden muß. Der Moralist ist seinem Wesen nach scharfblickend und unzufrieden. Der Politiker ist auch scharfblickend, aber er soll sich seinen Glauben zum Besseren nicht nehmen lassen. Er würde nicht seinen Namen verdienen, wollte er nicht auf Alles, auch auf das Schlechte, achten, was sich dem aufmerksamen Forscher aufschließt; aber er würde den Namen eines Politikers noch weniger verdienen, wenn er, nachdem er alles Das gesehen und geprüft hat, nicht an etwas glaubte, was man nicht sieht, und was in's Gewicht fällt für das Gute. Jede Gesellschaft verschließt in sich latente Kräfte, deren Maß dem

Beobachter verborgen bleibt. Sie trägt in ihrem Schoß im Geheimen wirkende Kräfte der Reaktion gegen die vorhandenen Uebel und Mißstände; nur nach und nach äußert sich diese Wirkung in Unzufriedenheit, Ueberdruß, Sehnsucht nach Anderm, während die neuen Keime aufschießen, in denen unbekannte Formen schlummern. Es ist nur gerecht, jeder Nation die Wohlthat besserer Aussichten zuzusprechen. Der Politiker soll es mit dem Leben halten gegenüber dem Tode. Jeder Tadel wird begleitet sein müssen von einem Glaubenszeichen an die innere Gewalt des Wiedergutmachens, mit der die Völker überhaupt und das amerikanische ganz besonders begabt sind. Freilich dürfen wir die amerikanischen Vorgänge nicht nach europäischen Regeln beurtheilen. Dort athmet ein junges, heißes, gesundes Temperament, welches die Prognosen Lügen straft, die auf unser abgeschwächtes Temperament gestützt werden. Krankheiten, die nach der Diagnose tödtlich erscheinen, sind nur Wohlthaten für eine Constitution von dieser Stärke. Sie erträgt sie, sondert von selbst das darin enthaltene Gift aus und stößt es ab. Die amerikanische Weinrebe ist nicht frei von der Phyllorera, aber sie erträgt es, ohne daran einzugehen. Das ist das Bild der amerikanischen Demokratie. Man sieht sie bedeckt von dem Schlamm corrupter Handwerkspolitiker; man erkennt die Mißbräuche übermäßiger Spekulationen und Börsengeschäfte, welchen selbst Corporationen wie Gemeinde- und Kirchenvorstände verfallen. Aber das, was an einem europäischen Staatskörper nur eine unheilbare Wunde bilden würde, das brennt den amerikanischen kaum. Die wirthschaftlichen Auffassungen, die das nothwendige Produkt der Umstände wurden, beirren nicht den Rechtssinn und das Urtheil auf anderen Gebieten.

In Amerika ist das Leben eine beständige Station, ein fortwährendes Reisen, ein ewiger Kampf. Diesen hat man zwar nicht gegen Nachbarvölker zu führen, weswegen man auch keine Armeen, kein Kriegsbudget und keine menschen-

wordende Erziehung kennt. Alles Geld, alle Zeit, alle Macht, alle Intelligenz haben den Zweck, das gemeinsame Loos zu verbessern durch neue Entdeckungen und neue Einrichtungen. Es gibt keine ausgeleierte Routine, weil es keine Vergangenheit gibt. Es gibt keine Autorität durch das Recht der Geburt; der Reichthum aus Erbrecht besteht nur in vereinzelten Fällen. Das Eigenthum geht von Hand zu Hand mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit, die allen Besitz beweglich machen. Alles ist eine Waare, ein Spekulationsobjekt. Man hat nur Einen Zweck, zu gewinnen, nur Einen Vorsatz, daß es schnell gehe. In einem Augenblick gewinnt man Reichthümer, um sie im nächsten wieder zu verlieren und von Neuem anzufangen. Der Bankerott ist nur eine heilbare Wunde, geschlagen in diesem Kampfe ums Dasein, dessen sich kein Amerikaner enthalten kann. Noch immer werden neue Gebiete erschlossen. Der Far-West bietet immer noch weite Landstrecken zum Anbau, die jetzt noch in Prairien oder Wäldern daliegen. Ganz kürzlich wurde wieder ein Indianer-Reservat von dem Präsidenten der Union der Ansiedlung freigegeben. Da heißt es, zuerst kommen, zugreifen und mit dem Revolver behaupten. Wie verwildernd muß eine solche rohe Besitzergreifung, die sich seit einem Jahrhundert fortwährend wiederholt hat, auf die Sitten und die Rechtsbegriffe einwirken! Diese sind es, deren Nachwirkungen sich in dem ganzen Geschäftsleben äußern und gewiß manche Schattenseiten aufwerfen. Nach der psychologischen Folgerichtigkeit hätte sich dort ein Volk von Raubthieren entwickeln müssen, in dem Alle gegen Alle kämpfen um des Nutzens willen, und das nur von dem rohen Naturantrieb des Egoismus geleitet wird. Und doch, zu welchem hohen Grade von solidarischer Gemeinsamkeit hat man sich trotz jener aufgedrungenen Einzelkämpfe um das tägliche Brod aufgeschwungen!

Ist schon Amerika nach vulgärer Darstellung das Land des Materialismus, so herrscht doch in keinem andern Lande

der Welt eine solche Opferfreudigkeit für Kirche und Sch
wie hier. In Genossenschaften sucht man nach materiel
Schätzen, und in Genossenschaften, nicht mit Polizei u
Staat, schützt man die geistigen Güter. Und hier gibt u
die Weltgeschichte einen Wink, von wo eigentlich die Wendu
zum Besseren ausgeht. Als der Saint-Simonist Mic
Chevalier im Jahre 1835 nach Amerika kam, legte er sei
Eindrücke nieder in den Lettres sur l'Amérique du No
welche Jules Simon in einer Rede in der Akademie d
moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris a
8. Dezember 1889 wieder aus der Vergessenheit hervorgeh
hat. Trotz mancherlei Verirrungen und einiger durch d
Zeit bedingten wirthschaftlichen Unklarheiten, ist Cheval
ein scharfer, voraussehender Blick nicht abzusprechen. D
Erste, was ihm auffiel und in Erstaunen setzte, war, daß di
arbeitende, handelnde und spekulirende Gesellschaft ni
atheistisch war, wie die französische. Seine erste Frucht d
Beobachtung und Forschung legte er in dem Satze niede
„Welche Absurdität bei den alten Völkern, sich der Religi
entäußern zu wollen! In Amerika strebt Jedermann darnach
Seine Prophezeiung über die Ausbreitung der katholisch
Kirche in den Vereinigten Staaten ist bekanntlich eingetroffe
Seine Freihandelstheorien waren die Utopien seiner Zei
aber sein ideales Weltverkehrssystem um das Becken d
Mittelmeeres ist nahezu verwirklicht. Er construirte d
moderne Gesellschaft im Voraus, wie sie auf Arbeit u
Verkehr beruht. Das amerikanische Aufblühen führte ih
die Feder, als er die Nothwendigkeit der religiösen Bekenntni
für das Bestehen und Gedeihen der Gesellschaft nachwie
Er zeigte, daß auch die Kunst eine sociale Rolle zu erfüll
habe, daß auch die Schönheit eine sociale veredelnde Kra
besitze. Die Verbesserung der Sitten sollte durch eine Ve
besserung und Erhöhung der Stellung der Frau herbeigefüh
werden. Bekanntlich genießt noch heute die Frau in Ameri
ein weit höheres Ansehen und wird in socialer Beziehu

mehr respektirt, als in der alten Welt. Sie nimmt dort annähernd den ursprünglichen Platz ein, den ihr das Christenthum angewiesen hatte.

Wir sind bei der Besprechung der amerikanischen Zustände ausführlicher verweilt, weil wir glauben, hier die Naturgeschichte einer gesunden Demokratie zu erkennen, die durch den Kampf gegen ungezähmte, aufreibende elementare Gewalten gestärkt und von ihm beeinflußt wurde. Aehnlich hatten wir in England die Naturgeschichte des gesunden Parlamentarismus suchen zu müssen geglaubt. Das Ergebniß dieser Betrachtungen zieht einen Vergleich herbei. Jenseits des Oceans sehen wir eine Demokratie, die den Schwerpunkt auf das Gemeindewesen, die Commonwealth, verlegt und den Parlamentarismus zu einem Schattenbild heruntergedrückt hat. In England sehen wir den Parlamentarismus, angelangt an der höchsten Stufe seiner Vollendung, ernstlich daran denken, abzudanken von seiner Allmacht und einen Theil seiner Befugnisse schrittweise den Gemeindeverwaltungen (Lokalgovernments) abzutreten. Dem entsprechend will er auch anstatt der locker gewordenen Bande des Unitarismus um das Weltimperium ein föderalistisches Interessenband schlingen, ähnlich dem Sternenbanner, das die Union zusammenhält. Ph. v. W.

XXXVI.

Zeitläufe.

Der Ausfall der Wahlen zum neuen Reichstag.

Den 14. März 1890.

Das Ergebniß der jüngsten Wahlen auf Grund des allgemeinen Stimmrechts bedeutet den Durchbruch von Stimmungen im Volke, deren Tragweite unabsehbar ist. Eine sogenannte „neue Aera“ steigt nun von unten auf, und sie rückgängig zu machen, daran ist nicht mehr zu denken. Der vorige Reichstag, gewählt unter dem künstlichen Eindruck des falschen Kriegslärms, hat den Namen eines „Angstprodukts“ von Anfang bis zu Ende verdient. Er hat vor Allem die Wirkung gehabt, die maßgebenden Kreise in die trügerische Sicherheit einzuwiegen, daß es ein andermal, auch ohne Kriegslärm, wieder nicht viel anders gehen würde, und nun dieses Erwachen mit Entsetzen!

Die eigentlichen Regierungsparteien haben ihre knechtische Ergebung an den bekannten höheren Willen mit völliger Mißachtung gebüßt; und dieser Wille, unter dessen Deckung sie sich unantastbar gesichert fühlten, ist nun von dem zermalmenden Urtheil mitgetroffen. Unter dem ersten Eindruck des furchtbaren Schlages haben sie sich flehentlich bittend, zunächst um Hülfe bei den Stichwahlen, nach rechts und nach links gewendet um „Vereinigung der bürgerlichen Parteien“. In der ersten Verwirrung haben sie damit zugestanden, daß es außer ihnen doch auch andere Vertreter des „Bürgerthums“ gibt, was sie bis dahin allein und aus=

ießlich zu seyn sich anmaßten. In anderer Fassung
ntete der Ruf nach dem Zusammentritt aller „Ordnungs-
rteien“. Auch diesen Ehrentitel hatten sie bisher für sich
lein angesprochen, und ihn insbesondere weder dem Centrum,
ch den „Freisinnigen“ vergönnt. Erst im vorigen Jahre
t auch der Reichskanzler zu ihrer Verwunderung das
entrum von den „staats- und reichsfeindlichen“ Parteien
usgenommen, und wenigstens einen Theil desselben als
staatserhaltend“ anerkannt, unter getheiltem Eindruck.

Die Wahrheit ist, daß die alten Parteinamen ihre Be-
eutung im Wesentlichen verloren haben. Es gibt nur mehr
wei große politische Parteirichtungen: capitalistisch und
nticapitalistisch. Welcher Richtung der amtlich paten-
irte Liberalismus angehört, ist keine Frage. Mit ihm lockt
nan keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervor: das haben
die Wahlen besiegelt. Von seinen Truppen sind ganze Schaaren
zu den Socialdemokraten oder zum „Freisinn“ hinübergelaufen.
Die letztere, die von den Officiösen bestgehaßte, Partei hat
wenigstens noch eine Ueberzeugung sich bewahrt und ein
Herz gezeigt für die Noth des gemeinen Mannes. Die Wahlen
von 1887 hatten sie zu völliger Ohnmacht im Reichstag
erabgedrückt, und noch kurz vor den neuen Wahlen hatten
ie nationalliberalen Organe ihr verheißen, daß sie nun auch
och das letzte Drittel ihrer Sitze verlieren würde. Anstatt
ssen verloren nun die Nationalliberalen bei der Haupt-
ahl rund eine halbe Million Stimmen, und von ihren
sher innegehabten 101 Sitzen blieben ihnen vorerst noch 17.
e nächstverwandten Freiconservativen verloren fast 220,000
timmen, und die Reichspartei verschwand nahezu gänzlich.
agegen hat der „Freisinn“ fast 220,000 Stimmen ge-
nnen, und bildet nun die drittgrößte Fraktion im Reichstag.
echnet man dazu die rund 600,000 Stimmen, welche der
ocialdemokratie mehr zugefallen sind, so ist es klar, wem
e Verluste der vereinigten „Mittelpartei“ des Kanzlers zu
ute gekommen sind.

Trotz des ungeheuren Drucks bei den Angstwahlen von 1887 und der unerhörten Mehrzahl der zu den Urnen getriebenen Wähler konnten die Socialdemokraten der Cartellmehrheit im Reichstag gegenüber darauf pochen, daß „die Reichsfeinde bei den Wahlen die Mehrheit der Stimmen hatten". Und noch am 25. Januar l. Js. schloß Hr. Bebel seine Rede im Reichstag gegen das Socialistengesetz mit den stolzen Worten: „Wir werden dafür sorgen, daß die Väter des Socialistengesetzes in möglichst geringer Zahl im Reichstag wieder erscheinen; wir haben die Macht dazu, die gegenwärtige Mehrheit zu sprengen". Auch Liebknecht's Wort hat sich bewahrheitet: „Wir haben eine bessere Polizei, als Sie".[1]) Aber einen Ausgang der Neuwahlen, wie er jetzt vorliegt, ließ man sich im Schooße der Regierungspartei denn doch entfernt nicht träumen.

Berlin, die Reichshauptstadt, ist nun gänzlich an den „Freisinn" und die Socialdemokraten ausgetheilt. Das gute alte München ist allmählig abgestorben, das neue, wie eine Treibhauspflanze aufgeschossen, hat sich den Ruhm einer „liberalen Stadt", aber auch den des Treitschke'schen „Wasserkopfs", redlich verdient, bis es nun im Laufe der natürlichen Entwicklung aus der capitalistischen Bemutterung in die Gewalt der Socialdemokraten gefallen ist. In Sachsen, dem Eldorado des Cartells, ist jetzt die Hälfte aller Wähler socialdemokratisch. In Würtemberg sind die schwäbischen Demokraten, neben dem Centrum, wieder auferstanden, tapfere Leute. Sie haben ihrem Namen als „Volkspartei" nie Unehre gemacht, waren aber zuletzt aus dem Reichstag ganz verschwunden. Jetzt gehören nur drei aus Würtemberg der capitalistischen Partei an. Ebenso hat in Baden der Nationalliberalismus von seinen 9 Mandaten bei der Haupt- und der Stichwahl nicht Eines behauptet, während er im Landtag mit 45 von 63 Stimmen das katholische Volk tyrannisirt. Aber noch

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 30. November 1888 und 26. Januar 1890.

nender als die Thatsache, daß nur 17 Nationalliberale
20 Socialdemokraten sofort gewählt wurden, ist das
al der Berühmtheiten in der „Mittelpartei".
err von Bennigsen, einst Herrscher im Reichstag, ist
irftig der Stichwahl mit einem Socialdemokraten ent=
; Miquel, der „Mann des Kaisers", in der einst
eralen Pfalz, mit knapper, noch dazu angefochtener,
eit durchgekommen; Baron von Stauffenberg, dereinst
ritte im Bunde der Ministercandidaten, zu Erlangen
tichwahl mit einem Socialdemokraten und von den
en Parteigenossen mit Wahlenthaltung geehrt; Hr.
cht, preußischer Minister a. D., durchgefallen; Hr. Fieser,
adische Matador, desgleichen; sogar der Herzog von
or, zum ersten Male, seitdem es einen Reichstag gibt,
wieder gewählt. In bezeichnender Weise ist auch von
eutschconservativen der den Mittelparteien am nächsten
de Führer Hr. von Helldorf, ebenso wie Hr. von Rauch=
nicht einmal in die Stichwahl gekommen, und von
genannten Extremconservativen Hr. von Hammerstein,
ründer des Wahlcartells von 1887, an dem Verrath
ationalliberalen gescheitert.
Dieses „Cartell" hat nun sein unrühmliches Ende ge=
, ehe es der Mittelpartei gelang, mit Hülfe desselben
Volke das politische Mark aus den Knochen zu saugen.
Volksnatur war doch zu zähe für die Absicht; das
l hat im Ganzen eine Million Stimmen verloren.
ie Conservativen in Preußen war es von vorneherein
roßer Fehler, daß sie auf das verrätherische Bündniß
angen sind. Es sollte den Besitzstand jeder der drei
ien bei den Wahlen sichern; aber von der andern Seite
gte man, immer unter dem rauschenden Beifall der
sen, nicht nur die Darleihung der Stimmen, sondern
die Vertuschung der Grundsätze. „Hier bekreuzte man
or den Rechtsconservativen, und morgen war man wieder
t, die volle Consequenz des Cartellgedankens zu ziehen."

„So sind denn," jammerte das sächsische Cartellblatt kurz vor der Wahl, „alle die Triebfedern wieder einmal an der Arbeit, die numerische Ueberlegenheit aller Reichsfreunde durch die Reichsfreunde selbst zu zerstören."[1])

Der Zahl nach haben sich indeß die Conservativen aus der über die Mittelpartei hereingebrochenen Sündfluth mit Anstand gerettet. Ihre 79 Sitze sind ihnen geblieben bis auf 8. Die Thatsache ist um so bedeutsamer, als der Kaiser selbst sich seit zwei Jahren wiederholt für das Cartell und gegen das conservative Hauptorgan ausgesprochen hatte. Als er nach den letzten Landtagswahlen den Oberbürgermeister von Breslau zu dem Sieg der Cartellparteien über den „Freisinn" beglückwünschte, da konnte man sich über die Tragweite der Aeußerung etwa noch täuschen. Aber nicht mehr, als im Oktober v. Js. im „Reichsanzeiger" jene Erklärung erschien, welche über die Angriffe der „Kreuzzeitung" auf andere Fraktionen, nämlich die Träger der Cartellpolitik, die entschiedene Mißbilligung des Kaisers ausdrückte. „Die Note des Reichsanzeigers", so jubelte damals das große liberale Wiener Blatt,[2]) „verkündet den vollen Sieg des Fürsten Bismarck; der Kaiser schüttelt die Feudalen ab, indem er nachdrücklich betont, daß er keiner Partei gestatte, sich den Anschein zu geben, als besitze sie das Ohr des Monarchen." Das Blatt fährt fort: die Kundgebung klinge wie ein Wahlmanifest, zu dem Fürst Bismarck unter speciellem Hinblick auf die nahen Reichstagswahlen den Augenblick für gekommen erachtet habe. „Man mag von der Bedeutung der Kreuzzeitung und ihrer Hintermänner denken, wie man will, so viel ist gewiß, daß die Worte des Kaisers nicht an ihre, sondern an die Adresse des gesammten deutschen Volkes sich wenden, daß sie darauf berechnet sind, den erstarkten liberalen Tendenzen im Volke eine Beruhigung zu bieten

1) Aus der „Leipziger Zeitung" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 15. Januar 1890.

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 4. und 6. Oktober 1889.

und gleichzeitig eine bestimmte Richtung zu geben.“ Jetzt hat freilich der Ausgang der Wahlen bewiesen, wie sehr die Warnung von der Linken am Platze gewesen wäre: „Sollte der Wahlkampf durch die Hineinziehung der Krone den Charakter eines Plebiscit's annehmen, so fällt die Schuld dafür lediglich auf die Seite, die vor den Wählern Cartell und Krone zu identificiren sich bemüht hat.“[1])

Schon damals warfen hervorragende conservative Stimmführer die Flinte entrüstet in's Korn. „Eine Sanktionirung des Christenthums in Glaçehandschuhen, einen Kniefall vor dem Zeitgeist“: warfen sie dem Kanzler vor; die Liberalen dagegen triumphirten. Aber kurz vor den Wahlen sollte noch ein neuer Schlag gegen die Partei erfolgen. Durch den Vertrauten des Kabinets, Hrn. Hinzpeter zu Bielefeld, war die Nachricht an den Kaiser und durch den Landrath daselbst in die Oeffentlichkeit gelangt, daß bei einer Versammlung im dortigen Wahlkreise geäußert worden sei: der Kaiser sei mit der Candidatur des Herrn von Hammerstein einverstanden, dessen Blatt er auch regelmäßig lese. Hierauf erklärte der Kaiser telegraphisch: das sei eine Infamie, der Kaiser stehe über den Parteien und habe mit dem Parteigetriebe nichts zu schaffen. Zugleich erfuhr man, daß die „Kreuzzeitung“ und das Stöcker'sche Blatt nicht nur in den kaiserlichen Schlössern verboten sei, sondern auf Wunsch des Kaisers auch in den Kasernen und Officiercasino's nicht gehalten werden dürfe, wie das im ganzen Bereiche des auswärtigen Amts schon seit dem Conflikt mit dem Kanzler Mitte der Siebenziger Jahre der Fall sei.[2]) Also abermals Wasser auf die Cartellmühle. Der „Berliner Börsen-Courier“ meinte denn auch: wenn es sich rechtfertigen lasse, das Anarchisten-

---

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom 6. Okt. 1889.

2) Vgl. über den vielbesprochenen Zwischenfall: Münchener „Allg. Zeitung“ vom 11., 17. und 18. Januar d. Js.; Berliner „Germania“ vom 14. Januar.

Blatt Most's zu verbieten, so „sei die Verhinderung der Verbreitung der Kreuzzeitung gewiß ein gutes Werk".[1])

Und trotz Allem ist die conservative Partei fast unversehrt, neben dem siegreichen Centrum, aus der Wahlschlacht hervorgegangen, während die liberalen Cartellparteien, trotz aller mittelbaren und unmittelbaren Begünstigung und Empfehlung, zerschmettert sind. Woher es kommt? Jene beiden Parteien haben noch Wurzeln im christlichen Volksleben, während der Liberalismus als blutsaugender Vampyr seine Flügel darüber ausgebreitet hat und endlich als solcher erkannt ist. Die preußisch-conservative Partei ist noch ausgesprochener, als das Centrum, anticapitalistisch. Wer aber das Uebel einmal erkannt hat, ohne vom Christenglauben noch gehalten zu seyn, der wirft sich leicht der Socialdemokratie in die Arme. Das weiß sie auch recht wohl. Ihr Hauptorgan aus Zürich war stets voll davon, das kräftigste Mittel sei, die Massen zu entchristlichen, alles Andere mache sich dann von selbst. So gab das Blatt am 25. Mai 1880 den Rath: „Da die Kritik der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände im Deutschen Reich jetzt sehr erschwert, dagegen die Verbreitung von atheistischen Ideen noch verhältnißmäßig ungehindert sei, so möge jeder Genosse, dem sonst die Hände gebunden seien, sich wenigstens bestreben, atheistische und naturwissenschaftliche, besonders darwinistische, Schriften und Anschauungen zu verbreiten; wer das Christenthum bekämpfe, bekämpfe dadurch zugleich Monarchismus und Capitalismus."[2])

Das ist der wunde Punkt in der Stellung des Liberalismus gegenüber der Socialdemokratie. Gegen die Entchristlichung des Volkes hatte er nie etwas einzuwenden, er hat sich der Mittel dazu selber mit Wollust bedient. Wenn

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 16. Oktober 1889 und 15. Januar 1890.

2) Ausführlicher in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 23. Februar d. Js.

nur der Capitalismus nicht wäre! Es ist eine gangbare Rede, daß der Liberalismus der „Vater der Socialdemokratie" sei, aber er ist der umgekehrte Saturn; dieser hat seine Kinder gefressen, die Socialdemokratie ist im Begriff, den Vater zu fressen. Seit dem Ausgang der letzten Wahlen kann hierüber kein Zweifel mehr bestehen; darum der Schlachtruf der Mittelparteien und der Officiösen: „Gegen die Socialdemokratie und ihre Begünstiger!" Noch vor sechs Jahren lautete die Losung ganz anders, nämlich: Gegen die Ultramontanen und ihre Begünstiger mit den Socialdemokraten!

Im preußischen Abgeordneten-Hause sind diese Vorgänge bei den Reichstagswahlen von 1884 erst noch am 26. Februar aus Anlaß der Wahlprüfungen zur Sprache gekommen. Es wurde ein Artikel der „Kölnischen Zeitung" verlesen, in welchem „viele nationalliberale Stimmen" die Aufforderung erließen, „offen zu bekunden, daß wir die Socialdemokraten nicht als den durchaus schlimmsten Feind behandelt wissen wollen". Die Mehrzahl der Socialdemokraten in Deutschland sei „nicht kosmopolitisch und revolutionär"; man müsse sich mit ihnen verständigen, und „eine entsprechend große Anzahl parlamentarischer Vertreter dieser Partei sei kein Unglück, sondern erwünscht." Ebenso empfahl bei der Stichwahl in Hannover ein nationalliberales Blatt den Socialdemokraten gegen den christlich-conservativen Hrn. von Brüel: sie „seien eigentlich gar nicht so schlimme Leute, und in Deutschland entfernten sie sich immer mehr von den gewaltsamen nihilistischen Umsturzideen." In Magdeburg erklärte sogar der Polizeipräsident: dem Kanzler sei die Wahl von zehn Socialdemokraten lieber, als die Eines „Freisinnigen." Aehnlich ging es in Breslau, Gotha und Frankfurt. Am grellsten aber trieb es der Nationalliberalismus bei der Wahl in München. Der Augsburger Bürgermeister hat dort die Socialdemokraten als „nationale" Partei in öffentlicher Rede beschmeichelt, und deren Solidarität mit dem Nationalliberalismus gegenüber dem Ultramontanismus behauptet, welcher

„die frische, freie Entwicklung des Bürgerstandes und arbeitenden Volkes gehemmt habe.“ „Wählen sie den Candidaten, der sich lossagt von der ultramontanen Partei“: so schloß er. Die „Süddeutsche Presse“ führte ebenso aus: „die Socialdemokraten erstrebten das Wohl des Volkes, wie die Liberalen, nur die Ultramontanen seien Gegner des Volkswohls“; und einem andern nationalliberalen Blatt kam es vor, „als ob ein Fest gegenseitiger Verbrüderung gefeiert werden solle“ zwischen den Nationalliberalen und den Socialisten.[1])

Damit ist es nun gründlich vorbei, so gründlich. daß von oben jetzt sogar die Ultramontanen, bislang die „schlimmsten Feinde“ in den Augen jedes richtigen Cartellbruders, zu einer Verbrüderung eingeladen werden. Aber nicht das ist die Ursache des liberalen Schreckens, daß jetzt der Kanzler drei Dutzend Socialdemokraten, wie er damals gewünscht hat, im Reichstag sitzen sieht. Zwei Dutzend waren es ja schon, und für ein solches Häuflein gibt es immer noch die Schlußanträge. Aber die gewaltige Vermehrung ihrer Wähler, in Sprüngen, wie zu Würzburg von 113 Stimmen auf 4667, binnen kurzen drei Jahren; zu den 20 sofort Gewählten nicht weniger als 59 Wahlbezirke mit socialdemokratischen Stichwahlen; die Steigerung ihrer Stimmen in Würtemberg um das Dreifache, in Mecklenburg und Hannover um das Vierfache, in Baden um mehr als das Doppelte, ebenso in Schleswig-Holstein; ein Andrang zu den socialdemokratischen Wahlversammlungen, von dem die Berliner Schutzleute sagten, solche Massen hätten sie noch nie vorher versammelt gesehen, auch nicht in den erregtesten Zeiten; der sichtliche Enthusiasmus der Zuhörer, namentlich der jüngeren Leute: das sind allerdings bedrohliche Anzeichen. Am 20. Februar ist zum ersten Male für die neu eingeführte fünfjährige Wahlperiode gewählt worden. Es wurde damals eingewendet: damit werde

---

1) Berliner „Germania“ vom 27. Februar 1890. — „Kölnische Volkszeitung“ vom 25. Jan. und 27. Febr. 1890.

das Wahlrecht für das Volk auf fünf Jahre gebunden, während die Regierung den Reichstag nach Belieben jederzeit auflösen könne. Sie wird sich aber nun besinnen müssen; denn ohne Zweifel würden die letzten Dinge ärger werden als die ersten.

Ueber die Frage, wie es so gekommen ist, müßte man ein ganzes Buch schreiben. Als vor neun Jahren der Minister von Puttkamer die Socialistenfrage im Reichstage besprach, da äußerte er die „freudige Hoffnung“, daß „doch einmal die Zeit kommen werde, wo wir unsere arbeitenden Mitbürger wieder als Brüder auf unserer Seite sehen werden, durch Darreichung der helfenden und rettenden Hand des Gesetzes und der Verwaltung, um wenigstens einen Theil der von uns anerkannten Uebel zu mildern, welche unseren arbeitenden Mitbürgern durch die capitalistische Produktionsweise allerdings erwachsen“.[1]) Als der Minister das Wort von der „capitalistischen Produktionsweise“ aussprach, ertönte von den socialdemokratischen Bänken ein lautes „Aha“! In der langen Zeit seit dem Frühjahre von 1881 hat die deutsche Industrie eine schwindelhafte Höhe erreicht, aber die „helfende und rettende Hand“ zum Arbeiterschutz hat sich nicht blicken lassen, bis am 4. Februar laufenden Jahres die Erlasse des jungen Kaisers erschienen. Die Socialdemokraten riefen abermals „Aha“! Mögen nun die kaiserlichen Erlasse wirklich aus Rücksicht auf die Wahlen so überraschend beeilt worden seyn oder nicht, jedenfalls sind sie der Bewegung wie ein ermunternder Zuruf zu Gute gekommen, während die kanzlerischen Mittelparteien nur unterdrückten Groll verriethen und verdutzte Gesichter zeigten.

Aber der unaufhaltsame Zufluß aus der Arbeiterwelt, namentlich der seit zwanzig Jahren herangewachsenen jüngeren Leute, in das socialdemokratische Flußbett erklärt noch nicht Alles. Die Ursachen sind viel allgemeiner. Während der

1) Sitzungsbericht der Berliner „Germania“ vom 31. März 1881.

Militärstaat den Capitalismus fortwährend anschwellen macht, benimmt der steigende Druck des Militarismus dem Mittelstand und dem kleinen Mann in Stadt und Land immer mehr den Athem. Die epidemisch um sich greifende Unzufriedenheit verschafft der Socialdemokratie Tausende von Stimmen aus Hoffnungslosigkeit und aus „Bosheit". Wäre es auch nur, um den „oberen Zehentausend" einen Streich zu spielen, legt man den socialdemokratischen Zettel in die Urne. Nicht um des Socialdemokraten willen geschieht es, sondern der herrschenden Zustände wegen. Hat ja doch sogar einer aus der hocharistokratischen „Reichspartei" erst noch in der Sitzung vom 25. Januar über die dritte Lesung des Socialistengesetzes von der gerühmten „Cultur" unserer Zeit gesagt: „Wir sind in Deutschland im Begriff, die Ideale zu verlieren, wir leben in einer Zeit des Materialismus und des Streberthums. Geben Sie dem Volke seine Ideale wieder!"

Ja freilich, erwiderte Hr. Liebknecht: da sind wir die besseren Menschen. „Sie meinen, das geistige Moment sei bei uns nicht vorhanden. Sehen Sie aber die Jugend der Bourgeoisie an, wie sie sich vergnügt, und daneben, wie die Arbeiter sich in ihren Versammlungen mit ihren Arbeitsverhältnissen und mit Wissenschaft beschäftigen. In der studirenden Jugend, die auf die Arbeiter von oben herabschauen zu können meint, finden Sie den crassesten Materialismus, ein Streberthum der schlimmsten Art und eine Rohheit, wie wir sie seit dem 30jährigen Kriege nicht gesehen haben. Wenn Deutschland noch ideal bleiben kann, so verdanken Sie das allein der Socialdemokratie, die die Cultur retten wird, welche Sie bekämpfen".

So stolz thun die Herren! Und man muß zugeben: die deutsche Socialdemokratie als eigenartiges Gewächs wurzelt tief in besonderen Verhältnissen, die sie zu einer Macht heranwachsen ließen und fortwährend wachsen lassen, wie in keinem anderen Culturstaat. Aber: was nun?

XXXVII.

Die scheinbare Zunahme der Socialdemokratie in katholischen Wahlkreisen.

Das Charakteristische der letzten Reichstagswahlen liegt nicht allein in der Zunahme der socialdemokratischen Stimmen überhaupt, sondern auch in ihrem erstmaligen Auftauchen, wie in ihrer Vermehrung in einzelnen katholischen Wahlbezirken. München hat diesmal wie das protestantische Hamburg eine rein socialistische Vertretung gefunden; in Köln hat sich das Centrum sein Mandat erst in der Stichwahl gegen die Socialdemokratie erkämpfen können; desgleichen in Düsseldorf. In dem katholischen Wahlkreise Neurode (Grafschaft Glatz) wurden 3000 socialdemokratische Stimmen abgegeben. Crefeld wies 3025, Aachen 1744 socialdemokratische Votanten auf.

Im Allgemeinen wurden für das Centrum 150,000 Stimmen weniger abgegeben, als die Durchschnittszahl während des „Culturkampfes" betrug. Nicht allein in einzelnen Centrumswahlkreisen war die Betheiligung der Katholiken eine geringere, sondern auch in Kreisen gemischter Confession, wo die Differenz gegen früher bisweilen 1—2000 betrug, trotzdem die Parole ausgegeben war, daß die Centrumspartei einen eigenen Candidaten zu wählen habe.

Wir lassen es dahingestellt, wie Viele dieser Parole durch Wahl eines freisinnigen oder conservativen Candidaten zuwidergehandelt und wie Viele sich der Stimmabgabe gänzlich enthalten haben; aber wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir annehmen, daß an 50,000 ehemalige Centrumsstimmen bei der Hauptwahl am 20. Februar 1890 den socialdemokratischen Candidaten in Summa zugefallen waren.

Bis zum Jahre 1881 wurde in der Centrumspartei nach ausschließlich kirchlichen Gesichtspunkten gewählt. Seit 1884 beginnen bereits politische und sociale Fragen sich geltend zu machen[1]) und von da an regt sich und wächst auch in katholischen Kreisen die Socialdemokratie.

München I war nur in zwei Legislaturperioden vom Centrum vertreten gewesen; dagegen war in München II viermal hintereinander Pfarrer Westermayer gewählt worden. Dieser letztere Wahlkreis fiel am 20. Februar sogleich den Socialdemokraten in die Hände, während sie sich München I nur durch Stichwahl erobern konnten.

In München I hatte der Socialdemokrat erhalten im Jahre 1871: 812 Stimmen; 1874: 1486; 1877: 1672 u. s. w., bis er 1890 mit 7539 Stimmen in die Stichwahl kam und in dieser siegte. — Noch frappanter ist die Entwickelung in München II. Hier war 1871 gar kein Socialdemokrat aufgestellt. 1874 erhielt derselbe 1709 Stimmen; 1877: 2568; 1878 (nach der Reichstags-Auflösung in Folge des Nobiling'schen Attentates): 3252; 1881: 2972; 1884: 6399; 1887: 11,335 und 1890: 17,717. Der Wahlkreis zählt 90,7 % Katholiken und 8,5 % Protestanten.

Der Wahlkreis Stadt Köln (ohne Hinzurechnung der neuerdings hinzugekommenen Vororte) zählte 82,1 % Katholiken und 14,7 % Protestanten. In Köln wurde 1871 gleichfalls keine socialdemokratische Stimme abgegeben; 1874 erhielten mehrere socialdemokratische Candidaten zusammen 1415 Stimmen; 1877 bekam Bebel 1783; 1878: 2189; 1881: 2474; 1884: 4151; 1887: 4952; 1890: 10,688. (Letztere Zahl nach dem Hinzukommen der Vororte. Nach Berechnung der „Kölnischen Volksztg." hätte in Alt-Köln die Zahl der Socialdemokraten zwischen 2—3000 seit 1887 zugenommen.) Man dürfte in der Annahme nicht fehl gehen, daß diejenigen Stimmen, welche der Socialdemokratie bis 1881 inclusive zufielen, entweder von Protestanten oder von solchen, verhältnißmäßig an Zahl geringen, Katholiken herrührten, welche in Theorie und Praxis dem kirch-

1) Eine einzige Ausnahme hievon bildet nur der Wahlkreis Essen, wo bereits im Jahre 1877 der Centrums- und Arbeiter-Candidat Stötzel gegen den Centrums-Candidaten v. Forcade de Biaix (mit 11,645 gegen 7653 Stimmen) gewählt wurde.

lichen Leben fern standen. Von den Votanten seit 1884 wird man dies aber bezüglich der Katholiken nicht in gleicher Ausdehnung behaupten können. Die Zunahme der socialdemokratischen Stimmen in Centrums-Wahlkreisen spricht eben dagegen.

Es frägt sich nun, welches die Ursachen sind, welche das Viele überraschende Wahlresultat herbeizuführen im Stande waren.

Die „Köln. Volksztg." schrieb einige Tage vor der Kölner Stichwahl: „Ohne Zweifel sind unter den mehr als 10,000 Stimmen, welche der social-demokratische Candidat in Köln erhalten hat, sehr viele von solchen Wählern, die nichts weniger als eigentliche Social-Demokraten sind, sondern nur aus allgemeiner Unzufriedenheit gestimmt haben. Angesichts dieses Umstandes ist es nicht ausgeschlossen, daß bei der Stichwahl der social-demokratische Candidat noch erheblich mehr Stimmen erhält wie bei der ersten Wahl. [Ist zum Glück nicht eingetroffen.] An diesem Punkte gilt es vor allem einzusetzen. Während die Agitation gegenüber consequenten Social-Demokraten aussichtslos ist, kann gegenüber der erwähnten Klasse von Wählern recht viel erreicht werden. Es gilt hier dem verderblichen Pessimismus entgegenzuwirken, der mit dem Feuer spielen zu können glaubt und eine Stimmenabgabe für den socialdemokratischen Candidaten trotz gegentheiliger religiöser und politischer Ueberzeugung für ein erlaubtes Mittel hält." Der Ausdruck „allgemeine Unzufriedenheit" als Motiv für socialdemokratische Wahlen ist schon deshalb gut gewählt, weil sich in ihm die große Zahl von Einzel-Ursachen für die traurige Erscheinung subsumiren läßt.

Als in Schlesien ein Landpfarrer erfahren hatte, daß zwei seiner kirchlich treuen, sogar zum Kirchen-Vorstande gehörigen Gemeindeglieder socialdemokratisch gewählt hatten, bekam er auf seine Interpellation zur Antwort: „Wir haben Den gewählt, weil er ein schlechter Kerl ist. Der ist dreist und sagt's Denen in Berlin!" Ein anderes Kirchen-Vorstands-Mitglied in derselben Pfarre, welches sich der Wahl enthalten hatte, gab, hierüber befragt, zur Antwort: „Ich habe früher immer gewählt und es ist nicht besser geworden, jetzt wollte ich einmal sehen, ob es besser würde, wenn ich nicht wähle!"

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, alle die „Bäche" — um ein von Hofprediger Stöcker (in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 25. Februar) gebrauchtes Bild anzuwenden — aufzuzählen und mit Namen zu nennen, „aus denen der Ocean der socialdemokratischen Unzufriedenheit gespeist wird", es genügt für uns, zu constatiren, daß diese Unzufriedenheit nicht nur vorhanden ist, sondern in steigendem Maße zunimmt und zwar auch in der Weise zunimmt, daß sie von Fabrikarbeitern sich auf Handwerker und ländliche Arbeiter ausdehnt.

Die katholische „Neisser Ztg." fürchtet, daß bei der nächsten Wahl in Neustadt (Oberschlesien), in Ratibor und Leobschütz — an allen drei Orten ist die Fabrik-Industrie eine minimale — „der Centrumscandidat in die Stichwahl gedrängt" werde, falls nicht bei Zeiten Vorsorge dagegen getroffen werde. Der Fabrikarbeiter und Handwerker hofft durch die Wahl des Socialdemokraten nicht nur höheren Lohn, sondern auch billigeres Brod und Fleisch, überhaupt billigere Lebensmittel zu erzielen; der kleine Landwirth hofft in den Steuern ermäßigt zu werden, deren Höhe er, zumal gegenwärtig nach der letzten schlechten Ernte, schwer empfindet.

Wenn nun unter diesen Umständen diesmal auch eine große Anzahl kirchlich gesinnter Katholiken den socialdemokratischen Verlockungen zum Opfer gefallen sind, so beweist das nicht, daß diese Katholiken nunmehr ihrer Kirche untreu geworden wären, sondern es beweist nur, daß dieselben bei der jetzigen kirchenpolitischen Lage ihre kirchlichen Interessen für minder gefährdet halten, als ihre materiellen Interessen. Man mag darüber debattiren, ob der „Culturkampf" zu Ende sei oder nicht: für die streitende Kirche kann er ja an und für sich niemals und nirgends zu Ende gehen. Für das Volk aber hat er zur Zeit die greifbare Gestalt verloren, die er bis in die Mitte des vorigen Jahrzehnts aufzuweisen hatte. Bei öffentlichen Wahlen wählt aber Jeder nach den ihm zunächstliegenden Verhältnissen, nach den Interessen seiner Scholle, seiner Gemeinde.

Zur Zeit des „Culturkampfes" z. B., als Hunderte von Pfarreien verwaist waren, erschien es jedem gläubigen Katholiken

als eine offene Verleugnung des katholischen Gewissens, wenn er nicht als katholischer Staats- und Reichs-Bürger zuerst dafür hätte für seinen Theil sorgen wollen, daß er seine und seiner Mitbürger geistige Bedürfnisse befriedigen könne. Umgekehrt hat allerdings auch eine mangelnde Seelsorge bisweilen zum kirchenpolitischen Indifferentismus geführt. Im Ganzen und Großen aber kann man sagen, daß die Betheiligung an den Wahlen für das Centrum dem jeweiligen kirchenpolitischen Barometerstande in den maßgebenden Regionen des Staatslebens entspricht.

Wenn also diesmal an 150,000 Centrumsstimmen am 20. Februar weniger abgegeben wurden, als sonst, so hat das nichts Ueberraschendes für uns gehabt.

Aber ebenso behaupten wir, daß die 50,000 Stimmen, welche von unserer Seite der Socialdemokratie zufielen, letzterer nur scheinbar angehören.

Diejenigen Leute, welche länger als zehn Jahre treu zu ihrer Kirche gestanden haben, werden nicht über Nacht zu Feinden ihres hl. Glaubens, noch weniger zu atheistischen Socialdemokraten, welche die Rebellion um ihrer selbst willen verherrlichen und „das scharfe Schwert ins Crucifix hineinschlagen". (Züricher „Socialdemokrat" vom 6. Februar 1881.) Sie haben so zu sagen diesmal nur „auf Probe" socialdemokratisch gewählt, in der Ueberzeugung, ihrer Kirche damit nicht zu schaden, und in der Hoffnung, ihre materielle Lage zu verbessern.

Ueberhaupt ist gegenüber den ungeheuren Verheerungen, welche die Socialdemokratie in protestantischen Bezirken angerichtet hat, der Bruchtheil, mit welchem sich die katholische Bevölkerung an ihren Bestrebungen betheiligt, ein ganz unverhältnißmäßig geringer.

Außer München, wo eigenartige Verhältnisse obwalten, wird kein einziger Wahlkreis mit überwiegend katholischer Bevölkerung im neuen Reichstage von einem Socialdemokraten vertreten sein. Schon bei der Stichwahl ist Manches gut gemacht worden, was bei der Hauptwahl gefehlt worden war. Und in den überwiegend katholischen Industriebezirken von Rheinland-Westfalen haben sich die Unterminirungs-Versuche der socialistischen Agitation zum Theil, im oberschlesischen Industrie-Bezirke gänzlich schon am 20. Februar als wirkungslos erwiesen.

Solche Thatsachen müssen selbst den Protestanten imponiren. So schreibt Herr Stöcker in seiner „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung" (v. 1. März 1890): „Das Centrum, wenn es auch nicht gerade gewachsen ist, hat wie ein Thurm in der socialdemokratischen Brandung festgestanden. Die Katholiken hatten an der Liebe zur Kirche einen festen Widerhalt gegen umstürzende Richtungen. Das Schiff der Regierungspolitik ist an der Klippe der materiellen Interessen gescheitert, weil es die Pflege der idealen Güter als Ballast oder unnützes Gut über Bord geworfen hatte und dadurch zu leicht geworden war. Mit Korn- und Viehzöllen, mit Spiritus- und Zuckersteuern, selbst mit Unfall- und Alters-Versicherung allein läßt sich keine Politik machen; höhere Momente müssen hinzukommen, um die Geister über die Discussion dieser realpolitischen Dinge zu erheben, und daran hat es gefehlt."

So Herr Stöcker, der christlich sociale Rufer in der Wüste Berlin. Wir freuen uns neben der Anerkennung, die er unserer Kirche zollen muß, über den hohen Werth, den er auf die Pflege der idealen Güter legt; aber die Erfahrung lehrt, daß mit diesen allein dem darbenden Arbeiter nicht geholfen ist. Ihm muß auch mit materiellen Mitteln und Wohlfahrts-Einrichtungen unter die Arme gegriffen werden.

Wir hoffen, daß man nunmehr im Sinne der kaiserlichen Erlasse, welche eine alte Forderung der katholischen Socialpolitiker erfüllen, energisch an das Reformwerk herangehen wird. Es sind sehr verschiedenartige Interessen dabei zu berücksichtigen, ja mancherlei Interessen können dabei collidiren. Mit einer gänzlichen Beseitigung der Getreide- und Viehzölle z. B., welche man im Interesse der Arbeiter vornehmen wollte, würde man wieder den kleinen und mittleren Landbesitz ruiniren; ein weises Maßhalten und Abwägen der gegenseitigen Interessen kann hier allein zum Ziele führen.

Zum Glück hat die manchesterliche Linke bei den Wahlen nicht so große Triumphe gefeiert, daß dem Centrum eine Cooperation mit der Rechten und der Regierung zu einer wahrhaft christlich-socialen Reform unmöglich gemacht worden wäre! P. M.

XXXVIII.

P. K. Braun's Abhandlungen über Kosmogonie.[1])

Bekanntlich werden jene Geschichtswerke, welche die Darstellung der Geschichte aller civilisirten Völker der Erde sich zur Aufgabe machen, gewöhnlich als Weltgeschichte bezeichnet, eine Titulatur, welche eigentlich eine starke Uebertreibung enthält, da ja die Erde, auf welcher diese Geschichte sich abspielt, fürwahr nicht die Welt, sondern nur ein winziger Theil derselben ist. Es gibt aber eine Wissenschaft, welche sich die Aufgabe gestellt hat, wirklich die Geschichte der Welt, sofern darunter das körperliche Weltall verstanden wird, zu erforschen und zu beschreiben. Diese freilich erst im Werden begriffene Wissenschaft ist die Kosmogonie mit Einschluß der Geogonie und Geologie. Diese kosmogonische Weltgeschichte war — insoweit sie der Vergangenheit angehört — die Voraussetzung der im Menschengeschlechte auf der Erde sich abspielenden Geschichte.

Unter den zahlreichen kleinern und größern Publikationen, welche in jüngster Zeit über die Probleme der Kosmogonie erschienen sind, nimmt die Reihe von Abhandlungen, welche Dr. Karl Braun S. J., ehemaliger Direktor der erzbischöflich Haynald'schen Sternwarte in Kalocsa, zuerst einzeln in der

---

1) Ueber Kosmogonie, vom Standpunkt christlicher Wissenschaft mit einer Theorie der Sonne und einigen darauf bezüglichen philosophischen Betrachtungen von Karl Braun S. J., Dr. th. et phil., emeritirten Direktor der Erzbisch. Haynald'schen Sternwarte in Kalocsa. Münster 1889. Aschendorff. 315 S.

Zeitschrift Natur und Offenbarung, jetzt aber in einem Buche vereinigt erscheinen ließ, eine hervorragende Stelle ein, sowohl durch die Reichhaltigkeit als Gediegenheit des Inhaltes. Zur Begründung dieses Urtheils möge es gestattet sein, von dem Inhalte des bezeichneten Werkes eine gedrängte Uebersicht zu geben Dasselbe besteht aus 12 Capiteln oder Abhandlungen. Die Zahl der in diesen Capiteln behandelten Fragen oder Probleme ist eine sehr große, sie lassen sich aber, wie mir scheint, am zweckmäßigsten in drei Klassen theilen, denn ein Theil, und zwar der größere, bezieht sich auf die Vergangenheit, ein anderer auf die Gegenwart und ein dritter auf die Zukunft des Kosmos.

Was die Vergangenheit betrifft, so werden folgende Fragepunkte erörtert und, soweit es der jetzige Stand der Forschung gestattet, beantwortet: Die Entstehung des Urstoffes; die Bildung der selbstleuchtenden Weltkörper oder Sonnen, insbesondere der Sonne unsres Planetensystems; die Bildung der Planeten und Trabanten; die Entstehung der Rotationsbewegungen der Weltkörper. Besonders eingehend und anziehend ist in Capitel VI. die Entwicklungsgeschichte unserer Erde und die Entstehung ihrer Gebirge geschildert. Der Frage nach der Dauer der kosmogonischen und geogonischen Zeiträume, sowie der Frage nach dem Verhältnisse der wissenschaftlichen Kosmogonie zur biblischen Schöpfungsgeschichte sind besondere Exkurse gewidmet. In den soeben bezeichneten Partien der Kosmogonie war der Verfasser genöthigt, zu den kosmogonischen Theorien von Kant und Laplace Stellung zu nehmen, was er in der Weise thut, daß er den Grundgedanken und Ausgangspunkt jener Theorien daß nämlich die jetzt isolirt existirenden Weltkörper — Sonnen Planeten, Trabanten — aus einer ursprünglich fein vertheilte nebelartigen Stoffmasse sich herausgebildet haben, adoptirt, ab bei der Beantwortung der Frage, wie jener Bildungsproc vor sich gegangen sein möge, andere Wege, als Kant u Laplace, einschlägt, indem er in mehreren nicht unwichti Punkten jene Theorien theils corrigirt, theils vervollständ Unter den Correkturen, welche Braun an der von Laplace gestellten Theorie vorgenommen, ist in erster Linie die au Ringbildung bezügliche hervorzuheben. Nach Laplace

nämlich der rotirende Gasball, welcher ursprünglich das ganze Material unseres Sonnensystems in sich vereinigte, in Folge eines Uebergewichtes der Fliehkraft über die Schwerkraft, zuerst Ringe von gasförmiger Constitution in der Ebene des Aequators der rotirenden Masse abgesetzt, und aus diesen Ringen wären dann erst die kugelförmigen Körper der Planeten entstanden. Braun erklärt sich gegen diese Theorie und nimmt an, daß sowohl in der Nebelmasse, welche das Universum erfüllte, als auch in jener speciellen Masse, woraus unser Sonnensystem entstand, verschiedene Condensationscentra sich bildeten, woraus dann ohne das Zwischenglied einer Ringbildung die geballten Körper unseres Systems entstanden seien. Dieß ist wohl so zu verstehen, daß in jener Nebelmasse, welche den Stoff für unser Sonnensystem enthielt, ein herrschendes Condensationscentrum und mehrere untergeordnete Centra sich bildeten, und daß aus dem herrschenden Centrum die Sonne, aus den untergeordneten Planeten und Monde sich entwickelten.

Bei der Kritik der von Laplace angenommenen Ringbildung, welche eine Vorstufe der Planeten- und Mondbildung gewesen sein soll, zeigt Braun, daß diese Annahme mit verschiedenen, im Planetensystem vorliegenden Thatsachen im Widerspruch stehe, insbesondere mit der Thatsache, daß der innere Marstrabant, Phobos, seinen Umlauf um den Hauptplaneten in kürzerer Zeit vollendet, als der Hauptplanet selbst zu einer Rotation braucht. Uebrigens sei hier bemerkt, daß auch J. G. Vogt, obwohl von ganz andern Principien als Braun ausgehend, in seinem 1878, also vor den Publikationen Brauns, erschienenen Buche „Die Kraft“ und neuerdings wieder in der 1889 gedruckten Schrift „Entstehen und Vergehen der Welt“ gegen die Laplace'sche Ringbildungstheorie, welche er eine „wilde Abschleuderungshypothese“ nennt, sich ausgesprochen hat. Auch Vogt macht wie Braun die Annahme, daß in dem den Weltraum erfüllenden feinvertheilten Urstoffe an verschiedenen Punkten Verdichtungscentra und zwar von verschiedener Rangordnung sich gebildet haben. Nach dieser Auffassung sind dann aus den Verdichtungscentren erster Ordnung die Sonnen, aus denen zweiter Ordnung die Planeten und aus denen dritter Ordnung die Trabanten der Planeten entstanden.

Die von Vogt und Braun entwickelte Theorie von der Bildung größerer und kleinerer Verdichtungscentra, wobei mit dem Proceß der Verdichtung zugleich ein Proceß der Lichtentwicklung verbunden war, erinnert mich lebhaft an eine Wahrnehmung, die ich selbst wiederholt gemacht habe, als ich unter dem Mikroskop, und zwar mit polarisirtem Lichte, das Krystallisiren von Asparagin, das in Wasser gelöst war, beobachtete. Der Tropfen Wasser mit der Asparaginlösung erschien bei einer bestimmten Stellung der Nikol'schen Prismen anfangs völlig dunkel. Sobald aber der Krystallisationsproceß begann, erschienen an verschiedenen Stellen des Gesichtsfeldes helle Punkte, welche bald zu Krystallen von verschiedener Größe und Farbe, aber von der gleichen rhombischen Form sich entwickelten. Diejenigen Partien des Gesichtsfeldes, wo keine Krystalle waren, blieben dunkel, die Krystalle aber glänzten in den reinsten Spektralfarben, die einen gelb, andere grün, wieder andere roth oder blau. Das soeben beschriebene mikroskopische Schauspiel mag einigermaßen ein Miniaturbild sein von jenen großen Verdichtungs- und Lichtentwicklungsprocessen, welche im Weltraume bei der Bildung der Sonnen und Planeten vor sich gegangen sind. Das Tertium der Vergleichung dieser Vorgänge liegt darin, daß in beiden Fällen in einer anfangs homogenen Stoffmasse mehrere Verdichtungscentra von verschiedener Größe sich bildeten und daß mit der stellenweisen Concentration des Stoffes zugleich ein Lichtwerden sich einstellte.

Da diese Blätter vorzugsweise derjenigen Wissenschaft, welche mit den Schicksalen und Thaten des Menschengeschlechtes sich befaßt, dienen, so wollen wir nun aus der von Braun geschilderten kosmogonischen und geogonischen Geschichte ein Moment hervorheben, welches, obwohl von der Menschengeschichte durch einen Zeitraum von Jahrmillionen getrennt, dennoch einen immensen Einfluß auf die Menschengeschichte, besonders im gegenwärtigen Jahrhundert, geübt hat und noch ferner üben wird. Das Moment, das wir hier angedeutet, ist die Periode der Steinkohlenbildung im Verlaufe der Entwicklung des Erdkörpers. Bei der Beantwortung der Frage nach der Dauer der geogonischen Perioden und deren Entfernung von der Gegenwart kommt unser Autor auch zu sprechen auf die Frage, wieweit jene Erd-

periode, welche die Geologen die Steinkohlenperiode nennen, hinter uns liege. Das Wesentliche der Antwort auf diese Frage liegt in dem Satze: „Den Lehren der Pflanzenphysiologie entsprechend sind die Steinkohlen aus einer Flora entstanden, welche einer mittleren Temperatur von circa 27½° Celsius bedurfte. Gegenwärtig aber ist die mittlere Temperatur (auf der Erde) nur etwa 12° Celsius. Also liegt die Mitte der Steinkohlenperiode etwa 8½ Millionen Jahre hinter uns". Die so eben angeführte Folgerung gründet sich auf den sehr langsamen Abkühlungsproceß der Erde. Es ist nun allerdings zuzugeben und wird auch von Braun selbst eingeräumt, daß die Anzahl der Jahrmillionen, um welche die Mitte der Steinkohlenzeit hinter uns liegen soll, nicht absolut sicher ist, aber so viel ist jedenfalls gewiß, daß die Steinkohlenperiode der Erdgeschichte von den Anfängen der Menschengeschichte viel weiter entfernt liegt als der Anfang der Menschengeschichte von der Gegenwart. Und dennoch steht jene so weit zurückliegende Periode der Erdgeschichte, nämlich die Steinkohlenperiode, in der innigsten Beziehung zur Culturentwicklung und zum socialen Leben der Menschheit in der Gegenwart, denn ohne die Steinkohlen wären unsre Eisenbahnen, Dampfschiffe und Fabriken entweder nie entstanden oder müßten bald ihren Betrieb einstellen. Nach einer beiläufigen Berechnung werden gegenwärtig auf der Erde stündlich circa 1 Million Zentner Steinkohlen verbraucht. Wenn dieser kolossale Bedarf an Brennmaterial durch Holz bestritten werden müßte, wie stände es dann wohl mit den Wäldern auf der Erde?! Wir sehen aus dieser Beziehung der Steinkohlenperiode zur Industrie und zum Weltverkehr des Menschengeschlechtes, wie innig die Erdgeschichte mit der Menschengeschichte zusammenhängt, und zugleich ist hieraus zu erkennen, wie die Vorsehung schon Jahrmillionen vor Schöpfung des Menschen für den Menschen gesorgt hat.

Uebrigens stehen nicht blos die im Innern der Erde eingeschlossenen Steinkohlenlager, sondern auch die Bildungen auf der Oberfläche der Erde — die Vertheilung von Land und Wasser, von Flachland und Gebirg, von Flüssen und Seen — in der innigsten Causalbeziehung zur Geschichte und Cultur der Menschheit. Da nun die so eben angedeuteten Bildungen ein

Ergebniß der Geogonie sind und diese wieder ein Theil der Kosmogonie ist, so zeigt sich auch hier wieder der Zusammenhang der Kosmogonie mit der Menschengeschichte. Es wäre vielleicht eine dankbare Arbeit, die Beziehungen der Kosmogonie und Geogonie zur Menschengeschichte mehr in's Einzelne zu verfolgen.

Oben wurde bemerkt, daß ein Theil der hier besprochenen Kosmogonie auf die Gegenwart sich bezieht; es ist dies jene Partie, die der Autor selbst als Theorie der Sonne bezeichnet hat. Sie umfaßt 54 Seiten (113 bis 167). Die wissenschaftliche Erforschung und Erkenntniß des Centralgestirnes unseres Planetensystems ist seit der Aufstellung der mechanischen Wärmetheorie und der Erfindung der Spektralanalyse in ein ganz neues Stadium getreten und hat rasche Fortschritte gemacht. In der neuesten Zeit ist auch noch die Photographie als neues Hilfsmittel zur Erforschung der Zustände und Vorgänge auf der Sonne hinzugekommen. Was nun durch Teleskop, Spektroskop, Photographie und mathematischen Calcul über die Sonne theils als gewiß, theils als wahrscheinlich sich ergeben hat, finden wir in dem Buche von Braun kurz zusammengestellt. Freilich sind auch jetzt noch viele Fragen, wie z. B. die über den Aggregat-Zustand des eigentlichen Körpers der Sonne, noch ungelöst.

Gerade die Sonne gibt nicht blos zu solchen Fragen, welche auf den gegenwärtigen Zustand sich beziehen, sondern auch zu einer wichtigen, auf die Zukunft gerichteten Frage Veranlassung, nämlich zu der Frage, ob diese kolossale Quelle von Licht und Wärme, von deren Strahlungen gegenwärtig alles physische Leben auf der Erde bedingt ist, einer Abnahme und allmähligen Erschöpfung unterworfen sei oder nicht. Unser Autor gibt hierauf S. 235 ff. eine eingehend motivirte Antwort, welche sich kurz in folgendem Satz zusammenfaßt: „Wahrscheinlich wird die Sonne noch etwa 6 bis 8 Jahrmillionen in angenähert gleicher Stärke wie jetzt strahlen; dann wird die Strahlung stufenweise abnehmen, um vielleicht erst in 100 Jahrmillionen in das Stadium zu gelangen, da sie ohne Ersatz sich abkühlen wird ähnlich einem heißen Stein". Hiebei ist abgesehen von der Frage, ob der Schöpfer der Welt nicht etwa durch einen außerordentlichen Eingriff ein früheres Ende herbeiführe.

Die aus den Gesetzen der Wärme und des Kraftumsatzes gezogene Consequenz, daß unsere Sonne und alle jetzt selbstleuchtenden Weltkörper einem Zustand der Erkaltung und des Erlöschens entgegengehen, ohne daß eine Wiedergeburt zu erwarten sei, haben einige Gelehrte durch verschiedene Hypothesen umzustoßen versucht. Es scheint, daß hiebei das Vorurtheil gegen die Lehre von der Schöpfung als Motiv mitgewirkt hat. Da nämlich der Weltproceß, wenn er einem Ende entgegengeht, auch einen Anfang genommen haben muß, so wollen Jene, die keinen Anfang und keine Schöpfung zugeben mögen, auch kein Ende annehmen, sondern behaupten einen ewigen Kreislauf. Braun hat diese Hypothesen einer sehr gründlichen und vernichtenden Kritik unterzogen und das Facit seiner Kritik in den Satz zusammengefaßt: „Der ganze Vorrath von Energie in der Schöpfung ist eine endliche Größe. Von derselben geht ohne Unterbrechung fortwährend ein sehr großer Theil durch Ausstrahlung verloren, ohne je wieder eingebracht werden zu können. Also muß der Vorgang einmal ein Ende haben". (S. 249.)

Außer der Sonne haben insbesondere noch die Kometen zu einer die Zukunft betreffenden kosmogonischen Frage Veranlassung gegeben, nämlich zu der Frage, ob von den Kometen, welche in Folge der Eigenthümlichkeiten ihrer Bahnen der Erde sehr nahe kommen können, nichts für die Erde zu fürchten sei. Unser Autor gibt auf diese Frage im Wesentlichen diese Antwort: Man könne nach den Gesetzen der mathematischen Wahrscheinlichkeit wenigstens 20 Millionen gegen Eins wetten, daß ein Komet uns nicht schaden werde, weil nämlich der Raum (worin die Kometen sich bewegen) so unermeßlich groß und die Körper, aus deren Zusammenstoß etwas zu fürchten wäre, nämlich Erde und Komet, im Verhältniß zu jenem Raume winzig klein seien. Aber die Möglichkeit eines Zusammenstoßes sei immerhin vorhanden und ein solcher Zusammenstoß würde, wenn die Masse des Kometen $^1/_{10000}$ der Erdmasse betrüge, immerhin eine Katastrophe, die kein Mensch überleben würde, herbeiführen. Wenn wir Menschen uns also dennoch der Hoffnung hingeben, daß eine derartige Katastrophe nicht eintreten werde, so beruht diese Hoffnung und Zuversicht eigentlich auf der göttlichen Vor=

sehung, welche schon bei der Herstellung des Weltgebäudes und seiner Gesetze die Sache so eingerichtet hat, daß vor jenem großen Termin, wo der Geschichte des Menschengeschlechtes durch das Weltgericht ein Ende gemacht wird, keine Katastrophe, die ein früheres Ende herbeiführen würde, eintreten kann.

Durch das ganze Buch zieht sich eine innige Verschmelzung exakter, den Gegenstand vollkommen beherrschender Wissenschaft und fester christlicher Glaubensüberzeugung hindurch. Durch die Verbindung dieser beiden Elemente wird diese Kosmogonie zu einem großartigen Commentar des ersten Glaubensartikels: Credo in unum Deum, patrem omnipotentem creatorem coeli et terrae. Nichts ist wohl geeigneter, um von der Allmacht und Weisheit des Schöpfers eine recht lebendige und hohe Vorstellung zu erwecken, als die wissenschaftliche Darstellung der ebenso einfachen als gewaltigen Vorgänge und Kräfte, durch welche das körperliche Weltall entstanden ist und erhalten wird. Daher wird die Lektüre dieses Buches auf denjenigen Leser, der einen gewissen Grad wissenschaftlicher Vorbildung mit religiöser Gesinnung vereinigt, nicht blos belehrend, sondern auch religiös erbauend wirken. Dieß gilt ganz besonders von den Schlußbetrachtungen (S. 273—296), wo die Herrlichkeit des Weltgebäudes und die Offenbarung der Vollkommenheiten Gottes im Universum mit begeisterten Worten geschildert werden.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß in dem von Dr. Julius Bielmayr verfaßten Programm des k. Lyceums zu Regensburg pro 1887/8 ein ziemlich ausführlicher Auszug der hier besprochenen Kosmogonie gegeben ist.

Dr. Xav. Pfeifer.

XXXIX.

Die älteste Geschichte des Hauses Zollern.[1])

Der Verfasser hatte sich schon seit einer Reihe von Jahren mit der Hohenzollern'schen Geschichte beschäftigt, als ihm von dem am 2. Juni 1885 heimgegangenen Fürsten Karl Anton von Hohenzollern der Auftrag wurde, die Geschichte seines Hauses zu schreiben. Die Disposition wurde so getroffen, daß der erste Band die älteste Geschichte des Gesammthauses bis zur völligen Abtrennung der Fränkischen Linie von dem Schwäbischen Stamme um 1225, der zweite dagegen ausschließlich die Geschichte der (Schwäbischen) fürstlichen Linie enthalten solle. Der erste Band liegt nun in 3 Theilen vor. Bei Beurtheilung des Gesammtwerkes muß man anerkennen, daß der Verfasser mit hohem Ernst bemüht gewesen ist, seiner Aufgabe gerecht zu werden, und durch die erzielten Resultate sich die Wissenschaft zu hohem Dank verpflichtet hat, wenngleich es ja an Ausstellungen im Einzelnen nicht fehlt. Nur wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn Schmid manche ermüdende Wiederholungen vermieden, sich nicht mehrmals auf Abwege hätte drängen lassen, überhaupt das Ganze in eine straffere Form

1) Schmid, L. Die älteste Geschichte des erlauchten Gesammthauses der Königl. und Fürstl. Hohenzollern. I. Theil: Der Urstamm der Hohenzollern und seine Verzweigungen. 8°. 340 S. Tübingen, H. Laupp, 1884. II. Theil: Die Geschichte der Grafen von Zollern von der Mitte des XI. bis Schluß des XII. Jahrhunderts. 265 S. Tübingen 1886. III. Theil: Die Entscheidung der Streitfrage, ob die Könige von Preußen von Hause aus Hohenzollern oder Abenberger sind. 296 S. Tübingen 1888.

gegossen hätte. In Folgendem soll der Inhalt des Werkes, sowie namentlich der Beweisgang kurz skizzirt werden.

Der Autor beginnt damit, den gesammten Besitzstand des Hauses Zollern, d. h. der Zollerischen Linie im engeren Sinne, welche ehedem auf den Burgen Zollern, Schalksburg und Mühlheim im Donauthal saß, und der Hohenbergischen Linie mit den Schlössern Hohenberg (bei Spaichingen), Rottenburg und Haigerloch, wie er gegen Ende des 12. Jahrhunderts sich darstellt, vor Augen zu führen. Alsdann wird eben dieser Besitz auf die alten Gauverhältnisse hin untersucht, und hieraus der Schluß gewonnen, daß die Grafschaft Graf Burkhards I., des ältesten nach Zollern benannten Ahnherrn, vor 1057 sich nur über den Scherragau erstreckte. Geht man nun auf die früheren Grafen des Scherragaus zurück, so trifft man ohne Vermittlung auf Adalbert II. († zwischen 903 und 906, Sohn Burkards I. des Grafen von Curräticn, dem Thurgau nnd Klettgau) und seinen Sohn Burkhard II. († 912). Da nun aber nachweislich bereits im 9. Jahrhundert in angesehenen Häusern die Grafenämter wenigstens herkömmlich erblich waren, so ist der Zusammenhang der Zollern mit den sogen. Burkardingern, deren Geschlecht die genannten Grafen Adalbert und Burkhard angehörten, gegeben. Diese Vermuthung wird zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben einmal durch die wiederkehrenden Taufnamen, dann aber namentlich durch die allodialen Besitzverhältnisse. Letztere zwei Momente führten den Verfasser auch auf die Fährte zur Ermittelung der Mutter der beiden ältesten nach Zollern benannten Grafen, Burkard I. und Wezel (Koseform von Werner). Sie war eine Tochter des Grafen Werner von Ortenberg im Elsaß und „wenn sie den Namen ihrer Mutter erhalten," so hieß sie Himeltrut. Zum Ortenbergischen Geschlecht gehörten auch die Grafen von Hurningen d. i. Hirrlingen bei Rottenburg, nach deren Abgang die Zollern gegen Ende des 12. Jahrhunderts im Besitz der Grafschaft des Sülichgaus oder Rottenburg folgten.

Alsdann greift der Verfasser auf die Geschichte der Burkardinger zurück, beginnend mit Hunfrid, dem von Karl dem Großen eingesetzten Herzog von Rätien und Istrien. Von seinen Söhnen ist Adalbert der 814, 836 und 838 genannte

Thurgau-Graf, während Burkhard, kaiserlicher Marschall, das Geschlecht fortsetzt. Zu des letzteren Söhnen zählt der obengenannte Adalbert II., welcher das Grafenamt über den Scherragau und die Baar bekleidete, außerdem aber in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts auch dem Thurgau, Hegau, Klettgau und Albgau als Graf vorgesetzt war. Bei dieser Machtfülle des Vaters versteht man es, daß sein Sohn Burkhard II. den Plan fassen konnte, sich zum Herzog von Alamannien aufzuschwingen, und alsbald nach dem Tode König Ludwigs des Kindes, ehe das neue Haupt des Reiches sich hatte festsetzen können, an die Ausführung des Werkes ging; er büßte das Unterfangen jedoch mit seinem Tode, und auch sein Bruder Adalbert fiel im weiteren Verlauf der Katastrophe dem Hasse der Gegner zum Opfer (912). Das Ziel, das der Vater vergebens erstrebt, sollte jedoch dem Sohne, Burkhard III. beschieden sein; nach wechselvollem Geschick unter der Regierung König Konrads von Franken wurde er, wahrscheinlich noch vor dessen Tode, zum Herzog erhoben und als solcher auch von König Heinrich I., obschon er anfänglich dessen Wahl bekämpft hatte, nach seiner Unterwerfung anerkannt. Von seinen Thaten ist die Stiftung des Klosters Waldkirch insofern von besonderer Wichtigkeit, als aus derselben hervorgeht, daß das Burkardinger Haus in denselben Gegenden begütert war, in denen man auch die Zollern wiederum antrifft. Burkhard III. (als Herzog Burkhard I.) endigte sein Leben 926 auf einem Kriegszuge in Italien. Nach ihm überkam die Herzogswürde der fränkische Graf Hermann, der sich mit der Wittwe seines Amtsvorgängers Reginlinde vermählte. Der Ehe entsproß eine Tochter, Ida, die spätere Gemahlin von König Ottos I. Sohn Luitolf, der nach dem Tode seines Schwiegervaters diesem im Amte folgte. Doch nicht lange bekleidete Luitolf die Alamannische Herzogswürde; an seinem Vater wie bekannt zum Empörer geworden, ging er derselben verlustig (954), und nun kehrte diese zum Burkardinger Mannsstamm zurück. Alamannien wurde nämlich Burkard, dem gleichnamigen Sohn des ersten Herzogs dieses Landes und der Reginlinde (vergl. die Anm. Nr. 145) übertragen. Burkard II. regierte bis zum Jahre 973, wo er kinderlos starb. Seine Gemahlin, die aus Scheffel's Ekkehard bekannte Hadewig, von

der der Verfasser eine historische Darstellung gibt, überlebte ihn um mehr denn 20 Jahre († 994). Ihre Hinterlassenschaft, namentlich Kloster Waldkirch und Hohentwiel, fiel an Kaiser Otto III.

Nachdem so die herzogliche Linie des Burkardinger Hauses zu Ende geführt ist, sucht der Verfasser die Nebenlinien zu verfolgen, wobei er auf die später nach Nellenburg benannten Grafen (I. Stamm — c. 1105), und die sog. Landold-Sippschaften der Grafen von Nellenburg und Zollern stößt. Letzterer Abschnitt ist indeß schon in mehrfachen Punkten von der weiteren Forschung überholt (so vgl. man zu S. 218—224 Gisi: Thurgaugraf Lanthold, gest. 991, Gemahl der Liutgarde von Nellenburg, Tochter des Thurgaugrafen Eberhard ꝛc. im Anzeiger für Schweizer. Geschichte. 1888 p. 265 ff.).

Der II. Theil, der sich mit den Hohenzollern des 11. und 12. Jahrhunderts beschäftigt, gibt einleitend eine Erklärung des Namens Zollern. Derselbe wird vermittelst der Zwischenformen Solr, Solre, von mons solarius abgeleitet, wie die Römer den Berg benannt hätten. Von alle dem jedoch, was der Verfasser für seine Ansicht ins Feld führt, bleibt als historisch nur übrig, daß die jetzige noch aus dem 15. Jahrhundert stammende Burgkapelle dem hl. Michael geweiht ist und der Berg in den ältesten christlichen Zeiten Michaelsberg hieß, woraus man nach analogen Fällen schließen kann, daß der Berg ehedem eine Wodancultstätte gewesen sei. Alles andere ist Phantasie. Zehnmal wahrscheinlicher ist die Ansicht, die Buck „Oberdeutsches Flurnamenbuch" (Stuttgart 1880) s. v. äußert, wonach der Name auf ein keltisches Tolera oder Tolerion zurückgeht, worin die indogermanische Wurzel tal, tul (heben) steckt. — Von der versuchten Namenserklärung geht der Verfasser dann zu den einander folgenden Burgenbauten auf dem Zollern bis in die neueste Zeit über. — Nachdem hierauf die Geschichte der Hattinhuntare (d. i. der Bezirk um den Zollern in ältester Benennung), bevor sie in den Besitz der Scherragaugrafen kam, nachgeholt ist, ist die Darstellung wieder zu dem Punkte gelangt, von wo sie aufsteigend ihren Ausgang genommen, zu Burkhard und Wezel, den ersten nach Zollern benannten Grafen. — Von letzteren wissen wir zwar nur, daß sie 1061 gefallen

d, eine karge Notiz, aus der der Verfasser jedoch mit wunderbarer Combinationsgabe viel zu machen versteht; allein: Historia non cantat. Als Vater von Burkhard und Wezel wird entgegen Bd. 1,78 ein Graf Burkhard angenommen. Im folgenden wird dann zunächst die Nachkommenschaft Wezels, für die die Grafschaft Haigerloch gebildet wurde, abgehandelt und die Identität Adalberts von Haigerloch, Wezels ältesten Sohnes, mit dem Grafen Adalbert von Wieseneck dargethan. Derselbe Adalbert gehörte mit zu den Stiftern des Klosters Alpirsbach, in dessen Kirche er auch seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Sein Bruder ist Bruno, von 1100—1125 Dompropst in Straßburg, und von 1112—1122 gleichzeitig deutscher Reichskanzler. Derselbe, welcher jedoch mit dem Straßburger Bischof Bruno von 1123—1131, wie häufig geschehen, nicht zu identificiren ist (vgl. die Beilage S. 142), stiftete auch St. Märgen. (Leider läßt sich der Verfasser zum Nachtheil des ganzen Abschnittes hier stark auf Abwege drängen. So gibt ihm der Umstand, daß Bruno Propst in Straßburg war, Veranlassung, eine Abhandlung über das dortige Domstift vom 8.—12. Jahrhundert einzuschalten, desgleichen der Umstand, daß er der Kanzlei vorstand, eine Darstellung der Reichsgeschichte in damaliger Zeit zu geben). Die Haigerlocher Linie erlosch gegen Ende des 12. Jahrhunderts, worauf deren Besitzthum wieder ans Haus fiel. Zu dieser Linie rechnet Schmid auch den Bertold de Zolre, der von 1160—1170 als der einzige Vertreter seines Stammes erscheint und an der Schlacht bei Tübingen 1164 hervorragenden Antheil nahm. — Von Burkards Linie hinterließ Friedrich I. eine größere Nachkommenschaft; dessen Enkel waren Friedrich III., dem von König Heinrich VI. die Burggrafschaft Nürnberg verliehen wurde, und Burkard III., der Stifter der nach Hohenberg benannten Linie, die bis 1486 blühte. Zu ihrer Zeit ging die Burg Fürstenberg in der Baar für immer dem Hause Zollern verloren, sie blieb den Zähringern.

Zum Schluß des II. Theiles läßt der Verfasser dann noch Nachträge zu Stillfried und Märker, Monum. Zollerana I., im Ganzen 32 Nummern, folgen, ferner eine Beurtheilung der

Stammtafeln, welche Riedel und Graf Stillfried über die ält
Ahnen der Hohenzollern bis 1200 aufgestellt haben, und
Begründung der von ihm aufgestellten Stammtafel, sowie
Beilage über die Klosterkirche zu Alpirsbach, und die spätern
ziehungen des Klosters zu dem Grafenhause Zollern. Au
dem sind noch beigegeben der Abdruck des Siegels von
Märgen, s. XIII., mit dem Bilde des Stifters (nach dem
Gr. Generallandesarchiv zu Karlsruhe befindlichen Stem
und 2 Facsimile von Recognitionen des Kanzlers Bruno,
eine eigenhändig (zu Stumpf, Reichskanzler Bd. II Nr. 31
die andere von fremder Hand (zu Stumpf a. a. O. Nr. 31

Der III. Theil ist sodann dem Nachweis gewidmet,
die Burggrafen von Nürnberg, denen 1417 die Mark Bran
burg verliehen wurde und die somit die Ahnen des jetzi
deutschen Kaiserhauses sind, wirklich Zollerischen Geb
sind, mit anderen Worten, daß der Friedrich, welcher
1192—1200 als Burggraf von Nürnberg vorköm
mit dem Grafen Friedrich III. von Zollern, der
Schluß des II. Theils behandelt ist, identisch sei. Die Fr
nach dem Herkommen der Markgrafen von Brandenburg, spä
Könige von Preußen, ob sie Zollern oder aber nicht ursprüng
Grafen von Abenberg gewesen, ist schon vielfach bald
jahend, bald verneinend behandelt, und gibt der Verfasse
der Einleitung zunächst eine dankenswerthe Orientirung i
die zu dieser Frage Stellung nehmende Literatur. Für
Abenberger Herkunft sprechen bei oberflächlicher Kenntniß
geschichtlichen Verhältnisse zwei Thatsachen, einmal die,
noch im 13. Jahrhundert zwei Burggrafen von Nürn
sich auch Grafen von Abenberg nennen, und dann, daß säm
liche Abenbergischen Besitzungen schon im Anfang des genan
Jahrhunderts in den Händen der Nürnberger Burggrafen wa
Nach gründlicher Untersuchung kommt nun Schmid zu
Resultat, daß wahrscheinlich Hildegard, einzige Tochter
Grafen Konrad von Abenberg, den letzten Burggrafen
Nürnberg aus dem österreichischen Geschlecht der Grafen
Raabs geheirathet habe, auf welche Weise sich der Abenberg
Besitz erklärt. Die dieser Ehe entsprossene Erbtochter So
war die Gemahlin eines Burggrafen Friedrich von Nürn
der als solcher bis 1200 vorkommt. Daß letzterer aber
Graf von Zollern (und dann Friedrich III.) war, ergibt
daraus, daß sein Sohn Konrad 1222 urkundlich „burgra
de Nurenberg comes de Zol“ bez. „de Zolre“ gen
wird, sich auch auf seinen beiden Siegeln so nennt. (S.
Tafeln 2 und 3.) Konrad hatte einen jüngeren Bruder Fried
dem bei der Theilung die Schwäbischen Besitzungen zuf
und der Ahnherr der fürstlichen Hohenzollern geworden, wäh

Konrad die Fränkischen Besitzungen des Vaters erhielt. — Im Weiteren geht der Verfasser dann den Beziehungen beider Häuser zu einander bis in die neueste Zeit nach, um daran zu zeigen, wie weit sich das Bewußtsein der Stammesgemeinschaft lebendig erhalten hat. Der letzte Abschnitt endlich ist noch der speciellen gründlichen Widerlegung der Schriften von Haas (Der Rangau, seine Grafen und ältere Rechts-, Orts- und Landesgeschichte mit neuen Forschungen über die Abstammung der Burggrafen von Nürnberg. Ein Beitrag zu des Freiherrn von Stillfried-Rattoniz Nürnberg'schen Burggrafen und Hohenzollerschen Forschungen. Erlangen 1853) und Seefried (Die Grafen von Abenberg, fürstl. baierisch welfischer Abkunft, die Ahnen des preußischen Königshauses und der Fürsten von Hohenzollern. München 1869) gewidmet. Zum Schluß sind die Regesten von 24 Urkunden aus der Zeit von 1192—1228, welche in den Monum. Zollerana I. und II. fehlen, nachgetragen, sowie 3 Stammtafeln (2 des Grafenhauses Abenberg, einmal nach Seefried, dann nach Schmid, und eine Fortsetzung der Zollerschen Stammtafel, soweit sie für den III. Theil in Betracht kommt) und 6 Siegelabbildungen (der Brüder Konrad und Friedrich, der Söhne des ersten Nürnberger Burggrafen Zollerischen Stammes, und Friedrichs des Sohnes Konrads) beigegeben.

Im Einzelnen seien noch folgende Bemerkungen gestattet. Bei der breiten Darstellungsweise, die der Verfasser auf seinen Gegenstand verwendet, sieht man um so weniger gern Ausführungen, die Nebenpunkte betreffen und absolut überflüssig sind. So hätte sich der Autor den 2 enggedruckte Seiten umfassenden „Beweis, daß die schon am Ende des 11. Jahrhunderts im Mannsstamme ausgestorbenen Grafen von Achalm von dem Stamme der Unruochinger ausgegangen sind" (Theil I., Anm. 94) ruhig schenken können, da er in nichts über das Fürstenbergische Urkundenbuch Band I. (1877) bez. Riezler, Geschichte des Fürstlichen Hauses Fürstenberg (1883) hinausgekommen ist. Ein einfacher Hinweis hätte genügt. Desgleichen sind die Erwägungen, die den Verfasser die dargestellte Mordscene im Großmünster zu Zürich auf ein Ereigniß aus dem Leben Herzog Burkhards II. sich beziehen lassen (ebend. Anm. 176), höchst überflüssig; es ist ja niemand, der ihm widerspicht, und hätte auch hier die einfache Zustimmung zu Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich Band I, S. 11 ff. genügt. — Zu Theil I, S. 211: Ebbo's von Nellenburg Gemahlin Hedwig ist, wie neuerdings Gisi (Anzeiger für Schweizer. Geschichte, N. F. Band IV, S. 347 ff.) höchst wahrscheinlich gemacht hat, nicht eine Tochter Herzog Hermanns II. von Schwaben, sondern des Lothringischen Grafen Gerhard,

Bruders von Kaiser Konrads II. Mutter Adelheid, und der Eva von Lützelburg, Schwester der Kaiserin Kunigunde. Zu Seite 212 ff., 217 und 219: Den Grafen Eberhard, der die Urkunde von 1056 (F. L. Baumann: Das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen U. Nr. 4 in Quellen zur Schweizer Geschichte Band III) ausstellt, hält der Verfasser für identisch mit dem Grafen Ebbo, der circa 1009 heirathet; es ist das eine Ansicht, die zuerst von Baumann (a. a. O. S. 10 f.) aufgestellt ist, zu der sich aber Referent, trotzdem sie von so autoritativer Seite ausgegangen, nicht bekennen kann. Referent glaubt vielmehr zum Theil auch aus den Gründen, die Gisi im Anzeiger für Schweizer. Geschichte 1888, S. 270 schon beigebracht hat, zu der alten Ansicht, daß der Aussteller der Urkunde von 1056 für den Sohn Ebbo's zu nehmen ist, zurückkehren zu müssen. Merkwürdiger Weise ist der Verfasser selbst aus Versehen seiner angenommenen Ansicht auf Seite 245 wieder untreu geworden, denn dort hält er den Aussteller der Urkunde von 1056 für identisch mit dem Stifter von Allerheiligen, also dem Sohn Ebbo's. — Zu Seite 216: Noch 1101 (Fürstenb. Urkundenb. Band I, Nr. 78) kommt ein höchst wahrscheinlich dem Nellenburger Hause nicht angehöriger Graf des Hegaus vor. — Theil I, S. 35 und 52 heißt es, daß die Dynasten von Hohenhewen mit dem Grafenhause Zollern stammverwandt waren, wofür in Abschnitt V. Kapitel I. der Nachweis erbracht werden solle. Dort sucht man aber vergebens nach diesem Nachweis, bis man in der Anmerkung 224 entdeckt, daß der Verfasser aus Raummangel darauf verzichten mußte, auf die Dynasten von Hohenhewen einzugehen. — Bei den Ortsnachweisungen wirkt es mehrfach (so Theil I. S. 17, 22, 24, 34, 37) störend, daß der Verfasser eine längst veraltete Badische Amtseintheilung zur Hand hatte. — Theil II. S. 63 und 201 Anmerkung 19 wird Husin, wornach der Mitstifter vom Kloster Alpirsbach Rotmannus benannt ist, entgegen dem Württemberg. Urkundenbuch Band I, S. 315 als Hausach im Kinzigthal gedeutet, was mehrfaches für sich hat. — Theil III. S. 110, Z. 4 muß es heißen Herzog Berthold IV. von Zähringen, nicht V. — Die ebd. S. 241 in der Note gegebene Erklärung von Basilika ist völlig unbrauchbar, nach dieser Erklärung kann auch eine gothische Hallenkirche unter den Begriff Basilika fallen. Zu Theil III. S. 127 Note 2 ist zu bemerken, daß Wappenbild und Wappen wohl von einander zu halten sind. — S. 265 Z. 1 v. u. hat sich der Druckfehler III statt IIII eingeschlichen. — Verbindungen wie „Die sehr zahlreich sich eingestellten Baiern" (I. S. 171) oder „die dem Verleger namhafte Kosten verursachte Karte" (II. S. 11) sind unzuläßig. . . . . . . t.

XL.

Neue Bilder aus den Alpenländern.

2. Aus der Schweiz.

IV.

Es ist uns mit der Reform des Kirchengesanges ähnlich gegangen wie mit unsern Kirchenrestaurationen. Man ist von mancher Seite von einem Extrem ins andere gefallen. Hier galt Einigen nur der romanische, Vielen nur der gothische Bau als der architektonische Gedanke des Christenthums; dort hat man nur einen Stil für Kirchenmusik gelten lassen wollen. Es ist ja nur zu wahr, unsere Kirchenmusik war vielenorts in tiefem Verfall; als Vorstand eines Seminars beklagte ich nicht wenig den ganz weltlichen, aller Andacht und alles Ernstes baaren Geist so mancher Compositionen, die in unserer Kirche zur Aufführung kamen; aber ich wußte nicht zu helfen, und wenn ich es auch gewußt hätte, so hatte ich nicht die Macht, diese Zustände zu ändern. Darum begrüßte ich mit Freuden die Bildung der Cäcilienvereine. Doch nicht Wenige — ernste, würdige, verständige, hochkatholische Männer wurden bedenklich, als sie so manche Enthusiasten eine Richtung einschlagen sahen, die man mit Recht als eine extreme bezeichnen muß. Solche Bestrebungen, die von Männern ausgehen, die katholischer sein wollen als der Papst, können nur dazu dienen, besonnene Freunde der Reform mißtrauisch zu machen und dem Volke zum Aergerniß zu werden. Wie

die Gothikfanatiker die ehrwürdigsten Altäre zerschlugen un entfernten, an denen Eltern und Großeltern gebetet, viel Generationen ihre Andacht gehalten hatten, so sind auc unsere extremen Cäcilianer ihren Theorien zu lieb nicht seh rücksichtsvoll zugefahren. Beidesmal hatte man vergessen daß die Kunst im Dienst der Kirche, der katholische Andacht, des katholischen Volkes steht. Aber wiewoh man nur römisch sein wollte, ließen diese vielenorts doch aud Frauen auf dem Kirchenchor zu, was man in Rom selbf dort, wo der Gesang nichts weniger als mustergiltig ist, un erhört finden würde.

Wie im Kirchenbau, so haben die Päpste auch der Musi im Dienste der Kirche eine größere Freiheit gelassen, als s manche dieser Reformatoren zugestehen möchten. Man geh einmal am St. Peterstage in den St. Peter und höre di Vesper an, die dort in nächster Nähe des Papstes aufgeführ wird. Damit soll der heutigen Kirchenmusik in Itali keineswegs das Wort geredet werden, aber ich führe dieß a als Beweis a majori ad minus. Soll es wirklich, u katholisch zu bleiben, nur eine Art geben, Kirchen zu baue und zu singen, soll aller Fortschritt in der Bau- und To kunst geläugnet, beide Künste auf ein bestimmtes Jahrhunde gebannt bleiben? Das wäre ja byzantinische Er starrung; aber selbst die griechische Kirche hat an ver schiedenen Orten, wie in Petersburg, den monotonen, näseln den, unserm Ohr unerträglichen griechischen Choral auf gegeben; der Choral in der kaiserlichen Kapelle daselbst soll wie Kenner berichten, von überwältigender Wirkung sein. So haben es auch die Protestanten gemeint, als sie die spätere Entwicklung der Kirche als einen Abfall von ihr selbst bezeichneten, und einen Fortschritt über die Formen des apostolischen Zeitalters hinauf nicht anerkennen wollten.

Keine Zeit darf sich rühmen, allein im Besitz der katho lischen Wissenschaft, der katholischen Kunst zu sein, dar ihren Formen des kirchlichen Lebens alleinige Berechtigung

zuschreiben. Gerade das war ja Grund, warum die Gesellschaft Jesu bei ihrer Entstehung Widerspruch fand; weil ihre Mitglieder kein Chorgebet hatten, keine besondere Kleidung u. s. f. trugen, waren so Manche, bis zu Papst Sixtus V. hinauf, ihrer Verfassung nicht wohl gewogen; und doch war es gerade diese Lebensform, die ihrem Institute so große Wirksamkeit ermöglichte.

Der wahre Katholik wird den Geist des Fortschrittes, der die Kirche vor Verknöcherung bewahrt, in ihrer ganzen Geschichte erkennen. „Der wahre Cäcilianer", sagt darum der selige Witt, mit dem ich oftmals über diese und verwandte Fragen mich unterhalten habe, „schätzt Instrumentalmusik in der Kirche hoch, hoch den Volksgesang, höher die Vocalmusik, am höchsten den Choral, Alles genau in dem Grade, in der Art der Anwendung und Abwechselung, wie die Kirche will." Nach dem Caeremoniale Episcoporum sind drei Gattungen kirchlicher Musik zu unterscheiden: der gregorianische Gesang, der polyphone Gesang, welcher durch contrapunktische Motive aus dem gregorianischen Gesang gebildet ist, und die figurirte Messe (Mitterer versteht darunter Kirchengesang mit frei erfundenen Motiven, mit oder ohne Begleitung). Sonderbare Widersprüche! Die Palestrinamessen sind zur selben Zeit und an demselben Ort, zu Rom entstanden, als man die St. Peterskirche, dieses Vorbild aller Renaissancekirchen, baute. Diese nun, sagt man uns, sollen unkirchlich sein, vom Geiste des Heidenthums durchdrungen, jene aber die höchste, einzige Form der kirchlichen Tonkunst! Ich habe vor vielen Jahren zu Rom oft Palestrinamessen gehört und mich daran erfreut und zwar zu einer Zeit, da fast Alle der gegenwärtigen Verehrer des Palestrinastils noch in den Kinderschuhen gingen, aber ich habe, wiewohl der Sängerchor in der Sixtina damals ausgezeichnet war und unter der Leitung des vortrefflichen Baini stand, weder damals noch jetzt glauben können, daß er der allein berechtigte musikalische Gedanke des Christenthums sei.

Mit dem eben Gesagten soll den neueren Bestrebungen auf dem Gebiete der kirchlichen Tonkunst nicht im Geringsten ihr hohes Verdienst geschmälert werden; nur möge man immer den Satz beachten: Moderata durant. Auch bei der Wiedergeburt der kirchlichen Baukunst und Malerei sind wie in der Musik Einseitigkeiten an den Tag getreten; bei dem redlichen und selbstlosen Zusammenwirken aller Kräfte werden manche Differenzen sich ausgleichen, manche Schroffheiten sich mäßigen und so wird eine neue, glückliche Zeit für die kirchliche Tonkunst anbrechen.

V.

Als ich von dem Bau einer Eisenbahn nach Einsiedeln hörte, hatte ich gefürchtet, es möge dieser liebe, stille Ort seinen heiligen Zauber verlieren. Doch meine Besorgnisse waren umsonst. Schon bei der Fahrt den Berg hinauf herrschte in den dichtbesetzten Wagen eine große Stille; es war still wie in einer Kirche, und nur selten redete Einer leise mit seinem Nachbar. Alle waren eben durchdrungen von frommen Gedanken, voll Sehnsucht nach der heiligen Stätte; mochte auch Einer und der Andere darunter verschiedener Gesinnung sein, er mußte sich doch hier in die allgemeine Stimmung schicken. Viele unter den Pilgern beteten halblaut; die Franzosen, welche in größeren Gruppen kamen, hatten ein eigenes Gebetbüchlein bei sich: Recueil de Prières et Cantiques pour le pèlerinage de Notre-Dame-des-Ermites. Auf dem Wege von der Station Wädensweil nach Einsiedeln sangen sie das Magnificat. Eine andere recht wohlthuende Bemerkung konnte ich hier machen; auch manchen von den Fremden war sie nicht entgangen und sie theilten sie mir mit. Viele, viele Menschen waren hier versammelt, Deutsche aus allen Ländern, Franzosen, Tiroler, Romanische u. s. f. und aus allen Ständen konnte man sie sehen; alle schienen nur von einem Geiste durchdrungen, fromm, freudig, höflich und zuvorkommend gegen einander.

Kein Wunder, es waren ja eben Glieder aus der Einen großen katholischen Familie, die sich hier zusammengefunden hatten, die Kinder ihrer gemeinsamen Mutter Maria, die zu ihr heraufgeflohen unter ihren Schutz und Schirm. Aechte Frömmigkeit macht ja immer das Herz mild und gut.

> Virgo singularis,
> Inter omnes mitis,
> Nos culpis solutos
> Mites fac et castos

haben sie soeben gebetet.

Die Stiftskirche zu Einsiedeln hat alle Mängel des Rococo; aber dennoch wirkt sie so erhebend. Treten wir in dieselbe ein, so überraschen uns alsbald die hohen, weiten Räume. Die mächtigen Hallen, die kühn geschwungenen hohen Bogen üben eine gewaltige Wirkung, besonders am Abend, in der Dämmerung und am Morgen, wenn der Tag graut. Die gothische Kirche mit ihren aufsteigenden Säulenbündeln strebt voll Sehnsucht zum Himmel empor, die Basilica mit den Mosaikbildern des Heilandes und der Apostel, der Darstellung des himmlischen Jerusalem in der Absis, die romanische Kirche mit ihrem fest in sich geschlossenen Mauer- und Kuppelbau, und die Renaissancekirche mit dem hoch aufstrebenden Hauptaltar, auf dem der eucharistische Gott thront, stellen so recht den Himmel auf Erden dar, die Coelestis urbs Jerusalem.

Die Decoration der Kirche des Stiftes ist allerdings überreich, namentlich an den vier Pfeilern des Mittelschiffs, die Farben der Polychromie sind vielfach zu grell und die Vergoldung ist bis zum Uebermaß angewendet. Um jedoch die Wirkung dieses Stils recht würdigen zu können, müssen wir den Zweck des ganzen Baues ins Auge fassen; vieles wird uns dann verständlicher werden. Man darf diese Kirche nur einmal an den höchsten Festtagen, wie an dem der Engelweihe, von der Gallerie aus sehen, die unmittelbar über dem Portal sich befindet, wenn Tausende und Tausende,

ganze volle Menschheit, sind nur vereinzelte Richtungen des menschlichen Strebens: einseitige Verstandesthätigkeit — Rationalismus; einseitige Gefühlsrichtung — Pietismus, Mysticismus; einseitige Willensbildung — Moralismus.

Eine eigenthümliche Erscheinung unter den Pilgern bildeten die vielen Geistlichen, die in Soutane, mit Rabat und Dreispitz aus Frankreich, Lothringen und Elsaß hieherkamen. Viele von ihnen waren in Begleitung ihrer Pfarrkinder, Männer und besonders Frauen erschienen. Da konnte man einen oder den anderen derselben sehen, wie er gleich einem Hausvater die Seinen um den runden Tisch im Gasthause sammelte und Jedem die Speisen vorlegte. Ein Rigorist mag vielleicht dieses Reisen von Priestern mit Frauen tadeln; aber er möge bedenken, daß in der Regel diese Pilger und Pilgerinnen in großen Gruppen reisen, gewissermaßen im Angesicht der Oeffentlichkeit. Jedenfalls muß diese Sitte dazu beitragen, den Pilgerfahrten ihren religiösen Charakter zu wahren.

Die Theologen haben viel gedacht und geschrieben über das Verhältniß von Gnade und Freiheit, und ob jene diese nicht beeinträchtige. Diese Frage kam mir in den Sinn, als ich auf diese betende Menge niedersah. Wie Thau und Sonnenlicht auf die Blüthe fällt und diese sich um so rascher entfaltet und entwickelt, ohne daß ihre eigene Lebenskraft und Thätigkeit durch die Einwirkung von Thau und Sonnenstrahl auch nur im mindesten gestört würde, so mag es auch im religiösen Leben sein. Die Gnadensonne, welche die menschliche Seele durchwirkt und durchwaltet, war über diesen Tausenden aufgegangen. Die Seelen haben sich ihr selbstthätig erschlossen, wie die Blüthe ihren Kelch, aber es war doch der Sonnenstrahl, der sie aufschloß. Agis et ageris, sagt darum St. Augustin.

Zuweilen wurden fromme Lieder gesungen, abwechselnd von deutschen und französischen Pilgern; der Charakter beider Nationen sprach sich da auch in ihren Liedern aus

auch hier bewundern. Das Bild am Hochaltar stellt Mariä Himmelfahrt dar; von der äußersten Gallerie über dem Eingang zur Kirche aus gesehen, trat ihre Gestalt mir deutlich entgegen. So ist es nicht bei den Werken vieler Neueren, auch berühmter Maler; so häufig sind ihre Bilder nicht für die Ferne berechnet, sondern nur für den Beschauer, der unmittelbar davor steht. Ein Vergleich zwischen den Bildern im St. Peter zu Rom und den in neuester Zeit im Dom zu Salzburg ausgeführten gibt einen anschaulichen Beweis.

VI.

Diese große weite Kirche nun war jeden Abend gedrängt voll von betendem Volk. Das war ein erhebender Anblick! Bald wie Windesbrausen, bald wie sanftes Wehen wogten diese tausende und tausende Stimmen durch die heiligen Räume hin, stiegen tausende und tausende Seufzer zum Himmel empor. Da ward die wahre, gottverwandte Natur des Menschen so recht offenbar; da war es mir, als könnte ich hinab- und hineinblicken auf den tiefen religiösen Grund der Volksseele, die vom Staube des alltäglichen Lebens mehr oder weniger verdeckt, hier nun in ihrer ganzen wahren Natur hervortrat. Wie aus tiefer Felskluft der Bergstrom herausbricht, und in gewaltigen Fluthen dahin wogt, so hatte an diesen Abenden, an diesem heiligen Orte, in dieser frommen Versammlung eine höhere Geistesströmung diese Seelen erfaßt und über alles Irdische hinweg hinauf in den reinen Aether des Ewigen und Göttlichen gehoben, da Friede ist, Freude und Seligkeit.

Da trat mir auch der Begriff der Katholicität recht anschaulich vor die Seele. Katholicität, sagt einmal der heilige Johannes Chrysostomus, heißt Gemeinschaft, Gemeinschaft im Höchsten und Hehrsten, was der Mensch nur immer hat. Außer unserer Kirche ist sie nicht, kann sie nicht sein; denn außer ihr sind nur Bruchtheile der Wahrheit, ist nicht die ganze volle Wahrheit; darum erscheint auch nicht die

ganze volle Menschheit, sind nur vereinzelte Richtungen de menschlichen Strebens: einseitige Verstandesthätigkeit — Ratic nalismus; einseitige Gefühlsrichtung — Pietismus, Myst cismus; einseitige Willensbildung — Moralismus.

Eine eigenthümliche Erscheinung unter den Pilgern bi deten die vielen Geistlichen, die in Soutane, mit Rabat und Dreispitz aus Frankreich, Lothringen und Elsaß hieher kamen. Viele von ihnen waren in Begleitung ihrer Pfar kinder, Männer und besonders Frauen erschienen. Da konn man einen oder den anderen derselben sehen, wie er glei einem Hausvater die Seinen um den runden Tisch im Gas hause sammelte und Jedem die Speisen vorlegte. Ein Rigori mag vielleicht dieses Reisen von Priestern mit Frauen tadeln aber er möge bedenken, daß in der Regel diese Pilger un Pilgerinen in großen Gruppen reisen, gewissermaßen i Angesicht der Oeffentlichkeit. Jedenfalls muß diese Sit dazu beitragen, den Pilgerfahrten ihren religiösen Charakt zu wahren.

Die Theologen haben viel gedacht und geschrieben üb das Verhältniß von Gnade und Freiheit, und ob jene die nicht beeinträchtige. Diese Frage kam mir in den Sin als ich auf diese betende Menge niedersah. Wie Thau un Sonnenlicht auf die Blüthe fällt und diese sich um so rasch entfaltet und entwickelt, ohne daß ihre eigene Lebenskra und Thätigkeit durch die Einwirkung von Thau und Sonne strahl auch nur im mindesten gestört würde, so mag es au im religiösen Leben sein. Die Gnadensonne, welche d menschliche Seele durchwirkt und durchwaltet, war über dies Tausenden aufgegangen. Die Seelen haben sich ihr selb thätig erschlossen, wie die Blüthe ihren Kelch, aber es w doch der Sonnenstrahl, der sie aufschloß. Agis et ageri sagt darum St. Augustin.

Zuweilen wurden fromme Lieder gesungen, abwechseln von deutschen und französischen Pilgern; der Charakt beider Nationen sprach sich da auch in ihren Liedern au

Jene der Franzosen klangen wie der Gesang von Soldaten, welche im Geschwindschritt marschiren; ruhiger, melodischer waren die Muttergotteslieder der Deutschen. Als sie das alte Lied anstimmten:

Meerstern, ich dich grüße,
O Maria hilf!
Mutter Gottes süße,
O Maria hilf! rc.

da erging es mir wie dem hl. Augustinus einst, als er in der Basilica zu Mailand den Gesang hörte; ich konnte nur mit Mühe die Thränen zurückhalten; da tauchten so viele Erinnerungen auf aus den längst dahingeschwundenen Tagen froher, unbefangener Jugend. Eltern und Großeltern hatten ja dieses Lied gesungen, und in der Muttergotteskirche der Heimath war es so oft beim Frühroth wie ein frommer, froher Gruß an die Mutter in die Gassen der Stadt hinausgedrungen.

Zu wiederholten Malen veranstalteten mit Einbruch der Nacht die Pilger Processionen von der Kirche aus den Berg hinauf durch den Wald zum Bilde des heiligen Meinrad. Die flimmernden Kerzen, die wie eine hell leuchtende Sternenreihe in der Dunkelheit sich fortbewegten, boten, von ferne gesehen, einen eigenthümlichen Anblick. Ein Alterthumsforscher hätte vielleicht in dieser nächtlichen Lichtprocession eine schwache Erinnerung an die Eleusinischen Mysterien finden können.

Zum Schlusse ihrer Abendandacht in der Kirche stimmten die Pilger das „Großer Gott, wir loben dich!" an. Als dieses gewaltige Lied durch die Kirche brauste, da konnte man wahrnehmen, wie der religiöse Gesang so recht volksthümlich ist, so recht aus der Natur des Deutschen hervorgeht. Er ist die unwillkürliche Ausströmung seines Innern, das zu Gott sich hebt und im gemeinsamen lauten Rufe zu ihm sich selbst religiös erhebt und erbaut. Darum fielen alsbald Alle mächtig ein, als dieser Gesang angestimmt

wurde, und man fühlte es durch; es war ihnen eine heilige Luft, Gott laut zu loben. Und diese tausende von Stimmen der Männer und Frauen, der Jünglinge und Greise flossen zusammen zu einem großen, Ohr und Herz erquickenden Wohlklange.

Am Festtage selbst weckte schon in der Frühe halb drei Uhr die Glocke mit mächtiger Stimme uns Pilger, und kündete das Fest der Engelweihe an. Nicht lange darauf begann das erste Hochamt. Durch die Güte des hochwürdigsten Herrn Abtes war es mir vergönnt, in die heilige Kapelle, die ehemalige Wohnung Meinrads, einzutreten; schon in früher Morgenstunde, als eben der Tag graute, konnte ich in diesem Heiligthume die heilige Messe lesen. So viele Tausende und Tausende frommer Priester haben an derselben Stelle seit Jahrhunderten das heilige Opfer dargebracht, so viele Millionen Pilger sind auf ihren Knieen davor gelegen, so viele Gebete wurden hier gebetet, so viele Thränen wurden hier geweint, so viele Tröstungen sind hier gespendet worden — der Gedanke an alles das hat in dieser weihevollen Stunde mich tief erschüttert. Da dankte ich Gott aus innigstem Herzensgrund, daß er mich zum heiligen Glauben berufen, daß er mich zum Kind seiner Gnade und seiner heiligen Kirche gemacht, daß er mir das erhabene Amt des Priesters anvertraut, daß alle diese vielen, vielen frommen Beter ringsum meine Brüder sind, und daß er mich hoffen läßt, dermaleinst im Verein mit ihnen in dem himmlischen Heiligthum erscheinen zu dürfen.

Groß und erhebend war die Schlußfeier dieses Tages. Die ganze Umgebung der Kirche war reich und geschmackvoll beleuchtet; in weiter Ferne, hoch über dem waldigen Berge glänzte ein Kreuz; in der Mitte des großen Platzes, in einem Tempel von flammenden Kerzen gebildet, stand der Altar. Und nun bewegte sich der Zug der Ordensmänner aus der Abtei über den Platz hin; noch ein Gesang, und der Bischof gab dem versammelten Volke den Segen mit dem

Allerheiligsten. In diesem Augenblicke trat eine erhabene Stille ein; kein Laut drang aus diesen Schaaren, die den weiten Platz bedeckten, man hätte können athmen hören, sagte mir Tags darauf ein Schweizer Nationalrath. Der einfache Choral der Geistlichen, die schneeweißen Gewänder des Sängerchores, auf welche die Kerzen ihren hellen Schein warfen, daneben die schwarzen Flocken der Mönche, die frommen Novizen mit ihren frischen Gesichtern voll Jugend, Gesundheit und Unschuld, die Greise im Dienste der Kirche, der Erziehung und der Wissenschaft ergraut — das Alles gab ein wunderbar anziehendes Bild. Als sie am Schlusse der Andacht Alle um die Kapelle im Halbkreis auf ihren Knieen lagen, wo der letzte Segen gegeben wurde, sagte zu mir ein Mann aus dem Volke, der neben mir kniete: „Wie müssen wir Gott danken, daß wir katholisch sind!" „Sie haben Recht", antwortete ich ihm; „nur die katholische Kirche kann solche Feste feiern für Hoch und Niedrig, für alle Stände, für alle Völker. Es ist der gegenwärtige Gott, dem die Feier gilt, und ihm gehören wir ja Alle".

VII.

Wie ich schon berührte, hatte ich in Einsiedeln wieder Gelegenheit, die Bedeutung des Volksgesanges für das religiöse Leben der Gläubigen zu beobachten, und eben darum ist — worin der selige Witt auch vollkommen mit mir einverstanden war — die Bildung und Pflege desselben nicht minder wichtig, wie jene des Kunstgesanges; jener läßt sich überall herstellen und mit den geringsten Mitteln, dieser nicht so. Ja es ist eine wahre Pein, wenn wir manchmal Aufführungen von Gesängen im Palestrinastil beiwohnen, die wegen der Unzulänglichkeit der Sänger und Sängerinen Alles eher bewirken, als Hochschätzung derartiger Versuche. „Aber der deutsche Volksgesang ist lutherisch", sagte mir einmal ein extremer Cäcilianer. Und um dieß zu beweisen, erzählte er mir voller Abscheu, er habe einmal in

einer fränkischen Kirche eine Tafel gesehen, auf welcher die Nummern der zu singenden Lieder angegeben waren, wie bei den Lutheranern. „Ist das nicht lutherisch, eitel Lutherthum?“ setzte er entrüstet bei. „Aber Sie haben auch wohl eine Kanzel da gesehen“, antwortete ich ihm. „Ja wohl“. „Nun, die haben ja die Lutheraner in ihren Kirchen auch, ist das nicht auch Lutherthum!“ Er schwieg. Dieser Mann war ein begeistertes Mitglied des Cäcilienvereins in einer Bischofsstadt, aber er verstand nicht einmal Latein. Was nun dieser und andere seines Gleichen unter objektiver Kirchenmusik verstehen, können wir leicht errathen.

Es ist durchaus nicht richtig, wie so oft gesagt wird, daß der deutsche Volksgesang aus dem Geist des Josephinismus stamme, und erst von Oben mit Gewalt eingeführt worden sei. Lange vorher hatten unsere hochkatholischen Bischöfe in Franken und am Rhein den deutschen Gesang unter bestimmten Direktiven begünstigt; gerade von den Jesuiten stammen so manche unserer älteren deutschen Kirchenlieder in denen die wichtigsten Glaubens- und Unterscheidungslehren ausgesprochen sind. Wie nämlich Paul von Samosata seine christologische Häresie, so haben die Lutheraner in Deutschland durch ihre Gesänge die Häresie in das Ohr und Herz des Volkes einfließen lassen, und so wurde unser gesangfreudiges Volk häufig in den Protestantismus förmlich hineingesungen. Darum haben unsere Vorfahren wohl gewußt, was sie thaten, als sie auf diesem Wege das Volk im Glauben zu erhalten suchten. Ist ja doch so manches lutherische Lied eine wahre Marseillaise des Protestantismus; wer diese singen hört, und den Katholiken den deutschen Gesang, in dem sie laut ihren Glauben bekennen, verbieten oder verkümmern will, der hat kein Herz für sein Volk und für seine Kirche.

Auch bei uns Katholiken ist der deutsche Gesang ein Bekenntniß für das Volk. Wenn ein Kunstgesang, eine Messe, sei es von Haydn oder von Mozart oder von irgend

wenn oder selbst im strengsten Palestrinastil aufgeführt wird, so können auch protestantische und selbst jüdische Sänger und Sängerinen, Leute der Oper und des Schauspielhauses „mitwirken", und es geschieht auch an verschiedenen Orten. Es ist und bleibt eben das Ganze eine musikalische Production, und wenn man dann in den Blättern die Berichte darüber liest, so weichen sie wenig ab von dem, was wir sonst über die Aufführung einer neuen Oper zu lesen gewöhnt sind. Das katholische Volkslied dagegen singt nur der gläubige Christ; wird das Heilig, Heilig, Heilig! gesungen, das einst in der Festungskapelle auf dem Spielberg einen Silvio Pellico so tief ergriff, mehr als alle kunstvollen Kirchengesänge, die er in Italien gehört hatte, so kann nur der Katholik mitsingen. Und oft habe ich schon in früher Jugend und auch später in der Seelsorge die Erfahrung gemacht, daß, wenn ein junger Mensch in der Kirche nicht mehr mitsingt, er eben damit beweist, daß sein kirchlicher Sinn abgenommen hat.

Oftmals habe ich gegen den Volksgesang einwenden hören, daß unsere Leute zu viel singen, und zu wenig beten. Aber dann hat der Apostel geirrt, wenn er (Eph. 5, 17) auffordert zu geistlichen Gesängen. Als ob der Priester, wenn er in Andacht höher sich aufschwingt, ein feierliches Amt hält und die Präfation und das Paternoster singt, aufgehört hätte zu beten! Als ob nicht gerade im Gesang das fromme Gemüth, von Dank, Liebe, Ehrfurcht durchdrungen, sich ausgießen möchte, wie einst Moses, wie David, wie so viele Heilige des Alten und Neuen Bundes gethan! Als ob der Sängerchor verzichten müßte auf das Gebet, wenn er seine Gesänge singt. Als ob nicht von jeher das Chorgebet als ein feierlicheres und festlicheres galt, wenn Psalmen und Hymnen gesungen und nicht bloß recitirt werden. Solche Reden erinnern mich an die Aeußerung eines Kritikers, welcher noch weiter ging und auch die Gebetbücher verwarf. Sie sollen aus dem Herzen beten, nicht aber aus dem Buche ihre

setzten und Selbsterhaltung und Selbstentfaltung des natürlichen Menschen als die Summe aller Pflicht ansahen, so setzt das Christenthum mit dem deutlichsten Bewußtsein das Gegentheil als Lebensziel: die Ertödtung des natürlichen Menschen und das Auferstehen eines neuen, übernatürlichen Menschen. ... Von dieser Anschauung wird nun das ganze Leben und Denken durchdrungen. Was der alte oder natürliche Mensch begehrt und schätzt, das erscheint dem neuen Menschen als werthlos oder gefährlich. ... In der Wirklichkeit hat es natürlich an Vermittelungen und Annäherungen sowohl im Leben als im Urtheil zu keiner Zeit gefehlt. Sie finden sich auch schon in den Schriften des Neuen Testaments, in den Evangelien sowohl als in den Briefen, in heiden- wie in judenchristlichen."

Aber wenn in den Urkunden des Christenthums eine Vermittelung zwischen Leben und Religion enthalten ist, was berechtigt den Verfasser, „den Gegensatz zunächst so scharf als möglich hervortreten zu lassen?" Sache der Religion ist es doch nicht zunächst, eine schöne Lebensgestaltung zu lehren, sondern den Menschen wirksam seinem wahren Ziele entgegenzuführen. Die Anleitung zu natürlicher Entfaltung der Fähigkeiten kann sie getrost dem natürlichen Menschen überlassen, der darin mehr als genug leistet. Ist aber dieser natürliche Mensch ganz in der Sorge für die schöne Lebensführung befangen, ist er in's Diesseits völlig verstrickt, dann muß die Religion sich in positiven Gegensatz zu ihm stellen. Wenn aber je, so that dies in dem großartigen Sittenverfall der griechisch-römischen Welt noth. Aber nicht blos damals, immer und auch in unserer so fortgeschrittenen Cultur ist die Neigung des natürlichen Menschen auf das Sinnliche, Gegenwärtige gerichtet mit Vernachlässigung des Einen Nothwendigen. Dieser natürliche Mensch, cum concupiscentiis suis, wie Paulus erklärt, muß ertödtet werden, damit der neue Mensch erstehe. Die Entwicklung der gesunden Natur wird vom Christenthum nicht behindert, sondern gefördert. Erwähnt nicht der Apostel, sich um alles Ehrbare zu bemühen?

XLI.

Antike, christliche und moderne Ethik.

(Schluß.)

So hat sich uns denn gezeigt, daß das Christenthum durchaus nicht als natürliches Produkt seiner Zeit begriffen werden kann, wie Paulsen mit so vielen naturalistischen Geschichtschreibern und Philosophen meint. Wir wollen nun zusehen, ob die christliche Moral den Vergleich mit der materialistisch antiken und modernen Ethik aushalten kann. Allerdings gehen wir nicht ohne Unmuth an einen solchen Vergleich, der uns von den Gegnern aufgedrängt wird; denn es sollte doch die christliche Sittenlehre, welche so erstaunliche praktische Erfolge erzielt hat, nicht auf eine Linie mit unfruchtbaren Systemen von Tugendschwätzern gestellt werden, die nicht einmal sich selbst, geschweige denn die Mitwelt zur praktischen Uebung derselben vermocht haben. Paulsen erblickt in dem Einflusse, welchen die Kirche im Mittelalter auf die Cultur, die Wissenschaft und das Leben ausübte, einen Abfall von dem Urchristenthum, dessen Wesen W e l t v e r a c h t u n g sei.

„Die Bekehrung der alten Welt zum Christenthum ist die größte und tiefste Revolution, welche die europäische Menschheit erlebt hat. Es ist die vollständige Umkehrung der gesammten Lebensanschauung; die Werthschätzung der Dinge schlägt in allen Stücken in's Gegentheil um. Wenn die Griechen in die vollkommene Ausbildung der Naturanlagen das höchste Gut

die Menschen zum rastlosen Forschen aufzumuntern, das kann es getrost dem natürlichen Menschen überlassen, der dazu schon eine allzu heftige Neigung hat, die von der Religion eher gezügelt als angespornt zu werden verdient. Wenn man aber weiß, wozu „die wissenschaftliche Forschung" in alter, neuerer und neuester Zeit in religiösen Dingen geführt hat, zu einer absoluten Verneinung oder doch zu einer allgemeinen Ungewißheit über die Realität der religiösen Objekte, so wird man doch von einer göttlichen Religion nicht verlangen, daß sie einer auf Zweifel und „Kühnheit des Denkens" gegründeten Forschung das Wort rede. Die Forschung, die zu Gott führt, wird von der hl. Schrift ausdrücklich gefordert, und die Unterlassung hart getadelt.

„Wie die Tugenden des Intellekts, so sind auch die ethischen Tugenden der Griechen, die nichts anders als durch den Intellekt erzogene und disciplinirte Naturtriebe sind, nach der Auffassung des alten Christenthums werthlos und gefährlich, um so gefährlicher, als sie ebenso wie jene einen guten Schein haben: sie sind, wie es einmal scharf ausgesprochen wird, glänzende Laster . . . Sicherlich, der natürliche Mensch wird, wie durch die Bewunderung der Vernunft und ihrer Weisheit vom Glauben, so durch die Bewunderung der natürlichen Tugenden und ihres Glanzes von Selbsterkenntniß und Wiedergeburt ferngehalten."

Allerdings kann das Christenthum Tugenden nicht billigen, welche der wahren Richtung auf ihr höheres Ziel entbehren, es muß Tugenden für verdächtig erachten, welche den Menschen stolz und für das Göttliche unempfänglich machen. Wenn Augustinus die Großthaten der Heiden, freilich mit etwas Uebertreibung, glänzende Laster nennt, so behauptet er nicht, daß die natürliche Tugend keinen Werth habe, sondern daß den Heiden wahre natürliche Tugenden gefehlt haben, wie aus der von Paulsen citirten Stelle ganz deutlich ersichtlich ist. „Die Seele und die Vernunft selbst, welche Gott nicht dient, wie Gott selber es vorgeschrieben, kann auf keine

Doch Paulsen geht auf specielle Gegensätze zwischen christlicher und natürlicher Lebensanschauung ein:

„Die Ausbildung und Bethätigung der intellektuellen Anlage erschien den Griechen als eine überaus wichtige, den Philosophen als die schlechthin wichtige Angelegenheit des menschlichen Lebens. Das ursprüngliche Christenthum steht der Vernunft und dem natürlichen Erkennen mit Geringschätzung und Mißtrauen gegenüber. Die Armen am Geist werden von Jesu selig gepriesen; arme und ungelehrte Leute sind es, die ihm als Jünger folgen; den Unmündigen wird offenbart, was den Weisen und Klugen verborgen bleibt. Ja die natürliche Vernunft ist geradezu ein Hemmniß für das Reich Gottes: ihr ist das Wort vom Kreuz eine Thorheit."

Aber es leuchtet ja ein, daß hiermit nur die traurige Thatsache ausgesprochen wird, daß die stolze Wissenschaft das Evangelium, welches die Kleinen freudig annehmen, in ihrem Wissensdünkel von sich wies. Die Anklage, welche der Apostel gegen die Weisheit erhebt, ist gegen die Philosophen gerichtet, welche die Wahrheit in Ungerechtigkeit niederhalten, welche den Schöpfer, der sich so deutlich in der Natur geoffenbart, nicht erkennen wollten. Es ist ja auch kaum etwas anderes so gefährlich für den religiösen Glauben als die Wissenschaft, die sich aufbläht. Und ich wüßte nicht, was sich gegen die Bemerkung Paulsens sagen ließe: „Tief religiösen Menschen ist eine Abneigung gegen das aufblähende Wissen, gegen den Geist der Kritik und der Verneinung, der aus Uebermuth stammt und Uebermuth zeugt, gegen hochmüthige Systemsucht und Schulsektirerei überall eigen gewesen." Aber schlecht dazu paßt, was er hinzufügt: „So sind die Tugenden des Intellekts, Freiheit und Kühnheit des Denkens und die Kraft des Zweifelns, die eigentliche Lebenskraft der wissenschaftlichen Forschung, in den Augen des ursprünglichen Christenthums werthlos und gefährlich. Glaube und Gehorsam ziemt dem Christen."

Das Christenthum kann doch nicht die Aufgabe haben,

einem Ausspruche des excentrischen Tertullian kann doch Niemand die Gesinnung der ersten Christen erschließen. Wir finden bereits in den ersten Zeiten christliche Soldaten selbst in den höchsten Chargen; Paulus erzielte selbst im Prätorium auffallende Bekehrungen. Sehr gewagt ist auch der Schluß von der Benennung der Tugend virtus und ἀρετή auf die erste Stelle der Tapferkeit unter den Tugenden. Was wir an sittlichen Vorschriften und ihrer Werthschätzung bei den Philosophen finden, unterstützt eine solche Schlußfolgerung durchaus nicht.

Fast dasselbe müssen wir von der christlichen Gerechtigkeit sagen.

„Das alte Christenthum . . . kennt nur die Pflicht, nicht Unrecht zu thun, aber nicht die Pflicht, Unrecht nicht zu leiden . . . Der Scheu vor dem Gebrauch des Schwertes entsprach die Scheu vor dem Gebrauch des Rechtsstreites zum Schutz des eigenen Rechts. Einen Ansatz zu einer positiveren Behandlung dieser Seite des Lebens gibt übrigens doch schon eine Stelle des Evangeliums Matth. 18, 15—17. Wobei übrigens von Proceß doch nicht die Rede ist.“

Also soll die Religion zum Proceßführen aufmuntern? Der Mensch, der schon von Natur aus so sehr zur Rache hinneigt, soll noch von Gottes wegen aufgefordert werden, ja kein Unrecht zu leiden? Die göttliche Religion soll wie die Statuten einer Studentenverbindung ihren Mitgliedern zur Pflicht machen, sich nichts gefallen zu lassen, sondern unter allen Umständen Satisfaktion zu fordern? Ist es denn eine Forderung des natürlichen Gesetzes, bei jeder Verletzung unseres Rechtes Händel anzufangen? — Paulsen fährt fort:

„Damit ist das Verhältniß des Christen zum Staat gegeben. Dem Griechen erschien die Theilnahme an der Regierung der Stadt als die höchste und wichtigste Bethätigung des Mannes. Der Christ, der die beiden politischen Grundtugenden, Tapferkeit und Gerechtigkeit nicht achtet, steht dem Staat als einem ihm und seinem innern Lebensprincip Fremd

gegenüber: im Staat wird mit den Mitteln dieser
m die Dinge dieser Welt geworben und gestritten, Krieg
ericht sind seine Grundfunktionen. Das gegebene Ver-
des Christen gegen dieses ganze Wesen ist Enthaltung.
ört ihm an, wie er der Welt überhaupt angehört, als
emdling und Pilgrim, innerlich ihm noch viel fremder,
: Angehörige eines anderen Staates."

s gehört zu den vorzüglichsten Verdiensten des Christen-
daß es den Werth der individuellen Persönlichkeit
zur Geltung gebracht hat. Im Alterthum ging der
ie im Staate auf, seine Leistungen hatten nur Werth,
n sie dem Staate dienten. Nun stand aber dieser
dem Christenthum überdies feindlich gegenüber, er
: in seinen innersten Fundamenten auf dem poly-
chen Aberglauben, der auch im natürlichen Leben in
chen Ceremonien und Gebräuchen sich äußerte. Zur
ahme an einem solchen Staatsleben konnte das Christen-
die Seinigen nicht ermuntern, im Gegentheil, wir finden
greiflich, wenn die Synode zu Elvira unter Strafe
das Duumvirat zu bekleiden. Der Staatsbeamte
fortwährend in die Gelegenheit, an abergläubischen
ungen sich zu betheiligen. Aber wenn das Staats-
dem Christenthume auch freundlicher gegenübersteht,
es doch nicht Aufgabe der Religion sein, zur Theil-
am Staatsleben anzueifern; es gibt schon Streber
die eher zurückgehalten als angespornt werden müssen.
s folgt aber nicht, daß der Staat etwas dem Christen
Fremdartiges ist; nach dem hl. Paulus ist er eine
wollte Lebensordnung. Insofern dieselbe allerdings die
n Interessen vertritt, während die Religion die Menschen
ewigen Bestimmung entgegenzuführen hat, kann das
nthum nicht dasselbe Gewicht auf das Staatsleben
wie es die Welt thut und thun muß. Sind wir denn
n Wahrheit Fremdlinge und Pilger hier auf Erden?
der Beantwortung dieser Frage hängt schließlich ganz

allein die richtige Beurtheilung der christlichen Lebensanschauung und Ethik ab. Wir geben auch gerne dem Verfasser zu, daß die katholische Kirche den Schwerpunkt menschlicher Bestrebungen mehr ins Jenseits, die Protestanten mehr ins Diesseits legen, und daß in Folge dieser Verschiebung der Lebensauffassung auch die Culturzustände hüben und drüben nicht die gleichen sind. Aber von einem Zurückbleiben der katholischen Völker hinter den Protestanten kann doch nicht die Rede sein. Denn erstens ist das unruhige, fast fieberhafte Jagen der letzteren nach wissenschaftlichem und wirthschaftlichem Fortschritte kein normaler Zustand. Wir sehen, daß da, wo dieser Fortschritt am weitesten gediehen, die socialen Zustände, die Sittlichkeit, das Lebensglück am niedrigsten stehen. Sachsen, die Wiege des Protestantismus und der daran sich knüpfenden Culturbestrebungen, ist dasjenige Land, in welchem die Selbstmordfrequenz, ein genauer Gradmesser der Lebenszerrüttung, des religiösen Unglaubens und der Unsittlichkeit, ihre höchste Ziffer erreicht und von wo aus sie nach allen Richtungen mit immer mehr abnehmender Intensität ausstrahlt. Das Verdienst der Reformation an diesem Culturfortschritt ist ein sehr zweifelhaftes. Luther und Calvin haben die menschliche Natur aufs gröblichste mißhandelt, Vernunft als Verständniß für das Uebersinnliche, Freiheit und gesunde Entwickelungsfähigkeit ihr ganz und gar abgesprochen, während die Kirche gegen alle Angriffe bis in die neueste Zeit die menschliche Natur in Schutz genommen. Gegen diese Ueberspannungen der Reformatoren mußte in der „freien“ Kirche eine Reaktion eintreten. Und sie blieb nicht aus. Die freie Forschung führte consequent zu Unsicherheit in der religiösen Ueberzeugung und weiterhin zum Unglauben. Mit dem Aufgeben der jenseitigen Welt warf man sich mit aller Energie auf das Diesseits, die Entwickelung der Natur wurde das einzige Ziel. Dahingegen ist das wahre Christenthum dieser Entwickelung nicht hinderlich, sondern hat sie besonders im Mittelalter mächtig gefördert und fördert sie

fort und fort, aber immer nur als das Mittel zum Einen Nothwendigen. Durch diese Unterordnung des Irdischen unter das Himmlische wird der Cultur erst ihre wahre Bedeutung gegeben, ihre Ausbildung eine gesunde. Vor allem wird dadurch jene Ueberstürzung der ungläubigen Geistesentwickelung vermieden, welche so traurige sociale und ethische Mißstände nothwendig erzeugen muß und in immer schreckenerregenderer Weise erzeugt.

Im Uebrigen kann auf diesem Gebiete leicht das Sophisma unterlaufen: Cum hoc, ergo propter hoc. Wenn in protestantischen Ländern theilweise bessere sociale und culturelle Zustände herrschen, als in katholischen, so ist das zum guten Theil auf die günstigeren Volkseigenthümlichkeiten und geschichtliche, vielleicht auch klimatische Verhältnisse zurückzuführen. Der germanische Volksstamm ist von Natur aus mit Eigenschaften des Geistes und des Körpers ausgestattet, welche ihm ein Uebergewicht als Träger der Cultur sichern. Er steht noch in der Kraft und Fülle nationalen Lebens, während die romanischen Völker sozusagen bereits im Greisenalter angelangt sind. Es dürfte die Zeit nicht ausbleiben, wo die germanische Rasse einer jugendlicheren Nation die Aufgabe, hauptsächliche Trägerin der Cultur zu sein, abzutreten sich genöthigt sieht. Daß auch die Völker ihre Jugendfrische, ihre Manneskraft, ihr abgelebtes Greisenalter haben, ist ein ethnologisches Gesetz, das wie kein anderes durch Induktion von der Philosophie der Geschichte constatirt ist. Doch wollen wir schließlich nochmals das Zugeständniß machen, daß die Religion, welche den Menschen zu seinem letzten Ziele zu führen hat, kein solches Gewicht auf irdische Cultur legen kann, wie die Welt, welche ihr ganzes Sinnen auf das Diesseits richtet.

Nach demselben Gesichtspunkte ist auch das Verhältniß des Christenthums zu dem Reichthum und zur griechischen „Gesundsinnigkeit“, σωφροσύνη, zu beurtheilen.

„Der Christ, sagt Paulsen, flieht die irdischsinnliche Lust

in jeder Gestalt; ist sie auch an sich nicht verwerflich, so wird sie doch allzuleicht der Seele gefährlich, indem sie dieselbe an das Irdische und Vergängliche kettet und den freien Aufschwung des Geistes zum Ewigen hemmt . . . So ermahnt der Apostel Johannes die Christen, abzuschneiden nicht blos die grobe Sinneslust, sondern auch die ästhetische (die Lust der Augen) und alles was dieses Leben herrlich macht in den Augen dieser Welt (ἀλαζονεία τοῦ βίου) . . . Und Paulus wird nicht müde zu mahnen, daß es denen, die Christi sind, zieme, ihr Fleisch zu kreuzigen. Nirgends dagegen findet sich die Aufforderung, Leib und Seele für den schönen Lebensgenuß empfänglich zu machen oder zur Theilnahme an dem heiteren Spiel leiblicher und geistiger Kräfte auszubilden . . . Musische und gymnastische Künste sind nicht geeignet, zum ewigen Leben geschickt zu machen, sie gehören zu jener Aussaat, von der das Verderben geerntet wird."

Also wird wirklich der Religion zugemuthet, zu schönem Lebensgenuß aufzufordern, zu musischen und gymnastischen Uebungen? Ist es denn nicht Thatsache, daß aus dieser Saat das Verderben über die alte Welt hereingebrochen ist? Im Uebrigen sind es nur die sündhaften Lüste, welche der Apostel kreuzigen heißt. Nicht die Herrlichkeit dieser Welt überhaupt, sondern eben die ἀλαζονεία, die Prahlerei wird verurtheilt. Ganz neu aber ist die Exegese, welche in der Begierlichkeit der Augen das ästhetische Wohlgefallen verurtheilt findet. Die Augenlust ist vor Allem das ungeordnete Verlangen nach irdischem Besitz, es ist die Habsucht. Doch damit kommen wir zu einem andern Punkte.

„Der Reichthum ist für den Christen werthlos, er h genug, wenn er hat, was ausreicht, das tägliche Bedürfn zu befriedigen. Aber der Reichthum ist nicht blos werthlo er ist gefährlich. An sich ist der Besitz desselben nicht sündli er ist eben etwas an sich völlig Gleichgültiges; aber er ist f seinen Besitzer eine ungeheuere Gefahr, insofern er beständ zum Gebrauch reizt und dadurch die Seele gefangen nimm Es gibt keinen Zug in den Evangelien, der so oft wiederkehrt als die Warnung vor den Gefahren des Reichthums."

Ist denn in dieser Auffassung des Reichthums etwas enthalten, was nicht von der Vernunft und Erfahrung ganz und voll bestätigt würde? Der Herr zeigt sich als einen tiefschauenden Menschenkenner, wenn er so oft und nachdrücklich diesem unbändigen Trieb des menschlichen Herzens entgegentritt. Um diesen Hang des menschlichen Herzens wirksam zu bekämpfen, sollen die unmittelbaren und besonderen Nachfolger des Herrn auf allen Besitz verzichten. Dieses und nur dieses ist aus der Geschichte des reichen Jünglings zu entnehmen, welche von Paulsen ganz mißverstanden wird.

„Von den Auslegern pflegt hier gegen ein Mißverständniß mit Eifer protestirt zu werden: als ob die wirkliche Hingabe des Reichthums dem Jüngling zugemuthet wurde. Schon Clemens von Alexandrien in seiner Betrachtung über das Thema: welcher Reiche selig wird? zeigt: die Aufforderung, Alles zu verkaufen und es den Armen zu geben, bedeute nicht, wie Einige vorschnell annehmen, die Habe selbst wegzuwerfen, sondern die falschen Meinungen, die Gier und Sucht darnach wegzuwerfen. Unzählige Male ist diese sinnreiche Entdeckung wieder gemacht worden. Nach genau derselben Interpretationskunst könnte man auch sagen: wenn eine Mutter ihrem Kinde, das ein scharfes Messer in die Hand genommen hat, zuruft: thu das Messer weg! . . so bedeute das nicht, daß es das Messer weglegen, sondern nur, daß es sich nicht damit schneiden solle, das Messer möge es wohl behalten. Ob der Jüngling wohl betrübt hinweggegangen wäre, wenn Jesus selbst jene Auslegung seiner Rede gleich hinzugefügt hätte? Ob er nicht alsbald gesagt hätte: so hab' ich es auch von Jugend auf gehalten? Ich urtheile auch hier nicht, ob es gut ist, daß Jesu Gebot nicht befolgt wird, ob es überhaupt denkbar wäre, daß es allgemein befolgt werde, ich halte blos an dem wirklichen und unzweifelhaften Sinne desselben fest gegenüber den Deutungen, welche das Evangelium zur Verträglichkeit mit der Welt herabzustimmen versuchen. Man sagt, die Erfüllung dieses Gebotes würde unser ganzes Culturleben zerstören. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dies der Fall sein würde. Aber was beweist das hier? Wo steht, daß es erhalten werden müsse?“

Wenn wir auch nicht verlangen, die Worte des Herrn als göttliche Aussprüche anzusehen, das aber können wir verlangen, daß sie als Worte eines vernünftigen Menschen gefaßt und als solche verstanden werden. Nun kann doch nur ein unvernünftiger Mensch verlangen, daß alle Menschen all ihr Hab und Gut verkaufen und den Armen geben sollen. Nie und nirgends hat der Herr eine solche Anforderung an alle gestellt, sondern nur an die, welche vollkommen sein und ihm nachfolgen wollten. Allerdings ist der klare Sinn an der fraglichen Stelle, daß der Jüngling wirklich Hab und Gut verlassen solle; aber daraus auf ein allgemeines Aufgeben allen Besitzes zu schließen, wäre ganz unlogisch, für die gewöhnlichen Gläubigen reicht hin, daß sie ihr Herz nicht an das Zeitliche hängen. So ist der Herr von Anfang an in der Kirche verstanden worden, und wir können hier in Anwendung bringen, was Paulsen gegen die Auffassung Hase's von der weltmännischen Lebensführung Christi bemerkt: Die alte Kirche wird doch wohl den Herrn besser verstanden haben, als ein Professor des 19. Jahrhunderts, von dem sie nicht erst zu lernen braucht, was für Anschauungen er den Seinigen einprägen wollte. Das Beispiel von dem scharfen Messer ist nicht ad rem; das Kind braucht das Messer nicht zu handhaben. Den irdischen Besitz kann der Mensch nicht entbehren; darum kann er im Allgemeinen nur ermahnt werden, sich vor Mißbrauch desselben zu hüten, ebenso wie ein Kind, das ein nothwendiges Werkzeug, etwa eine Stricknadel in den Händen hat, und zur Sorgfalt in der Handhabung ermahnt werden kann. Freilich kann dann die Mutter nicht sagen: thue sie weg! Aber ich behaupte auch nicht, daß der Herr den Jüngling blos zur Sorgfalt im Gebrauch des Reichthums ermahnt habe; wohl aber muß es als Verstoß gegen alle Logik und allen Menschenverstand bezeichnet werden, die Worte, welche als Rath an einen Einzelnen gerichtet sind, so auszudehnen, daß sie eine Pflicht für Alle enthalten sollen. Man braucht die fragliche Stelle bei Matth. 19, 16 ff. nur

anzusehen, um sich sofort zu überzeugen, daß der Herr dem Jünglinge nur einen Rath ertheilt.

Wenn nun Paulsen weiter ausführt, daß dem Selbstgefühle des Griechen gegenüber die Demuth die Grundtugend des Christen ist, daß nur demüthige Gesinnung und Zerknirschung die Vorbedingung zur Bekehrung ist, so können wir dagegen keine Einsprache erheben; aber ein unerklärliches Räthsel bleibt es für mich, wie der Mensch, auch der reine natürliche Mensch, seine Stellung so vergessen kann, daß „das Selbstgefühl“ dauernde Stimmung seines Gemüthes wird. Auch darin hat Paulsen ganz Recht, wenn er die Barmherzigkeit, eine Grundtugend des Christenthums, auf ganz andere Motive als der stolze Grieche und Römer seine Freigebigkeit zurückführt.

Daß das jungfräuliche Leben von religiösem Standpunkte einen höheren Werth hat als die Ehe, kann doch auch kein Feind des Christenthums bestreiten, wenn er nicht das Mißverständniß mit unterlaufen läßt, als wenn die Ehelosigkeit als Pflicht und zwar für alle von Christus und dem Apostel hingestellt werde. Ich gebe zu, „daß solche Denkweise zur Stiftung neuer Familienbande nicht ermuntert“. Aber hat denn die Religion die Aufgabe, zu Bestrebungen aufzufordern, welche bereits durch die mächtigsten Naturtriebe so sehr gefördert werden? Hat die Fortpflanzung des Menschengeschlechts durch die christlichen Ideen gewonnen oder verloren? Der Herr hat die Ehe höher gehoben als alle Tadler des Cölibats es je zu thun vermögen. Daß die verwandtschaftlichen Beziehungen den religiösen Interessen vom Christenthum untergeordnet werden, ist gleichfalls nur mit Einschränkung zuzugeben. In den ersten Zeiten der Verfolgung konnte es allerdings oft vorkommen, daß das Kind seine Eltern, welche es vom Christenthume abhalten wollten, mißachten mußte. Wen der Herr zu einem vollkommenen Leben beruft, der braucht sich nicht von den zärtlichsten Familienbanden abhalten zu lassen, wenn nicht besondere Verpflichtungen ihm obliegen.

Im Uebrigen ist hier dem Ermessen der Gläubigen ein weiter Spielraum gelassen. Wir finden Heilige, welche auf das sorgfältigste die verwandtschaftlichen Beziehungen pflegten, so ein hl. Ambrosius, Augustinus, Basilius, während Andere wie ein hl. Franz, Aloysius u. A. sie Gott zum Opfer brachten.

Wenn nun Paulsen zum Schlusse erklärt, es scheine ihm „nicht zweifelhaft zu sein, daß in den Evangelien, wie sie uns vorliegen, die Sprache der Weltverleugnung sehr viel stärker und öfter erklingt, als der Ton der Lebensfreude, daß im Leben Jesu der Grundton nicht auf Sieg und Lebensfreude, sondern auf Tod und Weltüberwindung gestimmt war": so hat er sehr recht gegen Hase, der von Jesu sagt: „Nie hat ein religiöser Heros weniger als er die Freuden der Welt gescheut", und meint, auch der Traulichkeit des geselligen Weingenusses sei sein Gemüth nicht verschlossen gewesen, er habe nur darum nicht geheirathet, weil etwa die ihm einst Verlobte gestorben, oder eine Gleichgesinnte sich nicht gefunden. Aber ein großer Irrthum ist es, die Weltverachtung des Christenthums so zu urgiren, daß die Durchdringung aller weltlichen Verhältnisse durch die Religion im Mittelalter als ein Abfall vom Urchristenthum erklärt wird.

„Wie die Christianisirung der Germanen eine andere war, als die ursprüngliche Bekehrung der Alten, so ist nun auch ihre Lebensempfindung und Lebensführung eine andere, als die des ursprünglichen Christenthums. Das Mittelalter ist nicht weltmüde und lebenssatt, sondern voll Thatendurst und Lebensdrang. . . . An der Forderung des Evangeliums gemessen: der Welt und ihrer Lust den Rücken zu kehren, ist das Leben der germanischen Völker im Mittelalter nichts weniger als ein christliches. Die große Aufgabe der Männer ist der Krieg; kriegerische Spiele und Jagd füllen die Muße der Vornehmen. Auch die Freuden des Mahles und der Geselligkeit weiß man zu schätzen und die Beziehung der Geschlechter wird Gegenstand einer Kunst und eines Studiums. . . . Also das mittelalterliche Christenthum ist nicht dasselbe, wie das ursprüng-

ristenthum; sind die Germanen christianisirt, so ist auch
istenthum germanisirt worden; es hat die natürliche
ndenz der jugendlichen Völker in sich aufgenommen und
n auf eigenthümliche Weise sich durchdrungen. . . Das
thum ist ursprünglich Kampf mit der Welt, d. h. der
theit der Bethätigungen und Bestrebungen, der Ein=
n und Anstalten, worin der natürliche Mensch die Be=
z des Daseins erblickt. Ein Christenthum ohne diesen
ein von der Welt anerkanntes, vom Staate gebilligtes
thum ist nicht mehr dasselbe: wären alle Menschen
Christen geworden, dann gäbe es keine Welt und keinen
ehr, dann wäre die Zeit, die Geschichte beschlossen."

r geben zu, daß diese Auffassung des Mittelalters
r ist als die landläufige der Glaubensgenossen Paul=
ach ihnen ist der Grundcharakter der mittelalterlichen
katholischen Kirche überhaupt: Weltflucht, während
rmation das ursprüngliche Christenthum herstellend,
eude und Verbindung der Religion mit der Cultur
. Aber mannichfache Irrthümer enthält auch seine
ung. Wenn die Germanen nicht wie das Alterthum
ristenthum bekehrt wurden, sondern „die germanischen
, aus welchen das deutsche Volk erwachsen ist, durch=
Waffengewalt zum Anschluß an das Christenthum
so vielmehr an das politisch=kirchliche System des
reiches gezwungen wurden", was hat dann ein hl.
ius, Sturmius, Kilian, Willibald und die ganze muthige
der angelsächsischen Missionäre für die Ausbreitung des
thums in Deutschland gethan? Man darf doch das
n Karls des Großen gegen die Sachsen aller Ge=
zum Trotz nicht auf alle deutschen Fürsten und alle
schen Stämme ausdehnen.

zweiter großer Irrthum ist die Behauptung, nach
icht Jesu solle seine Stiftung Staat und alle welt=
nstalten aufheben. Der Kampf des Christenthums
gegen die Welt als solche, nicht gegen Staat und
gerichtet, sondern gegen die von Gott abgefallene, das

Christenthum bekämpfende Welt. Allerdings richtet das Christenthum wie die Religion überhaupt nicht ihr erstes Augenmerk auf weltliche Cultur; ihr Ziel liegt im Jenseits, dahin hat sie die Menschheit zu führen. Das diesseitige Leben gilt nur als Vorbereitung, aber gerade darum muß auch die Religion ihr Augenmerk auf dasselbe richten. Sind die weltlichen Verhältnisse derart, daß sie einer Durchdringung durch die Religion sich nicht widersetzen, dann wird wie im Mittelalter das ganze irdische Leben und seine Entwickelung die mächtigsten Impulse von der Religion empfangen. Die Entwickelung wird zur wahren Humanität führen, welche nur durch Unterordnung des Menschlichen unter das Göttliche, des Diesseitigen unter das Ewige ihre rechte Bedeutung erhält. Wo aber die „Welt" dem Christenthum feindselig entgegensteht, wo dasselbe auf Leben und Tod gegen dieselbe um seine Existenz zu kämpfen hat, da liegt seine Aufgabe in der Ueberwindung der Welt. Von einer culturellen Entwickelung in der neuen Kirche kann doch in solchen Kriegszeiten nicht die Rede sein.

Schließlich hat Paulsen auch die katholische Moral einer besonderen Kritik unterzogen. Er führt aus Gury's Compendium die Casuistik über die Anhörung der hl. Messe an und findet, „daß in dieser exact juristischen Formulirung des Moralischen eine schwere Gefahr liegt": die Veräußerlichung des ganzen sittlichen Lebens werde dadurch nahe gelegt. „Im Ganzen wird diese Behandlung des Moralischen als eines juristisch Gefaßten und Begrenzten dem, der nicht in solcher Anschauung aufgewachsen ist, einen peinlichen Eindruck hinterlassen, nicht durch die Schärfe und Härte der Forderungen, im Gegentheil das sufficit kommt oft überraschend früh, aber durch die ganze Art vorschriftsmäßiger Einforderung und Ableistung und äußerlicher Abtaxirung des Innerlichsten und Innersten".

Es ist nicht zu verwundern, daß die Casuistik einen peinlichen Eindruck auf einen Protestanten macht; der Blind

kann von Farben nicht sprechen, dem blöden Auge thut das Licht wehe. Das Eingehen auf die einzelnen Lebensverhältnisse bei einer Darstellung der sittlichen Pflichten wird nicht blos durch den Beichtstuhl nothwendig, wie Paulsen meint, sondern ist von der Natur der Sache selbst geboten. Unsere Handlungen sind ja immer auf das Einzelne gerichtet, was wir also in jedem einzelnen Falle nach den Sittengesetzen zu thun haben, müssen wir wissen. Nun ist die Anwendung der allgemeinen sittlichen Forderungen auf die gewöhnlichen Fälle ohne große Schwierigkeit, aber es gibt auch Lebenslagen, verwickelte Verhältnisse, in denen der gemeine Mann sich nicht entscheiden kann. Wie nun die Moral ihm für diese Fälle keine bestimmten Verhaltungsmaßregeln gibt, so bleiben blos zwei Auswege: Entweder man wählt immer das Bessere, Schwierigere, oder man kümmert sich nicht viel um den wahren Sachverhalt, man handelt auf Gerathewohl, mag es gut oder schlecht sein. Wer auch nur einigermaßen im sittlichen Leben bewandert ist, weiß, daß Ersteres unausführbar ist, und thatsächlich nur von sehr Wenigen ausgeführt wird. Also ist sittliche Gleichgültigkeit die unausbleibliche Folge, oder vielmehr die nothwendige Voraussetzung der Unbekümmertheit um die einzelnen Pflichten. Die katholische Moral geht von einer hohen Achtung vor dem Sittlichen, von seiner absoluten Nothwendigkeit aus, als „das Freieste" kann sie die Pflicht nicht anerkennen.

Wir müssen jedoch das Zugeständniß machen, daß Paulsen im Allgemeinen über den Katholicismus und seine Moral ein verhältnißmäßig objektives Urtheil sich gewahrt hat. So verwirft er nicht ohne weiteres den Cölibat, im Gegentheil er empfiehlt ihn für solche, welche in höherer Weise dem Wohle der Menschheit dienen. Freilich steht er auch hier auf rein naturalistischem Standpunkt, wenn er den Schritt der Kirche zur Durchsetzung des Cölibats einen bedenklichen nennt, da dem Durchschnittsmenschen die nöthige geistige und sittliche Kraft zur Enthaltsamkeit mangle. Ganz

wohl: davon ist auch die Kirche überzeugt, denn sie schreibt den Cölibat nur den Wenigen vor, welche nach sorgfältiger Prüfung sich berufen glauben, in diesem Stande Gott zu dienen. Aber auch diese Wenigen leben der Ueberzeugung, daß sie nicht durch natürliche Anstrengung allein, sondern nur mit der Gnade Gottes in diesem übermenschlichen Stande ausdauern können.

Was aber noch mehr unsere Bewunderung erweckt, ist, daß Paulsen, unbeirrt durch das wüste Toben seiner Glaubensgenossen gegen die Jesuiten und insbesondere ihre Moral, die Leistungen derselben anerkennt, sie gegen Zeloten in Schutz nimmt, ja sogar den Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel, zu vertheidigen und zu erläutern bemüht ist. Dies letztere hängt freilich mit den eigenen Interessen Paulsens aufs engste zusammen. Er nennt seine Ethik selbst eine „teleologische": die Sittlichkeit der Handlung wird bestimmt durch ihre Beziehung zum Zwecke.

Es kommt freilich Alles darauf an, den Zweck selbst richtig zu bestimmen. Während nun die christliche Ethik in Gott allein das letzte Ziel alles sittlichen Thuns finden kann, muß die moderne Ethik, die die Sittlichkeit auf eigene Füße stellen, ihr die religiösen Krücken überflüssig machen will, ihn im Diesseits in den natürlichen Verhältnissen suchen. Paulsen nimmt die eigene und fremde Wohlfahrt als den Zweck der Sittlichkeit. Wir können ihn hier nicht eingehend widerlegen. Statt dessen setzen wir die Ausführungen eines andern, auch modernen Ethikers hieher.

„Wenn das eigentliche Zweckobjekt des sittlichen Willens nicht unser eigenes Ich sein kann, so bietet sich zunächst die Alternative dar, daß derselbe entweder auf ein anderes Ich, also auf die individuelle Persönlichkeit unseres Nebenmenschen, oder auf die Gesellschaft als solche in ihren verschiedenen Gliederungen, Staat, Gemeinde, Familie, sich beziehen werde. Ist nun das eigene Ich kein letzter sittlicher Zweck, so ist nicht abzusehen, weßhalb ein anderes Ich ein solcher sein sollte. Die Erhaltung eines Einzelnen, das Glück eines Einzelnen, die

[Au]sbildung seiner Fähigkeiten sind an und für sich an Werth [vo]llkommen gleich, mag ich selbst oder ein Anderer dieser [Ei]nzelne sein. Hier behauptet allenfalls sogar das eigene Ich [de]n Vorrang, weil die Mittel, sein Glück und seine Ausbildung [z]u fördern, Jedem in reicherem Maße zu Gebote stehen. Selbst [di]e Vervielfältigung der Einzelsubjekte ändert kaum etwas an [di]eser Sachlage. Aus lauter Nullen läßt sich keine Größe [bi]lden. Wenn das individuelle Lustgefühl als solches sittlich [w]erthlos ist, so ist es auch das Lustgefühl Vieler oder Aller. Der Utilitarismus ist daher nichts als ein erweiterter Egoismus. Er nimmt zum letzten Zweck, was immer nur nächster Zweck oder Mittel zum Zweck sein kann . . . Kann niemals das Individuum, das fremde Ich wie das eigene, der letzte Zweck des Sittlichen sein, so bleiben nur allein zwei sociale Zwecke als die eigentlichen Objekte des sittlichen Wollens übrig: die öffentliche Wohlfahrt und der allgemeine Fortschritt . . . Was bedeuten nun aber in diesen Verbindungen die Ausdrücke ‚öffentlich' und ‚allgemein'? Besteht etwa das öffentliche Wohl in der Summe aller oder möglichst vieler Einzelwohlfahrten, in der ‚Maximation der Glückseligkeit'? Besteht analog der allgemeine Fortschritt in dem Fortschritt möglichst vieler Individuen? Es ist klar, daß eine Bejahung dieser Fragen zur nämlichen ethischen Selbstauflösung der Begriffe Allgemeinwohl und allgemeiner Fortschritt führen würde, wie sie uns bei der Untersuchung des Einzelwohls und des Einzelfortschritts bereits begegnet ist."[1])

1) Wundt, Ethik, S. 428 f.

XLII.

Die Möglichkeit eines „Centrums" in Oesterreich.

Wien, 14. März.

Muthlosigkeit und Verzweiflung hat sich in letzter Zeit mehr denn je vieler treuer Katholiken in Oesterreich bemächtigt. Soviel Köpfe, soviel Meinungen, dabei keine Führung, kein Programm, keine Stütze weder von oben noch von unten. Woher sollte Rettung kommen?

Da hat durch die Gnade der göttlichen Vorsehung ein Blitz diese trübe, drückende Atmosphäre zertheilt, Licht und Klarheit in die Dunkelheit gebracht: es ist die feierliche Erklärung des gesammten österreichischen Episkopates gegen das Krebsübel, welches langsam, aber unaufhaltsam fortschleichend das Mark des braven österreichischen Volkes verzehrt. An der Spitze der halbamtlichen „Wiener Abendpost" vom 12. März wurde folgendes Protokoll der Schul-Commission des Herrenhauses veröffentlicht:

„Nach Eröffnung der Sitzung ergriff Cardinal-Fürsterzbischof von Prag Graf Schönborn das Wort, um nachstehende Erklärung zu verlesen:

„In Verfolg der in der ersten Sitzung der Schul-Commission des hohen Herrenhauses am 28. Februar d. J. erklärten Bereitwilligkeit, den Versuch machen zu wollen, der von der hohen Regierung selbst als nothwendig erkannten Aenderung der Gesetze vom 14. Mai 1869 und 2. Mai 1883 eine solche Richtung zu geben, daß die berechtigten Ansprüche der katho-

en Kirche befriedigt werden, erlauben sich die unterzeichneten
glieder der Schulkommission, zugleich als **Vertreter des**
ammten Episcopats der im Reichsrathe vertretenen
igreiche und Länder, die angedeutete Richtung in Nach=
ndem näher zu kennzeichnen. Nach den eben bezogenen
tzen „dürfen die Eltern oder deren Stellvertreter ihre
der oder Pflegebefohlenen nicht ohne den Unterricht lassen,
her für die öffentlichen Volksschulen vorgeschrieben ist“. (§ 20.)
Demgemäß sind die meisten Eltern, beziehungsweise Stell=
reter derselben, gesetzlich gezwungen, ihre Kinder oder Pflege=
hlenen den öffentlichen Volksschulen anzuvertrauen (§ 23).
öffentliche Volksschule stellt sich somit als eine
angsschule dar und können die Eltern oder deren
llvertreter sogar durch Zwangsmittel verhalten werden, für
regelmäßigen Schulbesuch ihrer schulpflichtigen Kinder Sorge
tragen (§ 24). Indem die Unterzeichneten von der Frage
Berechtigung des Schulzwanges überhaupt absehen, **er=**
ten sie den Schulzwang, wie er bei uns geübt wird,
dann für zulässig und erträglich, wenn durch
selben den Katholiken das heiligste, auch staats=
ndgesetzlich (Art. XIV) **gewährleistete Recht der**
llen Glaubens= und Gewissensfreiheit nicht
kürzt wird. Eine solche Verkürzung findet aber un=
ifelhaft statt, wenn es den gesetzlichen Vertretern der katholischen
lpflichtigen Kinder unmöglich gemacht wird, denselben durch
öffentliche Volksschule eine solche Erziehung und einen solchen
erricht angedeihen zu lassen, wie sie den **Grundsätzen**
es Glaubens einzig entsprechen und von **ihrem Ge=**
ssen gefordert werden, und legt ihnen die Pflicht auf,
Stimme für eine katholische Einrichtung der Volksschule
ier wieder zu erheben. Das Bewußtsein, alle Schul= und
ntlichen Lasten redlich mitzutragen und alle Bürgerpflichten
eulich mitzuerfüllen, muß ihrer Stimme nur um so größeren
hdruck geben.

Aber in noch höherem Maße sind die Bischöfe verpflichtet,
die ihnen anvertraute Heerde Jesu Christi eine solche Ein=
tung der als Zwangsschule sich darstellenden öffentlichen
ksschule in Anspruch zu nehmen, daß die Kinder nicht nach

den Lehren wechselnder Schulmeinungen, sondern nach den unabänderlichen Grundsätzen ihres heiligen Glaubens religiös-sittlich erzogen und nicht nur mit den zur weiteren Ausbildung für das zeitliche Leben erforderlichen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgestattet, sondern auch befähigt werden, ihre ewige Bestimmung zu erreichen, und daß so die Grundlage für Heranbildung wahrhaft tüchtiger Menschen und Mitglieder des staatlichen und kirchlichen Gemeinwesens geschaffen werde.

Dieser ihrer Pflicht entsprechend, können die Unterzeichneten nicht umhin, für katholische Kinder katholische öffentliche Volksschulen zu fordern und diese Forderung in folgenden Punkten näher zu bestimmen:

1. Die öffentlichen Volksschulen sind so auszugestalten, daß es den katholischen Kindern möglich gemacht werde, dieselben in der Regel ohne Vermischung mit Kindern anderer Confessionen zu besuchen.

2. An katholischen öffentlichen Volksschulen haben sämmtliche Lehrer der katholischen Kirche anzugehören, sind für dieselben an katholischen Lehrerbildungsanstalten auszubilden und haben auch die Befähigung zur Ertheilung des katholischen Religionsunterrichtes zu erwerben.

3. Bei Anstellung der Lehrer an katholischen öffentlichen Schulen ist den Organen der katholischen Kirche jene Einflußnahme zu gewähren, welche nothwendig ist, um sich der entsprechenden Wirksamkeit des anzustellenden Bewerbers zu vergewissern.

4. Der Religions-Unterricht ist an diesen Schulen durch Mitverwendung des Lehrers zu erweitern und der übrige Unterricht, die Lehrpläne, sowie auch sämmtliche Lehr- und Lernmittel so einzurichten, daß darin nicht nur nichts vorkomme, was für katholische Kinder anstößig wäre, sondern Alles in einheitlicher Beziehung zu dem katholischen Charakter der Schule stehe.

5. Was die Beaufsichtigung der katholischen Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten betrifft, so ist es der Kirche zu ermöglichen, deren confessionellen Charakter durch ordnungs-

g von ihr bestellte Organe nach allen Rich-
en in wirksamer Weise zu wahren und zu fördern.

Schließlich erklären die Unterzeichneten, ohne hier das
t politischer Erwägungen zu berühren, sich bereit, in Be-
er von ihnen gestellten Forderung mit den competenten
en sich des Weiteren zu benehmen.

Wien, 12. März 1890.

Cardinal v. Schönborn, Fürst-Erzbischof von Prag.
Johannes Zwerger, Fürstbischof von Seckau.
Jacobus, Fürstbischof von Laibach.“

War diese Erklärung opportun? Wenn noch irgend ein
el daran möglich wäre, die liberal-jüdische Presse hat
ösung gegeben. Ein wahres Wuthgeheul ist gegen die
de That der Bischöfe losgebrochen; mit Hohn, Spott,
und Geifer sind die Worte der hochwürdigsten Herren
fe überschüttet worden. Wie aber zur Zeit des Concils
die Wuth der grimmigsten Gegner der Kirche gegen
rklärung der Unfehlbarkeit für manche schwankende Ka-
n zum Leitstern wurde, wohin sie ihre Schritte lenken
, so muß dieses wahrhaft teuflische Geheul jedem
eichischen Katholiken, welcher Nationalität er auch an-
n mag, vollends die Augen öffnen. Oder meint denn
Jemand, daß derlei Blätter im Interesse des Reiches
i schreiben? was sie am meisten hassen, thut uns am
n noth.

Oesterreich mit seinen 96 % Katholiken hat seit zwei
nien ein Schulgesetz, welches in Widerstreit mit unver-
lichen Rechten der Kirche steht. Nichteinmal in Preußen
en die Katholiken zuzusehen, wie jüdische Lehrer katho-
Kinder unterrichten; die österreichischen Katholiken sollen
icht rühren dürfen: die jüdische Presse schreit sogleich
Intoleranz. Die katholischen Oesterreicher haben sich
n lassen, daß die Lehrer ihrer Kinder herangebildet
n zum Haß gegen Christenthum und Kirche, daß manche
Lehrer öffentlich als Feinde der Kirche auftraten, daß

XLII.

Die Möglichkeit eines „Centrums“ in Oesterreich.

Wien, 14. März.

Muthlosigkeit und Verzweiflung hat sich in letzter Zeit mehr denn je vieler treuer Katholiken in Oesterreich bemächtigt. Soviel Köpfe, soviel Meinungen, dabei keine Führung, kein Programm, keine Stütze weder von oben noch von unten. Woher sollte Rettung kommen?

Da hat durch die Gnade der göttlichen Vorsehung ein Blitz diese trübe, drückende Atmosphäre zertheilt, Licht und Klarheit in die Dunkelheit gebracht: es ist die feierliche Erklärung des gesammten österreichischen Episkopates gegen das Krebsübel, welches langsam, aber unaufhaltsam fortschleichend das Mark des braven österreichischen Volkes verzehrt. An der Spitze der halbamtlichen „Wiener Abendpost“ vom 12. März wurde folgendes Protokoll der Schul-Commission des Herrenhauses veröffentlicht:

„Nach Eröffnung der Sitzung ergriff Cardinal-Fürsterzbischof von Prag Graf Schönborn das Wort, um nachstehende Erklärung zu verlesen:

„In Verfolg der in der ersten Sitzung der Schul-Commission des hohen Herrenhauses am 28. Februar d. J. erklärten Bereitwilligkeit, den Versuch machen zu wollen, der von der hohen Regierung selbst als nothwendig erkannten Aenderung der Gesetze vom 14. Mai 1869 und 2. Mai 1883 eine solche Richtung zu geben, daß die berechtigten Ansprüche der katho-

schen Kirche befriedigt werden, erlauben sich die unterzeichneten Mitglieder der Schulkommission, zugleich als Vertreter des gesammten Episcopats der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder, die angedeutete Richtung in Nachstehendem näher zu kennzeichnen. Nach den eben bezogenen Gesetzen „dürfen die Eltern oder deren Stellvertreter ihre Kinder oder Pflegebefohlenen nicht ohne den Unterricht lassen, welcher für die öffentlichen Volksschulen vorgeschrieben ist". (§ 20.)

Demgemäß sind die meisten Eltern, beziehungsweise Stellvertreter derselben, gesetzlich gezwungen, ihre Kinder oder Pflegebefohlenen den öffentlichen Volksschulen anzuvertrauen (§ 23). Die öffentliche Volksschule stellt sich somit als eine Zwangsschule dar und können die Eltern oder deren Stellvertreter sogar durch Zwangsmittel verhalten werden, für den regelmäßigen Schulbesuch ihrer schulpflichtigen Kinder Sorge zu tragen (§ 24). Indem die Unterzeichneten von der Frage der Berechtigung des Schulzwanges überhaupt absehen, erachten sie den Schulzwang, wie er bei uns geübt wird, nur dann für zulässig und erträglich, wenn durch denselben den Katholiken das heiligste, auch staatsgrundgesetzlich (Art. XIV) gewährleistete Recht der vollen Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht verkürzt wird. Eine solche Verkürzung findet aber unzweifelhaft statt, wenn es den gesetzlichen Vertretern der katholischen schulpflichtigen Kinder unmöglich gemacht wird, denselben durch die öffentliche Volksschule eine solche Erziehung und einen solchen Unterricht angedeihen zu lassen, wie sie den Grundsätzen ihres Glaubens einzig entsprechen und von ihrem Gewissen gefordert werden, und legt ihnen die Pflicht auf, ihre Stimme für eine katholische Einrichtung der Volksschule immer wieder zu erheben. Das Bewußtsein, alle Schul- und öffentlichen Lasten redlich mitzutragen und alle Bürgerpflichten getreulich mitzuerfüllen, muß ihrer Stimme nur um so größeren Nachdruck geben.

Aber in noch höherem Maße sind die Bischöfe verpflichtet, für die ihnen anvertraute Heerde Jesu Christi eine solche Einrichtung der als Zwangsschule sich darstellenden öffentlichen Volksschule in Anspruch zu nehmen, daß die Kinder nicht nach

den Lehren wechselnder Schulmeinungen, sondern nach den unabänderlichen Grundsätzen ihres heiligen Glaubens religiös-sittlich erzogen und nicht nur mit den zur weiteren Ausbildung für das zeitliche Leben erforderlichen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgestattet, sondern auch befähigt werden, ihre ewige Bestimmung zu erreichen, und daß so die Grundlage für Heranbildung wahrhaft tüchtiger Menschen und Mitglieder des staatlichen und kirchlichen Gemeinwesens geschaffen werde.

Dieser ihrer Pflicht entsprechend, können die Unterzeichneten nicht umhin, für katholische Kinder katholische öffentliche Volksschulen zu fordern und diese Forderung in folgenden Punkten näher zu bestimmen:

1. Die öffentlichen Volksschulen sind so auszugestalten, daß es den katholischen Kindern möglich gemacht werde, dieselben in der Regel ohne Vermischung mit Kindern anderer Confessionen zu besuchen.

2. An katholischen öffentlichen Volksschulen haben sämmtliche Lehrer der katholischen Kirche anzugehören, sind für dieselben an katholischen Lehrerbildungsanstalten auszubilden und haben auch die Befähigung zur Ertheilung des katholischen Religionsunterrichtes zu erwerben.

3. Bei Anstellung der Lehrer an katholischen öffentlichen Schulen ist den Organen der katholischen Kirche jene Einflußnahme zu gewähren, welche nothwendig ist, um sich der entsprechenden Wirksamkeit des anzustellenden Bewerbers zu vergewissern.

4. Der Religions-Unterricht ist an diesen Schulen durch Mitverwendung des Lehrers zu erweitern und der übrige Unterricht, die Lehrpläne, sowie auch sämmtliche Lehr- und Lernmittel so einzurichten, daß darin nicht nur nichts vorkomme, was für katholische Kinder anstößig wäre, sondern Alles in einheitlicher Beziehung zu dem katholischen Charakter der Schule stehe.

5. Was die Beaufsichtigung der katholischen Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten betrifft, so ist es der Kirche zu ermöglichen, deren confessionellen Charakter durch ordnungs-

mäßig von ihr bestellte Organe nach allen Richtungen in wirksamer Weise zu wahren und zu fördern.

Schließlich erklären die Unterzeichneten, ohne hier das Gebiet politischer Erwägungen zu berühren, sich bereit, in Betreff der von ihnen gestellten Forderung mit den competenten Faktoren sich des Weiteren zu benehmen.

Wien, 12. März 1890.

Franz Cardinal v. Schönborn, Fürst-Erzbischof von Prag.
Johannes Zwerger, Fürstbischof von Seckau.
Jacobus, Fürstbischof von Laibach.“

War diese Erklärung opportun? Wenn noch irgend ein Zweifel daran möglich wäre, die liberal-jüdische Presse hat die Lösung gegeben. Ein wahres Wuthgeheul ist gegen die rettende That der Bischöfe losgebrochen; mit Hohn, Spott, Gift und Geifer sind die Worte der hochwürdigsten Herren Bischöfe überschüttet worden. Wie aber zur Zeit des Concils gerade die Wuth der grimmigsten Gegner der Kirche gegen die Erklärung der Unfehlbarkeit für manche schwankende Katholiken zum Leitstern wurde, wohin sie ihre Schritte lenken sollten, so muß dieses wahrhaft teuflische Geheul jedem österreichischen Katholiken, welcher Nationalität er auch angehören mag, vollends die Augen öffnen. Oder meint denn etwa Jemand, daß derlei Blätter im Interesse des Reiches Christi schreiben? was sie am meisten hassen, thut uns am meisten noth.

Oesterreich mit seinen 96 % Katholiken hat seit zwei Decennien ein Schulgesetz, welches in Widerstreit mit unveräußerlichen Rechten der Kirche steht. Nichteinmal in Preußen brauchen die Katholiken zuzusehen, wie jüdische Lehrer katholische Kinder unterrichten; die österreichischen Katholiken sollen sich nicht rühren dürfen: die jüdische Presse schreit sogleich über Intoleranz. Die katholischen Oesterreicher haben sich gefallen lassen, daß die Lehrer ihrer Kinder herangebildet wurden zum Haß gegen Christenthum und Kirche, daß manche dieser Lehrer öffentlich als Feinde der Kirche auftraten, daß

die Schulbücher ihrer katholischen Kinder offene und versteckte Angriffe gegen die Lehren der katholischen Kirche enthielten.[1]) Ohne Confession keine Religion, ohne Religion keine Sittlichkeit, ohne Sittlichkeit kein Halt für den Einzelnen, kein Halt für das Staatswesen, kein Halt für die legitime Monarchie. Die Revolutionen haben es gezeigt, die letzte in Brasilien ist wiederum ein eigentliches Produkt der confessionslosen Staatsschule. Die Socialdemokratie und die Anarchie erklären laut die confessionslose Schule und die moderne glaubenslose Wissenschaft für ihren besten Bundesgenossen.

Die liberal-jüdische Presse zeiht die bischöfliche Erklärung der Intoleranz, der Reaktion und der Revolution; sie wüthet über dieselbe als eine Kriegserklärung gegen den modernen Staat. Verlangen denn die Bischöfe katholische Lehrer für jüdische Schulen, christliche Lernmittel für jüdische Kinder, geistliche Schulaufsicht über jüdischen Unterricht? Mit keinem Worte. Und dennoch Intoleranz, ja Krieg.

Die „Deutsche Zeitung" (13. März) schreibt unter dem Titel „Eine Kriegserklärung" also: „Die Regierung darf einer so weitgehenden Zumuthung gegenüber keinen Zweifel aufkommen lassen, wie sie darüber denkt und was sie beabsichtigt. Warum springt der Klerikalismus diesmal so stierartig vorwärts? Das Deutschthum, die Freiheit wird sich ihm mit gezücktem Degen entgegenstellen, selbst wenn der Staat seine Schuldigkeit, sich selbst zu vertheidigen, entweder ganz vernachlässigen oder ihr nur halb und lässig nachkommen sollte!" Das „Neue Wiener Tagblatt" (13. März) meint: „Der Episkopat verlangt die vollständige Unterwerfung des Staates unter die Herrschaft der Kirche. Wir

1) Einen Theil dieser wahrhaft himmelschreienden Zustände schildert Franz Stauracz in seiner Schrift: „Dittes und sein Generalstab oder ein Jammerbild österreichischer Schulzustände". Wien 1889. 2. Aufl.

hegen in Bezug auf die Entscheidung des Unterrichtsministers nicht den geringsten Zweifel. Die Regierung des Grafen Taaffe wird nicht in der Lage sein, sich mit der Gloriole des Freisinns zu schmücken, wenn sie die fünf Punkte des bischöflichen Elaborats für unannehmbar[1]) erklärt. Kein Unterrichtsminister vermöchte für ein solches Volksschulgesetz eine Majorität im Parlament zu erlangen, denn ein solches Gesetz wäre im Wesentlichen gleichbedeutend mit der Aufhebung der Staatsgrundgesetze". Das zuweilen offiziös bediente „Wiener Tagblatt" des polnischen Juden Szeps (13. März) verkündigt: „In einer Commission des Herrenhauses hat eine Kundgebung stattgefunden, wie sie sonst nur von Parteien erwartet werden kann, welche mit ihren Forderungen bis zur äußersten Grenze vordringen wollen. Selbst der Syllabus Pius IX. geht in seinen Forderungen nicht weiter, als die Anträge der Bischöfe. Die Bischöfe sind es, welche den Frieden brechen, welche dem Staate die Fehde ansagen. Das ist ein wahrer Kriegsruf, der in den Anträgen der Bischöfe erschallt." Der Jude erwartet „zermalmenden Widerstand". „Es ist, als ob ein plötzlicher Orkan in voller Heftigkeit alle Frühlingsblüthen und alle Friedensträume zerstörte. Das sind die Märztage 1890, sie sind gekennzeichnet durch die Eruption des Ultramontanismus und der Reaktion, ohne irgend eine Herausforderung, ohne daß von liberaler Seite irgend ein Vorwand gegeben wäre."

Also Vernichtung des wonnigen Friedens, bei dem es den Liberalen und Juden so wohl, den Katholiken zum Ersticken war; also eine Staatsumwälzung, Revolution, Krieg! Wenn diese Revolution heißt: Sturz einer christusfeindlichen Schule: Ja! Wenn eine Kriegserklärung gegen die Entchristlichung und Verjudung katholischer Kinder: Ja!

Auch wir betrachten die feierliche Erklärung der Bischöfe

---

1) Soll wohl heißen annehmbar.

und die czechischen Abgeordneten geben ihrem Mißvergnügen über dieselbe ganz unumwunden Ausdruck" („Neues Wiener Tagblatt" 13. März).

Aber es wird durch die Sprengung der Rechten eine liberale Majorität an's Ruder kommen, und die letzten Dinge werden dann schlimmer als die ersten. Das wird allem Anschein nach auch ohne vorherige Sprengung der Rechten geschehen (vergl. böhmischer Ausgleich). Wie die Dinge jetzt liegen, bei der völligen Unklarheit, Verzweiflung und Zerfahrenheit aller treuen Katholiken war für die Zukunft gar nichts zu versprechen. Aber nehmen wir einmal an, die „Rechte" wird gesprengt nur durch die Centrumsbildung: was dann? Wir haben dann vor Allem eine fest organisirte Minorität, die weiß, was sie will, die Klarheit in die Situation bringt, die ohne Rücksicht ihre Grundsätze bekennen und schwere Schäden bekämpfen kann.

Jetzt wird wegen tausenderlei Rücksichten selbst die Achtung vor der Kirche preisgegeben. Nur Ein Beispiel. An manchen Orten wagt man die kirchliche Einsegnung und das kirchliche Begräbniß selbst solchen nicht zu versagen, welche in ihrem Leben nicht allein nie die heiligen Sakramente empfangen, sondern die Kirche auch öffentlich bekämpft und selbst im letzten Augenblick dem Priester die Thüre gewiesen haben. Aus Furcht vor der liberalen Meute wird ein solcher Kirchenfeind in die Kirche getragen und erhält dort den Segen der Kirche, die er verspottet, und wird geleitet mit allen kirchlichen Ehren von dem Pfarrer, den er im Leben verachtet und im Sterben von sich gewiesen. Das heißt doch die Achtung vor der Kirche preisgeben. Kein Verein, keine Gesellschaft würde sich herbeilassen, ein Mitglied, welches längst von ihr abgefallen, der Gesellschaft stets nur Schande bereitet und sie bekämpft, mit der Fahne des Vereins, mit allen Ehren zu Grabe zu geleiten. Ein solcher Verein würde der Verachtung anheimfallen. Wenn man sich selbst und seine Würde nicht ehrt, erntet man, was man ausgesäet:

da braucht man sich auch nicht mehr zu verwundern, wenn im Wurstelprater die kirchliche Einsegnung öffentlich verhöhnt wird. Furcht vor der liberalen Meute und deßhalb Preisgebung der heiligsten Interessen, das ist die Signatur unseres heutigen Friedenszustandes. Diese Furcht wirkt verheerender als der offene Kampf: alle Faulheit und Lauheit und Streberei findet in ihr ihre Deckung und Rechtfertigung. Die Organisation der Katholiken wird dadurch gehindert, die Presse vernachlässigt, die Principien preisgegeben, alle Fahnenflucht beschönigt. Bei diesem Zustande kann die katholische Kirche in Oesterreich nicht gedeihen.

Wenn die Katholiken zu Grunde gehen sollen, dann ist es besser und ehrenhafter, im Kampfe zu fallen, als sich mit feiger Preisgebung der katholischen Principien langsam abschlachten zu lassen. Aber nach unserer Meinung wird der offene Kampf, für welchen die Gegner doch nur den Augenblick erlauern, Oesterreich zum Heile werden. Das österreichische Volk ist fast immer dem ersten feindlichen Ansturm erlegen, es hat sich aber immer wieder aufgerafft und eine Zähigkeit und Energie bewiesen, um welche es andere Völker beneiden können. Der Sturm, der über das Land hinbraust, zersaust freilich die Kronen der Bäume, unerbittlich reißt er alles Faule und Dürre zu Boden und mancher Baum, der festzustehen schien, wird auf die Erde geschmettert; aber dieser Sturm reinigt auch die Luft und trägt die befruchtenden Keime weit hinaus in die Lande. Im Sturm läßt sich leben, nicht aber in drückender giftiger Stickluft.

Also es bleibt nur ein Entweder-Oder. Entweder die kirchlichen Interessen preisgeben, oder aber muthiger Kampf in jedem Falle. Wenn die Erklärung der Bischöfe, die nur katholische Schulen für die katholischen Kinder verlangen, nach der Meinung aller liberalen Blätter eine Kriegserklärung ist, dann war der bisherige Friede ein fauler Friede. Die Bischöfe dürfen wir nicht im Stich lassen, also müssen wir den Kampf aufnehmen. Dieser Kampf wird sicher nicht siegreich

immer größeren Schichten der Bevölkerung, ganz besonders in den Städten und deren Umgebung, ist die Kirche zum Phantom geworden. Die liberal-jüdische Presse mit ihrer erschreckenden Verbreitung und eine auch nur vorübergehende Berührung mit solchen Kreisen zeigt dies zur Evidenz. Manche Priester stehen auch beim besten Wollen machtlos da aus lauter Rücksicht auf gewisse Verhältnisse, denn es ist ja „Friede"!

Aber „es wird schließlich doch nichts helfen, wofür also all' die Mühe für ein Centrum"? Verzweifeln ist leicht, aber nicht Sache eines edlen für seine Kirche begeisterten Herzens. Mit einer solchen Verzweiflung kann man, ohne sich stören zu lassen, auch weiterhin allen seinen Vergnügungen und seinem Sport nachgehen. Unterdessen geht dann wieder die Jugend, gehen zu Tausenden Katholiken der Kirche verloren, die heiligsten Interessen werden preisgegeben oder mit Füßen getreten — und der gute Hirt weint, daß sich so gar kein edles Herz seiner bedrängten Kirche und ihrer Sache annehmen will.

„Es wird nichts helfen!" Das hat man auch früher in Preußen gesagt, als die ersten kleinen Anfänge des Centrums zum Vorschein kamen, und es hat doch viel, viel geholfen in dem großen Kampfe der Gegenwart; und heute ist das Centrum in Berlin eine selbst den Gegnern Achtung abnöthigende Macht, ein Bollwerk für die christliche Idee, ein Bollwerk für die Monarchie. Müssen wir denn nur immer Thorheiten, die in Preußen abgehaust, importiren? Können wir nicht auch einmal etwas Gutes und Bewährtes herüber pflanzen? Und ist denn eine geschlossene christliche Partei etwas specifisch Preußisches oder Deutsches? Hat nicht der hl. Vater wiederholt zur Bildung wahrhaft christlicher Parteien aufgefordert?

Man muß doch auch nicht glauben, das preußische Centrum sei vom Himmel gefallen. Die göttliche Providenz hat auch hier die energische Mitwirkung der Menschen ver-

XLIII.

Protestantismus gleich Deutschthum.

(Ein Laien-Protest.)

Schon vor Gründung des Neuen Reiches, seitdem aber erst recht, hat unter unseren protestantischen Mitbürgern tagtäglich als feststehender Satz gegolten: Protestantismus und Deutschthum seien untrennbare Begriffe, der Protestantismus habe deutsche Bildung, deutsches Bewußtsein, überhaupt alle guten Eigenschaften unseres Volkes, obenan Wissenschaft, Kunst und Literatur, allein geschaffen. Wenn man diese Leute hört, hat es vor dem Protestantismus kein Deutschthum gegeben, ohne denselben wäre ein solches auch nie entstanden. Wie weit diese Anschauung sich verirrt, mag man daraus entnehmen, daß ein Professor den Ausspruch thun konnte: „Luther hat unsere Sprache geschaffen an Einem Tag, auf Einen Schlag." Und der Urheber dieses Aberwitzes wird protestantischerseits als ein großer Gelehrter und gründlicher Forscher gefeiert! Der Culturkampf, alle Unterdrückung der Katholiken wurde mit dem Schlachtruf gefeiert, es gelte der Wahrung deutscher Bildung und Nationalität, während die Anhänger der Kirche als Vaterlandslose gebrandmarkt wurden. Aehnliches kann man immer wieder hören und lesen, so daß es sich der Mühe lohnt, derlei Behauptungen einmal näher zu prüfen. Gestatten Sie daher einem ruhigen Zuschauer ein Wort der Expektoration!

Die Schaffung der deutschen Sprache durch Luther wird auf dessen Bibelübersetzung und sonstigen Schriften zurückgeführt. Der gelehrte Entdecker dieser Schöpfung läugnet damit einfach,

und die czechischen Abgeordneten geben ihrem Mißvergnügen über dieselbe ganz unumwunden Ausdruck" („Neues Wiener Tagblatt" 13. März).

Aber es wird durch die Sprengung der Rechten eine liberale Majorität an's Ruder kommen, und die letzten Dinge werden dann schlimmer als die ersten. Das wird allem Anschein nach auch ohne vorherige Sprengung der Rechten geschehen (vergl. böhmischer Ausgleich). Wie die Dinge jetzt liegen, bei der völligen Unklarheit, Verzweiflung und Zerfahrenheit aller treuen Katholiken war für die Zukunft gar nichts zu versprechen. Aber nehmen wir einmal an, die „Rechte" wird gesprengt nur durch die Centrumsbildung: was dann? Wir haben dann vor Allem eine fest organisirte Minorität, die weiß, was sie will, die Klarheit in die Situation bringt, die ohne Rücksicht ihre Grundsätze bekennen und schwere Schäden bekämpfen kann.

Jetzt wird wegen tausenderlei Rücksichten selbst die Achtung vor der Kirche preisgegeben. Nur Ein Beispiel. An manchen Orten wagt man die kirchliche Einsegnung und das kirchliche Begräbniß selbst solchen nicht zu versagen, welche in ihrem Leben nicht allein nie die heiligen Sakramente empfangen, sondern die Kirche auch öffentlich bekämpft und selbst im letzten Augenblick dem Priester die Thüre gewiesen haben. Aus Furcht vor der liberalen Meute wird ein solcher Kirchenfeind in die Kirche getragen und erhält dort den Segen der Kirche, die er verspottet, und wird geleitet mit allen kirchlichen Ehren von dem Pfarrer, den er im Leben verachtet und im Sterben von sich gewiesen. Das heißt doch die Achtung vor der Kirche preisgeben. Kein Verein, keine Gesellschaft würde sich herbeilassen, ein Mitglied, welches längst von ihr abgefallen, der Gesellschaft stets nur Schande bereitet und sie bekämpft, mit der Fahne des Vereins, mit allen Ehren zu Grabe zu geleiten. Ein solcher Verein würde der Verachtung anheimfallen. Wenn man sich selbst und seine Würde nicht ehrt, erntet man, was man ausgesäet:

da braucht man sich auch nicht mehr zu verwundern, wenn im Wurstelprater die kirchliche Einsegnung öffentlich verhöhnt wird. Furcht vor der liberalen Meute und deßhalb Preisgebung der heiligsten Interessen, das ist die Signatur unseres heutigen Friedenszustandes. Diese Furcht wirkt verheerender als der offene Kampf: alle Faulheit und Lauheit und Streberei findet in ihr ihre Deckung und Rechtfertigung. Die Organisation der Katholiken wird dadurch gehindert, die Presse vernachlässigt, die Principien preisgegeben, alle Fahnenflucht beschönigt. Bei diesem Zustande kann die katholische Kirche in Oesterreich nicht gedeihen.

Wenn die Katholiken zu Grunde gehen sollen, dann ist es besser und ehrenhafter, im Kampfe zu fallen, als sich mit feiger Preisgebung der katholischen Principien langsam abschlachten zu lassen. Aber nach unserer Meinung wird der offene Kampf, für welchen die Gegner doch nur den Augenblick erlauern, Oesterreich zum Heile werden. Das österreichische Volk ist fast immer dem ersten feindlichen Ansturm erlegen, es hat sich aber immer wieder aufgerafft und eine Zähigkeit und Energie bewiesen, um welche es andere Völker beneiden können. Der Sturm, der über das Land hinbraust, zerzaust freilich die Kronen der Bäume, unerbittlich reißt er alles Faule und Dürre zu Boden und mancher Baum, der festzustehen schien, wird auf die Erde geschmettert; aber dieser Sturm reinigt auch die Luft und trägt die befruchtenden Keime weit hinaus in die Lande. Im Sturm läßt sich leben, nicht aber in drückender giftiger Stickluft.

Also es bleibt nur ein Entweder-Oder. Entweder die kirchlichen Interessen preisgeben, oder aber muthiger Kampf in jedem Falle. Wenn die Erklärung der Bischöfe, die nur katholische Schulen für die katholischen Kinder verlangen, nach der Meinung aller liberalen Blätter eine Kriegserklärung ist, dann war der bisherige Friede ein fauler Friede. Die Bischöfe dürfen wir nicht im Stich lassen, also müssen wir den Kampf aufnehmen. Dieser Kampf wird sicher nicht siegreich

einzelnen Winkeln. Schon der entartete Humanismus hatte auch der Kunst einen Todeskeim eingepflanzt. Aus dem Dienst der Kirche trat sie in den Dienst der Höfe, anstatt Gottesliebe und Frommheit predigte sie Fleischesliebe und Sinnenlust. An den Höfen herrschte italienische und besonders französische Kunst, wurde auch vorherrschend französisch gesprochen. Die alte Kirche selbst konnte sich der Strömung nicht ganz entziehen. Thatsache ist indessen, daß namentlich die kirchlichen Bauwerke jener Zeit noch immer weit über den weltlichen Bauten und den protestantischen Kirchenbauten stehen.

Um letztere kennen zu lernen, ist eine Reise nach ausschließlich protestantischen Gegenden höchst belehrend. Namentlich in der jetzigen Reichshauptstadt kann man besser als irgendwo die ganze Armseligkeit und Geschmacklosigkeit der protestantischen Kirchenbauten kennen lernen, obwohl seit einigen Jahrzehnten schon vielfach damit aufgeräumt worden ist. Von Stil und Kunst ist kaum die Rede bei diesen Kirchen. Es sind unförmliche, kahle, getünchte Kasten, ohne architektonische Linien, ohne jegliche Zier und Farbe. Nach Zittel (1875) hat „der Protestantismus den seinem Wesen entsprechenden Baustil bis heute noch nicht entdeckt". Und Hermann Riegel behauptet in seinem „Grundriß der bildenden Künste" geradezu: „Es gibt keine protestantische Kunst, denn sobald die Kunst kirchlich werden will, wird und muß sie sofort katholisch werden".

Wenn Deutschland am Schluß des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts sich wiederum eine nationale Literatur und Kunst zu schaffen vermochte, verdankt es dies nicht zum mindesten der Kirche. Bezüglich der Kunst wird dies so ziemlich allgemein zugegeben. Die Bahnbrecher und großen Meister der neuen deutschen Kunst, Overbeck, Cornelius, Veit, Schraudolph, Schadow, Steinle, und wie sie alle heißen, waren Söhne der Kirche, oder waren aus Ueberzeugung zu derselben zurückgekehrt. Ihre Kunst ist durchaus deutsch, frei von schädlichem fremden Einfluß, aber zugleich auch katholisch, kirchlich-religiös im besten Sinne des Wortes. Wir können auf ihre Leistungen mit berechtigtem Stolze blicken.

Bezüglich der Literatur steift man sich stets darauf, daß

XLIII.

Protestantismus gleich Deutschthum.

(Ein Laien-Protest.)

Schon vor Gründung des Neuen Reiches, seitdem aber erst recht, hat unter unseren protestantischen Mitbürgern tagtäglich als feststehender Satz gegolten: Protestantismus und Deutschthum seien untrennbare Begriffe, der Protestantismus habe deutsche Bildung, deutsches Bewußtsein, überhaupt alle guten Eigenschaften unseres Volkes, obenan Wissenschaft, Kunst und Literatur, allein geschaffen. Wenn man diese Leute hört, hat es vor dem Protestantismus kein Deutschthum gegeben, ohne denselben wäre ein solches auch nie entstanden. Wie weit diese Anschauung sich verirrt, mag man daraus entnehmen, daß ein Professor den Ausspruch thun konnte: „Luther hat unsere Sprache geschaffen an Einem Tag, auf Einen Schlag.“ Und der Urheber dieses Aberwitzes wird protestantischerseits als ein großer Gelehrter und gründlicher Forscher gefeiert! Der Culturkampf, alle Unterdrückung der Katholiken wurde mit dem Schlachtruf gefeiert, es gelte der Wahrung deutscher Bildung und Nationalität, während die Anhänger der Kirche als Vaterlandslose gebrandmarkt wurden. Aehnliches kann man immer wieder hören und lesen, so daß es sich der Mühe lohnt, derlei Behauptungen einmal näher zu prüfen. Gestatten Sie daher einem ruhigen Zuschauer ein Wort der Expektoration!

Die Schaffung der deutschen Sprache durch Luther wird auf dessen Bibelübersetzung und sonstigen Schriften zurückgeführt. Der gelehrte Entdecker dieser Schöpfung läugnet damit einfach,

tismus fortzuleben. Die Romantiker konnten sich mit einer Wirklichkeit nicht versöhnen, welche in Allem der schroffste Gegensatz zu ihren Idealen war. Die romantische Schule ist zumeist an dem politischen Elende zu Grunde gegangen, welches der glänzenden Erhebung von 1813—15 folgte.

Immerhin aber bleibt ihr das Verdienst, das nationale Bewußtsein, den Gedanken der deutschen Einheit neu erweckt und belebt zu haben. Die neue Politik der letzten Jahrzehnte hat das durch die Romantik neu geschaffene nationale Bewußtsein in geschicktester Weise ausgebeutet und sich zu Nutze gemacht. Der Erfolg konnte nicht ausbleiben, denn fast alle Lehrkanzeln wurden ihr dienstbar; und, was das Wichtigste ist, sie hatte den mächtigsten protestantischen Staat Deutschlands zum Rückhalt. Die wahre, der katholischen Kirche verpflichtete Geschichte der Nation war den durch die Kirchenspaltung emporgekommenen Staaten unbequem. Sie wußten sich im Gegensatz zur Kirche und förderten daher die derselben feindliche Richtung. Der Feldhauptmann im Culturkampf, der preußische Minister Fall, hat offen im Landtag erklärt: für einen Gelehrten, welcher das Mittelalter als eine große ruhmreiche Zeit Deutschlands erkennt, ist kein Platz auf einem preußischen Lehrstuhl. Nach dem Fall'schen Grundsatz haben denn auch deutsche Regierungen vielfach ihre Hochschulen geleitet, und die Wirkung ist nicht ausgeblieben.

Das Neue Reich aber hat sich bisher erschreckend unfruchtbar erwiesen. Weder in literarischer noch in künstlerischer Hinsicht zeigt es einen eigenen kräftigen Lebenshauch. Wer will es bestreiten, daß es hauptsächlich von den Brosamen der zwar reich besetzten, aber vielfach recht übel duftenden Tafel des verhaßten Erbfeindes lebt? Berlin ist gerade diejenige Stadt Deutschlands, wo sich der Einfluß Frankreichs stets am meisten breit gemacht hat. Größere Bedeutung hat Berlin erst durch Friedrich II. erhalten, den eifrigsten Förderer französischen Wesens, der wohl je auf einem deutschen Thron gesessen. Er umgab sich mit französischen Gelehrten und Schöngeistern, ließ seine vielen Bauten fast nur von Franzosen ausführen, beschäftigte nur französische Künstler, kaufte fast ausschließlich französische Kunstwerke. Die Berliner Akademie bestand zum

Bau, zur Ausbildung der Sprache bei. Luther hat etwas über den gewöhnlichen Durchschnitt geleistet, einige neue Steine beigetragen: dies ist sein Antheil. Dank verschiedenen Umständen, besonders dadurch, daß seine Sache zur Sache der meisten Fürsten, Adeligen und Stadtobrigkeiten wurde, sind seine Leistungen mehr in den Vordergrund gestellt und gepriesen worden, als jene vieler Anderen. Mehr kann ihm nicht auf die Verdienstliste geschrieben werden.

Die Wirkungen aber, welche der von Luther geschürte Umsturz und seine Schriften im Uebrigen hervorgebracht, sind während seines Lebens und in den ersten darauf folgenden Jahrhunderten zu erfragen. Und was sehen wir da? Die ersten zwei Jahrhunderte nach Luther sind die traurigste Zeit der deutschen Sprache und Bildung, eine geistige Wüste, wie sie kaum jemals ein anderes christliches Volk zu durchwandern gehabt. Der neue Glauben hat keinen namhaften Dichter oder Schriftsteller während dieser langen Zeit hervorgebracht. Es ist das eiserne Zeitalter der deutschen Literatur, des deutschen Geisteslebens, oder vielmehr, es gibt gar keine deutsche Literatur während dieser Zeit, die nur durch allgemeine Verrohung, Unsittlichkeit und schrankenloses Einreißen vaterlandloser Gesinnung sich auszeichnet. Die Gelehrten reden und schreiben lateinisch oder französisch, die Höfe sind ganz französisirt, die paar Schriftsteller, welche noch den Namen verdienen, arbeiten nach ausländischen, insbesondere französischen Mustern.

Mit der Kunst sieht es noch schlimmer aus. Lutherthum und Calvinismus sind grundsätzlich kunstfeindlich. Nürnberg war ein künstlerischer und geistiger Mittelpunkt ersten Ranges, als die Kirchenspaltung eintrat. Mit ihrem Eintreten wurde die Kunst in Nürnberg lahmgelegt. Die Glanzzeit der Stadt ist für immer dahin. Aehnlich ging es überall, wo der Protestantismus zur Herrschaft gelangte. Die katholisch gebliebenen Städte und Landschaften waren verwüstet und ausgesogen und, was eigentlich noch schlimmer war, von dem protestantischen Geiste angesteckt worden. Deshalb ging es auch bei ihnen mit der Kunst bergab; der Geist, durch welchen die Kunst lebt und beseelt wird, war erloschen, glimmte nur noch schwach in

Das Tollste sind die sogenannten „Berliner Romane", für welche in allen Blättern gar mächtig geklappert wird. Und was führt uns das angebliche Meisterwerk dieser Gattung (der „Zug nach Westen" von Paul Lindau) vor? Ein junges Mädchen, welches nie eine Regung des Herzens empfunden, sich daher gleichgiltig, oder aus Berechnung, mit einem älteren Manne verheirathen läßt, dann aber gewahrt, daß sie ein Herz hat und sich beeilt, dasselbe einem Künstler zu schenken, der alle Frauen durch seine Unwiderstehlichkeit berückt. Es kommt zum Bruche, zum offenen Aergerniß, dann zur Scheidung. Kurz, der abgenutzte Pariser Ehebruchroman, der in Frankreich eine Art Daseinsgrund hatte, indem er, gleich den Ehebruch-Dramen, den Zweck hatte, die öffentliche Meinung für gesetzliche Zulassung der Ehescheidung zu bearbeiten. In dem protestantischen Berlin, welches von der gerühmten Errungenschaft des Protestantismus ausgiebig Gebrauch macht, entbehrt ein solcher Roman fast ganz der Begründung seines Daseins. Dies hat der Verfasser auch eingesehen, er hängt seinem Pariser Bastard richtig eine wirkliche Ehescheidung an, bei der er einen Prediger einschiebt, der einzige Nicht-Pariser in dem ganzen Roman, dabei schlecht genug gezeichnet. Die Hauptheldin ist in Allem Pariserin, natürlich von geringer Qualität; sie hat gar nichts Deutsches und vom Berlinischen nur einige unwesentlichen Aeußerlichkeiten. Und dieser armselige Abklatsch seichter Pariser Lesewaare wurde von den tonangebenden Berliner Kritikern als Schilderung Berliner Lebens und deutscher Zustände angepriesen! Diese Herren haben eben ihre ganze Anschauung in der Pariser Schmutzliteratur aufgelesen, die ihre Beobachtung und Darstellung beeinflußt. Hier sei gleich bemerkt, daß das Berliner Leben, die socialen Zustände der Reichshauptstadt, trotz aller herrschenden Französelei entschieden deutsches Gepräge tragen, viele Eigenthümlichkeiten aufweisen, welche sich trefflich in Kunst und Literatur verwerthen ließen. Aber in den Berliner Zeitschriften, Romanen, Bühnenstücken und Werken der bildenden Kunst merkt man wenig davon; es fehlt das Verständniß für das eigene Volksleben. Die einzige Ausnahme von der allgemeinen Armseligkeit darf hervorgehoben

Göthe, Schiller und die meisten neueren Dichter protestantisch gewesen sind, und ihre Bedeutung soll nicht verkleinert werden. Aber ist etwa die romantische Schule aus dem protestantischen Geist erwachsen? Kein Einsichtiger wird das behaupten. Die romantische Schule ist vielmehr eine Auflehnung gegen den Protestantismus, eine Abschüttelung seines Einflusses. Die Romantiker suchten eingestandenermaßen das deutsche Bewußtsein wiederzuerwecken, indem sie dem Volke seine eigene Vergangenheit in's Gedächtniß zurückzurufen, ihm sein eigenstes Wesen zu vergegenwärtigen suchten. Von der elenden Lage der Zeit, welche doch vornehmlich eine Folge und nothwendiges Ergebniß der Kirchenspaltung und der damit zusammenhängenden Ereignisse war, wollten sie nichts wissen. Sie fanden in der Geschichte seit der Glaubensspaltung nichts, was dem Volke als Beispiel zu seiner Erhebung und Wiederaufrichtung hätte vorgeführt werden können. Deshalb griffen die Romantiker auf die katholische Zeit und die aus derselben stammenden Ueberlieferungen zurück. Von allen Dichterschulen und Geistesströmungen der Neuzeit ist die romantische diejenige, welche noch am meisten auf christlichem Boden steht. Zugleich ist dieselbe entschieden selbständig, dem deutschen Charakter und Gemüth entsprechend, mit einem Wort die nationalste Geistesregung, die es bei uns gegeben hat.

Die romantische Schule hat nachhaltiger und günstiger auf das Geistesleben der gesitteten Völker gewirkt, als jede andere. Bis dahin hatte Deutschland stets nur Anregungen von Frankreich empfangen. Mit der romantischen Schule wirkte Deutschland zum ersten Male und mit Macht auf das Geistesleben Frankreichs zurück, erweckte dort eine ihr ähnliche Bewegung. Alle anderen Völker Europa's haben mehr oder weniger Anregung und Rückwirkung davon verspürt; die Romantik war der mächtige Flügelschlag des deutschen Geistes, der alle Völker durchzitterte.

Daß die romantische Schule erlosch, ohne eine dauernde Strömung zu hinterlassen, liegt großentheils an den ungünstigen äußeren Verhältnissen. Trotz mancher Verirrungen Einzelner war sie eine zu edle Pflanze, um auf dem dürren Boden der bureaukratischen Staatsbevormundung und des Staatsabsolu-

neue Gebiete erschlossen. Freilich, die Tendenz hat auch hierin dem „Gottesmanne“ nachgeholfen, ihm Verdienste und Eigenschaften angedichtet, von denen er selbst ebenso wenig geträumt hat, als von den christlichen Tugenden, welche salbungsvolle Hof- und sonstige Prediger ihm beigelegt haben. Muß es nicht Verwunderung erregen, wenn Luther in Stein gehauen als großer Gelehrter auf dem neuen Gebäude der Hochschule zu Straßburg prangt? Luther ist freilich der Schöpfer einer eigenthümlichen protestantischen Wissenschaft. Die Fürsten, welche seine Lehre annahmen, gründeten Schulanstalten oder wandelten vorhandene um. Sie hielten sogar darauf, daß jeder seine eigene, wenn auch oft recht unbedeutende Hochschule besitze, denn es war für den Fürsten von höchster Wichtigkeit, daß seine Prediger in den ihm zusagenden Lehrmeinungen erzogen wurden. Besonders wurde auf diesen Hochschulen der Lehrsatz von der unbeschränkten Gewalt des Landesfürsten in geistlichen und weltlichen Dingen bearbeitet, und die Juristen wurden eigens dazu gedrillt, um diese Wissenschaft in der Wirklichkeit durchzuführen, in allen Verhältnissen des kirchlichen, socialen, wirthschaftlichen und öffentlichen Lebens zur Herrschaft zu bringen. Die protestantischen Universitäten und Schulen waren ein Hauptwerkzeug zur Einimpfung des früher unbekannten Knechtsinnes in Deutschland. Anstatt einem freiern Geiste Bahn zu brechen, förderten diese Hochschulen die Auswüchse der schrankenlosen Fürstengewalt, die in der Einführung entsetzlicher Strafen, selbst gegen einfache Jagdfrevel, sich nicht genug thun konnte. Sie haben den Rückfall in die Barbarei nicht verhindert, sondern gefördert und unterstützt. Je ärger und häufiger die verübten Scheußlichkeiten auftauchten, desto höher priesen die fanatischen Prediger die Verdienste des Fürsten um das lautere Wort, desto glänzender schilderten sie den Leuten das Glück, von dem papistischen Gräuel, Aberglauben und Mönchthum befreit zu sein, desto mehr hetzten sie gegen die bösen Katholiken, welche alles Unheil der Welt verschuldeten.

Der wissenschaftliche Aufschwung Deutschlands ist neueren Ursprungs, hauptsächlich durch die politischen Ereignisse zu Anfang dieses Jahrhunderts, gleichzeitig mit der romantischen

großen Theile aus Franzosen, veröffentlichte ihre Abhandlungen in französischer Sprache. Seitdem ist es nur langsam besser geworden. Die sogenannte jung-deutsche Schule ist wesentlich von Berlin ausgegangen, aber nichts weniger als deutsch. Sie fußt auf den Lehren der französischen Encyclopädisten des vorigen Jahrhunderts; dieser abgestandene französische Kohl hat die Romantik abgelöst. Während in München und am Rhein die neudeutsche Kunst machtvoll emporblühte, gingen die Berliner Maler zu den Franzosen in die Schule, ohne doch etwas Rechtes hervorzubringen. Die Erinnerung an die erste Kunstausstellung, anfangs der sechziger Jahre, die ich in Berlin gesehen, verursacht mir heute noch eine Art Wehmuth und Mitleid durch den vorwaltenden Zug gespreizter Charakterlosigkeit und Armuth an Ideen. Dank dem Einfluß seit Cornelius und der neuen deutschen Schule ist es indessen seither etwas besser geworden; Berlin besitzt eine Anzahl tüchtiger Maler, welche deutsch arbeiten.

Um so schlimmer sieht es seit dem Frankfurter Frieden in schöngeistiger Hinsicht aus. Auf der Bühne herrschen die französischen Uebersetzungen so sehr vor, daß schwerlich mehr als ein Zehntel aller gespielten Stücke deutschen Ursprungs ist. Vielfach sind auch diese deutschen Stücke nur glatte Nachahmungen französischer Arbeiten, ohne jegliche Beziehung auf deutsches Wesen und Zustände. Man schneidet aus französischen Stücken die Personen heraus, klebt sie schlecht und recht zusammen, ändert einige Namen, und das „Original-Lustspiel" ist fertig. Das Geschäft geht ohne Hinderniß und Anstand, der Autor erntet überall Lobsprüche; denn die führenden Berliner Blätter stehen in Allem, was Kunst und geistiges Leben betrifft, ganz auf französischem Standpunkt. Ein Bild ist für sie gut, wenn es sich an Pariser Muster anlehnt, sein Urheber zu Paris in die Schule gegangen ist. Ein Bühnenstück wird am günstigsten beurtheilt, wenn der Kunstrichter die ihm von Paris her gewohnten Gestalten, Verwickelungen und Schlagworte darin wieder erkennt, wenn er Pariser Sitten oder vielmehr Unsitten darin gewahrt. Die führenden, freilich sehr kleinen, Geister leben ganz im Pariser Bannkreis.

Ebensowenig kann das „Gardelieutenants-Deutsch“, welches in unserem Militärreich eine so große Rolle spielt, als Musterdeutsch gelten. Selbst ein oberflächlicher Beobachter gewahrt übrigens sofort, daß in Berlin eine Menge Fremdwörter im Volksmunde cursiren, für welche in Wien, München und anderwärts gute deutsche Ausdrücke gebraucht werden.

Der Professor von Wilamowitz sagt nicht, warum die protestantischen Universitäten Jahrhunderte hindurch keine Stätten des Patriotismus sein konnten. Sie waren eben zu den sehr ausschließlichen selbstsüchtigen Zwecken der Fürsten gegründet worden. Diese aber verfolgten Alles eher als eine deutsche Politik. Im selben Augenblicke, wo sie sich der Neulehre anschlossen, traten die Fürsten auch als Feinde von Kaiser und Reich auf, verbündeten sich gegen das Vaterland mit dem Auslande, hauptsächlich mit dem Erbfeind Frankreich. Alle Kämpfe der protestantischen Fürsten gegen den Kaiser und die Katholiken wurden mit französischer Hülfe an Geld oder Mannschaften geführt. Die protestantischen Fürsten standen fast beständig im Einverständniß mit den Feinden des Kaisers und erhielten Jahrgelder von Frankreich. Der ganze dreißigjährige Krieg wurde protestantischerseits mit französischer und holländischer Hülfe geführt. Die Fürsten standen mit Paris im Bündniß, ebenso Christian von Dänemark und Gustav Adolf von Schweden, der mit Frankreich den berüchtigten Vertrag von Bärwalde behufs Vernichtung des deutschen Reiches schloß. Wie sollte aber eine Universität, welche alle diese Reichsverräther, diese beutegierigen Feinde und Verwüster Deutschlands als dessen Wohlthäter und als Helden preisen mußte, eine Stätte des deutschen Patriotismus sein können? Der Professor hat Recht: erst jetzt, wo die durch den Protestantismus so unendlich geförderte Zerrissenheit einigermaßen überwunden ist, kann sich der Deutsche wiederum seines Vaterlandes freuen, und können, wie der Professor verlangt, die Universitäten für deutschen Patriotismus eintreten.

Das Deutschthum des Protestantismus war immer ganz besonderer Art. Die stammverwandten Dänen, Schweden, Norweger und (theilweise) Holländer haben den Protestantismus

werden: „Die Familie Buchholz". Der Verfasser, Julius Stinde, ist ein Holsteiner, welcher sich die Mühe gegeben, das Leben des Berliner Bürgerstandes zu beobachten, und es schildert, wie es ist. Das Buch hat denn auch einen durchschlagenden Erfolg gehabt; es ist sofort in fremde Sprachen, auch in's Französische, übersetzt worden. Bei den andern „Berliner Romanen" wäre letzteres nicht blos überflüssig, sondern auch bedenklich. Die Pariser Schriftsteller könnten Klage wegen Plagiats und Ausplünderung ihrer Werke erheben. Nebenbei gesagt, hat der Berliner Bürgerstand nichts gemein mit jenem sprüchwörtlichen Berlinerthum, welches der Hauptstadt an der Spree so viel geschadet.

Das Franzosenthum herrscht in Berlin ausschließlicher als in irgend einer Stadt Deutschlands. Sogar die „Kreuzzeitung" gesteht, daß nicht blos Malerei, Bühne und Literatur mit Vorliebe nach Pariser Schablone arbeiten, auch die Musik, in der Deutschland doch so lange eine glänzende Selbständigkeit behauptete, wird in Berlin in französische Formen gegossen und entbehrt der eigenen Schaffenskraft. Es ist noch nicht so lange, daß das „Deutsche Tageblatt" (30. Juni 1888) einen Nothschrei ausstieß ob der „französischen Invasion", welche nachgerade den Charakter einer ständigen Occupation zu nehmen drohe. Es zählt auf, wie an Einem Abende alle großen Berliner Bühnen, mit einer einzigen Ausnahme, französische Stücke spielen; das Repertoire der gesammten deutschen Bühne werde „fast ausschließlich von den Franzosen beherrscht". Wo bleibt da das Deutschthum, als dessen Schöpfer, Retter und Mahner sich die „protestantische Bildung" aufspielte: darf man doch wohl fragen?

Und wie steht es mit der vielgerühmten protestantischen Wissenschaft? Daß Luther ein Feind der Wissenschaft war, die Neulehre allgemeinen Rückgang der gelehrten Thätigkeit zur unmittelbaren Folge hatte, muß selbst von den Protestanten zugegeben werden. Die Thatsache ist eben nicht wegzuläugnen, daß die Jahrhunderte nach der Einführung der Neulehre in Deutschland auch in wissenschaftlicher Hinsicht eine öde Wüste aufzeigen, während Frankreich und Italien Hervorragendes leisteten, und

neue Gebiete erschlossen. Freilich, die Tendenz hat auch hierin dem „Gottesmanne“ nachgeholfen, ihm Verdienste und Eigenschaften angedichtet, von denen er selbst ebenso wenig geträumt hat, als von den christlichen Tugenden, welche salbungsvolle Hof- und sonstige Prediger ihm beigelegt haben. Muß es nicht Verwunderung erregen, wenn Luther in Stein gehauen als großer Gelehrter auf dem neuen Gebäude der Hochschule zu Straßburg prangt? Luther ist freilich der Schöpfer einer eigenthümlichen protestantischen Wissenschaft. Die Fürsten, welche seine Lehre annahmen, gründeten Schulanstalten oder wandelten vorhandene um. Sie hielten sogar darauf, daß jeder seine eigene, wenn auch oft recht unbedeutende Hochschule besitze, denn es war für den Fürsten von höchster Wichtigkeit, daß seine Prediger in den ihm zusagenden Lehrmeinungen erzogen wurden. Besonders wurde auf diesen Hochschulen der Lehrsatz von der unbeschränkten Gewalt des Landesfürsten in geistlichen und weltlichen Dingen bearbeitet, und die Juristen wurden eigens dazu gedrillt, um diese Wissenschaft in der Wirklichkeit durchzuführen, in allen Verhältnissen des kirchlichen, socialen, wirthschaftlichen und öffentlichen Lebens zur Herrschaft zu bringen. Die protestantischen Universitäten und Schulen waren ein Hauptwerkzeug zur Einimpfung des früher unbekannten Knechtsinnes in Deutschland. Anstatt einem freiern Geiste Bahn zu brechen, förderten diese Hochschulen die Auswüchse der schrankenlosen Fürstengewalt, die in der Einführung entsetzlicher Strafen, selbst gegen einfache Jagdfrevel, sich nicht genug thun konnte. Sie haben den Rückfall in die Barbarei nicht verhindert, sondern gefördert und unterstützt. Je ärger und häufiger die verübten Scheußlichkeiten auftauchten, desto höher priesen die fanatischen Prediger die Verdienste des Fürsten um das lautere Wort, desto glänzender schilderten sie den Leuten das Glück, von dem papistischen Gräuel, Aberglauben und Mönchthum befreit zu sein, desto mehr hetzten sie gegen die bösen Katholiken, welche alles Unheil der Welt verschuldeten.

Der wissenschaftliche Aufschwung Deutschlands ist neueren Ursprungs, hauptsächlich durch die politischen Ereignisse zu Anfang dieses Jahrhunderts, gleichzeitig mit der romantischen

Schule, hervorgerufen. Die deutsche Wissenschaft hatte dabei den Vortheil, auf den Grundlagen fortzubauen, welche das Mittelalter hinterlassen, seither aber hauptsächlich von Franzosen und Italienern cultivirt worden waren. So hoch dieselbe auch jetzt steht, hat sie deshalb keine Ursache, auf andere Völker geringschätzig herabzusehen; denn auch diese können sich heute noch neben der deutschen Wissenschaft mit Ehren zeigen. Wir Deutsche sind schon längst das zahlreichste Volk Europa's, darum müssen wir auch die meisten Gelehrten aufweisen können.

Bei dem 150jährigen Stiftungsfest der Göttinger Hochschule (September 1887) hielt der Professor von Wilamowitz-Möllendorf eine Ansprache an die Studentenschaft, in welcher er hervorhob, daß es die Pflicht und eine Ehre der deutschen Universitäten sein müsse, Stätten zu sein, an denen zu allen Zeiten der ächte und wahre Patriotismus ein Heim habe. So wie die Hochschulen heute seien, so, hoffe er, würden sie bleiben; man solle an ihnen als Gesammtbildungsanstalten nicht rütteln, sie nicht in Fachschulen auflösen, in denen wohl eine Reihe nützlicher Kenntnisse erworben werden könne, nie aber die Wissenschaft gedeihen würde. „Vor 100 Jahren sei die Universität noch keine Stätte des Patriotismus gewesen, vor 50 Jahren nur erst in gewisser Weise". Vor 200 und 300 Jahren, als die protestantischen Universitäten entstanden, stand es mit dem Patriotismus natürlich noch schlimmer: das gesteht der Professor mittelbar zwischen den Zeilen ein.

Was diese Universitäten für das Deutschthum geleistet haben, war stets nur nebensächlich. Der deutschen Sprache haben sie wenig genützt, da sie dieselbe mit einer Unmasse vielfach schlecht angewandter Fremdwörter überlasteten. Der protestantische Norden hat überhaupt der Fremdwörterei ungemein Vorschub geleistet und reichlich zur Verhunzung unserer Sprache beigetragen, während die Kirche zahlreiche ächt deutsche Ausdrücke eingebürgert oder aus fremden Wurzeln so gebildet hat, daß sie ein ganz deutsches Gepräge tragen. Gerade der Protestantismus hat mit Vorliebe fremde Bezeichnungen eingeführt, wie Pastor, Superintendent oder gar Generalsuperintendent.

hältniß fruchtbar, wie die Geschichte genugsam zeigt. Dabei wird er immer ausschließlicher, katholikenfeindlicher und geistesbeschränkter. Für eine große Zahl der in den letzten Jahrzehnten aus protestantischen Hochschulen hervorgegangenen Gebildeten fängt die Welt, geschweige Deutschland und das Christenthum, erst mit Luther an. Für alles Vorausgegangene fehlt es an Verständniß. Die Wenigsten vermögen das alte große Deutschland zu fassen; sein Geist, seine Aufgaben und Monumente, die großen Thaten seiner Helden sind ihnen unsympathisch. Ihre Bewunderung ist auf die fürstlichen Urheber der Kirchenspaltung und ihre Nachtreter übertragen. Aber mit den meisten dieser „Größen" weiß die Kunst nichts anzufangen. Sie verlangt große Eigenschaften und Tugenden, um sie ausmalen und erklären zu können. Aber solche besitzen jene Größen nicht. Dieser innere Widerspruch verhindert jede künstlerische Ausgestaltung, die nur auf Wahrheit und Einheitlichkeit aufgebaut werden kann. Da den angemaßten Helden die edlen, wirklich großen Züge fehlen, lassen sie das Herz kalt: nur für die Tugend kann man sich erwärmen und begeistern. Das letzte „Lutherjahr" hat einige Schock sogenannter Luther-Festspiele erzeugt, die fast ohne Ausnahme unter aller Kritik sind oder kaum als mittelmäßig gelten können. Ganz ähnlich geht es dem oben gekennzeichneten jüngsten Deutschland, wenn es sich an die großen Zeiten unseres Volkes heranwagt. Es fehlt ihm der Maßstab und das Verständniß. Die protestantischen Vorurtheile, die Culturkampfgelüste werden auf Karl den Großen, auf die gewaltigen sächsischen Kaiser übertragen. So kommt es, daß selbst begabte Dichter (z. B. Wildenbruch) nur Mittelmäßiges, ja selbst Mißgeburten zuwege bringen, denen die Lebensfähigkeit abgeht.

Alle offenherzigen Protestanten gestehen und beklagen, daß das neue Reich keinen Aufschwung der Geister, keine Wiedergeburt des Volkes aus sich hervorgebracht habe; zugleich aber feiern sie das neue Reich als Schöpfung und Krönung des Protestantismus. Besser kann doch die Unfruchtbarkeit und Verödung des letztern nicht erklärt werden. Die Krönung des „protestantischen Baues" fällt mit der geistigen Unterwerfung unter Frankreich zusammen,

elches, laut Zeugniß zuständiger Zeitschriften, unumschränkter
s je in Berlin herrscht.[1]) Der gleichzeitig zur Schau getragene
aß gegen Frankreich, das Poltern gegen den Erbfeind erscheint
nter solchen Umständen in gar sonderbarem Lichte. Die anti-
atholische Ueberhebung, die kleindeutsche Geschichtsbaumeisterei
ächen sich gründlich und bitter, das Culturkampf-Geschlecht ist
eistig todtgeboren.

Man mag sagen, was man will: was wir an wirklich
tionaler Kunst und Dichtung besitzen, verdanken wir großen-
eils dem Katholicismus. Selbst bei Göthe und Schiller läßt
ch nachweisen, daß ihre besten Werke auch den katholischen
nschauungen am nächsten stehen. Jedesmal, wenn diese An-
gungen zurückgedrängt und verkümmert werden, verfällt das
istige Leben auch undeutschen, namentlich modern-französischen
influssen. Der Culturkampf hat sofort dem Franzosenthume
berwasser verschafft. Ein Neuaufschwung im katholischen Geiste
nnte uns eine wirkliche nationale Literatur und Kunst schaffen,
nn er vorzüglich ermöglicht Verständniß unserer Gesammt-
schichte und unseres Volkscharakters, also Selbsterkenntniß.
s bedarf sozusagen einer neuen romantischen Schule, welche
fer in den Katholicismus eindringt, als die erste. Wenn wir
ese geistige Bewegung und Neubelebung nicht hervorbringen,
nken wir trotz aller äußern Macht vielleicht tiefer als vordem.
utherfeste und Haßpredigten im Geiste des evangelischen Bundes
er bringen dergleichen ebensowenig hervor, als Sedan-,
rieger- und ähnliche Feste. Es muß tiefer gehen, es müssen
öhere Kräfte eintreten, als sie der Protestantismus zu bieten
rmag. Wer für die Kirche eintritt, kämpft für alle höheren
üter unseres Volkes.

---

1) Erst kürzlich lasen wir in einem „Literarische Epidemien" über-
schriebenen Artikel der „N. Fr. Presse" (8. März): „Die deutsche
Literatur bezahlt das politische Uebergewicht der Nation mit dem
Irrsal der naturalistischen Epidemie, die Revanche Frankreichs
ist der deutsche Zola-Cultus".

XLIV.

Zeitläufe.

Ueber den Rücktritt des Kanzlers.

Den 26. März 1890.

Wie Viele, bei Freund und Feind, werden sich das neue Deutsche Reich ohne den Fürsten Bismarck als Kanzler gar nicht denken können! Wäre er nicht geboren und seit 1862 Ministerpräsident in Preußen gewesen, so wäre dieses Reich überhaupt nicht geworden, und so sehr war die ganze Verfassung desselben diesem Schicksalsmenschen auf den Leib geschnitten, daß stets ein allgemeines Schütteln des Kopfes entstand auf die Frage: was dann werden solle, wenn früher oder später die unerbittliche Natur auch von ihm ihren Tribut einfordern würde? Es hat zwar zu verschiedenen Zeiten an „Kanzler-Krisen" nicht gefehlt; aber wenn er auch die härtesten Bedingungen stellte, stets ist er Sieger geblieben. Auch jetzt noch, als der junge Kaiser von ihm nicht genehm gehaltene Schritte in der socialen Frage unternahm, war der Glaube nicht erschüttert, daß er auch diesen Zwischenfall nach seinem Sinne zu wenden wissen werde. „Es sind seit langer Zeit keine so großen Fadheiten in der Presse publicirt worden, als die von dem bevorstehenden Rücktritte des Fürsten Bismarck": so schrieb noch vor ein paar Wochen ein rheinischer Socialpolitiker.[1])

---

1) Neusser „Christlich-sociale Blätter". 1890. Heft 3. S. 78.

Kaiser Wilhelm selbst sagt in seinem Abschiedschreiben:
ch hatte gehofft, dem Gedanken, Mich von Ihnen zu trennen,
unseren Lebzeiten nicht näher treten zu müssen." Aller-
ngs hatte man sich mit der Möglichkeit allmählig vertraut
macht, daß der Fürst auf seine Stellung als preußischer
inisterpräsident, wie es vor Jahren schon einmal, wenn
ch nur auf kurze Zeit, der Fall war, zu seiner Entlastung
rzichten könnte. Nun hat er aber auch als Reichskanzler
ter Verleihung der Würde eines Herzogs von Lauenburg
d eines General-Feldmarschalls seine Entlassung erhalten,
d zieht sich mit diesem unerbetenen und jenem abgelehnten
tel in's Privatleben zurück.

Hätte der unglückliche Kaiser Friedrich das Leben gehabt
d die Zügel der Regierung wirklich zur Hand nehmen
nnen, so würde die Beseitigung des Fürsten Bismarck Nie-
nd verwundert haben. Denn der tiefe Gegensatz zwischen
n und dem Hause des Kronprinzen war längst ein öffent-
hes Geheimniß. Aber ganz anders war das Verhältniß
ischen ihm und dem jetzigen Kaiser. Schon als Kronprinz
t der Kaiser bei jeder Gelegenheit seiner persönlichen Hoch-
ätzung und Verehrung für den Kanzler lebhaften Ausdruck
geben. Während der kaiserliche Vater dem Tode entgegen-
h, hat der Kronprinz am 1. April 1888 den Geburtstag
s Kanzlers mit jenem Aufsehen erregenden Toast auf „den
ahnenträger, der dem führerlos gewordenen Regiment tapfer
ranschreite", begeistert gefeiert; „er gehe uns voran, ihm
lgen wir": so schloß der Trinkspruch. Kein Wunder, wenn
e Verehrer des Fürsten jetzt fragen: warum denn der
ahnenträger so plötzlich entbehrlich geworden sei?[1])

Allem Anscheine nach muß man annehmen, daß der über-
schende Bruch seit Wochen vorbereitet gewesen sei, mehr noch
s durch bestimmte Meinungsverschiedenheiten, durch per-

1) Leitartikel der Münchener „Allg. Zeitung" vom 18. März.

sönliche Verstimmungen, die in der hochgradigen Empfindlichkeit des Kanzlers ihren Grund hatten. Es wäre sonst doch nicht wohl möglich gewesen, daß der Rücktritt in dem Augenblick erfolgte, wo die Vertreter der europäischen Industriestaaten auf Einladung des Kaisers sich in dem Hause des Reichskanzlers versammelten, so daß dieselben gewissermaßen Zuschauer bei der Tragödie waren. Der Kanzler würde es sonst auch als Ehrensache betrachtet haben, vor dem neugewählten Reichstag, der recht eigentlich dem Mißvergnügen über ihn und seine Regierungsweise die Entstehung verdankte, seinen Mann zu stehen und es mit dem alten Zauber zu versuchen. Von dem tiefen Verdruß zeigt aber insbesondere die Thatsache, daß auch der jüngere Bismarck, während er seit Jahren als der vom Kanzler selbst zu seinem Amtsnachfolger auserlesene Erbprinz verkündigt war, sich schmollend vom Amt zurückzieht. Man hoffte bis zuletzt vergebens, daß der Kaiser „den in Wesen und Ziele der Bismarck'schen Politik am meisten eingeweihten Mitarbeiter" nicht ziehen lassen werde. Vielleicht hätte man mit solch einem Orakel dem Selbstbewußtseyn des Kaisers überhaupt nicht kommen sollen.

Es war wieder so, wie bei allen diesen „Krisen": der Kanzler wollte allein das Ohr des Monarchen haben, um seine Selbstherrlichkeit zur Geltung zu bringen. Daher von Zeit zu Zeit der Rumor wegen dieser oder jener „Hintermänner". Dießmal aber handelte es sich zunächst um einen vom Kaiser unmittelbar berufenen Minister, dem die neue Socialreform zur besonderen Obliegenheit gemacht werden sollte. Es wird jetzt versucht, den Gegensatz dieses kaiserlichen Reformgedankens zu dem Bismarck'schen System zu vertuschen, indem der Kanzler selbst die Berufung der internationalen Conferenz und die Anhörung des Staatsraths in Antrag gebracht habe. Er mag sich gedacht haben: Probirt's nur einmal! Der Kaiser aber wollte die Angelegenheit unmittelbar

durch den Fachminister selbst betreiben. So ist es zu verstehen, daß, wie jetzt herauskommt, der Widerstreit über eine Kabinetsordre vom Jahre 1852 zum Eklat gedieh, wonach kein Einzelminister ohne Verständigung mit dem Ministerpräsidenten dem König Vortrag halten durfte. Der Kanzler hatte seine Stellung auch dahin ausgebildet, daß eigentlich nicht der Monarch, sondern er die Minister auswählte; auf seinen Wink kamen sie und verschwanden sie, und der so „Gegangenen“ ist eine stattliche Anzahl. Der junge Kaiser aber wollte diese Gepflogenheiten beseitigt wissen. Der Kanzler war durch den Erfolg seiner gewagten Hauptstreiche ein verwöhntes Glückskind geworden, und der alte Kaiser Wilhelm hatte ihn erst noch vollends verzogen. Der greise Monarch stand schon seit dem Siege von 1866 vollständig, wie hypnotisirt, unter dem Einfluß des Fürsten, so daß ein Gummistempel mit seinem Namenszug in der Tasche des Fürsten die Regierungsgeschäfte, mit Ausnahme der militaria, hätte vereinfachen können. Der junge Kaiser aber war nicht der Mann für eine solche Bemutterung. Den Einzelministern konnte die neue Lage nicht entgehen, und allem Anscheine nach mußte der Kanzler, der nie im Rufe eines liebenswürdigen Collegen stand, auch noch Auflehnungen im Schooße des Ministeriums erleben. Dazu kamen nun noch die eigentlichen „Hintermänner“, „unverantwortliche Personen“, für deren Rathschläge beim Kaiser der Kanzler die Verantwortung zu übernehmen nicht bereit war. Wie er allein thaten wollte, so wollte er auch allein rathen.

Die Hetze der Officiösen gegen den bei Hofe befreundeten Grafen Waldersee ist noch unvergessen; sie galt überdieß dem „kommenden Manne“, der nun doch nicht gekommen ist. Neuerlich tauchte wieder ein neues Wort von einer „Aera Hinzpeter“ auf[1]), da der vertraute Verkehr des jungen Kaisers

1) Noch am 3. März berichtete die Wiener „Neue Freie Presse“ darüber: „Zur Geschichte der letzten Bismarck-Krise enthalten

mit diesem seinem ehemaligen Hofmeister den eifersüchtigen Blick auf sich gezogen hatte. Sogar unter dem greisen Kaiser Wilhelm waren die „Friktionen" schon sprüchwörtlich geworden, und während der Heldenmuth der Kaiserin Friedrich an dem Lager ihres hinsterbenden Gemahls jedes ehrliche Herz bewegte, durften die kalten Kröten der officiösen Presse ihr Gift gegen die „Frauenzimmer-Regierung" ausspritzen. Wie lange sich der jugendliche Nachfolger den Censuren des „alternden Kanzlers" unterziehen würde: die Frage ist schon nach wenigen Monaten aufgetaucht, und nachdem die Entscheidung gefallen war, öffneten nun auch die Officiösen den Mund zu Erläuterungen, mit welchen man, von den höfischen Phrasen abgesehen, befriedigt seyn kann.

„Die Verstimmung Bismarcks konnte keinem Sehenden und Hörenden verborgen bleiben: die Stimmung wechselte von Erregung zum Gleichmuth, sie sprach sich bald in stürmischen Ausbrüchen, bald in der Farbenpracht geistreich glänzender Bilder aus; aber immer klang ein Ton wachsenden Ueberdrusses und Unmuths hindurch, immer wieder kehrte der entschlossene Hinweis auf die wenigen ‚Wochen seiner Amtsdauer' wieder. Was war es nun, das den Reichskanzler geneigt machte, die Bürde, die er so lange ruhmreich getragen, von sich zu werfen? Diese Frage ist schwer mit kurzen Worten zu beantworten."

„Was auch der nächstliegende äußere Anlaß der Zuspitzung der Kanzlerkrisis gewesen sein mag, die tieferen Ursachen reichen weit hinauf und haben ihre psychologischen Wurzeln tief in dem Seelenleben des alten Kanzlers und des Monarchen, der mit

---

Berliner Blätter eine interessante Mittheilung. Die Klärung der politischen Lage soll dadurch herbeigeführt worden seyn, daß ein maßgebenden Orts hochangesehener Vertrauensmann, dessen Einwirkungen sich in der letzten Zeit deutlich bemerkbar machten, vorerst persönlich in den Schatten zurücktrete. Fürst Bismarck soll dieß oder eine verantwortliche officielle Stellung für die betreffende Person als Bedingung seines Bleibens verlangt haben. Diese Mittheilung kann sich nur auf den Geheimrath Hinzpeter beziehen."

der ganzen vollen Begeisterungsfähigkeit edler Jugend die Zügel der Regierungsgewalt ergriffen hatte und sie mit fester, starker Manneshand führte. Der thatkräftige Kaiser ist ganz erfüllt von der Größe, der Verantwortlichkeit und der Pflichtenlast seines erhabenen Herrscherberufes; ihn spornte das Bewußtsein, daß in ernster, von socialen Wirren nervös durchzitterter Zeit das Geschick des deutschen Vaterlandes in seiner Hand ruhe. Mit der angestammten Hohenzollern-Thatkraft und hoffnungsfreudig widmete er sich der Verwältigung der schwierigen und dornenvollen Aufgaben, derer Lösung unserm Volksthum zum Heil oder Unheil werden muß."

„Neben ihm stand bedächtig Fürst Bismarck, ausgerüstet mit dem kostbaren Erfahrungsschatze eines arbeitsreichen staatsmännischen Lebens, welches ihm viele Lorbeeren, überwältigende Erfolge und Triumphe gebracht, welches ihm aber auch die schlichte Weisheit zu eigen gemacht hatte, daß auch dem hochherzigsten und opfermuthigsten Streben eines im Dienste des Vaterlandes ringenden Mannes herbe Enttäuschungen liebgewordener Hoffnungen nicht erspart bleiben. In der Zeit, da das greise Haupt des großen und guten Monarchen Wilhelms I. sich sichtlich dem Grabe zuneigte und der deutsche Kaiser der Menschheit den Tribut wachsender Schwäche zollte, hatte Fürst Bismarck sich seelisch in die unumschränkte Machtfülle einer allgewaltigen Stellung eingelebt. Jetzt stand ein Kaiser von männlich kräftiger Entschlußkraft neben ihm, ein Monarch, der selbst regieren wollte bis in alle kleinen Einzelheiten eines großen und verwickelten Getriebes hinein, der nicht allein seinem verdienstvollsten Berather sein Ohr lieh, sondern hier und dort mannichfach auch bei Männern in unverantwortlicher Stellung sich umhörte. Mit so schwärmerischer Verehrung auch die glühende Seele des Monarchen an dem Reichskanzler hängt, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß neben den Rathschlägen des verantwortlichen Staatsmannes auch die Einflüsse anderer vertrauenswürdiger Personen, deren Erfahrungen der Herrscher nutzbar machen wollte, sich Geltung verschafften. Fürst Bismarck kam oft in die Lage, daß er zügeln zu müssen glaubte, wo der Kaiser mächtig vorwärts drängte; er mochte das politische Ge-

wicht einer etwaigen Verstimmung der besitzenden Klassen, d intelligenten und capitalkräftigen Unternehmer im industriell und landwirthschaftlichen Sinne höher veranschlagen, als die u sichere Aussicht auf die Entreissung der Arbeiterwelt aus d socialdemokratischen Umschlingung. Ihm mochte dünken, daß d stürmische Tempo der Socialpolitik die Arbeitermassen erst re aufregen und zu Hoffnungen ermuthigen könne, welche nicht d Natur und nicht das Ringen der Menschheit jemals erfüll kann. Wie oft, in wie vielen Einzelfragen aus den verschiedenst politischen Gebieten mag dieser psychologische und Temperaments Gegensatz zweier großangelegten, herrschgewaltigen, willensstark und entschlossenen Naturen in die Erscheinung getreten sein Fürst Bismarck hatte die Empfindung, als hänge er mit d Lebensauffassung des vielerfahrenen, durch manche Enttäuschun beschwerten Alters wie ein lastendes Bleigewicht an der ideal Höhen zustrebenden, schwungkräftigen Seele des Monarche Den verantwortlichen Lenker mochte zuweilen das Gefühl b schleichen, daß er neben dieser Herrschererscheinung die Zü nicht mehr so sicher in der Hand halte, um die Last der Ve antwortung vor der Nation dauernd zu tragen. So wuchs d chronische Kanzlerkrisis über alle vereinzelten Meinungsverschi denheiten wegen Socialpolitik oder Militärforderung, weg Socialistengesetz oder Centrum mächtig hinaus zu einem schw auszugleichenden Gegensatz zweier Männer." [1]

Es hat verlautet, der Fürst hätte trotzdem als Kanzler d Leitung der auswärtigen Politik behalten können, wenn sich entschlossen hätte, die innere Politik Anderen und in besondere dem freien Ermessen des Kaisers zu überlasse aber „er wollte Nichts seyn, wenn er nicht Alles seyn könn Der Kaiser mag mit dem Eindruck auf das Ausland rechnet haben, als ob mit dem Scheiden des Kanzlers d sicherste Bürgschaft des „Friedens" verloren gehe. Aber nic

1) Auszüglich aus dem in der „Nordd. Allg. Zeitung" vo 19. März wiedergegebenen Artikel der „Kölnischen Zeitung

einmal die Berliner Börse gab eine Trauersalve ab, als der Rücktritt von beiden Aemtern entschieden war. „In vielen Jahren konnte man an der Börse die Worte hören: ‚matt auf Bismarcks Rücktritt‘, nun lautete die Parole, zwar nicht wörtlich, aber doch versteckt: ‚fest, weil der Reichskanzler geht‘.“[1])

Uebrigens waren auch, was nicht zu vergessen ist, schon vor und noch mehr nach den Wahlen, insbesondere in den nationalliberalen Cartellorganen, schwere Klagen laut geworden über die gänzliche Zerfahrenheit der inneren Politik durch die Schuld des Kanzlers. Die Ressortchefs im Staatsministerium seien allmählig bei einer Unselbständigkeit angelangt, welche, wenn der Antrieb oder auch nur die Gewißheit der Zustimmung des Fürsten Bismarck fehle, jede Initiative und Beschlußfähigkeit lähme; in allen preußischen Reformfragen sei Stillstand eingetreten, und selbst im Reiche habe sich, wie z. B. in der Frage des Socialistengesetzes, in der letzten Zeit Mangel an Zusammenhang und Entschluß gezeigt. Man erinnerte sich jetzt an den horrenden Vorgang mit der Steuerreform, wo dem vorletzten Landtag in der Thronrede Vorlage angekündigt, der Gesetzentwurf auch schon vom Kaiser vollzogen war, aber auf den Einspruch des Fürsten Bismarck nicht eingebracht, sondern der auf die Zeit nach Ostern wieder einberufene Landtag sofort heimgeschickt wurde. Seit jener Zeit bestehe die Klage, daß „Fürst Bismarck in der ländlichen Zurückgezogenheit keine Fühlung mit den Parteien der Mehrheit gehalten, und die Regierung dadurch immer mehr den Charakter der Aktionslosigkeit angenommen habe“. Vollends in der letzten Session des Reichstags sei das Vorhandenseyn einer Regierung, insbesondere bei der Entscheidung über das Socialistengesetz, kaum mehr erkennbar, und selbst in der abschließenden Thronrede sei

1) Berliner Börsenbericht der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 19 März.

kein einziges versöhnendes Wort über die Absichten der Regierung enthalten gewesen. „Der Reichskanzler war in keiner Sitzung anwesend; er war bis zum vorletzten Tage der Session nicht in Berlin, und es bestand keine Verbindung zwischen ihm und der parlamentarischen Mehrheit. Ein solcher Stand der Dinge entsprach zu wenig den unerläßlichen Vorbedingungen des Regierens mit einer Volksvertretung.“[1])

Auch gegenüber den Wahlen verhielt sich der Kanzler, entgegen seinem Ruf als „vorzüglicher Wahltaktiker“, völlig stumm, und zog so alle, die früher „auf seinen Namen gewählt“ zu werden pflegten, mit in's Verderben. Kein Wunder, wenn den geschädigten Mannesseelen endlich die Galle aufstieg über eine solche Einwirkung der kanzlerischen Verschnupftheit auf die Wahlen, und sobald der Rücktritt in Sicht kam, fanden sie auch den Muth, mit der Sprache herauszurücken. Der hiebei den Vogel abgeschossen hat, war noch dazu Officier in der parlamentarischen Leibgarde des Kanzlers, der „freiconservative“ Abgeordnete Dr. Arendt in Berlin. Unmittelbar nach den Wahlen bejammerte er in seinem Blatte den Kanzler: „Mit welchen Gefühlen muß Fürst Bismarck an seinem Lebensabend wahrnehmen, daß die Parteien, zu deren Bekämpfung er seine Lebenskaft einsetzte, bei den Wahlen die größte Gefolgschaft fande.“ Ein paar Wochen später fiel er aber über den Kanzler und seine „Officiösen“ her, wie ein Staatsanwalt über verstockte Verbrecher. Für die Leser dieser „Blätter“ bringt zwar das lange Requisitorium, zurückgreifend bis auf die Regierungszeit der 99 Tage, nichts Neues; aber schon in Anbetracht

---

1) S. Wiener „Neue Freie Presse“ vom 27. Jan., Augsburger Postzeitung“ vom 20. Febr., Berline „Germania“ vom 7. März, Münchener „Allg. Zeitung“ vom 19. März aus der „Nationalzeitung“, „Kölnischen Zeitng“ und Berliner „Post“.

des Mannes, der das Alles sagt, ist es werth, hier im Wortlaut zu folgen:

„Es sind eine Kette verhängnißvoller Fehler und Mißgriffe gemacht worden, deren Wirkung in den Wahlen zum Ausdruck gelangt ist. Es muß Alles geschehen, um für die Zukunft unsere Politik in neue Bahnen zu lenken. Wir müssen auf der schiefen Ebene des inneren Zerfalls Halt machen, so lange es noch Zeit ist. Wir haben die feste Hoffnung, daß das kräftige Eingreifen Kaiser Wilhelms II. in die innere Politik der Schwächlichkeit und Unentschlossenheit der Regierung ein Ende machen wird, die seit Jahr und Tag an die Stelle der früheren entschlossenen und entschiedenen Politik getreten ist. Die Schuld für den Ausfall der Reichstagswahlen tragen nicht einzelne Parteien, nicht dieser oder jener Parlamentsbeschluß, die Schuld trägt zum großen Theil die Regierung, welche nichts that, um die Stellung derjenigen Parteien vor dem Lande zu sichern, welche von den Wählern für die Haltung der Regierung verantwortlich gemacht werden."

„Wir müssen auf die kurze Regierungszeit Kaiser Friedrichs zurückgehen, um die Reihe von Ursachen aufzudecken, welche zu den Ergebnissen vom 20. Februar führten. Die Zeitungs-Erörterungen, welche sich an die Waldersee-Versammlung knüpften, hatten offenbar nur den Zweck, den Grafen Waldersee der öffentlichen Meinung als Schildträger der ‚Stöckerei und Muckerei' zu denunciren. Daß der Nachfolger des Feldmarschall Moltke hiedurch in ein falsches Licht gesetzt wurde, dürfte heute allseitig zugegeben werden. Allein jene damaligen Ausstreuungen trugen Früchte ganz anderer Art. Sie säeten Mißtrauen in den bürgerlichen Kreisen gegen die Regierung Kaiser Wilhelms II., und erst seit der Rede des Grafen Douglas begannen die Herzen weiter Kreise, die dem Kaiser entfremdet waren, sich dem jugendlichen Herrscher zuzuwenden, der unter den schwierigsten Verhältnissen den Thron bestieg und nur langsam vermochte, seine eigenartige Individualität vor der Nation zur Geltung zu bringen."

„Wie der Vorstoß der Presse in der Angelegenheit der Waldersee-Versammlung, so war die Hervorzerrung des Battenberg-

Konfliktes nach dessen glücklicher Erledigung zweifellos officiösen Ursprungs. Welche Begriffsverwirrung mußte in conservativen Kreisen einreißen, wenn laut und deutlich von einem Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler gesprochen, und gleichzeitig gegen Kaiser Friedrich und seine Familie eine Sprache geduldet wurde, welche das monarchische Princip auf das Schwerste verletzte. Es ist eine traurige, aber feststehende Thatsache, daß außer dem ‚Deutschen Wochenblatt‘ unseres Wissens allein die ‚Kreuzzeitung‘ damals die Folgerungen zog, welche vom monarchischen Standpunkt aus offen zu Tage lagen, aber den officiösen Einflüssen gegenüber in der gesammten Presse der drei nationalen Parteien unberücksichtigt blieben.“

„Auf die ersten Monate der Regierung Wilhelms II. wirft die Veröffentlichung des Tagebuches Kaiser Friedrichs einen trüben Schatten. Das Empfinden des Sohnes mußte dadurch schwer verletzt werden. Die freisinnige Partei aber, die während der Regierungszeit Friedrichs namentlich durch die Art, wie sie die Krankheitserscheinungen nur durch die Parteibrille sah und sich zum Anwalt Mackenzie's machte, ihren Tiefstand in der öffentlichen Meinung erreichte, konnte gegenüber den officösen Angriffen auf Kaiser Friedrich und auf die Kaiserin Viktoria sich in den Mantel der Loyalität und Königstreue hüllen und den Empfindungen Ausdruck geben, welche die große Mehrheit der Nation erfüllten. Namentlich trat das bei Gelegenheit der Veröffentlichung des Immediatberichtes über das Tagebuch hervor. Die Unselbstständigkeit der meisten Organe der drei Kartellparteien der Regierung gegenüber rächte sich hier bitter. Was das ‚Deutsche Wochenblatt‘ damals über den Immediatbericht schrieb, war die übereinstimmende Anschauung der maßgebenden Persönlichkeiten der nationalen Parteien, aber auch — wieder mit Ausnahme der ‚Kreuzzeitung‘ — leider die alleinige Aeußerung dieser Anschauungen. Und so ging es in der Folge bei vielen Gelegenheiten — Verbot der Volkszeitung — Händel mit Morier — Fall Wohlgemuth, immer war es die Opposition, welche Wasser auf ihre Mühle durch Ungeschicklichkeiten der Regierung und der officiösen Presse erhielt.“

„Viel schlimmer noch stand es mit der großen Politik. Die Regierung besaß im Reichstag, wie im preußischen Landtag eine entschieden regierungsfreundliche Mehrheit. Von derselben wurde aber nicht der richtige Gebrauch gemacht. Der Reichstag mußte Ausgaben und Steuern bewilligen, ohne daß durch Reformen und Erleichterungen dafür Sorge getragen wurde, daß die Bevölkerung die wohlmeinenden Absichten der Regierung und der Kartellparteien wahrnahm. So konnten sich die Oppositionsparteien den Anschein geben, als ob sie die Interessen der kleinen Leute vertreten, und diese gegen die Regierung aufhetzen."

„Wie viel hier versehen wurde, dafür genügt es, auf die Behandlung hinzuweisen, welche die Frage der Erhöhung der Beamtengehälter durch die Regierung fand. Statt von vornherein aus der Initiative der Regierung die nothwendigen Mittel im Reich und in Preußen in den Etat einzustellen und dadurch den Dank der Beamten für die Regierung zu erwerben, wartete man auf die Anregungen von Socialdemokraten und Freisinnigen im Reichstag und gewährte nun, was man doch besser ohne jeden Druck hätte gewähren sollen. Darf man sich unter solchen Umständen wundern, daß, wie man sagt, die kleinen Beamten massenhaft gegen das Kartell stimmten!"

„Im preußischen Landtag kündigte die Thronrede die Einbringung der Reform der Klassen- und Einkommensteuer an, die unteren Klassen sollten entlastet, die Selbstdeklaration eingeführt werden. Als dann der Landtag nach den Osterferien wieder zusammentrat, wurde er Knall und Fall nach Haus geschickt, ohne daß die Zusage der Thronrede erfüllt wäre. Die Mißstimmung hierüber war bei allen Parteien gleich groß. Kann die Regierung erwarten, daß die Zusammensetzung des Landtags für sie eine günstigere wird, als es gegenwärtig der Fall ist? Läßt man aber diese Legislaturperiode unausgenutzt, müssen die Abgeordneten mit leeren Händen vor die Wähler treten, dann wird die Opposition trotz des Dreiklassenwahlsystems auch bei den Landtagswahlen ihre Triumphe feiern."

„Bei den Reichstagswahlen spielte die Branntweinsteuer und die ‚Vertheuerung der nothwendigen Lebensbedürfnisse‘

die Hauptrolle; hier hätte nur die Reform der direkten Steuern das Gegengewicht zu bieten vermocht. Wie die Dinge aber liegen, müssen wir fürchten, daß die fünfjährige Mandatsdauer verstreicht, ohne daß auch nur Eine der großen und nothwendigen Reformen durchgeführt wäre."

„Die Kolonialbewegung hätte, wenn man verstanden hätte, sie richtig in Fluß zu bringen, einen bedeutenden Einfluß auf die Wahlen üben können. Hier konnte die nationale und patriotische Hingebung wachgerufen, und die Schädlichkeit und Beschränktheit namentlich der freisinnigen Gegnerschaft nachgewiesen werden. Statt dessen hat auch in der Kolonialfrage die Regierung es verstanden, die weitgehendste Unzufriedenheit aller deutschen Kolonialfreunde zu erregen. Die Haltung der officiösen Presse gegenüber der deutschen Emin=Pascha=Expedition kam den Gegnern der deutschen Kolonialpolitik trefflich zu statten. Die schwächliche Art, wie unser Auswärtiges Amt deutsche Interessen gegen englische Uebergriffe vertrat, war nicht geeignet, den Eifer und die Begeisterung wachzuhalten, welche weite Kreise für die Ausbreitung Deutschlands über See ergriffen hatten."

„Im Reichstage wurde mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit das Verlangen aller Parteien auf eine wirksame Arbeiterschutzgesetzgebung unbeachtet gelassen. Die Folge hiervon war, daß die freisinnige und socialdemokratische Partei treffliche Schlagworte für die Wahlagitation gegen die regierungsfreundlichen Parteien erhielten. Die kaiserlichen Erlasse vermochten hieran nichts mehr zu ändern, hauptsächlich auch, weil sie so spät erschienen, daß mitten in der Wahlbewegung eine völlige Klarstellung der kaiserlichen Absichten nicht mehr möglich war."

„Die Verabschiedung des Reichstags ohne Erledigung des Socialistengesetzes, die Art, wie bis zur letzten Stunde Niemand im Reichstag wußte, was die Regierung wollte, ist noch in Aller Erinnerung. Erst die Zukunft kann lehren, welche Folgen das Fallenlassen des Gesetzes, für welches nur die Regierung verantwortlich ist, in Zukunft haben wird."

„Wenn gegenwärtig officiöse Blätter die Haltung der

Nationalliberalen gegenüber dem Socialistengesetz für den Ausfall der Wahlen verantwortlich machen, so zeigt dies nur, welche souveräne Verachtung diese officiösen Artikelschreiber gegen den gesunden Menschenverstand haben. Es ist wirklich schwer, solche Aeußerungen ernst zu nehmen, und es würde dies auch sicherlich nicht geschehen, wenn sie nicht für officiös gelten würden."

„Wir halten es für selbstverständlich, daß jede Regierung ihre Anschauungen in der Presse vertritt. Aber die der Regierung nahestehende Presse müßte ein Muster der Sachlichkeit und der Wohlanständigkeit sein. Statt dessen ist es bei uns so weit gekommen, daß die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung', die ‚Berliner politischen Nachrichten' und eine Reihe nationalliberaler Provinzblätter bei allen Parteien gleichmäßig verhaßt und mißachtet sind. Man sollte in der That nicht allzu hart die Preßsünden anderer Parteien verurtheilen, so lange solche Preßzustände, wie gegenwärtig, in den der Regierung nahestehenden Organen möglich sind. Ist die Art, wie die ‚Freisinnige Zeitung' mit ihren Gegnern verfährt, wirklich soviel weniger anständig als der Ton, welchen die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' gegen Jeden anschlägt, der den Muth einer eigenen Meinung hat?"

„Es war ein Opportunismus eingerissen, der nur die Bedürfnisse des Augenblicks zu befriedigen strebte — nach uns die Sündfluth! Die Politik eines großen Landes aber muß einheitlich und nach bleibenden Gesichtspunkten geführt werden. Man darf nicht heut das Volk zum Kampf gegen Rom auffordern, und morgen den Papst zum Schiedsrichter unserer inneren Politik machen, Socialpolitik treiben und das Großkapital ängstlich schonen, Kolonien erwerben und die Mittel scheuen, die für dieselben aufzuwenden sind. Die Beseitigung aller dieser Widersprüche erwarten wir von der Kaiserpolitik Wilhelms II., deren Beginn wir gegenwärtig erleben."[1])

Erwägt man alle diese Vorgänge und den Zustand,

---

1) Berliner „Deutsches Wochenblatt" von Otto Arendts vom 13. März 1890 S. 121 ff.; vgl. die Nummer vom 27. Februar.

welcher schließlich durch die trotzige Verdrossenheit des Kanzlers in der Regierung des Landes einriß, so muß man sich eher noch über die Geduld des jugendlichen Monarchen wundern, daß er nicht früher eine Gelegenheit ergriff, um den drückenden Alp von sich abzuschütteln. Als er durch die Erlasse vom 4. Februar den entscheidenden Schritt that, bethätigten die Officiösen noch einmal ihre hämische Verbissenheit. „Das beinahe vollständige Schweigen der Regierungspresse kann nur aus politischen Gründen zu erklären seyn. Wenn man die Posaunenstöße, mit denen die officiöse Presse die Botschaft vom 17. November 1881 begleitete, mit dem heutigen Schweigen der officiösen Presse vergleicht, so begreift man den Unterschied zwischen einer kaiserlichen Socialpolitik, welche angeregt zu haben der Reichskanzler sich rühmt, und einer Socialpolitik, welche der zweite Wilhelm ohne Bismarck'sche Initiative unternommen zu haben scheint."[1])

Was nun die sonstigen sachlichen Gegensätze betrifft, welche dem Bruche zu Grunde lagen, so werden sie sich aus den nächsten Schritten des Kaisers erkennen lassen. Man spricht von der Rückerstattung des Welfenfonds an den rechtmäßigen Eigenthümer; der Fond bildete bis jetzt den Futtertrog, aus dem die Reptile der officiösen Presse gespeist wurden. Mit dem Verschwinden des persönlichen Regiments eines allmächtigen Ministers hat dieses Machtmittel ohnehin keinen Daseynsgrund mehr. Man spricht weiter von dem Erlöschen des Socialistengesetzes, welches keinen Socialdemokraten bekehrt, aber gleichfalls eine neue Art der Corruption genährt hat. Man spricht auch von der Colonialpolitik, in die sich der Kanzler so unvorsichtig verirrt hat, und die nun dem Monarchen zu einer für das Reich höchst unerwünschten Correktur hinterbleibt, wohl oder übel.

Die Hauptsache ist, daß nun der Zustand hergestellt

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 20. Februar.

n der Kanzler selbst in der Reichstagssitzung vom
uar 1882 als dem preußischen Staatsrecht allein
hend dargelegt hat, allerdings nur gegenüber der
nentarischen Theorie", nicht zur eigenen Darnach-
. Als es sich wenige Tage vor dem Hinscheiden des
nken Kaisers Friedrich wieder einmal um einen Kabinets-
handelte, sagte das Kanzlerblatt unter Berufung auf
ede des Fürsten: „Preußen bedarf eines seine Re-
lebendig und persönlich leitenden Monarchen, der,
nabhängig von der Deckung durch verantwortliche
r, das Recht hat, persönlich nicht nur auf die Ver-
g, sondern auch auf die Gesetzgebung des Landes
rken."[1])

n solcher Monarch will nun Wilhelm II. seyn, und
daran mit tiefem Ernste. Zunächst wird er es leicht
denn die Erfahrungen mit dem bisherigen, durch den
gedrillten Constitutionalismus dürften in weiten
sogar dem Imperialismus den Vorzug verschafft
Der Militärstaat treibt ohnehin in dieser Richtung.
ürlich erinnert man sich jetzt an das Auftreten des
Miquel, des feinhörigen und skrupelfreien Ober-
neisters von Frankfurt, bei dem Schriftstellertag vom
Herbst. Nachdem er in seiner Rede ausgeführt
daß „die heutigen Parteien sich längst überlebt hätten,
r Parlamentarismus die Menschen dumm mache",
r im Gespräch mit einem Herrn von den Freisinnigen
ach seiner Ueberzeugung sei nur der aufgeklärte Ab-
nus im Stande, die socialen Fragen zu lösen, welche
genwart bewegen".[2])

---

er ganze merkwürdige Artikel ist in der Münchener „Allg.
eitung" vom 8. Juni 1888 abgedruckt.

us der Berliner „Freisinnigen Zeitung" im „Mecklen-
urger" vom 25. Januar d. Js.

Bekanntlich hat der Kaiser jener Rede seinen vollen Beifall gespendet: „Herr Miquel sei sein Mann; auch er halte die jetzigen Parteiverhältnisse für alten Trödel, er kenne überhaupt nur zwei Parteien: die für und die gegen ihn.“ Wer sich daran zurückerinnert, wird auch darüber weniger nachdenklich seyn, was der Kaiser, wenige Tage vor dem Rücktritt des Kanzlers, bei dem Festmahle des Brandenburg'schen Provinciallandtags über die Aufgabe, die er sich gestellt, geäußert hat: „Diejenigen, welche Mir dabei behülflich seyn wollen, sind Mir von Herzen willkommen, wer sie auch seien; diejenigen jedoch, welche sich Mir bei dieser Arbeit entgegenstellen — zerschmettere Ich!“ Sollte damit gesagt seyn, daß der Kaiser im Gegensatz zu der bisher verfolgten Politik auf die sachliche Unterstützung jeder Partei rechnet, und sich nicht daran kehrt, ob sie vom Reichskanzler und seinen Officiösen früher einmal als reichsfeindlich bezeichnet worden ist: dann kann man das nach Belieben Imperialismus oder Constitutionalismus nennen.

Was endlich die auswärtige Politik betrifft, so steht sie auf einem anderen Blatt. Dem Kanzler selbst ist es erspart geblieben, von seinem Schaukelbrett herabsteigen und eine endgültige Wahl treffen zu müssen. So ist ihm das diplomatische Glück treu geblieben bis an's Ende. Was der Kaiser in dieser Beziehung mit dem „vom Großvater ererbten Pfund“, auf das er sich beruft, anfangen wird, bleibt abzuwarten.

XLV.

Dom Mabillon und die Maurinercongregation.

V. Das Werk: De re diplomatica.

Daniel Papebroch[1], der hervorragendste unter den damaligen Bollandisten, hatte in der Vorrede zum zweiten Aprilbande (Propyl. antiq. pars I ad tom. II. April. n. 20. De diplom. discernendis. a. 1675) der Acta Sanctorum eine Theorie aufgestellt, welche die Grenzen einer gesunden Kritik überschreitend, die Aechtheit vieler Urkunden, auf welche bisher die Historiker ihre Schlüsse gebaut, und darunter auch die zu Gunsten der Benediktiner lautenden Dokumente der fränkischen Könige in Frage stellte. Die Sache war zu wichtig, als daß die gelehrten Mauriner sie mit Stillschweigen hätten hinnehmen dürfen. P. Johannes Mabillon stieg hinab in die Arena. Statt indeß bloß die Authenticität der angegriffenen Diplome zu vertheidigen, erachtete er es für würdiger und dem Interesse der Kirche und der Wissenschaft dienlicher, ein für alle Mal sichere und unbestreitbare Grundsätze und Regeln zur Unterscheidung wahrer und falscher Urkunden aufzustellen. Er that dieß in dem umfangreichen Werke De re diplomatica — eine Arbeit, die man sein Meisterwerk nennen darf.

Mit welch benediktinischer Seelenruhe, Selbstbeherrschung

---

1) Die ursprüngliche flämische Schreibart ist van Papebroeck.

und friedvoller Stimmung er an diesem Werke gearbeitet, bezeugt uns ein Schreiben, das er im Frühjahr 1679 an Dom Ruinart richtete, und worin es heißt: „Ihr Schreiben vom 21. April ist mir vor wenigen Tagen zugekommen. Besten Dank für die Sorge, die Sie meiner Gesundheit widmen. Letztere ist noch zweifelhaft, doch besser als vor einigen Wochen. Ich gebe jetzt den zweiten Theil der Acta Sanctorum O. S. B. in Druck; aus Mangel an Papier hatten wir mehr als zwei Monate warten müssen. Ich arbeite zugleich an einer Dissertation, die Unterscheidung wahrer von gefälschten Urkunden behandelnd. P. Papebrogue (sic), welcher über dasselbe Thema geschrieben, gibt mir Anlaß, die von ihm aufgestellten Grundsätze, die ich für unrichtig halte, gründlich zu widerlegen". [1])

Nicht sobald war es bekannt geworden, Mabillon bereite ein Werk über die Principien der Diplomatik vor, als die fähigsten Mitglieder des Gelehrtenkreises von St. Germain, nennen wir P. Claudius Estiennot, der alle Archive des Königreiches durchforscht hatte, Vion d'Herouval, Baluze und vor allem Du Cange, ihm mit wahrem Wetteifer ihre Sammlungen, Studien und Notizen zur Verfügung stellten. Besonders große Dienste leistete Dom Michael Germain, der als Begleiter Mabillons auf seinen verschiedenen Forschungsreisen sich die Prüfung alter Documente zur besonderen Aufgabe gemacht, und aus dessen Feder das vierte Buch de Francorum regum palatiis stammt.

Gleichwohl konnte nur das Geschick und der Bienenfleiß eines Mabillon die riesige Arbeit in so kurzer Zeit bemeistern; denn schon um das Jahr 1681 erschien bei Billaine zu Paris zur großen Freude aller Geschichtsforscher ein stattlicher Imperialfolioband von 635 Seiten mit prächtigem Frontispice und zahlreichen Kupfertafeln unter dem Titel: De re diplomatica libri VI etc., opera et studio

---

1) Brief vom 25. Mai 1679 bei Broglie I, 108.

Domni Joannis Mabillon, Presbyteri et Monachi O. S. B. e Congregatione S. Mauri.

Die sechs Bücher dieses Werkes behandeln übersichtlich betrachtet: 1. Alter, Material und Schrift der Urkunden. 2. Schreibart, Unterschrift, Siegel, Zeitangabe. 3. Widerlegung der Principien Papebroecks bezüglich der Unterscheidung ächter von unterschobenen Urkunden. 4. Von den alten Palästen und Villen der Könige von Frankreich, wo die Urkunden ausgefertigt wurden. 5. Eine ausführliche Erklärung und Darstellung von Urkunden der Römer-, Frankogallen- und Merowingerzeit bis zum 15. und 16. Jahrhundert auf 60 Kupfertafeln. 6. 211 Urkunden zur Erläuterung des in den drei ersten Büchern aufgestellten Systems, nebst Corollarien, „quae pertinent maxime ad coenobii Dionysiani dignitatem“.

Das Erscheinen dieses monumentalen Werkes, worin mit einem Mal die schwierige Wissenschaft, die bisher kaum über ihre Anfänge hinausgekommen, ein meisterhaftes grammatikalisches System erhalten, galt nicht nur in Paris und Frankreich, sondern in ganz Europa als ein Ereigniß, von dessen Wichtigkeit wir uns heutzutage, nachdem 200 Jahre an der weiteren Ausbildung und Vollendung dieser Wissenschaft gearbeitet, kaum einen Begriff machen.

Mit gewohnter Mäßigung sagt der Verfasser in der Vorrede: „Zwei Dinge haben uns veranlaßt, dieses Buch zu schreiben; einmal die Nützlichkeit einer solchen Wissenschaft und dann die Nothwendigkeit der Vertheidigung. Bei Abfassung desselben bedurften wir in hohem Maße der christlichen Klugheit, um nicht bei energischer Vertheidigung die christliche Liebe zu verletzen. Bei der Widerlegung erbitterter Gegner (quae ab iratis adversariis aliquando profecta sunt) haben wir uns bemüht, stets das richtige Maß zu halten und doch die volle Wahrheit zu sagen. Sollten wir dabei irgendwie gegen die christliche Liebe gefehlt haben, möge der Leser die volle Ueberzeugung hegen, daß solches weder mit

Wissen noch Willen geschehen, und bitten wir ihn um Verzeihung. Er möge bedenken, daß sich vertheidigen schwerer ist, als anklagen, und weit leichter Wunden schlagen, als sie heilen" (tanto difficilius esse defendere quam accusare quanto facere quam sanare vulnera facilius). Zum Schlusse dankt er besonders dem liebenswürdigen, dienstfertigen Du Cange für seine Hülfe und Ermuthigung.

Da die Diplomatik wie die meisten wissenschaftlichen Werke jener Zeit lateinisch geschrieben war, so fand sie in kürzester Zeit in allen wissenschaftlichen Kreisen Europa's Eingang und überall hörte man nur eine Stimme, die der Bewunderung und Dankbarkeit. Mabillon aber bewahrte bei all dem Erfolg seine tiefgewurzelte Demuth; er zog sich in das stille Halbdunkel der Klosterzelle zurück und war nicht einmal zu bewegen, die ihm vom Minister Colbert angebotene königliche Pension von 2000 Lire anzunehmen. „Was müßte man nicht von mir denken, wenn ich als armer Mönch und das Kind armer Eltern im Kloster das suchte, was die Welt mir versagt hat?"

Nur wenige Kritiker erhoben sich gegen die Diplomatik und zu diesen zählte der geharnischte Adrian de Valois, der sich von Mabillon und besonders von Michael Germain im Traktat de palatiis regum Francorum angegriffen glaubte und hierüber eine Klage an die Oberen von St. Germain einreichte, durch die er im Grund aber nur sich selbst bloßstellte. Als Dom Germain sich zur Vertheidigung rüstete, wehrte es ihm Mabillon mit gewohnter Sanftmuth: „Zu unserem Besten läßt Gott uns solche Demüthigungen zu Theil werden, sagte er, um dem Lob, mit dem man uns überschüttet, ein Gegengewicht zu bieten".

P. Papebroeck dagegen, der durch die Diplomatik die empfindlichste Niederlage erlitten, gab ein Beispiel so aufrichtiger und uneigennütziger Wahrheitsliebe, wie sich in der Gelehrtenwelt wohl nur wenige finden. Er las Mabillon's Werk mit Muße, erwog seine Gründe und erklärte sich f

„Ich gestehe", schreibt er an den Sieger, „daß mir
ndere Freude an meiner Abhandlung geblieben, als
dadurch Veranlassung zu einem so vollendeten Werke
zu haben. Wohl regten sich in mir beim Lesen
Buches Empfindungen des Verdrusses, weil ich mich
r Weise widerlegt sah, die jede Erwiderung aus=
; doch der Gedanke an die Vortrefflichkeit und den
des kostbaren Werkes siegte über meine Schwachheit,
s lauter Freude über den Glanz der Wahrheit, den
strahlt, forderte ich meine Mitarbeiter und Genossen
hnen die Ehre zu geben. Und nun bitte ich, sagen
dermann und so oft sich die Gelegenheit bietet, daß
nun an gänzlich Ihre Ansichten theile (Tu vero,
s res tulerit, audacter testare, quam totus in tuam
tiam iverim). Bewahren Sie mir gütigst Ihre Liebe;
kein Gelehrter, ich wünsche nur zu lernen".[1])
abillon ließ sich in seiner Antwort nicht an Großmuth
ffen. „Ihr Brief", so erwidert er, „in welchem Sie
Ansichten über mein Werk Ausdruck geben, ist mir
iner Rückkehr aus Deutschland zugekommen. Ich
kaum Worte, um Ihrer Bescheidenheit, Demuth und
Gelehrsamkeit genügende Anerkennung zu zollen. Ich
e mich an kein Beispiel, das sich Ihrer edlen Hand=
eise an die Seite stellen ließe. Wo ist der Ge=
der in der Discussion besiegt, je den Muth gehabt,
Niederlage öffentlich anzuerkennen? Sie haben dieß
r Art gethan, die ihresgleichen nicht aufweist. Sie
nicht bloß den Gipfel der Wissenschaft, sondern auch
r Bescheidenheit an. So fern steht meinem Herzen
rhebung, daß ich gerne all den eitlen Ruhm meines
für das Verdienst Ihres demüthigen Briefes ein=
n möchte. Beten Sie für mich, damit ich Ihnen wie

[1]) uinart S. 83. Broglie I, 117.

auf dem Pfade der Wissenschaft, so auch auf dem der christlichen Demuth folgen möge." [1])

Durch die Angriffe seiner wenigen Kritiker erlitt Mabillons Werk so wenig eine Einbuße, daß es nach dem Urtheil der competentesten Fachmänner noch heute das solide unentbehrliche Fundament zum Studium der Paläographie und Diplomatik bildet. So nach Sickel, Wattenbach, Leon Gautier, E. Babon und Leopold Delisle.[2]) Trefflich fügte der nur auf die Ehre Gottes, des Urhebers und Zieles aller Wissenschaft, bedachte Verfasser dem Werke die herrlichen Worte bei: Christus veritas esto principium atque finis.[3]) In der That hat dieses Werk nicht nur der geschichtlichen Wissenschaft, sondern auch der religiösen Wahrheit die erheblichsten Dienste geleistet. Es gab den ehrwürdigen Documenten des christlichen Alterthums eine unerschütterliche Grundlage gegen die Stürme eines willkürlichen Pyrrhonismus und Skepticismus moderner Ungläubiger und schuf ein Arsenal, das den Vorkämpfern der Kirche erprobte Waffen siegreicher Vertheidigung in die Hand legt. „Der Glaube", bemerkt E. von Broglie, den obigen Spruch sich aneignend, „war der Ausgangspunkt aller Zweige der Wissenschaft und der edlen Künste, mit denen die heutige gottlose Welt prahlt, und unfehlbar wird die Zeit kommen, wo Jedermann sich genöthigt sieht, es offen anzuerkennen, daß er wieder zu dem zurückkehren muß, der wie unser Ursprung, so auch unser Ziel ist." (l. c. I. 120.)

Man begreift, daß nach so glorreichen Leistungen die ersten Männer Frankreichs wie Bossuet, Fenelon u. A. es

1) Mabillon, Oeuvres posth. I, 460.

2) Th. v. Sickel nennt Mabillons Buch „das erste größere und in mancher Hinsicht bis jetzt unübertroffene Werk über Urkundenwesen." (Acta regum et imper. Karolinorum. I. Theil. Lehre von den Urkunden. Wien 1867. S. 34, Nr. 12.)

3) De re dipl. lib. III. cap. 6 no. 11.

h zur Ehre anrechneten, mit dem gelehrten Mönche von
t. Germain persönlich oder schriftlich in Verkehr, ja in
niges Freundschaftsverhältniß zu treten. St. Germain
hm zwar in der Quietismusfrage Stellung gegen Fenelon,
e hinwiederum dieser seinen Freund Mabillon wegen seiner
orrede zum 7. Bande der Mauriner-Ausgabe der Werke
s hl. Augustinus [1]) der Begünstigung des Gallikanismus
d Jansenismus zieh; seine bona fides und Unterwürfigkeit
ter den Apostolischen Stuhl zog er indeß keinen Augenblick
Zweifel, sowie auch ihre gegenseitige Freundschaft durch
ese wissenschaftliche Fehde keine Einbuße erlitt. Papst
emens XI. löste einige Jahre später die Streitfrage, indem
in dem Breve Diutius praeterire silentio vom 19. April
06 den Mönchen von St. Germain seine Zufriedenheit
d Freude über die „schöne, höchst verdienstliche und der
rche so ersprießliche Ausgabe der Werke des hl. Augustinus"
sprach und zum Unterpfand seines besonderen Wohl-
llens die Herausgeber mit verschiedenen Geschenken beehrte.

Man würde Mabillon Unrecht thun, wollte man glauben,
ne Frömmigkeit, seine streng kirchliche Gesinnung und seine
hende Liebe für Rom hätten durch sein rastloses Forschen
d seinen wissenschaftlichen Eifer auch nur im Geringsten
tbuße erlitten. Keine Arbeit, kein Besuch, auch nicht von
hen Prälaten, Staatsbeamten oder gar Fürsten ließen
ohne den ausdrücklichen Willen seiner Obern den regel-
ßigen Chordienst versäumen. Die den Gelehrten so natür-
e Zerstreuung schien ihm fremd; seine gesammelte Haltung
m Gottesdienst diente Allen zum Muster. Im Refektorium,
der Zelle, bei der Arbeit und bei der Recreation bewahrte
stets dieselbe heitere liebenswürdige Miene, in der sich
e unschuldige, in Gott ruhende Seele wiederspiegelte.
der hohe Ehrenbezeugungen noch erbitterte Angriffe ver-

[1]) In dem Venetianischen Abdruck der Maurinerausgabe ist es die Praefatio ad tom. X. Venetiis 1733, 22 Folioseiten umfassend.

mochten seinen Gleichmuth zu stören; er schien an Lebhaftigkeit und heiligem Eifer nur zu gewinnen, wenn es galt, der gewissenhaften Beobachtung der Ordensregel oder der Statuten seiner Congregation das Wort zu leihen.

Arm im Geiste und unschuldig wie ein Kind, waren ihm Arme und Kinder stets seine liebsten Freunde; glaubte er sich sonst nie berechtigt, von seinen Obern eine Gunst zu erbitten, zum Wohle der Armen machte er von dieser Regel eine Ausnahme. Beim Unterricht der Kinder bot er das Schauspiel der liebenswürdigsten Einfalt. Kein Wunder, daß so edle Eigenschaften des Herzens und Geistes ihn in allen Schichten der Gesellschaft so ausnehmend populär machten.

Ludwig XIV. wünschte Mabillon persönlich kennen zu lernen. Zwei der größten Männer des Reiches, Le Tellier, Erzbischof von Rheims, und der Bischof von Meaux, Bossuet, führten ihn beim König ein. Der schlichte Mönch im ärmlichen Ordensgewande und der hochfahrende, luxuriöse Roi soleil müssen sich gegenüber freilich keinen geringen Contrast gebildet haben. „Sire", sagte der Erzbischof von Rheims, „ich habe die Ehre, Ew. Majestät den gelehrtesten Mann Ihres Reiches vorzustellen." „Und zugleich den demüthigsten", ergänzte Bossuet.

VI. Correspondenz.

Es darf nicht wundern, wenn ein Mann, dessen Ruf sich über ganz Europa verbreitete, eine Correspondenz zu bewältigen hatte, die menschliche Kräfte zu übersteigen schien. Diese Correspondenz mit Schreiben und Antwortschreiben füllt, unvollständig wie sie ist, nicht weniger als 11 Foliobände der Pariser Nationalbibliothek. Anderes ist verloren; manches in den verschiedenen europäischen Bibliotheken zerstreut, wie erst jüngst noch Dr. A. Goldmann von Wien eine Anzahl bisher unbekannter an den Cardinal Colloredo

gerichteter Briefe veröffentlicht hat.[1]) Privatpersonen, Priester, Ordensleute, Professoren, Bischöfe, Cardinäle, Fürsten suchten bei Mabillon ein Wort des Rathes zu erhaschen; allen erwiderte er ebenso prompt als liebenswürdig, löste ihre Schwierigkeiten, goß Balsam in ihre wunden Herzen oder verbreitete Licht auf dem Pfad, der sie zu Gott führen sollte. Sämmtliche Päpste, die vom Jahre 1670 bis zum Tode Mabillons auf dem Stuhle Petri saßen, Clemens X., der heiligmäßige Innocenz XI., Alexander VIII., Innocenz XII. und Clemens XI. schrieben Briefe nach der Pariser Abtei, um unserm Gelehrten ihre Achtung zu bezeugen.

Von Interesse ist uns in erster Linie die deutsche Correspondenz, die wir freilich nur flüchtig berühren können. Der Cardinal Ferdinand von Fürstenberg, die Bischöfe von Münster und Paderborn, der berühmte Leibniz aus Hannover, der sächsische Numismatiker Tenzel, der Bibliothekar P. Hermann Schenk von St. Gallen, die Aebte von Einsiedeln, Dissentis und den meisten größeren Abteien des hl. römischen Reiches deutscher Nation, Gelehrte aus Trient, Augsburg, Regensburg, Constanz, Straßburg, Fulda, Trier, Köln, Osnabrück, Brüssel, Ypern u. s. w. standen mit Mabillon in Briefwechsel. Interessant sind seine Beziehungen zu den niederdeutschen oder belgisch-holländischen Jesuiten, den Fortsetzern des Bollandus, an deren Spitze der bereits erwähnte Papebroeck stand. Sie hatten einerseits in den 14 Bänden der Acta Sanctorum, welche die Monate März, April und Mai umfassen und größtentheils von Papebroeck selber oder unter seiner Leitung redigirt sind, historisch begründete Zweifel ausgesprochen über die Aechtheit gewisser Reliquien, die man zu Antwerpen und anderwärts verehrte, und anderseits durch den Nachweis, daß der Kreuzfahrer Berthold von Calabrien, der um das Jahr 1156 auf dem

---

1) In den „Studien und Mittheilungen aus dem Benediktiner- und Cisterc.-Orden." Raigern 1889. S. 65 ff. u. 244 ff.

Berge Karmel eine Hütte gebaut, und dessen Nachfolger Brocart, der um 1219 vom Patriarchen von Jerusalem eine strenge Regel erhielt und von Papst Honorius III. bestätigen ließ, als die ersten Stifter und Generale des Karmeliten Ordens zu betrachten seien, die Ansprüche des letztern auf Abstammung vom Propheten Elias ins Reich der Sage verwiesen. Nach längerem Federkrieg denuncirten die Karmeliter im Jahre 1690 die Bollandisten in Rom und bei der spanischen Inquisition von Madrid und brachten es so weit, daß letztere fünf Jahre später die 14 Bände der Bollandisten verurtheilte und ihre Verbreitung in Spanien verbot. Die Karmeliter hatten den Sieg davongetragen — einen Sieg indeß, den ihnen ein witziges Mitglied vom Orden des hl. Johannes von Gott durch die Behauptung streitig zu machen schien, die Hospitaliter seien wohl unstreitig der älteste Orden, da ihr Stifter, der Erzvater Abraham, schon bei Mambre unter der Eiche beim Empfang der drei Fremden das erste Hospiz errichtet habe. Als inzwischen auch die von den Karmelitern in Rom deponirte Klage zur Verhandlung kam und Papebrocck aufgefordert wurde, sich wegen der angeschuldigten Sätze zu rechtfertigen, hegte Mabillon Besorgniß, das hl. Officium möchte die Sentenz der Inquisition von Madrid bestätigen. Er schrieb daher unter dem 2. Januar 1696 an den ihm befreundeten Cardinal und Großpönitentiar Leander Colloredo, ihn dringend bittend, er möge seinen ganzen Einfluß in die Wagschale werfen, damit der Papst die Klage abweise und die spanische Sentenz cassire. [1]) Mabillons Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt.

---

1) Den Text des Schreibens sehe man bei Goldmann a. a. O. S. 248. Zur Controverse vgl. man Responsio Danielis Papebrochii e S. J. theologi ad exhibitionem errorum per R. P. Sebastianum a S. Paulo Ord. Carm. in Belgio bis Provincialem etc. evulgatam a. 1693. Antwerpiae 1696. 553 S. in 4°.

Der Papst verwarf im Grunde das spanische Dekret, wählte aber, um beim dortigen Hof nicht anzustoßen, eine mildere Form des Urtheils, welches beiden Parteien Stillschweigen auferlegte.

Wie der hl. Ignatius einst dem ehrwürdigen Abte Blosius, der die Berufung der Jesuitenväter nach Belgien so eifrig betrieben, sich erkenntlich zeigte; und wie in unserm Jahrhundert der General der Gesellschaft zum Dank dafür, daß ein Benediktinerpapst den aufgehobenen Orden wiederhergestellt, sich alljährlich am Feste des hl. Benedikt die Pilgerfahrt nach der Abtei St. Paul zur Pflicht machte: so brachten auch die Bollandisten, die jetzt ungehindert an ihrem Werke fortarbeiten konnten, der Abtei St. Germain eine fast unbegrenzte Dankbarkeit entgegen. Papebroeck hielt von jetzt an Mabillon über den Fortgang des Bollandisten-Werkes fast beständig auf dem Laufenden, theilt ihm bald seine materiellen Schwierigkeiten mit, und bittet ihn oft um Rath in wissenschaftlichen Anliegen. Dom Estiennot schreibt von Rom, daß die in der ewigen Stadt weilenden französischen Jesuiten ihm äußerst zuvorkommend seien und alle möglichen Dienste zu erweisen suchten. So sehr fühlten sich die Mitglieder der „Gesellschaft" allerwärts den Maurinern zum Dank verpflichtet.

Eilen wir zur italienischen Correspondenz! Die Cardinäle Casanata, Bona, Barbarigo, Aguirre, Fabroni, Paulucci, Gualterio, Gabrielli und Ottoboni bezeugen Mabillon in zahlreichen Briefen ihre Verehrung und laden ihn ad limina ein. Wenn Bona und Mabillon sich bald nach dem Erscheinen der Maurinerausgabe der Opera S. Bernardi über das Thema der ungesäuerten Brode zankten, so erlitt ihre intime Freundschaft dadurch so wenig eine Einbuße, daß sie sich gegenseitig nur um so höher achteten. Galt ja der Kampf nur dem Irrthum; und hatte der Cardinal die seltene Hochherzigkeit, selber den Mauriner aufzufordern, gegen seine Disquisitio de azymo et fermentato (Romae

1671) zu schreiben, so folgte Mabillon dieser Aufforderung mit solcher Discretion, daß seine dissertatio de pane eucharistico azymo et fermentato (Paris 1674) für alle Zeiten als Muster einer ebenso überzeugungsfesten als schonungsvollen Discussion gelten darf. Lächerlich dagegen war das Auftreten des Franziskaners Macedo, der, wie der Cardinal schreibt, ein Pamphlet mit höchst komisch gedeuteten Väterstellen in die Welt sandte, einzig um die Ehre zu haben, von Männern wie Mabillon und Bona widerlegt zu werden. (Nec iste gloriari possit, se fuisse a Mabillonio refutatum.) (Bona epist. ad Mab. 23. Okt. 1673.)

Mit den Kirchenfürsten schienen die Gelehrten Italiens in der Hochschätzung des ruhmvollen Mönches zu wetteifern. Aus Rom finden sich Briefe von Fontanini, Sergardi, Bianchini, Cenni, Ciampini, Fabretti, Corradini und del Pozzo; aus Parma von den Benediktinern Bacchini und Arcioni, von denen der erstere insbesondere zu den hervorragendsten Gelehrten Italiens zählte; Muratori und Maffei waren u. A. seine Schüler; letzterer pflegte ihn Italiae et saeculi decus zu nennen. Arcioni widmete sich hauptsächlich der Poesie und den schönen Künsten. Er war seines sanften Charakters wegen so beliebt, daß ihn die Benediktiner dreimal zum Präsidenten der Cassinensischen Congregation wählten.

Zu den unermüdlichsten Correspondenten Mabillons zählte vor Allem der Florentiner Antonio Magliabecchi. Da man ihn den Gelehrten κατ' ἐξοχήν nannte und er eine ausnehmend charakteristische Figur seiner Zeit spielt, mag es sich der Mühe lohnen, flüchtig einen Blick über sein Leben zu werfen. Antonio, im Jahre 1633 zu Florenz geboren, übte bis ins vorgerückte Mannesalter mit seinem Vater die Goldschmiedekunst. Daß er darin seinen Beruf nicht fand, beweist der Umstand, daß er vom 16. Lebensjahre an alle seine Ersparnisse auf Bücher verwandte und von Lernbegierde verzehrt, oft ganze Nächte mit Lesen verbrachte. Ermin,

der Bibliothekar des Cardinals de Medicis, nahm sich seiner an und unterrichtete ihn so lange im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, bis er ihn seinem eigenen Talent überlassen konnte. Antonio war 40 Jahre alt, als er seine Kunst auf immer mit dem Studium vertauschte, und so umfassend und bekannt waren schon jetzt seine Kenntnisse, daß ihm der Großherzog von Toskana, Cosimo III., die Hut seiner Bibliothek anvertraute. Hier begrub er sich buchstäblich in den Büchern. Aller Verkehr nach außen, selbst mit dem Großherzog, wurde nur schriftlich abgemacht. Er hatte weder Haushalt, noch Tisch, noch Bett: wo der Schlaf seine matten Glieder übermannte, da legte er sich inmitten der Bücher auf seinen alten Mantel nieder, der ihm zugleich als Decke diente. Seine Kost bestand aus Früchten, Brod, getrocknetem Fleisch und geräucherten Fischen: zuweilen soll er während des Mahles seine Sardellen statt in den Mund als Lesezeichen in die Bücher gelegt haben. Trotz mancher Sonderbarkeiten war er der Abgott aller Gelehrten. Kein Reisender passirte Florenz, ohne bei ihm vorzusprechen; selbst hohe Damen beehrten ihn mit ihrem Besuche. Seine Gefälligkeit gegen aufrichtige Jünger der Wissenschaft kannte dann keine Grenzen. Aber wehe dem oberflächlichen Schwätzer oder schaulustigen Touristen; der Bibliothekar ertheilte ihnen nur durch ein Loch in der Thüre Audienz, und nicht sobald hatte er ihre Geistesrichtung erforscht, als er sie mit derben Worten abwies. Magliabecchi stand mit allen größeren Gelehrten seiner Zeit in Correspondenz. Leider vereitelte die Unordnung in seinen Papieren eine Gesammtpublikation nach seinem Tod. Die fünf Oktavbände seiner Briefe (Florenz 1745) enthalten nur seine venetianische, flämische und einen Theil seiner deutschen Correspondenz, darunter 41 Briefe von Leibniz. Aus dem Französischen ist nur die Mauriner-Correspondenz erhalten. Außerordentlich rege und intim war sein Verkehr mit Mabillon, der ihm schreibt: „Ich schätze mich außerordentlich glücklich, Ihre Bekanntschaft

gemacht zu haben, da dieselbe für mich ebenso ehrenvoll als nützlich ist. Die Briefe und literarischen Werke, mit denen Sie mich beehren, sind mir ein Beweis für beides"; welche Artigkeit Antonio mit italienischer Münze wieder heimzahlt, indem er den Mauriner mit Complimenten völlig überschüttet. Besonders scheint ihm seine ehrenvolle Erwähnung in der „Diplomatik" wohl gethan zu haben. Merkwürdig ist der Umstand, daß Mabillons maßvoller schonender Stil veredelnd auf den sonst so kritischen und sarkastischen Italiener eingewirkt; obgleich es ihm nicht immer gelingt, sucht er wenigstens nach Kräften den Mauriner nachzuahmen. Daß der feingebildete Franzose, als er zum ersten Mal der seltsamen Physiognomie und des ungeordneten Wesens dieser italienischen Berühmtheit ansichtig wurde, stutzte, ist kaum zu verwundern. Eigenthümlich ist die Art und Weise, wie Magliabecchi sich gegenüber den Verläumdungen eines sittenlosen Lebens zu rechtfertigen suchte. Er ließ sich von den angesehensten italienischen Freunden ein mit zahlreichen Unterschriften versehenes Unschuldszeugniß ausstellen, worin er als ein Engel, der vom Himmel herabgestiegen, als reiner Geist, der sich mit Fleisch umhüllt — kurz als ein zweiter Messias dargestellt wird. Nur um diesen Preis erkaufte Florenz die Gnade, daß der tief entrüstete Gelehrte nicht auf immer seinen Mauern Lebewohl sagte. Versöhnte er sich indeß mit der Stadt, dem gelehrten Augustiner und nachmaligen Cardinal Noris konnte er es niemals verzeihen, daß er sich nicht dazu herbeigelassen, genanntes seltsames Document zu unterzeichnen.

Magliabecchi war übrigens nicht der einzige Florentiner, der Mabillon mit seiner Correspondenz beehrte. Nebst anderen schrieb ihm der Großherzog Cosimo III. selber zu wiederholten Malen, ließ sich seine Werke schicken, und findet kaum Worte, um seiner Verwunderung über die große Gelehrtheit des Benediktiners genügenden Ausdruck zu geben. Andere, theils in lateinischer, theils italienischer Sprache

verfaßte Briefe historischen oder archäologischen Inhalts stammen aus Mailand, Modena, Padua, Parma, Venedig, Vercelli und Vicenza. Manche Gelehrte damaliger Zeit, wie Carolo Mazzi, Proberi und Alexander de Magnis sind heutzutage vergessen.

Die umfangreiche Correspondenz Mabillons innerhalb Frankreichs findet bei Broglie I, 206—267 und Jadart S. 261 eingehende Berücksichtigung. Die Briefe sind theils wissenschaftlichen, theils moralischen Inhalts — letztere oft an Männer und Frauen gerichtet, die nach langen Irrfahrten den Weg zu Gott wiedergefunden oder die behufs geistlichen Fortschrittes in der Tugend und hl. Wissenschaft sich Rath erholten. Die zur Zeit in Frankreich weilende Herzogin von Mecklenburg, die Königin von England, die Prinzessin Christina von Salm, Abtissin von Remiremont, eine große Anzahl von Bischöfen, Priestern, Ordensleuten, Vorstehern von Erziehungsanstalten; Magistrate, Hofbeamte, Offiziere, so der Herzog von Perth, Harley, Bouhier, der Marquis von Sevigné und der Marschall von Noailles, nebst den hervorragendsten französischen Gelehrten unterhielten brieflichen Verkehr mit Mabillon.

Stellt man die Briefe dieses herrlichen Mannes zusammen, wie wunderbar spiegelt sich in ihnen nicht seine einzig der Wissenschaft und göttlichen Dingen lebende Seele wieder — kaum daß hie und da eine Tagesneuigkeit in den Text einfließt, aber auch dies nur in übernatürlichem Lichte. Wie fromm und majestätisch, wie zart und doch wie kraftvoll sprudeln nicht die Gedanken aus der Feder in dem Briefe über die „Einsamkeit“!

„Ich habe Ihre Abhandlung über die Einsamkeit gelesen“, so lautet derselbe, „und finde sie vortrefflich; nur Eines wünschte ich, daß P. L. uns auch die Mittel zur Selbstunterhaltung angegeben hätte, die, wie sehr man sich auch dazu hingezogen fühlen mag, kein Leichtes ist. Denn um sich in seinem Innern wohl und daheim zu fühlen, muß man dasselbe vor Allem

kennen und allzeit so überwachen, daß gute Ordnung darin herrscht. Auch muß Milde und Salbung darin walten, zumal Niemand trockene Unterhaltung liebt; man verlangt nach Gesellschaft. Mit einem Wort, man muß Gott darin finden und das ist eine Gnade, die nicht Jedermann, wenigstens nicht auf lange Zeit gegeben ist. Ob Gott überhaupt alle Seelen, die er zu den Seinigen zählt, zu dieser innern Einkehr oder Introversion, um mich der Sprache der Mystiker zu bedienen, berufen hat? Ob nicht manche Personen von reinem Gewissen und möglichster Geistessammlung bei ihren äußern Arbeiten und Geschäften Gott dem Herrn ebenso wohlgefällig sind als die vorigen? — Wie dem auch sei, jedenfalls ist es räthlich, zuweilen sich auch äußerlich in die hl. Einsamkeit zurückzuziehen als an die Quelle, aus der man die Gnade der innern Sammlung, des richtigen Gebrauchs der äußern Dinge und der Berufstreue schöpft und reichlich schöpfen soll. Arbeit in der Gegenwart Gottes, zeitweilige Erhebung und Labung der Seele durch innige Stoßgebete, und Flucht vor der Welt, ihren Anschauungen und Grundsätzen möchte ich dem habitavit secum (S. Gregor. Dial. II, 3) ebenbürtig zur Seite stellen. Streben wir eifrig nach dieser glücklichen Wohnung. Quaerite Deum et confirmamini; quaerite faciem ejus semper. Sie wissen, daß der Verfasser des Briefes an die Brüder vom Gottesberge[1]) sagt, die Zelle sei unser Krankenzimmer. Valetudinarium tuum est cella tua. Das sind ungefähr die Worte und wenn ich mich nicht irre, so stimmen sie mit den Gedanken des P. L. überein. Ich würde an kein Ende kommen, wollte ich weiter ausholen. Indeß die Einsamkeit und das Stillschweigen sind werthvoller als alle meine Worte. Seien Sie überzeugt, daß die Liebe, mit der ich Ihnen in Jesu Christo zugethan bin, alles Fehlende ersetzen wird." (Broglie I, 228.)

1) Wilhelm von St. Thierry, † c. 1150. Epist. ad fratres de monte Dei. 4, 10 bei Migne P. L. 184, 314.

XLVI.

Der Ministerwechsel in Ungarn.

Es geht ein scharfer ministerfeindlicher Windzug durch Europa, der in den rothen Sammtstühlen der leitenden Staatsmänner arge Verwüstungen hervorruft, und selbst vor der angesehensten Größe, vor dem deutschen Reichskanzler, keinen Respekt und keine Schonung gekannt hat. Was aber diese europäischen Ministerkrisen ganz besonders kennzeichnet, das ist die bedeutsame Thatsache, daß es sich hier keineswegs nur um den Wechsel der Personen handelt, sondern mit den alten Staatsmännern sind auch die von ihnen vertretenen Regierungssysteme erschüttert und dem Niedergange geweiht. Die neue Zeit ringt nach Geltung und fordert neue Männer; das Charakteristikum dieser neuen Zeit ist aber die sociale und die wirthschaftliche Frage. Diese beherrscht die Geister und Gemüther; ihr gegenüber schrumpfen alle bisherigen Parteien und Systeme zwerghaft zusammen.

Das neunzehnte Jahrhundert war in ausreichender Weise von dem vulgären Liberalismus und von dem capitalistischen Manchesterthum beeinflußt; unser gesammtes politisches und national-ökonomisches Wesen, ja unsere ganze Cultur stand wesentlich unter der Herrschaft dieser Ideen und der von ihnen geschaffenen Institutionen. Wie es scheint, wird dieses Jahrhundert nicht zur Neige gehen, ohne den Zusammenbruch dieses noch vor wenig Jahren als unüberwindlich be-

trachteten Systems zu erblicken. Die gegenwärtigen Minister-stürze und Regierungskrisen in allen europäischen Staaten hängen mit dieser liberalistischen Katastrophe ursächlich zusammen.

Auch Ungarn hat an dieser Krisis seinen Antheil: der Ministerpräsident Koloman von Tisza, der seit fünfzehn Jahren mit Hilfe einer erdrückenden und gefügigen Parlaments-Majorität das Land nahezu schrankenlos beherrscht hatte, mußte seine Demission geben, welche am 13. März l. Js. von der Krone auch angenommen wurde. An demselben Tage ernannte der Monarch unter dem Präsidium des Grafen Julius Szapary, des bisherigen Ackerbauministers, ein neues ungarisches Ministerium, welches indessen zum überwiegendsten Theile aus den bisherigen Mitgliedern des Kabinets besteht. Neben dem Ministerpräsidenten war nämlich bloß der Minister des Innern, Graf Geza Teleki, noch zurückgetreten. Sein Portefeuille übernahm zeitweilig der neue Ministerpräsident, dagegen wurde der Obergespan und siebenbürgische Sachsengraf, Graf Andreas Bethlen, als Ackerbauminister in das Ministerium berufen.

Wenn ein Staatsmann mit solch ungemessener Gewalt, wie Tisza sie besessen, nach fünfzehnjähriger Regierung seinen Posten verläßt, so erhebt sich vor Allem die Frage: Was ist die Ursache dieses Rücktrittes? Will man aber diese Frage auch nur annähernd richtig und verständlich beantworten, dann bedarf es zum mindesten eines kurzen Rückblickes auf die Umstände, unter denen der Mann in's Amt getreten ist; dann einer Andeutung über die Resultate seiner ministeriellen Thätigkeit sowie über deren Charakter und Endziele; ferner muß man auch den Gründen nachgehen, welche die ungewöhnlich lange Dauer dieses Ministeriums Tisza erklären, um endlich das Material zur Beurtheilung seiner Gesammtwirksamkeit zu gewinnen, woraus sich auch die treibenden Motive des Sturzes erkennen lassen.

Koloman von Tisza befand sich von seinem ersten Auf-

treten im öffentlichen Leben an in heftiger Opposition gegen die herrschende Regierungsgewalt und deren Verfügungen. Ein noch ganz junger Mann (geb. 16. Dezember 1830) steht er im Jahre 1850 als Vorkämpfer und Führer der ungarischen Protestanten gegen den damaligen Cultus-Minister, Grafen Leo Thun, in offener, siegreicher Fehde, und behauptete dann auch in den seit dem Oktoberdiplome (20. Okt. 1860) neuangebrochenen politischen Kämpfen in Ungarn eine führende Stellung, so daß er bereits im Jahre 1861 auf dem Landtage zum Vicepräsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses gewählt wurde und sowohl bei diesem Landtage, wie auch auf den nachfolgenden Reichstagen als Führer der Opposition eine der einflußreichsten Persönlichkeiten dieses Parlaments wurde.

Seine oppositionelle Haltung behauptete Tisza auch gegenüber dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867, welchen staatsrechtlichen Akt er acht Jahre hindurch an der Spitze des „Linken Centrums" mit aller Schärfe und zuweilen auch mit bedenklichen Waffen bekämpfte. Daß Tisza in diesem Kampfe selbst die Bundesgenossenschaft mit den intransigenten Kossuth-Anbetern und mit den Politikern der Straße nicht stets von sich zurückgewiesen, ist eine Thatsache, welche wir in diesen „Blättern" erst kürzlich erörtert haben[1]) und an deren Reminiscenzen der spätere Ministerpräsident und Vertheidiger der Realunion zwischen Ungarn und Oesterreich von seinen heutigen politischen Gegnern immer wieder erinnert wurde. Diese Vergangenheit lastete wie ein Alp auf der ganzen Regierung Tisza's und sie war auch bei seinem endlichen Sturze in erheblichem Maße mitthätig.

Wesentlich das Verhalten Tisza's und seiner numerisch bedeutenden Partei war ferner die Ursache, daß unter dem Ministerium Andrassy (1867 bis 1871) die staatsrechtliche Basis in Ungarn nicht recht befestigt werden konnte und daß

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter" Bd. 105, Heft 3, S. 195 ff.

die darauffolgenden Ministerien Lonyay, Szlavy und Bitto keine fruchtbringende Regierungsthätigkeit zu entwickeln vermochten. Dazu kam die finanzielle Katastrophe des Jahres 1873, welche in Ungarn ebenfalls zahlreiche und schwere Opfer gefordert und den ungarischen Staatscredit in Folge der schwindelhaften und leichtfertigen Wirthschaft aufs empfindlichste geschädigt hatte. Die „Deakpartei“ war trotz ihrer Majorität mit ihrem Latein zu Ende; der vom „Linken Centrum“ herübergetretene Finanzminister Ghyczy konnte in dem verworrenen Staatshaushalte auch keine Ordnung herstellen und so richteten sich denn die Blicke und Hoffnungen Aller auf den Führer dieses „Linken Centrums“, auf Koloman von Tisza, als auf den einzigen Mann, von dem man die Rettung des Staatskarrens vor völligem Versinken im Sumpfe des Staatsbankerotts erwarten dürfe.

Und so geschah, was in der Geschichte der Parlamente zur großen Seltenheit gehörte: ein Ministerium, welches die Mehrheit der Volksvertretung und das Vertrauen der Krone für sich besaß, abdicirte, um seinen politischen Gegnern, den Männern der Minorität, den Platz zu räumen. Noch mehr! Die herrschende Parlaments-Majorität selber gab ihre Herrschaft auf zu Gunsten einer Fusion mit einem Theile der Opposition und verwandelte sich mit derselben zu einer neuen Regierungspartei, zur „Liberalen Partei“, deren ausgesprochener Führer vom Februar 1875 an Tisza wurde.

Am 2. März 1875 übernahm dieser in dem fusionirten Kabinet das Ministerium des Innern, um dann am 21. Okt. als Präsident an die Spitze der Regierung zu treten. Um diesen Stellungswechsel möglich zu machen, mußte Tisza selber eine politische Metamorphose bestehen. Der Bekämpfer des staatsrechtlichen Ausgleiches gab seine Opposition auf und nahm diesen Ausgleich mit allen seinen Consequenzen an. Diese „Verläugnung“ seiner bisherigen Principien bildete seitdem den Gegenstand der heftigsten Vorwürfe seiner nunmehrigen Gegner.

Was aber verhieß Tisza an der Spitze der Regierung? Die von dem berühmten Staatsmann, dem Freiherrn Paul von Sennyey, als „asiatisch“ bezeichneten, überaus beklagenswerthen Verwaltungszustände wollte er verbessern und den verfahrenen Staatshaushalt in Ordnung bringen. Das Erstere ist ihm trotz wiederholter Anläufe und Versuche nicht gelungen, dagegen zeigt Ungarns Finanzwesen gegenwärtig augenscheinlich einen wesentlich günstigeren Stand als dies im Jahre 1875 der Fall gewesen, ja das gesammte volkswirthschaftliche Gebiet hat innerhalb der letzten fünfzehn Jahre unläugbar große Fortschritte aufzuweisen. Der ungarische Staats-Credit genießt auf dem Geldmarkte wachsendes Ansehen, seitdem das Land nicht mehr genöthigt ist, zur Deckung seiner Staatsverwaltungskosten jährlich an den Credit zu appelliren und die ohnehin riesige Staatsschuld durch neue Schuldtitel zu vermehren. Diese Regelung der Staatsfinanzen, welche es dahin gebracht hat, daß das Staatsbudget von 1890 nur mehr ein minimales Deficit von etwa einer halben Million Gulden nachweist, war allerdings nicht mit Einem Wurfe und nicht ohne sehr erhebliche Anstrengungen und Opfer zu erreichen.

Es ist nicht unsere Absicht, die Geschichte der ungarischen Finanzen von 1875 bis 1890 hier auch nur andeutungsweise zu berühren; es muß jedoch zur Steuer der Wahrheit anerkannt werden, daß diese Regelung des Staatshaushaltes nur durch die seltene Thatkraft, Energie und Rücksichtslosigkeit des Ministerpräsidenten Tisza, der seit 1886 das Finanzressort übernommen hatte, möglich geworden ist. Im Besitze der bezwingenden parlamentarischen und legislatorischen Gewalt war er in der Lage, die neuen Steuern und Auflagen im Reichstage durchzusetzen und sodann diese neuen Belastungen des Volkes durch eine unnachsichtlich strenge Exekutive für den Steuersäckel fruchtbar zu machen.

Tisza hat seiner Nation die schwere Pflicht des Steuerzahlens gelehrt; denn man erwäge nur die Thatsache, daß

die ordentlichen Staatseinnahmen Ungarns im Jahre 1875 erst die Höhe von 206½ Millionen Gulden ausmachten; 1890 dagegen nicht weniger als 348 Millionen Gulden betragen. Die Steigerung ist somit 142 Millionen Gulden oder 68,9 Procent! Im Jahre 1869 waren diese Einnahmen bloß mit 147½ Millionen Gulden beziffert. Schon diese wenigen Zahlen zeigen die außerordentliche Anspannung und Ausnützung der Steuerkraft des ungarischen Volkes unter dem Regime Tisza. Und trotzdem konnte die Beseitigung des Deficits aus dem Staatsbudget nur nach vierzehnjährigem Ringen zu Stande gebracht werden und selbst heute mahnt noch ein Rest an diese „Erbsünde der ungarischen Staatsfinanzen." Ja es gibt ernste Leute, die besorgen, daß der heutige wesentlich verbesserte Zustand dieser Finanzen keinen festen Untergrund habe und darum keine gesicherte Dauer verspreche.

Wir wollen diese Skepsis vorläufig dahingestellt sein lassen; unberechtigt ist sie leider nicht. Unsere Untersuchung wendet sich vielmehr der Frage zu: was hat Hr. von Tisza dem Lande für diese riesigen Opfer geboten?

Die Erfolge seines Ministeriums sind von unterschiedlicher Art, je nachdem man die verschiedenen Gebiete und Zweige des öffentlichen Lebens in Staat und Gesellschaft ins Auge faßt. Auf staatsrechtlichem Gebiete ist aus dem oppositionellen „Saulus" ein eifriger Vertheidiger des Ausgleiches von 1867 geworden; nur daß dieser „Paulus" sich seiner früheren Aspirationen nicht völlig entschlagen konnte. Das selbständige ungarische Zollgebiet, die selbständige ungarische Notenbank, ja auch die selbständige ungarische Armee spielten in den ersten Jahren der Regierung Tisza's, namentlich in den Zeiten der Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses zwischen Ungarn und Oesterreich (1877/78) noch immer eine namhafte Rolle und führten auch zu dem Resultate, daß der dualistische Charakter der habsburgischen Monarchie in jeder Richtung hin einen schärfern Ausdruck

ewann. Unter Tisza hat dieser Dualismus beträchtliche
Beiterungen erfahren, die ungarische „Parität" wurde mit
ller Entschiedenheit geltend gemacht und gelangte in den
Tagen des Grafen Andrassy (1871 bis 1879) auch auf dem
Felde der auswärtigen Politik zu maßgebender Bedeutung.
Die österreichische Reichshälfte beschwerte sich nicht mit Un-
recht über die zunehmende Präponderanz der Magyaren in
allen gemeinsamen Angelegenheiten und Tisza war der Mann,
welcher sowohl dieses Uebergewicht Ungarns wie auch des
etzteren staatliche Selbständigkeit mit zäher Consequenz ver-
olgte und bis auf kleine Einzelheiten durchführte.

Bei diesem Bestreben nach fortschreitender Selbständig-
eit Ungarns fand Tisza von Seite der Opposition im
ngarischen Reichstage nicht nur keinen Widerspruch, sondern
ielmehr die bereitwilligste Aufmunterung und Unterstützung.
r konnte unbehindert mit vollem Bewußtsein und mit kräf-
gem Willen die Bahn zur Herstellung der einheit-
ich-organisirten, ja des streng centralisirten
agyarischen Nationalstaates verfolgen. Zu die-
m Zwecke bedurfte er neben der gefügigen Parlaments-
ajorität noch einer „starken" Regierung, welche vor Allem
d ausschließlich nur seinen Weisungen gehorchte.

Tisza ist kein Staatsmann mit schöpferischen Ideen;
m mangelte als Politiker und Redner jedweder Schwung,
e Begeisterung; er ist nüchterner Verstandesmensch; seine
ele sind nicht weitgreifend, seine Mittel oft kleinlich,
oralisch nicht unbedenklich. Seine Parlamentsreden sind
lotterig in der Form, ungenießbar wie trocken Stroh,
er voller Stacheln und Spitzen gegen seine Widersacher.
bjektive Darlegungen widerstreben ihm, er liebt die Polemik,
e spitzfindige Debatte. Er hat nur den Erfolg im Auge.
as diesem dienlich sein kann, das erfaßt er; was seine
bsichten zu stören oder gar zu verhindern droht, das be-
mpft, verfolgt, vernichtet er mit schonungsloser Unerbitt-
hkeit. Obgleich Magyar mit Leib und Seele weiß er doch

für seine Person unter der Zucht des gemüthlosen Calvinismus das Naturell des magyarischen Stammes niederzuhalten; er ist ein Muster nimmerruhender Arbeitsamkeit und thätigen Pflichteifers; er kennt die landesüblichen Erholungen und Zerstreuungen nicht; in seinem Privatleben und als Familienvater bietet er ein nachahmungswerthes Vorbild, das indessen durch mehrere Schattenseiten arg verdunkelt wird.

Der Ehrgeiz und die Machtbegierde Tisza's duldeten keine andere leistungsfähige Kraft in seiner Nähe. Da er nicht nur die Seele, sondern auch der alleinige Herr und Meister in der Regierung, der allgebietende „General" in seiner parlamentarischen Partei sein wollte: so bestellte er sein Kabinet zum großen Theile aus geistigen Mittelmäßigkeiten und gestattete in der Partei keinerlei selbständiges Urtheil, keine noch so bescheidene Kritik. Dieser Machtkitzel wuchs mit den Jahren bis zur Unduldsamkeit und Unausstehlichkeit; die Erbitterung seitens der Oppositionen, die Verstimmung und Erkaltung im Schoße der regierungsfreundlichen Majorität hatten darin ihre fruchtbare Quelle. Tisza ist ein Mann der persönlichen Impressionen: Sym- und Antipathie entwickelten sich bei ihm einerseits bis zu grenzenloser Vertrauensseligkeit und Nachsichtigkeit gegen seine engeren Freunde und Anhänger, andererseits bis zum unbesieglichen Mißtrauen und zur Halsstörrigkeit gegen wirkliche oder vermeintliche Gegner. Daraus folgte, daß er das Opfer in der Hand seiner Intimen wurde, daß unter ihm die Patronage und das Cliquenwesen wuchernd überhand nahmen und das gesammte politische Leben vergifteten. Er hatte für das oft geradezu schändliche Gebahren seiner Leute keine Empfindung.

Die Armuth an schöpferischen Ideen, welche den Staatsmann Tisza kennzeichnet, offenbarte sich nirgends deutlicher als in seinen verunglückten Experimenten zur Reform der Staatsverwaltung; er kam darin am Ende so weit, daß er mit seinem bisherigen System selber brechen und sich zu den

nschauungen der von ihm heftig bekämpften Freunde einer
aatlichen Administration nach westeuropäischem Muster be-
hren mußte. Dieses Eingeständniß der gänzlichen Erfolg-
sigkeit all der verschiedenen zahlreichen Flickarbeiten, um
i Gunsten der Familiencliquen und der ruinirten ämtersüch-
gen Gentry die corrupte Comitatswirthschaft mit dem Ober-
espans-Präfekten an der Spitze aufrecht zu erhalten, bildet
nstreitig eine scharfe Verurtheilung der inneren Politik Tisza's.

Diese litt aber noch an andern, nicht minder argen und
efährlichen Schäden. Indem Tisza die Ausgestaltung des
entralisirten magyarischen Nationalstaates sich zum Ziele
setzte, brach er mit der Natur, der Geschichte, den positiven
Gesetzen und thatsächlichen Zuständen dieses Staatswesens,
das zu allen Zeiten einen polyglotten Charakter getragen
und sich von jeher durch die Aufnahme, den rechtlichen Schutz
und die wohlwollende Förderung nichtmagyarischer Volks-
elemente ausgezeichnet hatte. Ungarns gesammte geistige,
sittliche und materielle Cultur ist auf diesem Charakter auf-
gebaut, und wer ihn verläugnet oder gar bekämpft, der
astet die Basis und die Existenzbedingungen dieses Staats-
und Culturwesens selbst an.

Tisza hat den verfolgungssüchtigen magyarischen Chau-
inismus groß gezogen; er bedrohte alle Nichtmagyaren
ffen mit der „Zermalmung", falls sie ihr nationales Wesen
nstlich pflegen und sich der angestrebten Magyarisirung,
er sog. „magyarischen Staats-Idee" nicht fügen wollen.
ie ohnehin spärlichen Gewährungen, welche das Nationa-
litätengesetz von 1868 den Nichtmagyaren in Ungarn noch
ngeräumt, wurden entweder absichtlich mißachtet oder durch
euere gesetzliche Bestimmungen beseitigt, oder sie geriethen
urch Nichtausführung in Vergessenheit. Infolge der admini-
rativen Beeinflussungen und Eingriffe gelang es dem Minister-
räsidenten, die Abgeordneten der einzelnen Nationalitäten
llmählich aus dem Reichstage zu verdrängen, so daß heute
ur das Häuflein der Siebenbürger Sachsen durch seine

Vertreter als besonderer nichtmagyarischer Volksstamm im ungarischen Reichstage repräsentirt ist. Den armen Slovaken wurden ihre wenigen Gymnasien gesperrt und ihre bescheidene literarische Gesellschaft mit dem Vermögen confiscirt; den Rumänen wurde die Errichtung neuer Gymnasien verwehrt, oder sie zur theilweisen Magyarisirung ihrer Lehranstalten gezwungen; über der „Serbska Matica“ in Neusatz, sowie über der serbischen Schul- und Kirchen-Autonomie schwebt fortwährend das Damoklesschwert der Auflösung oder Sequestrirung; allen Nichtmagyaren wurde die Erlernung der magyarischen Sprache schon in der Volksschule zur Pflicht gemacht und es kann auch Niemand ein öffentliches Amt, sei es auch nur bei einer Kirchengemeinde, bekleiden, der dieser Staatssprache unkundig ist; Söhne dieser Nichtmagyaren bekommen eine Verwendung im Staatsdienste nur schwer oder gar nicht; sie sind zur Auswanderung nach Oesterreich, Rumänien, Serbien u. s. w. genöthigt. Der Staat kennt nur Magyaren und nur für deren nationale Interessen verwendet er die Mittel und die Kraft des Staates, so daß die nichtmagyarische Majorität der Bevölkerung für die Förderung der eigenen Nationalität von diesem Staate nicht nur keinerlei Mithülfe erwarten darf, sondern vielmehr selber gezwungen wird, für die Erstarkung des Magyarismus und somit zur eigenen Entnationalisirung bedeutende Opfer zu bringen.

Diese Magyarisirungstendenzen der Tisza-Aera hatten einen wirksamen Helfershelfer in der Tagespresse gefunden. Nirgends in der Welt übt die Journalistik einen ähnlichen chauvinistischen Terrorismus aus, wie solches in Ungarn der Fall ist. Das gemeine Denunciantenthum und das schändliche Proskriptionswesen schoß unter Tisza üppig ins Kraut und bewirkte auch auf socialem Gebiet durch die Gründung von allerlei magyarischen „Culturvereinen“ eine förmliche Organisation der systematischen Beunruhigung aller nichtmagyarischen Volkselemente, deren Wesen und Sprache man

„landesfremd“ hinzustellen wagt. Die Presse dieser
magyaren steht trotz der sonst fast zügellosen Preß-
it in Ungarn unter nahezu drakonischer Censur; wehe
nichtmagyarischen Blatte, wenn es sich ein schärferes
il über die gegenwärtigen Landeszustände erlaubte!
Verurtheilung durch magyarische Geschworne ist ihm
. Scheut man sich doch selbst vor der Immunität des
stagsabgeordneten nicht, wenn es gilt, einem „Natio-
enführer“ einen Hieb zu versetzen, und der Rock eines
rals schützt keineswegs vor kleinlicher und gehässiger
lgung. Daß der „Panslavismus“ bei den ungari-
Lutheranern zum kanonischen Verbrechen synodaliter
t wurde und der Magyarismus hier als verbindliches
na anbefohlen ist, steht in vollem Einklange mit der
mten „zermalmenden“ Tendenz, welche Herr von Tisza
Nichtmagyarischen gegenüber zu verwirklichen angestrebt
.

Unter solchem Drucke hielten es diese bedrohten Nicht-
aren für den klügeren Theil, sich auf die Passivität zu-
ziehen und in ruhiger Sammlung bessere Zeiten abzu-
n. Tisza und seine Lobhudler rühmten sich nun, daß
n Ungarn keine Nationalitätenfrage mehr gebe.“ Welche
täuschende Kurzsichtigkeit! Hören wir nur Eine Stimme
dem Sturze des bisherigen ungarischen Minister-
denten!

„Die Zeit“, schreibt das leitende Blatt der Rumänen,
„Tribuna“ in Hermannstadt, „ist heute schon gekom-
wo wir lauter sagen: auf dem Boden dieses Vater-
s wollen wir als Rumänen und nur als Rumänen
und sterben. Indem wir deßhalb die magyarische
tsidee zurückweisen, erklären wir uns für die Viel-
igkeit Ungarns und für die Unversehrtheit der Mon-
. Und wenn es unseren Vaterlandsgenossen (d. h.
Magyaren) einfallen sollte, bei guter Gelegenheit die
er Gräuel wieder in Anwendung zu bringen, so ant-

worten wir: Wir sind vorbereitet! Auch heute sind wir gegen den Thron treu, wie 1848; auch heute sind wir bereit, für den Thron Alles zu opfern, aber auch bereit, die Individualität unserer Nationalität bis zum letzten Blutstropfen aufrecht zu erhalten. Eben deßwegen sagen wir im Hinblicke auf die schweren Ereignisse, welche eintreten werden, zu unseren Brüdern: ‚Seid vernünftig und bewahrt Eure Ruhe! Das Brodbrechen naht!' Nach so vielen Leiden werden die süßen Früchte der Innerpolitik unseres geliebten Vaterlandes auch wir mit der erforderlichen Ruhe genießen können. Unsere Tapferkeit wird auch den drei Millionen Rumänen des Vaterlandes gesegnete Früchte bringen."

So spricht kein Volksstamm, den man entnationalisiren könnte, und in gleicher Weise denken, fühlen und streben auch die übrigen nichtmagyarischen Nationalitäten in Ungarn. Der fünfzehnjährige Druck hat sie wohl behutsamer gemacht; aber er hat zugleich das nationale Gefühl mächtig gefördert und im Stillen eine ungeahnte Erbitterung gegen den herrschenden Stamm des Landes großgezogen. Der Himmel behüte Ungarn vor äußeren Verwickelungen; man stünde alsdann auch vor verhängnißvollen Katastrophen im Innern. Das ist die Frucht der fünfzehnjährigen Regierungsthätigkeit Tisza's auf nationalem Gebiete. Schmachwürdige deutsche Städtebürger, denen jedwede Charaktertüchtigkeit ermangelt, und listige, ausbeuterische Juden sind der Magyarisirung in den Familien-Namen und in der Kindererziehung willig gefolgt; aber kein wirklicher Magyar kann sich ehrlicher Weise dieser Zunahme seiner Nation freuen.

Hr. v. Tisza und seine Leute prophezeiten freilich bei consequenter Anwendung der bekannten Zwangsmittel des vulgären Liberalismus der magyarischen Nation und dem Lande einen ungeahnten Aufschwung und eine sieghafte numerische Verbreitung. Das capitalistische Judenthum machte dabei die besten Geschäfte: Ungarn wurde volkswirthschaftlich dieser kosmopolitischen Geldmacht ausgeliefert. Die

eschichte der fünfzehnjährigen Tisza-Aera ist
ie Geschichte einer geradezu verblüffenden
unahme des jüdischen Elements und seiner
errschaft in Ungarn. Den Juden zuliebe wollte Tisza
ie Juden-Christen-Ehe gesetzlich einführen, und weil ihm
as nicht gelang, rächte er sich an dem katholischen Klerus,
dem er die Titularbischöfe, die Aebte und Pröpste aus
em Magnatenhause ausschloß und die Krone bestimmte,
aß sie bei verschiedenen Gelegenheiten nicht bloß einzelne
irchenfürsten (z. B. den Erzbischof von Erlau und den Bi-
chof von Diakovar) scharf tadelte, sondern die gesammte
atholische Geistlichkeit des mangelhaften Patriotismus zieh.
Volles, uneingeschränktes Lob ärnteten jederzeit nur die
Vertreter der protestantischen Kirche, vorab jene des calvini-
schen Bekenntnisses, dem Hr. von Tisza selber angehört.

Für diese Reformirten war die Tisza-Aera in der That
die Zeit fruchtbarer Errungenschaften. Sie dominirten in
der Regierung, im Reichstag, bei den Behörden, im Lande.
Sie waren jederzeit des Schutzes, der Förderung und Unter-
stützung des Ministerpräsidenten gewiß, der bei jedem Anlaß
ich mit Stolz als Sohn dieser reformirten Kirche bekannte.
Wollten aber Andersgläubige, namentlich die Katholiken, für
hre kirchlichen Interessen den gleichen Eifer entwickeln: dann
ußten sie erfahren, daß dieses ihr Beginnen überall ernst-
ichem Mißtrauen, Widerwillen und Hindernissen begegnete.
An solchen Verdächtigungen und Verhinderungen, insbeson-
ere auch an der künstlich hervorgerufenen und forterhaltenen
Ablenkung der weltlichen Katholiken von den Interessen ihrer
Kirche, scheiterten bisher alle Versuche zur Gewinnung eines
werkthätigen kirchenpolitischen Lebens in der katholischen Kirche
Ungarns. Die Besetzung der hohen Stellungen in der Hierarchie
erfolgte zumeist unter dem Gesichtswinkel der Zwecke des herr-
schenden Parteiregiments, wobei der glaubenslose Voltairianer
August Trefort als langjähriger Cultus- und Unterrichts-
minister (1872 bis 1888) die trefflichsten Dienste leistete.

Unter Trefort wurde die Schule dem Magyarismus gänzlich dienstbar gemacht und ein Unterrichtssystem aufgerichtet, dessen ausgesprochener Zweck dahin geht, die gesammte Jugend- und Volksbildung nur nach dem Maße der fortschreitenden Magyarisirung zu bestimmen. Tisza und Trefort gingen bei diesem Werke der geistigen Helotisirung aller Nichtmagyaren einverständlich Hand in Hand. Der Mantel des Magyarismus deckte bei Einzelnen wie bei ganzen Gesellschaftsklassen oft eine Fülle der gröbsten Vergehen, wie denn überhaupt die Protektions-Wirthschaft und der Nepotismus unter Tisza eine wahre Pest sittlicher Verlotterung über das Land gebracht hat.

Hr. von Tisza fand seine Stärke in den mittleren Klassen des magyarischen Adels; diese materiell stark angefressene, dem Untergange zueilende Gentry bildete die stets dienstbereite und geübte Handlangerschaar, mit deren Hilfe der Ministerpräsident bei den Reichstagswahlen seine parlamentarischen Majoritäten behauptete. Zum Entgelt überließ er dieser Gentry das Terrain in den Comitaten, wo trotz aller angeblichen Verwaltungsreformen die Aemter noch immer im Besitze der daselbst herrschenden Familiencliquen geblieben sind. Die Klagen über Willkür und Mißbrauch der Amtsgewalt bei den Reichstagswahlen werden nur übertroffen durch die betrübenden Nachrichten über die Unfähigkeit, Saumseligkeit und Unredlichkeit zahlreicher Verwaltungsbeamten. Das Capitel der Unterschlagungen, der Bestechungen, Defraudationen und Urkundenfälschungen hat in den letzten fünfzehn Jahren in Ungarn eine traurige Bereicherung erfahren. Selbst die Justitia hat an diesem sittlichen Verfall ihren erheblichen Antheil und es wird von dem neuen Justizminister erwartet, daß er hierin die schärfste Strenge walten lassen möge.

Jenes materielle und Standes-Interesse der Gentry, sowie die ausnehmende Betonung und Pflege des Magyarismus verbunden mit der Vollgewalt des parlamentarischen und

iinistrativen Apparates, und unterstützt von dem jüdischen
pitalismus, dem eine gleichgesinnte Tagespresse zur Seite
id, machen es erklärlich, daß der geschickte Taktiker, der
l berechnende Verstandesmensch und rücksichtslose Partei-
rer Tisza bei den unfertigen, unklaren und national wie
fessionell zerklüfteten Verhältnissen in Ungarn sich so ge-
me Zeit im Besitze der Macht erhalten konnte. Diese
frechterhaltung des Scheines consolidirter Zustände er-
kte bei Fernerstehenden den Glauben an das Vorhanden-
i wirklich geordneter Verhältnisse und verlieh dem Minister-
sidenten Tisza den Ruf eines glücklichen Staatsmannes.
der liegen die Dinge in Wahrheit ganz anders.

In Deutschland hat man insbesondere das entschiedene Ein-
len Tiszas für das bundesfreundliche Verhältniß Oesterreich-
garns zum Deutschen Reiche gerühmt, und Kaiser Wilhelm II.
hnete deßhalb den ungarischen Ministerpräsidenten im
1888 in auffälliger Weise mit dem höchsten preußischen
den aus. Tisza war aber nur insoweit ein Freund dieses
ndnisses, als er hoffte, im Schutze desselben sein Ideal,
i magyarisirten Nationalstaat und die magyarische Hege-
nie in demselben mit aller Schärfe fördern zu können,
bei die eigentliche Herrschaft und Führung den magyarischen
lvinern gesichert bleiben sollte. Aus diesem Grunde war
i der „Allgemeine Deutsche Schulverein" zur Erhaltung
tschen Wesens im Auslande ein besonderer Gräuel, und
Bestrebungen dieses Vereines, der in Ungarn nur rein
turelle Zwecke anstreben wollte, begegneten bei Tisza dem
igsten Widerstande. Die Deutschen in Ungarn und Sieben-
gen betrachtet ja der magyarische Chauvinismus als das
ünschteste Material zur Vermehrung des an sich wenig
htbaren Magyarenthums.

Nichts zeigt deutlicher die entschieden chauvinistische Ten-
z der letzten fünfzehn Jahre in Ungarn als die Thatsache,
während dieser Zeit der Kossuthcultus einen so unge-
nen Aufschwung nehmen konnte. Als Tisza an's Ruder

kam, zählte die Partei der „Achtundvierziger" kaum über drei Dutzend Leute im Parlamente, heute steht deren Zahl auf mehr denn hundert Mitglieder, und fast bei jeder Nachwahl erobern sie neue Bezirke. Tisza meinte diese Kossuthschwärmerei für seine eigenen Zwecke ausnützen zu können. Sie sollte einmal als Mittel dienen, um die ihm besonders verhaßte, weil für seine Stellung gefährlichere „gemäßigte Opposition" in Schranken zu halten; dann aber auch, um einen Druck nach oben hin auszuüben, daß man die Unentbehrlichkeit des Mannes erkenne, ohne dessen „Energie" Ungarn der Kossuth'schen Politik vollends verfallen würde.

Allein diese superkluge Taktik ist ihrem Urheber zum Unheile geworden, um so mehr, als die Kossuthjünger gerade in ihren Lieblingsideen keine Nachgiebigkeit oder auch nur Nachsicht gelten lassen wollten. Darunter befindet sich vor Allem auch die Aufrichtung einer „selbständigen ungarischen Armee" und demzufolge die Abschaffung der gegenwärtigen gesetzlichen Gemeinsamkeit des österreichisch-ungarischen Heeres. Seit etwa vier Jahren gab es im ungarischen Parlamente fortwährende „Affairen", welche mit der gemeinsamen Armee in Verbindung gebracht wurden. Hr. von Tisza erledigte diese verschiedenen Fahnen-, Wappen-, Titel-, Disciplinar-Affairen keineswegs immer auf befriedigende Art, und so erwuchs endlich aus den Resten dieser ungenügenden Lösungen dem Ministerpräsidenten gleichfalls eine Gefahr, welche seinen Sturz nur beschleunigen mußte.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß das Schwanken Tisza's in der Modificirung des Incolatsgesetzes die Stellung des Ministerpräsidenten erschüttert habe.[1]) Allein diese tadelnswerthe Haltung in der Kossuthfrage war nur der letzte Tropfen, welcher den gefüllten Becher zum Ueberfließen brachte. Immerhin liegt ein Zug gerechter Vergeltung darin, daß der Mann, welcher den chauvinistischen

1) Histor.-pol. Blätter, 1890, I. 206.

Magyarismus fünfzehn Jahre hindurch zur Herrschaft gebracht hatte, von den Jüngern und Dienern dieses Chauvinismus auf das Heftigste verfolgt wurde und schließlich an einer „Kossuthfrage“ zu Falle gekommen ist.

Der Rücktritt Tisza's wird nur von den interessirten Intimen und von der stellenhungrigen Clientel des Ministerpräsidenten bedauert. Die Mehrheit des Volkes und selbst der Regierungspartei im Parlament empfindet diese Demission wie eine Befreiung von einem langjährigen Alpdrucke. Die Völker Ungarns athmen erleichtert auf und obwohl sie mit Schaudern erst allmählich die Verwüstung erkennen, welche ein einseitiges, vielfach ungerechtes Parteiregiment über sie gebracht hat, so belebt sie dennoch die Hoffnung, daß unter dem Ministerpräsidium des Grafen Julius Szapary dem Land und Volke in Ungarn bessere Tage erblühen werden. Vor Allem erwarten aber die Katholiken und die Nichtmagyaren von ihrer Regierung mehr Gerechtigkeit und fürsorgliches Wohlwollen; denn nur durch ein solches Regiment kann Ungarn im Innern wahrhaft erstarken und dadurch zugleich die Kraft und Macht der habsburgischen Monarchie vermehren und befestigen. Der Personenwechsel genügt hier nicht, es muß das bisher befolgte liberalistisch-manchesterliche und chauvinistisch-herrschsüchtige System in der Regierung, Verwaltung und Volkswirthschaft Ungarns aufgelassen werden, und an dessen Stelle im Geiste des Christenthums ein schöpferisches und gerechtes Regiment durchgreifende Geltung finden.

XLVII.

Neue Bilder aus den Alpenländern.

2. Aus der Schweiz. (Schluß.)

VIII.

Da ich mich längere Zeit in Einsiedeln aufhielt, so hatte ich es nicht versäumt, Abt und Convent wiederholt zu besuchen. Was mich hier besonders anzog, war die reiche und wohlgeordnete Bibliothek, und in ihr der kleine, aber unschätzbare Codex, der Regionator Einsiedelensis. Ihm verdanken wir ja zumeist unsere Kenntniß der Topographie Roms vom sechsten bis achten Jahrhundert. Es gab mir eine eigenthümliche Stimmung, als ich da der Reihe nach unter den vielen nun verschwundenen Inschriften, die der Rombeschreiber aufgezeichnet hat, auch einige mir bekannte sah, die ich in Rom so oft gelesen hatte. Die Bibliothek, die rege Thätigkeit der Lehrer, Schriftsteller wie G. *Ulber*, Gabriel *Meier*, Benno *Kühne*, A. *Kuhn* u. s. f. thun vor aller Welt kund, daß das Stift bestrebt ist, seinen alten Ruhm als Herd der Andacht und Stätte der Wissenschaft zu bewahren.

Eine edle, wohlthuende Erscheinung im Stift ist der Maler P. Rudolf *Blättler*. Ich besuchte ihn in seinem Atelier, wo eben ein aus Holz geschnitzter Miniaturaltar auf der Staffelei stand. Das Mittelbild stellt die heiligen drei Könige dar, die das Jesukind in den Armen der Mutter anbeten; die beiden Seitenflügel zeigen den heiligen Augustinus und St. Leonhard. Wunderbar ist der Ausdruck in diesen

kleinen Gestalten bis herab zu dem lieblichen Engelköpfchen zu Füßen des heiligen Kirchenlehrers. Ernst, Andacht, Freude, Ueberraschung drückt sich auf dem Angesicht der drei Könige aus. Verschiedene Cartons von Gemälden, die theils vollendet, theils noch auszuführen waren, hingen an den Wänden umher; aber das schönste Bild war der Maler selbst, eine hohe männliche Gestalt voll Kraft, ein rechter, ächter Sohn der Berge. Den Gegensatz zu dem Reckenhaften dieses Mannes bildete das Auge, das mild, sinnig, wie träumerisch in eine Welt von Phantasiebildern hineinblickte. Dabei diese große, aufrichtige, rührende Bescheidenheit; man fühlt es durch, dieser stille Mann lebt in seinen Bildern, wie ein Fiesole, ein Bartolommeo della Porta in den ihren gelebt haben, seine Malerkunst ist ihm ein hehrer Gottesdienst, an Menschenlob und Anerkennung vor der Welt denkt er nicht. Es war mir eine hohe Genugthuung bei dem tiefen Verfall der Kunst in der Gegenwart, die vielfach nur noch dem Sinnenreiz und Mammon dient, einem solchen Manne zu begegnen, der an die schönsten Zeiten der Kunst erinnert.

Seine Studien machte er zuerst in der Schweiz bei Deschwanden, dann in München, dann in Rom. Manchen ist er zu modern, nicht archaistisch genug; die Realisten in der Kunst und die Freilichtmaler würden ihn als einen Zurückgebliebenen vielleicht tadeln. Eben darum wird er wohl das Richtige getroffen haben.

Aber nun war die Stunde des Abschiedes gekommen. Manche Pilger weinten, als sie diese liebe heilige Stätte verließen. Noch einmal wandte ich mich um, da blickte das imposante Portal, vom Morgensonnenschein übergossen, noch einmal zu uns nieder. Bald öffnete sich die Aussicht nach dem Züricher See mit seinen Dörfern, Städtchen, Villen, die ihn wie eine ununterbrochene Perlenschnur umgeben. Die Pilger blickten mit Entzücken da hinab; die Gottesliebe raubt uns nicht die Freude an der schönen Natur, sie erhöht sie vielmehr und verklärt sie.

IX.

Wie eine gellende Dissonanz empfand ich noch an demselben Tage in Zürich das Gespräch eines „Züribieters“, dem ich zuhören mußte und nicht ausweichen konnte. Es ist dieß eine eigenthümlich psychologische Erscheinung, daß es uns schwierig, fast unmöglich wird, einem albernen Schwätzer in unserer Nähe so unsere Aufmerksamkeit zu entziehen, daß wir den eigenen Gedanken nachhängen können. Doch hatte ich den Gewinn, daß ich den Schweizer religiösen wie politischen Radicalismus in seiner ganzen Rohheit und Unwissenheit kennen lernen konnte. Der Mann unterhielt sich aufs lebhafteste mit einem Juden aus Ungarn. Das Gespräch fiel, wie nicht anders zu erwarten war, auf die bösen Ultramontanen, und nun konnte ich das ganze Schmählexikon auf dieselben hören, auf die „listigen Pfaffen“, „die wie Maulwürfe das ganze Land unterwühlen“, „die süße Reden im Munde führen, aber den Leuten das Geld aus der Tasche stehlen“ u. s. f. Der Jude, schlau wie die meisten seines Volkes, wußte anfangs nicht recht, welche Rolle er dabei spielen sollte. Zuerst hatte er sich sogar günstig über den Papst ausgesprochen, und gemeint, es sei ja recht schön, wenn derselbe die Völker zur Einigkeit mahne und bei Streitigkeiten ein Schiedsrichter unter ihnen werde. Nun öffnete der Züribieter die Schleußen seiner Beredsamkeit, und erging sich in einer heftigen Philippica im breitesten Züricher Dialekt gegen Papst und Ultramontane und Pfaffen. Als das Jüdchen merkte, welche Tonart angeschlagen wurde, machte er schnell eine Schwenkung nach links, und überbot noch seinen Gesellschafter in Schmähungen.

Jedermann weiß, wie die Juden ganz Ungarn sich fast botmäßig gemacht haben; nur der Züribieter wußte es nicht, und der Jude wollte es nicht wissen; so fielen sie sich denn brüderlich in die Arme als Freunde des Fortschritts und Volkswohls und als Bekämpfer dieser Ultramontanen, die nur das Volk ausbeuten. Der Züribieter berief sich auch

zum Beweise für seine Behauptungen einige Mal auf die Geschichte; doch legte er dabei eine so große Unwissenheit an den Tag, daß der Jude ihn mehrmal belehrte und corrigirte.

Es ist gewiß nicht bloß Unwissenheit und seichte Aufklärerei der Grund solcher Erscheinungen; es ist der Haß gegen Christenthum und Kirche, der in solchen Schmähungen sich ergeht. Nachdem diese Leute eine Zeit lang noch in dieser Weise sich unterhalten hatten, wurden sie es endlich doch müde; und nun fiel ihr Gespräch auf das, was ihr Liebstes und Einziges ist, woran ihr Herz hängt, das Geld, und wie man es am schnellsten und am meisten gewinnen kann. Da dachte ich an das Wort des Sallustius: Ubi divitiae clarae habentur, ibi omnia bona vilia sunt, fides, probitas, pudor, pudicitia. Wer wollte solche belehren? „Das Gemeine muß man nicht rügen," sagt Göthe, „denn das bleibt ewig sich gleich".

Hier an der Schweizer Grenze, wo ich noch eine Woche zubrachte, hatte ich auch Gelegenheit, das moderne Sektenthum in diesem Lande näher kennen zu lernen. In der Gesellschaft, welche da in der Sommerfrische sich aufhielt, befand sich ein in seinem Geschäfte wohl erfahrener Kaufmann, der zur Sekte der Darbyiten gehörte. Der Engländer Darby hat sie gestiftet; alle Kirchen, sagen sie, sind schon in der apostolischen Zeit vom wahren Christenthume abgefallen, auf allen ruht darum Gottes Fluch. Doch der Geist ist bei den Gläubigen geblieben, und waltet in ihren Zusammenkünften, und so erbauen sich denn die Brüder unter sich. Sie haben kein Bekenntniß und keine Liturgie; ihre Versammlungen halten sie in irgend einem Saale, und wen der Geist ergreift, der tritt auf und redet. Von einer kirchlichen Gliederung, strengen Sabbatfeier wissen sie nichts; am ersten Tage der Woche brechen sie gemeinsam das Brod; das tausendjährige Reich wird einmal eintreten, glauben sie, und alle falschen Kirchen werden von der Erde verschwinden.

Die Abneigung dieses Mannes wandte sich weniger gegen die katholische Kirche als gegen die protestantischen Prediger. Was haben diese für eine Bürgschaft, meinte er, daß der Geist aus ihnen redet. Sie trieben eben nur ihr Handwerk, das leicht genug sei, während wir Anderen sauer unser Brod verdienen müßten. Da sei es bei ihnen anders; auch die einfachsten Leute mache der Geist beredt; eben darum „brauchen wir keinen Prediger, der am Abend vorher seine Predigt zusammenschreibt und dabei Tabak qualmt". Der Mann hat Recht; er hat nur die Consequenz gezogen aus dem protestantischen Princip. Wer die Autorität der Kirche verwirft, was soll dem die Autorität des Predigers? Und wenn die ganze Kirche irren kann, wie soll er den Worten des Predigers glauben? Wenn die hl. Schrift allein genügt, wozu den Prediger? Und wenn der Geist ihn in das Verständniß der Schrift einführt, wozu die Vermittlung eines Predigers, der des Geistes nicht mehr sich rühmen kann, als der einfache Gläubige selbst? Folgerichtig hat darum der Protestant Harms gesagt (von seinem Standpunkte aus): „Die Predigt hat keine göttliche Einsetzung, entspricht keinem wesentlichen Bedürfniß, hat kein Vermögen allgemein zu befriedigen, ist an dem Verfall des Christenthums nicht unschuldig". Jede Sekte aber wird zur fruchtbaren Mutter vieler neuer Sekten, die aus ihrem Schooße hervorgehen, denn „was dem Marcion erlaubt ist (seine eigene Bibelerklärung zu verkünden), ist auch den Marcioniten erlaubt," sagt Tertullian. Und bekannt ist das Wort des hl. Augustinus: „Die von der Kirche sich getrennt haben, in wie viele Stücke sind sie zerfallen!"

Der Separatismus weiß eben nicht, daß das Christenthum nicht bloß in die stille Kammer sich verschließen soll, und sich nicht bloß an die Einzelnen wenden, daß es ein Sauerteig ist, der die ganze Welt durchdringt, daß es gepredigt werden soll auf den Dächern, daß es ein Reich bilden soll mit gottgesegneten Ordnungen und Aemtern. „Was Kirche,"

meinte dieser Separatist, „wir brauchen keine Kirche.“ Der orthodoxe Protestantismus will eine Kirche, aber eine Kirche, die nicht die Verheißung unfehlbarer Wahrheit hat, in der die apostolische Succession, das Princip der Einheit und Wahrheit nicht mehr vorhanden ist. So hat er, um dennoch wenigstens eine äußere Einheit sich zu erhalten, die Freigeborne hingegeben an den Staat, sie zur Magd der weltlichen Gewalt erniedrigt. Er braucht, wie Martensen sagt, die starke Hand des Staates, um trotz aller Gegensätze noch eine Einheit zu erhalten. „Wir haben die Bibel, lesen die Bibel, mehr brauchen wir nicht.“ Auf meine Frage, woher er die Bibel habe, blieb er freilich die Antwort schuldig. Die Erfahrung sei Alles; wer diese gemacht habe, werde gläubig, wer sie nicht gemacht, bleibe im Unglauben. Wer glaubt, wird selig; darum seien auch keine Werke nothwendig und gebe es auch kein Fegfeuer. Wie groß die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit dieser Menschen ist, bewies mir eine ganz absurde Erzählung, die er als katholische Uebung vorbrachte, und die der arme Mann, in seinem Geschäft viel erfahren und kenntnißreich, als Wahrheit angenommen hatte.

Beschämend für manche Katholiken war jedoch sein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, deren Walten er in allen Ereignissen seines Lebens erkannte, sowie sein fester Glaube an Gebetserhörungen. Freilich machte sich auch hier seine irrige religiöse Anschauung geltend, als ob nämlich die göttliche Vorsehung alle seine Bitten, geradeso wie er es verlangte, erhören müsse. Er wußte eben doch nicht, was „im Namen Jesu“ beten, heißt: nämlich jeden Wunsch vor Christus niederlegen, mit ihm und seinem heiligen Willen sich einigen, nicht ihn zum Diener unserer sinnlich-egoistischen Wünsche machen.

Zu welch gefährlichen Folgen das Princip der subjektiven Schriftdeutung führt, sollte sich gleichfalls durch diesen Mann recht handgreiflich offenbaren. Als er es lobte, daß

in seinem Lande so Viele die Steuercommission hintergehen, und diesen Betrug mit dem Bemerken rechtfertigte, der Staat sei ohnehin reich genug, erinnerte ich ihn an das Wort der Schrift: „Zoll dem Zoll, Steuer dem Steuer“. „Das ist ja wahr“, meinte er; „ich gebe Zoll und Steuer; aber in der Bibel ist nicht gesagt, wie viel ich geben soll“. Es ist dieß ein Pröbchen, wie die Sektirer immer „den Herrn Jesus“ im Munde führen, dabei aber ihr Gewissen durch willkürliche Schriftdeutung zu beschwichtigen verstehen. Aber in Einem mußte ich ihm beistimmen. „Wir haben uns von der Staatskirche getrennt“, sagte er, „weil wir nicht wollen, daß der Staat uns in das Gewissen hineinredet; wir müßten ja gewärtig sein, daß die Regierung uns neue Glaubenslehren vorschreibt, vielleicht auch befiehlt, Jesum Christum zu verläugnen, denn es ist ja das Gesindel mit den Freimaurern, welches durch Stimmenmehrheit die Regierung wählt“. Der Mann hatte gar nicht geahnt, daß er gerade das aussprach, was die Kirche von jeher ausgesprochen hat, indem sie von jeher das Placetum regium verwarf. — —

Der Weg nach der Heimath führte an Neuschwanstein vorüber, ein Name, an den so viele traurige Erinnerungen für Bayern sich knüpfen. Es war ein trüber Herbsttag; graue Nebel stiegen aus den Thalgründen auf, schwebten an den Berghalden hin und dunkle regenschwere Wolken hüllten das Gebirge bis weit herab in einen dichten Schleier. In den Niederungen hatte der Wald sich bereits in sein Herbstgewand gekleidet, wie ein Blätterregen fiel es von den Bäumen und im königlichen Park raschelte das dürre Laub unter den Füßen. Jener eigenthümliche Geruch, den die modernde Vegetation verbreitet, drang aus Wald und Wiese, ringsum lautlose Stille; nur eine Meise zirpte und hie und da hörte man den heisern Schrei eines Raben. Eine tiefernste, wehmüthige Stimmung ging durch die Landschaft. Langsam stieg ich den Fußweg nach Neuschwanstein hinauf; ich dachte an den unglücklichen Fürstenjüngling, den Hohenstaufer Conradin, der hier einst gewohnt, und auf dem Marktplatz zu Neapel so blutig geendet; und ich gedachte auch an einen andern, ebenso unglücklichen Fürsten, der vor

nigen Jahren von hier gefangen hinweggeführt in den d ging. Der Burgherr zu Astura, Frangipani, hatte nen verrathen; was ist Diesem zum Verderben geworden?

Im Schlosse sah ich das herrliche Muttergottesbild zu upten des königlichen Lagers, sah ich zu dessen Füßen s Bild der Auferstehung. Ich ward tief ergriffen; von merzlichen Gedanken bewegt schied ich von da. Unten gekommen, warf ich noch einen Blick auf die hochragenden n Zinnen gekrönten Thürme; dann stand ich eine Weile ll und schrieb:

Einst sah' dich, edles Reis vom Stamm der Scheyern,
Ein treues Volk von Jugendglanz umflossen,
Geliebter Könige geliebten Sprossen;
Da ging ein Jubelruf durch's Land der Bayern.

Ja, so wie dich, sah keinen Fürst man feiern.
Von Allen, die des Glückes Gunst genossen,
Schien dir der Preis in Gottes Rath beschlossen,
Der Bayern Ruhm sollt' sich durch dich erneuern.

Doch weh'! was seh' ich finstere Gestalten
Zu dir aufsteigen aus so nächt'gen Gründen!
O flieh', entflieh' den lockenden Gewalten!

Bald wirst du nimmer ihnen dich entwinden,
Zum Abgrund zieh'n sie dich, zum tiefen, kalten.
Bei Gott wirst du, mein König, Gnade finden.[1])

---

1) Mit diesem Artikel schließen die „Neuen Bilder aus den Alpenländern" ab, deren Verfasser sicher jedem Leser durch Stil wie Inhalt von Anfang an erkennbar war. Es ist der letzte Beitrag, der literarische Scheidegruß des am 26. Januar d. J. in Würzburg verstorbenen Prälaten Prof. Dr. Franz Hettinger. Eine Zierde der Wissenschaft und der Kirche, ein ausgezeichneter Gelehrter, ein musterhafter Priester, ein glänzender Schriftsteller, dessen apologetisches Hauptwerk mit Recht eine Befreiungsthat genannt wurde, ist mit dem Heimgegangenen dahingeschieden. Den Histor.-polit. Blättern aber war er ein vieljähriger treuer Freund und Mitarbeiter, wovon die in seinem Werk „Aus Welt und Kirche" zusammengestellten lebensfrischen und gedankenreichen Skizzen, die zum großen Theil zuerst in diesen „Blättern" erschienen sind, redendes Zeugniß ablegen. Ehre seinem Andenken, Friede seiner Seele! Von der gesegneten literarischen Thätigkeit des Verewigten wird noch lange gelten: Adhuc loquitur.

A. d. Red.

XLVIII.

Ein Steinwurf in den republikanischen Sumpf.

Paris, Ostern 1890.

Der Gang der Dinge in Frankreich bietet zwar noch immer eine große äußerliche Mannigfaltigkeit, ist aber an sich doch nur ein ewiges Einerlei von kleinlichen Parteikämpfen, Ministerwechseln, sowie beständig wiederholten Verheißungen, die aber ebenso beständig getäuscht werden. Der letzte Ministerwechsel, von Mitte März, verlohnt sich nichteinmal der Mühe einer Darstellung. Das Ministerium Tirard ist an der eigenen Ohnmacht und Unfähigkeit zu Grunde gegangen, und das ihm nachfolgende Ministerium Freycinet hat von demselben sieben Mitglieder übernommen und nur vier neue sich zugesellt. Unter seinen Mitgliedern gibt es nur ein einziges, das nicht schon einmal Minister gewesen, während Freycinet schon zum vierten Male Ministerpräsident ist, auch in mehreren andern Ministerien gesessen hat. Die meisten jetzigen Minister haben ebenfalls schon mehrere Male in früheren Ministerien gesessen.

Es ist eine überraschende Thatsache, daß Kammer und Senat, trotz ihrer 874 Mitglieder, seit fünfzehn Jahren nur Minister gestellt haben, welche Mittelmäßigkeiten oder noch weniger sind. Und dabei beschränkt sich die Auswahl auf einen geringen Kreis. Es sind im Ganzen etliche sechzig Personen, welche abwechselnd Minister werden und sich nur langsam ergänzen. Jedes Ministerium muß einige Mitglieder aus jeder Gruppe der Mehrheit besitzen; so will es die parlamentarische Gepflogenheit, und noch mehr der Brodneid besagter Gruppen. Wenn diesmal die Opportunisten etwas besser bedacht wurden, so müssen bei dem folgenden Ministerium die Radikalen stärker

vertreten sein. Auf die Personen kommt es weniger an, denn jeder Minister ist und fühlt sich als Vertreter seiner Gruppe. Die Regierung ist daher blos eine Vereinigung widerstrebender Richtungen, von denen jede nur die eigene Sache verfolgt. Sie ist eine Genossenschaft, bei der jedes Mitglied den größten Theil der gemeinsamen Beute heimbringen will. Das Land ist das Feld, auf dem die Beute erjagt wird. Die nothdürftige äußere Einheit wird durch die Feindseligkeit gegen die Kirche aufrecht erhalten. Es kommt daher auch gar nicht darauf an, ob die Mehrheit überwiegend aus Radikalen oder den als Gemäßigte geltenden Opportunisten besteht.

Gerade die jetzige Kammer liefert hiefür den Beweis. Seit den letzten Wahlen hieß es allgemein, selbst in amtlichen Kundgebungen, das Land habe sich durch dieselben für eine gemäßigte, duldsame Politik ausgesprochen, den Radikalismus, die Verfolgung der Kirche und Bedrückung der Gewissensfreiheit verurtheilt. Aber was ist geschehen? Als der seitherige Minister des Innern, Constans, welcher durch sein ebenso rücksichtloses, als kräftiges und geschicktes Eingreifen den Wahlsieg der Republikaner herbeigeführt hatte, wegen eines Wortstreites mit Tirard am 3. März abtrat, wurde der radikale Abgeordnete Bourgeois der Nachfolger. Bei seinem ersten Auftreten in der Kammer, am 6. März, hielt der neue Minister eine Rede, welche in dem Satze gipfelt, die Republikaner seien alle einig in dem gemeinsamen Ziele, welches hauptsächlich in der strengen Durchführung der Wehr- und Schulgesetze bestehe. Die gesammte Linke nahm die Erklärung begeistert auf, und gewährte Bourgeois ein unbedingtes Vertrauensvotum. So war für Bourgeois auch die Aufnahme in das mehrere Tage später neugebildete Ministerium Freycinet gesichert, und er erhielt deshalb in demselben das Portefeuille für Unterricht, während Constans wiederum das Innere übernahm.

Als das Ministerium Freycinet ernannt wurde, war in dem stets ministeriellen „Temps“ zu lesen: die Schul- und Wehrgesetze würden mit Schonung und Rücksichtnahme durchgeführt werden. Sofort, in der ersten Kammersitzung (18. März), hatte sich das Ministerium hierüber zu verantworten. Lockroy stellte es zur Rede, ob es besagte Gesetze wirklich nicht wie

geboten ausführen wolle, was, nach seinen Darlegungen, einen Verrath an der Republik gleichkäme. Der Ministerpräsident Freycinet beeilte sich zu antworten, diese Gesetze würden ausgeführt, wie es ihr Inhalt und die Absichten ihrer Urheber bedingen; was die Zeitungen sagten, habe keine Geltung.

Die Kammer stimmte jubelnd zu und die gesammte Linke trat für das Ministerium ein. Diese angeblich gemäßigte neue Kammer und das erste aus ihr hervorgegangene Ministerium sind also von Anbeginn auf die Kirchenverfolgung verpflichtet. Die Gesetze, welche die Entchristlichung des Volkes mittelst der Zwangsschule bezwecken und die Geistlichkeit mittelst dreijährigen Wehrdienstes auszurotten versuchen, werden mit der bisherigen Gewaltthätigkeit und Härte durchgeführt. Es bestätigt sich nur auf's Neue, daß der Culturkampf der Angelpunkt der Republik ist, welche ohne denselben gar nicht leben könnte. Es ist daher Thorheit und Selbsttäuschung, eine „conservative", d. h. eine solche Republik anzustreben, welche duldsam und wohlwollend gegen die Kirche wäre. Dazu müßte die Republik auf den Grundlagen der christlichen Gesellschafts-Ordnung stehen. Sie ist aber als Gegensatz dieser Ordnung entstanden und steht heute, nach hundert Jahren, noch genau auf demselben Standpunkt. Wenn die Republik bloß die Verwerfung des Thrones wäre, dann ließe sich mit ihr auskommen. Aber sie ist ebenso sehr, ja in noch höherem Grade, die unbedingte Verläugnung des Altares, der christlichen Offenbarung, die französische Republik will die unbedingte Herrschaft der Vernunft, der von Menschen gegen Gott geschaffenen Ordnung Wenn sie mit der Vertilgung der Kirche nicht schneller vorgehen, so ist es einzig aus dem Grunde, weil die voriges Jahrhundert vollführte plötzliche und blutige Ausrottung der Kirche von deren fröhlichem Wiederaufleben gefolgt war.

Diese Lehre haben die Republikaner beherzigt. Deshalb gehen sie jetzt unblutig, aber um so gründlicher zu Werke. Die Religion, der Gottesbegriff wird allmählig, mittelst der Zwangsschule, aus den Herzen vertilgt, während er schon fast gänzlich aus den Gesetzen und der staatlichen Ordnung verbannt ist. Die Kammer hält zwar Sonntags noch keine Sitzungen, aber der Präsident der Republik hat schon voriges Jahr begonnen,

fentliche Arbeiten an Sonntagen zu besichtigen, die dann in
ller Thätigkeit sein müssen. „Wenn die in der ‚Freiheit'
zogenen Geschlechter an die Wahlurne treten, werden sie die
zten Träger der früheren Ordnung und die Finsterlinge aus
esem Saal verscheuchen," sagte der jetzige Kammerpräsident
oquet schon vor einigen Jahren in öffentlicher Sitzung unter
n Jubel aller Republikaner. Deshalb sind auch alle christlich
innten Republikaner, wie Wallon, Lamy u. s. w. von der
litischen Bühne verdrängt worden; oder aber sie sind, wie
simir Perier, zu ebensolchen Feinden der Kirche geworden,
eich den übrigen Republikanern. In dem jetzigen Ministerium
t Ribot das auswärtige Amt erhalten, nachdem er kurz
rher bei Besprechung des Rechtes der Geistlichen, sich auch
it Politik abzugeben, die übrigen Republikaner an Kirchen-
ndschaft noch überboten hatte. Und dieser Ribot galt lange Jahre
s Klerikaler. Das linke Centrum, dem er damals angehörte,
denn auch ganz in dem Opportunismus und Radikalismus
fgegangen.

Nach allen Wahrnehmungen haben wir also nicht Rücksicht-
hme und Verträglichkeit, nichteinmal Duldsamkeit zu erwarten,
dern vielmehr Verschärfung der Feindseligkeit und Ver-
limmerung der gegen die Kirche gerichteten Maßnahmen,
ange die jetzige Republik fortbesteht. Die unter den Re-
blikanern herrschende Geistesrichtung läßt es nicht anders zu.
e Verfolgung mag milder sein oder schärfer hervortreten,
nach den Umständen, aber sie wird bleiben, sich ver-
llkommnen, mit größerer List und Verschmitztheit betrieben
rden.

In Deutschland scheint es Leute zu geben, welche an eine
sföhnung glauben, auf eine mit der Kirche sich vertragende
publik hoffen. Wer aber schon seit mehr als drei Jahr-
nten in Frankreich lebt, mit allen Kreisen und Parteien in
rührung kommt, muß nothwendig anderer Meinung sein.
nd doch, um nur Eines zu erwähnen, alle Versuche der
nservativen, d. h. der kirchlich Gesinnten, sich mit der Republik
ufinden, schnöde abgewiesen worden. Beim Zusammentritt
neuen Kammer, im Herbst, begannen auch diese Versuche
ederum. Die Republikaner antworteten darauf, indem sie

etliche zwanzig conservative und boulangistische Wahlen umstießen, darunter die Wahl mehrerer Versöhnungslustigen. Nach Neujahr, mit dem Wiederbeginn der parlamentarischen Arbeit, wurden diese Ausgleichsversuche trotzdem fortgesetzt. Mitte März ward auch die Bildung einer unabhängigen Rechten angekündigt, welche 41 Mitglieder zählte und als Grundsatz aufstellte: Anerkennung der Republik auf dem Boden der Verfassung, deren Mängel und Lücken aber im christlichen Sinne verbessert und ausgefüllt werden müßten. „Das ist aber der reinste Klerikalismus; Mgr. Freppel, Graf de Mun, selbst Chesnelong würden dieses Programm mit beiden Händen unterzeichnen:“ schrieb Ranc, einer der ersten Stimmführer der Kammermehrheit. Für ihn ist eine Partei nicht ernst zu nehmen, die mit einem solchen Programm sich in die Republik einschleichen will, um sie zu verrathen und in die Luft zu sprengen. Der „Temps“, welcher als sehr gemässigt gilt, auch nicht in die gemeinen Hetzen einzustimmen pflegt, verlangt, die Mitglieder dieser „unabhängigen Rechten“ müssen vorab jegliche monarchische Ueberzeugung abschwören, und sich ausdrücklich verpflichten, die Republik unter allen Umständen zu vertheidigen. Wie man sieht, wollen die Republikaner von Leuten nichts wissen, welche nicht alle ihre Vorurtheile, ihren Kirchenhaß theilen. Letzterer ist für sie das untrügliche und unerläßliche Kennzeichen eines Republikaners. Wer nicht seine religiösen Ueberzeugungen abschwört, ist kein Republikaner, sondern ein Verräther, ein einschleichender Dieb.

Der Kirchenhaß ist der einzige Kitt, der die Republikaner zusammenhält. Sie bedürfen der religiösen Verhetzung, um all ihre Mißerfolge, die Nichterfüllung ihrer Verheißungen zu verdecken oder gar Klerikalen aufladen zu können. Wenn etwas mißlingt, so muß die Kirche als Sündenbock herhalten und durch neue Verfolgungen gezüchtigt werden. Jede Kammer schafft daher einige kirchenfeindlichen Gesetze. Die letzte Kammer versprach Sparsamkeit und hinterließ 70 Millionen ständige Mehrausgaben, die noch anwachsen müssen, und das Gesetz über die Lehrergehalte, welches jedes Jahr 7 bis 8 Millionen Mehraufwand erfordert. Aber sie legte auch den Geistlichen durch das neue Wehrgesetz den dreijährigen Dienst in der

aserne auf, von andern kirchenfeindlichen Maßnahmen abge=hen. Die neue Kammer verspricht ebenfalls Ordnung im Staatshaushalt; aber in kluger Vorsicht hat sie gleich damit egonnen, die Regierung zu verpflichten, daß sie die vollständige Entchristlichung aller Schulen noch eifriger betreibe, und keinerlei Schonung für die wehrpflichtigen Priester walten lasse. Allein schon die Ausführung der Schulgesetze wird die Ausgaben innerhalb der vier Jahre der Wahlperiode um 25 bis 30 Millionen steigern.

Das gewöhnliche Getriebe, wie es nun seit Jahren in buntem Einerlei sich abspielt, ist indeß im Februar durch ein Ereigniß unterbrochen worden, welches im ganzen Volke, bis in die letzten Hütten, lebhaftes Aufsehen erregt hat. Ohne jegliche Vorahnung verbreitete sich am 7. Februar Abends spät die Nachricht, der Herzog von Orleans sei verhaftet worden. Der Prinz war am Morgen, in Begleitung seines Jugendfreundes, des Herzog von Luynes, aus der Schweiz angekommen, hatte sich Nachmittags auf der Mairie und beim Kriegsministerium gemeldet, da er am selben Tage 21 Jahre alt, also volljährig geworden sei und sich, dem Gesetz entsprechend, behufs Aushebung zum Waffendienst stelle. Er wurde abgewiesen. Der sofort benachrichtigte Minister des Innern, Constans, ließ ihn Abends verhaften, und am folgenden Tage in aller Stille, als auf der That ertappt, dem Gericht stellen. Zum Glücke begegnete der im Justizpalast anwesende Anwalt Buffet, Sohn des früheren Ministers, dem Prinzen, als man ihn in den Gerichtssaal führte. Buffet wechselte einige Worte mit demselben und forderte nun die gesetzliche Frist von drei Tagen, um dessen Vertheidigung vorzubereiten. Die ganze Anwaltschaft gerieth in Aufregung darüber, daß man versucht habe, den Prinzen ohne Vertheidiger zu verurtheilen, und ergriff leidenschaftlich Partei für den Angeklagten gegen die Regierung. Der Obmann der Anwaltschaft, Cresson, obwohl Republikaner, nahm sich der Sache an, besuchte den Prinzen, um sich ihm zur Verfügung zu stellen. Als der Oberstaatsanwalt ihm die Erlaubniß zum Besuche verweigern wollte, rief Cresson: „Raoul Rigault hat meinen Collegen Rousse zu den Geiseln der Commune eingelassen.“ Der Obmann (bâtonnier) hat nämlich die Pflicht,

darüber zu wachen, daß kein Angeklagter ohne Vertheidiger vor Gericht gestellt werde.

Am selben Tage schrieb der Prinz an den Präsidenten Carnot: „Herr Präsident! 1886 warf mich die Regierung Grevy's zu meinem Vaterland hinaus, 1890 geht Ihre Regierung weiter, indem sie mich in's Gefängiß wirft. Im Augenblick, wo mich eine zweite unverdiente Strafe trifft, gebieten mir Ehre und Pflicht, Ihnen den Gedanken darzulegen, von dem ich allein geleitet werde. Ich bin am Tage gekommen, wo ich mein 21. Jahr erreicht, um mich bei der Behörde zur Erfüllung meiner dreijährigen Dienstpflicht im Heere meines Landes zu stellen. Ich rufe alle an, welche den Waffendienst und die dreifarbige Fahne, sowie die Erinnerung an den Ruhm und die Wunden Frankreichs lieben, sich dessen bewußt sind, was jeder Franzose seinem Vaterlande schuldig ist. Ich fürchte deren Urtheil nicht. Ich glaube sogar, Herr Präsident, daß ich das Urtheil Ihres Gewissens nicht zu scheuen habe. Wenn Sie mit Recht es für eine Ehre halten, unter Ihren Ahnen einen großen Patrioten zu zählen, werden Sie sich nicht wundern, daß ich das Andenken so vieler Prinzen, meiner Ahnen, anrufe, die auf dem Schlachtfeld für Frankreich gefallen sind, und ich, als Enkel Heinrichs IV., einfacher Soldat zu sein verlange. Mit Versicherung größter Hochachtung Philipp, Herzog von Orleans".

Am 12. Februar wurde der Herzog unter einem Andrange und bei einer Aufregung abgeurtheilt, wie sie im Justizpalast kaum jemals dagewesen Tausende von Personen aus allen Ständen, mindestens 5—600 Anwälte im Amtskleide drängten sich in den Gerichtssaal und in den Gängen, welche von dem an den Justizpalast anstoßenden Gefängnisse (Conciergerie) zu denselben führten. Alle waren für den Prinzen, nach dessen Verurtheilung sich die Menge nicht mehr halten konnte und mehrfach den Herzog von Orleans hochleben ließ. Der Vorsitzende des Gerichtes eröffnete die Verhandlung: „Sie heißen Ludwig Philipp Robert, Herzog von Orleans. Sie sind der älteste Sohn des Grafen von Paris, also Enkel Ludwig Philipps, der bis 24. Februar 1848 in Frankreich regierte"? „Ja". „Sie wissen, daß das Gesetz den direkten Erben der regierenden

Häuser den Aufenthalt auf französischem Boden verbietet. Ihre Anwesenheit ist also ein Vergehen. Bitte, sich zu verantworten". „Herr Präsident. Ich bin nach Frankreich gekommen, um ein einfacher Soldat zu sein. Ich beschäftige mich nicht mit Politik; die ist Sache meines Vaters, dessen gehorsamer Sohn und treuer Diener ich bin. Ich ging nicht zur Kammer, sondern zur Aushebungsbehörde. Ich wußte, was mir drohte. Dies hat mich nicht aufgehalten; ich liebe mein Land. Ist es ein Fehler? Ich wollte Frankreich unter der Fahne dienen. Ist dies ein Verbrechen? Nein. Folglich bin ich nicht schuldig. Deßhalb bedarf ich keiner Vertheidigung. Ich danke meinen Rechtsbeiständen für ihre Hingabe; ich bitte sie, mich nicht zu vertheidigen. Ich bedarf keiner Nachsicht, und verlange keine Gnade. Ich habe in der Verbannung gelernt, den französischen Richterstand zu ehren und achte dessen Entscheide. Aber wenn ich verurtheilt werde, bin ich des Urtheils der 200,000 Ausgehobenen meines Jahrganges und aller ehrenhaften Leute sicher. Ich bin sicher, daß diese mich alle freisprechen". Die Vertheidiger wiesen vergeblich nach, daß das Wehrgesetz vom 16. Juli 1889 keinerlei Ausnahme bei der Wehrpflicht gestatte, und ausdrücklich alle entgegenstehenden früheren Gesetze aufhebe; folglich seien auch die Prinzen zum Wehrdienst verpflichtet. Das Urtheil betonte nochmal, der Herzog sei der Erbe der königlichen Familie, und sprach zwei Jahre Gefängniß, die mindeste Strafe, gegen ihn aus.

Vor dem Justizpalast und dem Gefängniß fanden mehrfach Kundgebungen statt, besonders Seitens der jungen Leute, welche sich gerade während dieser Tage zur Ziehung zu stellen hatten. Der Prinz wurde noch 14 Tage in der Conciergerie gefangen gehalten; da er aber diese Frist weder zur Berufung, noch zu einem Gnadengesuch — letzteres wäre den Republikanern besonders erwünscht gewesen — benutzte, wurde er, unter ungewöhnlichen Vorkehrungen, nach deren Ablauf Nachts zum Bahnhof gebracht, und nach dem Zuchthaus Clairvaux, der einst so berühmten Abtei, abgeführt. Man ließ gleichzeitig mehrere Personen in verschiedene Wagen einsteigen, die nach entgegengesetzten Richtungen abfuhren, um die Berichterstatter der Zeitungen und sonstige Neugierigen, welche Wache hielten, zu

täuschen. In Clairvaux wird der Herzog als politischer Gefangener behandelt, als welcher er nicht zur Arbeit und Gefängnißkleidung verpflichtet ist. Er bewohnt das Zimmer, in dem der Exrevolutionär Blanqui 17 Jahre gesessen. Er empfängt täglich Besuche, so daß Clairvaux zu einem Stelldichein der Monarchisten wird. Der Graf von Paris, welcher sich auf einer Reise in Amerika befand, antwortete auf die Nachricht: „Ich bin zufrieden mit meinem Sohne, mit Allem einverstanden, was er gethan."

Die Republikaner suchen natürlich den gewaltigen Eindruck zu vertuschen, welchen das Auftreten des jungen Prinzen hervorgebracht hat; sie rühmen, daß die Regierung ihn die gerechten Gesetze der Republik habe fühlen lassen. „Aber im Namen dieser selben gerechten Gesetze ist Wilson freigesprochen worden": so bemerkten mit Recht verschiedene Blätter, indem sie beifügten: „Heute Abend gibt es keinen Vater, selbst unter den Republikanern, in Frankreich, welcher nicht das Gefängniß des jungen Prinzen der Freiheit Wilsons vorzöge." Alle Republikaner gestanden, daß der Prinz durch sein Auftreten mit einem Schlage alle andern Prätendenten aus dem Felde verdrängt habe; besonders Boulanger, welcher so eiligst Fersengeld gegeben, erscheint jetzt sehr kläglich neben dem Prinzen, der sich wohlbewußt zwei Jahre Gefängniß zuzieht, weil er seiner Militärpflicht genügen will. Dieß hat einen Widerhall in allen Herzen gefunden. Wer sich schwerer Strafe aussetzt, um die Wehrpflicht abzuleisten, ist kein Abenteurer, sondern ein hochherziger, pflichtbewußter Mann: so sagen die Leute. So ist der Herzog allen Franzosen auf einmal in vortheilhaftester Weise bekannt geworden; er wird überall mit Achtung genannt und die Augen bleiben auf ihn gerichtet. Ein republikanisches Blatt warf der Regierung nicht mit Unrecht vor, dem Herzog die Gelegenheit geboten zu haben, vom Gerichtssaale aus eine Ansprache an die 200,000 Ausgehobenen zu halten; sie hätte denselben sofort nach der Verhaftung in aller Stille nach der Grenze bringen lassen sollen.

Eine hochherzige Frau, welche in der Pariser Presse eine Rolle spielt, schrieb: „Er hat sich nicht zum Müssiggang verstanden, dieser Franzose. Er hat den Vortheil seiner Ver-

nung abgelehnt, sich verkleidet, um unbehelligt hereinzukommen,
rend andere sich verkleiden, um auszureißen, und trat vor
Aushebungsamt: Hier bin ich! Dieß ist sehr keck, vortreff-
Selbst diejenigen, welche nicht Royalisten sind und ihr
en der Republik — jedoch einer andern als der jetzigen —
hen, haben dieses Heldenthum bewundert. Herzhaftigkeit
Jugend sind gar schön! Gewisse Leute sagen: Bah, er
sich nur zwei Jahren Gefängniß aus! Aber ich kenne
he, welche um weniger geflüchtet sind. Zwei Jahre in
em Alter zwischen vier Mauern sind schrecklicher als die
ahren einer Schlacht. Ham hat das Kaiserreich gezeugt;
Jahre geduldiger Gefangenschaft haben Ludwig Bonaparte
r genützt, als alles Andere. Philipp von Orleans hat das
g zu einem Herrscher. Was er gewollt, hat er allein,
e Rath und ohne Verbündeten gethan. Das Romantische
es Unternehmens hat ihm alle Frauen gewonnen, und diese
eine unschätzbare Macht. Sein Schritt hat ihm Alle ge-
nnen, welche das Vaterland lieben, und es sind ihrer nicht
ige. Was wird die Zukunft diesem jungen Prinzen brin-
? Niemand weiß es. Aber zweierlei ist sicher: er wird
as Tüchtiges sein, und selbst seine Gegner werden ihn
en. Man schätzt immer den Führer, welcher seine Ehre
r seine Freiheit setzt, in der Stunde der Gefahr an der
ße seiner Truppen steht."

Besonders in der monarchistischen und conservativen Welt
das Auftreten des Prinzen einen tiefen Eindruck hervor-
racht. Gar Viele, welche den Orleans kühl gegenüber
den, sind jetzt begeistert für das künftige Haupt der könig-
en Familie. Jeder spürt, daß hier ein Mann von Charakter
Entschlossenheit sich aufgethan hat. Das flößt Vertrauen
und weckt die Hoffnungen. Philipp von Orleans ist fortan
Macht, mit der gerechnet werden muß. Die Royalisten haben
über die geringe Thatkraft und Entschlossenheit des Grafen
Paris geklagt, der sich nirgends voranstelle, und zu wenig
e Eigenschaft als Haupt der Royalisten hervorkehre. Sein
hn besitzt offenbar die Eigenschaften, die man bei dem Vater
mißt.

Als guter Vater hat der Graf von Paris seinem Sohne

eine treffliche Erziehung angedeihen lassen. Seit einigen Jahren sind zwei ausgezeichnete Katholiken, der General Humann und der Oberst Parseval, dessen Gouverneure. Der Oberst Parseval ist Freund und Mitarbeiter des Grafen de Mun bei der Gründung katholischer Arbeitervereine. Man kann daher sicher sein, daß der Prinz die Aufgabe des Königthums in rechter Weise auffaßt, und dem Grafen von Chambord nachfolgt. Der Graf von Paris soll dereinst geäußert haben: „Mein Vetter Heinrich (von Chambord) und ich werden schwerlich regieren. Wir stehen dem traurigen Zwist unserer Familie noch zu nahe; aber mein Sohn ist davon frei, er ist das Kind der Versöhnung“.

Jedenfalls ist es Thatsache, daß das erste Auftreten des jungen Orleans jene Zurückhaltung und Kälte verschwinden machte, welche viele Royalisten noch gegenüber den Orleans beobachteten. Da der junge Prinz dem ganzen Volke im besten Lichte als wackerer Patriot erscheint und deßhalb allgemein Achtung gewonnen hat, wird es nicht schwer fallen, alle Bestrebungen und Wünsche auf ihn zu vereinigen, wenn es einmal mit der Republik zum Brechen kommt. Letzteres aber ist unausbleiblich, so sehr sich auch Manche durch die jetzige Ruhe täuschen lassen, und an die innere Festigkeit und Beständigkeit der Republik zu glauben fortfahren.

XLIX.

Zeitläufe.

Die Katholiken-Hetze im Reich der socialen Reform und ein „Wort zum Frieden".

Den 12. April 1890.

Es ist das Friedenswort eines protestantischen Gottesgelehrten, welches nachfolgende Zeilen veranlaßt hat. Sonst wollen diese „Blätter" jeder Einmischung in den traurigen Streit ferne bleiben, wo immer möglich. Die deutschen Katholiken rühmen sich mit Recht, daß sie keine Schuld an dem nationalen Unglück tragen, das in diesem Kampfe zu Tage tritt. Bei allen ihren Versammlungen, den großen wie den kleinen, in allen ihren Reden im Reichstag und in den Landtagen: nirgends haben sie sich eines Angriffes gegen die andere Confession schuldig gemacht. Wenn sie sich nothgedrungen in Zeitungen und gelehrten Schriften gegen die unaufhörlichen Schmähungen und Verdrehungen vertheidigen, ohne andere Mittel als das Jedermann zugängliche Material der historischen Kritik: so wird ihnen auch das schon höchlich verdacht. Hätte es auch keinen Janssen, keinen Majunke, keinen Gottlieb gegeben: die katholische Kirche ist unbeschädigt, ja neugestärkt aus dem preußischen, badischen, hessischen Culturkampf hervorgegangen, und das war Grund genug zu der Mobilmachung im ganzen Reiche, als wenn es sich darum handle, die protestantische Confession vor einem mörderischen Ueberfall seitens der katholischen Volksgenossen zu retten.

eine treffliche Erziehung angedeihen lassen. Seit einigen Jahren sind zwei ausgezeichnete Katholiken, der General Humann und der Oberst Parseval, dessen Gouverneure. Der Oberst Parseval ist Freund und Mitarbeiter des Grafen de Mun bei der Gründung katholischer Arbeitervereine. Man kann daher sicher sein, daß der Prinz die Aufgabe des Königthums in rechter Weise auffaßt, und dem Grafen von Chambord nachfolgt. Der Graf von Paris soll dereinst geäußert haben: „Mein Vetter Heinrich (von Chambord) und ich werden schwerlich regieren. Wir stehen dem traurigen Zwist unserer Familie noch zu nahe; aber mein Sohn ist davon frei, er ist das Kind der Versöhnung“.

Jedenfalls ist es Thatsache, daß das erste Auftreten des jungen Orleans jene Zurückhaltung und Kälte verschwinden machte, welche viele Royalisten noch gegenüber den Orleans beobachteten. Da der junge Prinz dem ganzen Volke im besten Lichte als wackerer Patriot erscheint und deßhalb allgemein Achtung gewonnen hat, wird es nicht schwer fallen, alle Bestrebungen und Wünsche auf ihn zu vereinigen, wenn es einmal mit der Republik zum Brechen kommt. Letzteres aber ist unausbleiblich, so sehr sich auch Manche durch die jetzige Ruhe täuschen lassen, und an die innere Festigkeit und Beständigkeit der Republik zu glauben fortfahren.

Nach dem Programm des Bundes wollen seine Mitglieder Krieg führen gegen die Uebergriffe der päpstlichen Macht im Namen des „eingeborenen Sohnes Gottes". Schon der bekannte Prediger Schwalb in Bremen, der für sich selber mit dem ganzen Evangelium fertig geworden war, hat ihnen vorgehalten: „Den eingebornen Sohn Gottes verehrt man in den Reihen der katholischen Christenheit viel wärmer, inniger und aufrichtiger, als in den meisten Reihen des Evangelischen Bundes".[1]) Auch auf der rechten Seite der protestantischen Parteien theilt man diese Ansicht. Es gibt unter den Pietisten und sogenannten Orthodoxen kräftige „Romhasser", ja sind die Regel. Aber von jener gemischten Gesellschaft wollen sie doch nichts wissen. Nachfolgende Worte mögen genügen, den Standpunkt der positiven Richtungen im deutschen Protestantismus[2]) zu kennzeichnen:

„Wir stehen dem Bekenntnisse der katholischen Kirche in vielen Punkten schroff gegenüber. Dennoch haben wir, an Einen Gott und Einen Heiland glaubend, mit den Katholiken mehr Berührungspunkte, als mit denen, welche gänzlich am Glauben Schiffbruch gelitten und sich aus dem Schatten der Kirche entfernt haben, oder denen, welche, nie getauft, wie jene die Kirche als solche mit ihrem Hohn und Hasse verfolgen, während Thümmel die Behauptung aufstellt, daß es im Kampfe gegen Rom auf die Lehre über die Person Jesu nicht ankomme. Er meinte, daß man sich im Kampfe gegen Rom auch nicht rechtgläubig gesinnte Bundesgenossen gefallen lassen müsse, während wir glauben, daß ein siegreicher Kampf gegen Rom nur durch das Evangelium und das Wort Gottes geführt werden kann . . . Noch ist dieser Kampf nicht ausgekämpft, der den Vortheil gehabt hat, daß in vielen Beziehungen die beiden Kirchen von einander gelernt haben; vor Allem aber ist die evangelische Kirche in ihrer jetzigen Organisation nicht

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 14. Januar 1890.

2) S. das politische Hauptorgan derselben: Berliner „Kreuzzeitung" vom 14. und 22. November 1889.

Es war das Ziel des preußischen Culturkampfs, die deutschen Katholiken von der Einheit der Kirche loszureißen, sie einer deutschen Nationalkirche einzuverleiben, und so das „protestantische Kaiserthum“ zur vollen Wahrheit zu machen. Deutsch und katholisch sollten unvereinbare Begriffe werden. Die Verfassung mußte sich den neuen Tendenzgesetzen beugen, und alle Mittel galten als gerechtfertigt zum Zwecke. Als nach 15 Jahren der allmächtige Kanzler die Nutzlosigkeit aller Versuche einsah, und die „Waffen auf dem Fechtboden niederlegte“, da erweckte die Enttäuschung der rosigen Hoffnungen auf unsere Vernichtung von Staatswegen den tiefen Groll, welcher den „Evangelischen Bund“ geschaffen hat. Was Bismarck nicht vermochte, sollten die neuen Schmalkaldener zu Stande bringen.

Gleich vom Beginne ihres Wirkens an mußten sich die Strafgerichte mit hervorragenden Herolden des „Kampfes gegen Rom“ befassen. Und was war der Eindruck bei ihrem Anhange? Nicht: diese Herren hätten Unrecht, sondern die Gesetzesbestimmung müsse abgeschafft werden, welche dem Feldzuge der evangelischen Vereinigung im Wege stehe. Katholischerseits war der Paragraph nie beanstandet worden, aber drüben genirte er jetzt. Noch gegen Ende des vergangenen Jahres berichteten die Zeitungen, daß, nach den vergeblichen Anträgen einzelner Presbyterien auf ein dießbezügliches Vorgehen der preußischen Regierung, nun sogar ein Petitionssturm beim Reichstag unternommen sei.

„Da die Gerichte einige Male dem Treiben der Thümmelianer Schranken gezogen, haben diese dem Reichstage die bereits angekündigte Petition zugehen lassen, worin sie um Streichung der Bestimmung im § 166 des Strafgesetzbuchs ersuchen, nach welcher mit Gefängniß bis zu drei Jahren bestraft wird, wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine mit Corporationsrechten innerhalb des Bundesgebiets bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft. Die Petition ist von 30,659 Unterschriften begleitet.“[1])

1) Berliner „Germania“ vom 12. November 1889.

Nach dem Programm des Bundes wollen seine Mitglieder
ieg führen gegen die Uebergriffe der päpstlichen Macht im
men des „eingeborenen Sohnes Gottes". Schon der be-
nnte Prediger Schwalb in Bremen, der für sich selber
t dem ganzen Evangelium fertig geworden war, hat ihnen
rgehalten: „Den eingebornen Sohn Gottes verehrt man
den Reihen der katholischen Christenheit viel wärmer, inniger
d aufrichtiger, als in den meisten Reihen des Evangelischen
undes".[1] Auch auf der rechten Seite der protestantischen
rteien theilt man diese Ansicht. Es gibt unter den Pietisten
d sogenannten Orthodoxen kräftige „Romhasser", ja sind
Regel. Aber von jener gemischten Gesellschaft wollen sie
h nichts wissen. Nachfolgende Worte mögen genügen, den
tandpunkt der positiven Richtungen im deutschen Prote-
ntismus[2]) zu kennzeichnen:

„Wir stehen dem Bekenntnisse der katholischen Kirche in
len Punkten schroff gegenüber. Dennoch haben wir, an Einen
tt und Einen Heiland glaubend, mit den Katholiken mehr
rührungspunkte, als mit denen, welche gänzlich am Glauben
hiffbruch gelitten und sich aus dem Schatten der Kirche ent-
nt haben, oder denen, welche, nie getauft, wie jene die Kirche
solche mit ihrem Hohn und Hasse verfolgen, während
ümmel die Behauptung aufstellt, daß es im Kampfe gegen
m auf die Lehre über die Person Jesu nicht
komme. Er meinte, daß man sich im Kampfe gegen Rom
h nicht rechtgläubig gesinnte Bundesgenossen gefallen lassen
sse, während wir glauben, daß ein siegreicher Kampf gegen
m nur durch das Evangelium und das Wort Gottes geführt
rden kann . . . Noch ist dieser Kampf nicht ausgekämpft,
den Vortheil gehabt hat, daß in vielen Beziehungen die
den Kirchen von einander gelernt haben; vor Allem aber
die evangelische Kirche in ihrer jetzigen Organisation nicht

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 14. Januar 1890.
2) S. das politische Hauptorgan derselben: Berliner „Kreuz-
zeitung" vom 14. und 22. November 1889.

dazu angethan, ihn mit Erfolg durchzuführen . . . Schon muß jeden ernsten Mann die Freude der lauwarmen und nichtchristlichen Blätter an dem (jetzigen) Kampf stutzig machen. Der Gewinn desselben kommt ja lediglich ihnen zu gute, als ein Kampf innerhalb der großen christlichen Gemeinschaft. Während jede noch so milde Abwehr des jüdischen Uebermuths oder jede Zurückweisung des offenbaren Unglaubens in der Kirche jene Leute mit einem Schauer der Entrüstung erfüllt, reiben sie sich jetzt freudig die Hände.[1])"

Hienach wird es einer weiteren Erklärung nicht bedürfen, welches diejenigen Seelen sind, an die das obengenannte „Wort zum Frieden" sich richten will.[2]) Die Schrift erscheint im Verlag des Frankfurter Broschüren-Vereins in zweiter, vermehrter Auflage und mit dem Zusatze: „Sechstes Tausend". Möchten es dreimal so viel werden! Fein gedacht, knapp und klar, ohne doktrinäre Polemik spricht sie zum christlichen Herzen, und gleich am zweiten Blatt schlägt sie den richtigen Ton an: „Die Kirche ist Eine. Die Einheit ist nicht eine Eigenschaft der Kirche, sie gehört zu ihrem Wesen. Die Kirche war von Anfang Eine. Sie ist auch in der Trennung Eine geblieben. Wir, Evangelische und Katholiken, sind nicht völlig von einander getrennt. Wir sind immer noch Christen. Der Hoffnung auf die Einigung entsagen, heißt Christum verläugnen. Daß so viele, auch unter den Theologen, bei der gegenwärtigen Zerklüftung der christlichen Kirche sich beruhigen, ist uns der Beweis, wie äußerlich ihnen das Christenthum ist."

1) Soeben wird ein in Berlin erschienenes Sammelwerk in den Zeitungen angezeigt: „Gegen Rom und römische Anmaßung. Gesammelte Streitschriften vom Jahr der Unfehlbarkeitserklärung bis zur Hutten- und Brunofeier von Carl Scholl." Man sieht, an welchem Punkte die Wogen der Sturmfluth zusammenlaufen.

2) „Ein Wort zum Frieden in dem confessionellen Kampf der Gegenwart. Von einem evangelischen Theologen." Frankfurt a. M. 1890. Stn. 63. — Wäre die Adresse des Verfassers bekannt, so würde es ihm an katholischen Dankesbezeugungen nicht fehlen.

Das sind schöne, in jedem katholischen Herzen wieder-
ngende Sätze. Dem Verfasser kommt es vor, daß gerade
heutige Entwicklung in aller Welt dem wahren Begriff
n der Kirche zu Hülfe komme. „Alle heidnischen Reli-
onen waren Nationalreligionen in dem Sinne, daß in ihnen
s religiöse und das nationale Bewußtseyn sich deckte,
nes völlig in dieses eingeschlossen war. Dagegen ist das
hristenthum von allem Anfang mit dem Anspruch aufge-
eten, die Universalreligion zu seyn." „In der Gegenwart
hlagen schlaue Staatskünstler den Ton der Confessionalität
, um die Nationalität damit zu stützen; daneben zeigt sich
ber auch ein mächtiger Zug zur Internationalität." „Alle
eichen sprechen dafür, daß der Bestand der Landeskirchen
Ende geht. Die Völker beginnen im Ganzen zu leben
nd vorwärts zu schreiten; sollte die Kirche, die für Alle
stimmt ist, und aus der sie die Idee der Gemeinschaft ge-
höpft haben, in dem partikularistischen Hader der Einzel-
rchen sich verzehren? Die engen Staatsgrenzen, innerhalb
eren vormals jedes Volk ein abgeschlossenes Ganze, eine
Welt für sich war, sinken darnieder; sollten nicht die Con-
ssionen einander näher rücken?" „Die Gebildeten können
ch die Kirche schon jetzt nicht mehr anders, als im Sekten-
eide vorstellen".

Der Verfasser untersucht auch in den Unterscheidungs-
hren, „was uns mit der katholischen Kirche gemeinsam ist."
ie Willkür des Subjektivismus findet er nicht auf ihrer
Seite. Den „Evangelischen Bund" nennt er nicht, aber er
at ihn scharf im Auge. „Im Hinblick auf das Heil, das
ns gemeinsam ist, vermögen wir in dem Haß der Ange-
hörigen beider Kirchen gegen einander nur das bewußte oder
nbewußte Einstimmen in die Verläugnung des Heils im
llgemeinen unter Betäubung des Gewissens mit dem Sonder-
ekenntniß zu erkennen. Wem alles Positive, die Kirche
ls solche, ein überwundener Standpunkt ist, dem wird es
icht, die andere Kirche preiszugeben." „Was sagen die

Feinde? So ist's recht! Rennt euch die Köpfe gegen einander ein; dann gehen wir mit der Beute davon. Was sagen die Laien? Beide können nicht recht haben. Das, worum sie kämpfen, kann nicht ein Gut seyn. Sie nehmen davon das Recht, von dem Glauben sich abzuwenden." Das Bild ist ohne Zweifel aus dem Leben gegriffen, und die Thatsache ist um so erschreckender, als in Folge des preußischen Culturkampfes der wahnsinnige Ansturm gerade in dem Moment aufgerufen worden ist, wo die socialdemokratische Bewegung die ganze alte Welt und das deutsche Reich insbesondere zu überfluthen begann!

„Die sociale Frage ist für die niedere Classe die Magenfrage, für den Staat die Selbsterhaltungsfrage, für den Christen die Heils- und Gewissensfrage. Sie ist die höchste Frage, welche die Zeit an die Kirche und ihre Diener stellt. Davon, wie wir uns zu ihr stellen, ob wir uns ihrer annehmen oder sie ablehnen, wird es abhängen, ob die Kirche noch eine Zukunft in der Welt hat. Unsere Zeit hat sich gewöhnt, den Menschen zu sehr und fast ausschließlich als Bürger des Staats zu betrachten, worüber das Gemüthsleben, der Familiensinn, vieles Andere, was dem Menschen eigen ist, zu kurz kommt. Der nationale Gedanke, die Hingabe an das Vaterland, ersetzt die innere Kraft der religiösen Idee nicht. Das Christenthum allein vermag dem Zerfall der Atome wirksam entgegenzutreten."

Diese Ueberzeugung lebt in anderen protestantischen Kreisen immerhin auch noch, und wird gerade jetzt vom Throne herab scharf betont. Trotzdem sieht man das rettende „Christenthum" in der verzerrten Gestalt der gehässigsten Polemik vor das Volk treten, als wenn es nichts Anderes wäre, als die Verfluchung der katholischen Kirche, der verkannten eigenen Mutter. Der Ausfall der jüngsten Wahlen hat darüber, was dabei herauskommt, doch manche Augen geöffnet. „Nur das Centrum steht fest, alle anderen Parteien wanken": hat das preußische „Pastorenblatt" ausgerufen. Das Blatt jammert, daß „die evangelischen Geistlichen, sobald sie Miene machten, dem Zersetzungsproceß der

der reichen katholischen Erbschaft? Auch gegenüber der jetzt alle Zeitungen überfluthenden Arbeiterfrage, damals als die socialdemokratische Bewegung sozusagen noch in den Windeln lag, waren katholische Theologen, darunter ein Bischof aus altadelichem Geschlechte, die ersten Warner und Berather. Sie fühlten eben immer ihren Beruf für das gemeine Volk, und nicht für eine bestimmte Classe, während die protestantischen Geistlichen, schon in Folge des entgegengesetzten Kirchenbegriffs, sich stets vom höhern Bürgerthum, dem sie auch durch ihre Familien verbunden sind, der Bourgeoisie, angezogen fühlten. Als ein paar von ihnen anfingen, sich mit der socialen Frage zu befassen, zunächst theoretisch, da verirrten sie sich sofort in den Staatssocialismus. Liegt vielleicht eine Ahnung des Unterschiedes zwischen der socialen Richtung hüben und drüben in der Thatsache, daß Hr. Hofprediger Stöcker in Berlin den von ihm unter dem Namen „christlich-social" gegründeten Verein jetzt umgetauft hat in „evangelisch-social"?

Er will in diesem Verein, nachdem Bismarck abgezogen und die Mundsperre aufgehoben ist, wieder eine Rede halten über das Thema: „Nach den Wahlen: der Anbruch einer neuen Zeit." Möge die Angabe den Sinn haben, daß in dieser neuen Zeit die Hetze des „Evangelischen Bundes" verschwinden müsse und der Botschaft des Friedens wieder Platz zu machen habe! Eine solche Stimme stünde nicht mehr allein. Als jener Bund auch in der Schweiz eingeführt werden sollte, da hat ein angesehener Gottesgelehrter, der Professor von Orelli zu Basel, die Einladung öffentlich abgelehnt. Die Protestanten, meinte er, sollten lieber das rührige Vorgehen der Katholiken in den Werken der inneren Mission und socialer Schöpfungen sich zum Muster und Beispiel nehmen. „Einen Agitationsverein dagegen nach Art des sogenannten Evangelischen Bundes brauchen wir nicht und wollen wir nicht. Dieß könnte die schweizerische Einheit ernstlicher gefährden, als die politischen Gegensätze; wer

sei: neuerlich sucht man das auch auf der andern Seite gar nicht mehr zu widersprechen. Man gesteht es zu, ohne auch nur genauere Kenntniß davon zu haben, was katholischerseits gerade in der Zeit der steigenden socialen Uebelstände für die Mühseligen und Beladenen aller Art an Werken der Barmherzigkeit in der Stille geleistet worden ist. Es ist der Kirche nie darum zu thun gewesen, mit ihrem socialen Wirken zur leiblichen und geistigen Obsorge für die Armen und Bedrängten zu prunken. Nur zur Ermunterung und Nacheiferung in den wachsenden Bedrängnissen sollte es dienen, wenn seit ein paar Jahren eine eigene Literatur über dieses Gebiet erschienen ist. Frankreich ist hierin vorangegangen mit den Schriften des Akademikers Maxime du Camp;[1]) für Belgien ist erst vor ein paar Jahren eine Geschichte der dortigen Wohlthätigkeits-Anstalten, vorerst bis zum 16. Jahrhundert erschienen, deren Fortführung bis auf unsere Tage dringend zu wünschen ist, nebenbei auch zur Ehrenrettung der treuen Katholiken in dem manchesterlichen Musterlande der Loge.[2]) Endlich liegt für Deutschland ein Werk vor, welches die Aufgabe auf der breitesten Basis erfaßt und nach thunlichster Möglichkeit ausgeführt hat: „Winfried oder das sociale Wirken der Kirche von L. von Hammerstein, Priester der Gesellschaft Jesu."[3])

Was hätte man wohl auf der andern Seite an solchen Thatsachen aufzuweisen und zu beschreiben, abgesehen von

---

1) „Die Wohlthätigkeitsanstalten der christlichen Barmherzigkeit in Paris." Uebersetzung nach der 2. Auflage. Mainz, Kirchheim 1887. Seiten IV, 353.

2) „Geschichte der Wohlthätigkeitsanstalten in Belgien von Karl dem Großen bis zum sechszehnten Jahrhundert. Von Dr. P. P. M. Alberdingk Thijm, Professor an der Universität Löwen. Von der belgischen Academie gekröntes Werk." Freiburg, Herder, 1887. Seiten IV, 203.

3) Bereits in 3. Auflage erschienen zu Trier, Paulinus-Druckerei 1889.

Was aber das Phillips'sche Kirchenrecht vor allen andern ähnlichen Arbeiten damaliger Zeit vortheilhaft unterscheidet, das ist die Idee, die lebenspendende Form, welche es durchwaltet. Der große Canonist stellte sich in den Mittelpunkt der Kirche und von hier aus suchte er alle wechselnden Erscheinungen an der Peripherie zu begreifen. Selten ist die Bedeutung des apostolischen Stuhles, von welchem alle Jurisdiktion und alle Gesetzgebung in der Kirche, wie von ihrer Wurzel, ihren Ausgang nimmt, so gelehrt, so machtvoll dargelegt worden wie von Georg Phillips. Daher wir auch bei ihm die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit lange vor der vatikanischen Definition mit einer Festigkeit und Sicherheit zu einer Zeit vorgetragen finden, wo sie in gewissen Kreisen als überspannte Dogmatik und den Frieden der Confessionen und die Ruhe der Staaten trübend von kurzer Hand abgewiesen wurde. Daß das große Werk des 1872 als Hofrath und Professor der Wiener Hochschule verstorbenen Canonisten Torso bleiben sollte, diese Befürchtung mußte sich angesichts seines bedeutenden Umfanges leider nahelegen. Mit um so größerer Freude können wir heute die Fortsetzung aus der Feder eines Mannes begrüßen, der sich als Kenner des römischen[1]) und kanonischen Rechts[2]) einen angesehenen Namen erworben und dem außerdem das katholische Deutschland durch seinen rastlosen Eifer als Herausgeber des Archivs für katholisches Kirchenrecht zu Dank verpflichtet ist.[3]) Professor Vering hat sich nicht allein erfolgreich bemüht, die edle Weise der Darstellung von Phillips nachzuahmen, er behauptet auch vollkommen den Standpunkt des verewigten Canonisten und gewinnt hier den richtigen Maß-

---

1) Geschichte und Pandekten des römischen und heutigen gemeinen Privatrechtes. Von Dr. Friedrich H. Vering, o. ö. Professor der Rechte an der k. k. Deutschen Karl-Ferdinands-Universität zu Prag. Fünfte Auflage. Mainz, 1887.

2) Theologische Bibliothek. Lehrbuch des katholischen, orientalischen und protestantischen Kirchenrechts. Zweite Auflage. Freiburg 1883.

3) Archiv für katholisches Kirchenrecht mit besonderer Rücksicht auf Deutschland, Oesterreich-Ungarn und die Schweiz. Band 62 Mainz, 1889.

r Beurtheilung der einzelnen, oft wild verschlungenen
chen auf dem Gebiete des kirchlichen Rechts.
Der vorliegende Band ist mit dem Recht über die Vor-
der Bischofswahlen befaßt. Da Phillips selber
Vorarbeiten für diese Partie hinterlassen, sondern lediglich
lan dazu in großen Umrissen in seinem Lehrbuch des
nrechtes niedergelegt, so hatte Professor Vering keine
Aufgabe zu lösen. Nicht nur umfassende wissenschaftliche
über die in Rede stehende Materie, sowie die Heraus-
der Quellen, namentlich in den **Monumenta Germaniae**,
n auch Einzeldarstellungen und treffliche Inaugural-
tationen waren hierher zu beziehen. Man darf behaupten,
um die eine oder die andere Schrift übergangen. Zufolge
früheren Thätigkeit an der Hochschule zu Czernowitz hat
rfasser sich überdies eine ausnehmend gründliche Bekannt-
mit dem morgenländischen Kirchenrecht erworben,
schon einen hervorstechenden Zug der letzten Ausgabe
Lehrbuchs des Kirchenrechtes bildet. Auch in der Fort-
g des Phillips'schen Werkes macht sich diese Richtung in
ilhafter Weise geltend. Aber auch für das Abendland,
ondere für Deutschland, ist eine fast unübersehbare Menge
Material dargestellt, so daß man behaupten darf, keine
e deutsche Diöcese von bedeutender Stellung sei hier mit
auf die weittragende Angelegenheit der Bischofswahl
ausreichend gewürdigt. Mit der apostolischen Zeit an-
, hat der Verfasser die Geschichte der Bischofswahlen im
enland bei den Unirten bis zum Untergang des griechischen
thums, bei den nichtunirten Orientalen bis zur Gegen-
dargestellt. Das letztere gilt auch von Spanien, Portugal
frika. Großbritannien und Irland sind noch nicht in den
der Darstellung gezogen. Für Frankreich, Italien und
hland ist die Geschichte der Bischofswahlen fortgeführt
rab zum Ausbruch des Investiturstreites. Seinen Stand-
kennzeichnet der Verfasser kurz in dem Paragraphen
emeine Grundsätze". Diese allgemeinen Grundsätze, welche
r Bestellung der Bischöfe von jeher in Betracht kamen,
ach ihm: Tauglichkeit des Candidaten, Bestellung desselben
nheitlichem Zusammenhang mit dem Papste und Auf-

fassung der Berufung der Bischöfe als eines wesentlich religiösen Aktes.

Der kurzen Darlegung der Art der Berufung der Bischöfe durch die Apostel reiht sich der Wahlmodus in der nachapostolischen Zeit bis Constantin an. Eine Pflicht, den bestellten Bischof der Staatsgewalt anzuzeigen, bestand zweifelsohne damals nicht. Aber, bemerkt Vering unter Benützung der archäologischen Forschungen mit Recht, „die christlichen Gemeinden bildeten je eine besondere Begräbnißgesellschaft, und solchen war durch Senatusconsultum allgemein, ohne daß es einer besondern Verleihung seitens der Staatsgewalt bedurfte, juristische Persönlichkeit, d. h. Anerkennung als einer nach dem bürgerlichen Recht vermögensfähigen Vereinigung zuerkannt; ja es war sogar unter jenem Titel einer Begräbnißgesellschaft unter Alexander Severus den Versammlungsorten der ecclesia fratrum, der kirchlichen Brüdergemeinde eine umfassende Toleranz gewährt worden. Wenn wir nun aus den bis auf einige Zeiten größter Verfolgung in Rom geführten und noch erhaltenen Registern ersehen, daß die Namen der Päpste als der Bischöfe, oder vielmehr als der Vorsteher der christlichen Begräbnißgesellschaft zu Rom der politischen Behörde angemeldet wurden, so wird dasselbe regelmäßig auch gewiß in den andern Städten des Reiches ebenso gehalten sein, wo christliche Gemeinden, und damit auch christliche Begräbnißgesellschaften mit dem Bischof als Vorsteher gegründet wurden“ (S. 12).

Wenn auch nach der Anerkennung des Christenthums durch den Staat das Princip der Berufung der Bischöfe durch Volk, Geistlichkeit und Comprovincialbischöfe sich immer mehr Geltung verschaffte, so gewannen anderseits auch die Kaiser einen weitgehenden Einfluß, der in Folge der arianischen Streitigkeiten sich bald unheilvoll erwies. Die Stühle von Constantinopel und Alexandrien bieten hier abschreckende Beispiele, die Vering an der Hand der neuesten Forschungen einzeln schildert. Die zahlreichen Einmischungen weltlicher Machthaber in die Bischofswahlen machen es erklärlich, daß die Sammler der apostolischen Canonen eine Bestimmung aufnahmen, welche den von der weltlichen Gewalt eingedrängten Bischof abzusetzen befiehlt. Diesen Canon hat die siebente allgemeine Synode 787 (nicht 867,

S. 29) bestätigt. Sehr lesenswerth sind die vom Verfasser zusammengefaßten Bestimmungen über Bischofswahlen in abendländischen Particularsynoden zwischen dem zweiten (381) und vierten (451) allgemeinen Concil. Umso lesenswerther erweisen sich gerade diese Decrete, als sie das allmälige Hervortreten des Primats des römischen Bischofs erkennen lassen. In dieser Beziehung erscheint besonders der Beachtung werth die Encyklika des Papstes Siricius (394—398), welche sachgemäße Erläuterung empfängt (S. 37). In den nestorianischen, monophysitischen und monotheletischen Wirren, welche die morgenländische Kirche zerfleischten und Zustände begründeten, welche die göttliche Vorsehung durch Mohammed und seine fanatischen Schaaren heimsuchen ließ, haben die Päpste mehr als einmal ihre apostolische Gewalt, und namentlich bei den Patriarchen von Constantinopel zur Anwendung gebracht. Statt vieler andern seien nur Papst Agapet (69) und Martin I (82) genannt. Mit Recht sind die beiden berühmten Novellen (Nov. 123, 138) des Kaisers Justinian über die Vornahme der Bischofswahlen mitgetheilt, weil sie für das orientalische Kirchenrecht bis heute grundlegend geblieben sind. Wenngleich dieselben ausdrücklich eine persönliche Einflußnahme des Kaisers auf die Wahl nicht hervorheben, hat sich eine solche doch bald herausgebildet.

Seit den Bilderstürmen und noch mehr seit dem Auftreten des verschmitzten Photius, dessen unheilvolle Thätigkeit auf Grund der Monographie des Cardinals Hergenröther lichtvoll dargestellt wird, wurden die Ernennungen von nicht unirten Orientalen kaiserlicher Willkür preisgegeben; nur während der Kreuzzüge sehen wir noch einmal den Einfluß der Päpste vorübergehend sich geltend machen. Indirekt hat hierzu im Orient auch beigetragen die Bestimmung des achten allgemeinen Concils von 869, wornach der Bischof in Uebereinstimmung mit früheren Concilien nur durch das Collegium der Bischöfe zu wählen sei. Denn die griechischen Canonisten erklärten nun can. 4 der ersten Nicäasynode dahin, daß jetzt der Antheil des Volkes an der Bischofswahl aufgehoben und alles in die Hand der Comprovincialbischöfe gelegt sei, während man im Abendlande den Canon so deutete, als ob er über den Antheil der Comprovincialbischöfe an der Wahl nichts enthalte, sondern

nur von der Ordination rede, die drei Bischöfe vornehmen müßten unter Bestätigung der Wahl durch den Metropoliten. Daß in der morgenländischen Kirche die von den Comprovincialbischöfen aufgestellte Terna der Bischofscandidaten, aus welcher der Metropolit den würdigsten zu wählen hatte, von den Kaisern vielfach bei Seite geschoben wurde, zeigt der Verfasser S. 146. Das beim Ausgang des Mittelalters übliche Wahlverfahren wird nach Simeon von Thessalonika ausführlich mitgetheilt (S. 135). Es bot in der That alle Gewähr für die Berufung tauglicher Bischöfe, scheint aber unter dem Druck der Staatsgewalt nur äußerst selten zur Durchführung gelangt zu sein. Uebersehen hat der Verfasser S. 137, daß ein sogenanntes ἐνταλμα, d. h. die dem neugeweihten Bischof zur Belehrung über seine oberhirtliche Stellung einzuhändigende Instruktion, vom jetzigen Cardinal Hergenröther zur Feier des Bischofsjubiläums des Bischofs Stahl von Würzburg herausgegeben wurde. (Archiv für kath. Kirchenrecht XIV, 478.) Die heute übliche Art der Patriarchenwahl hat der türkische Ferman vom Jahre 1860 begründet, aber dabei dem Laienelement das Uebergewicht verliehen.

Bezüglich der Entwicklung der Bischofswahlen auf der iberischen Halbinsel ist zu bemerken, daß in Spanien erst in verhältnißmäßig später Zeit an die Stelle der Wahl durch die Comprovincialen und den Metropoliten die Nomination durch die Monarchen trat. Die Erstarkung der Staatsgewalt, ein Ergebniß der langwierigen Kämpfe gegen die Araber, sowie die Verdienste der Könige um die Ausbreitung der Kirche in den überseeischen Ländern führten im 15. Jahrhundert zur Ausübung eines Nominationsrechtes. Hadrian VI. hat seinem ehemaligen Schüler Karl V. in dieser Beziehung sehr weitgehende Zugeständnisse gemacht, wenngleich von einem Präsentationsrecht in dem Sinne, welchen der Ausdruck bei niederen Pfründen besitzt, da keine Rede sein kann, wo es sich um spanische Cathedralen handelte. Das jus praesentandi der spanischen Monarchen bedeutete lediglich ein jus nominandi, behauptet also eine Mittelstellung zwischen der einfachen supplicatio und dem inhaltreichen jus praesentandi des eigentlichen Patrons. Die ausführliche Darstellung der Wirren, die sich

aus der Beseitigung des Erbfolgerechtes des Don Carlos durch Ferdinand VII. und aus der Berufung der Prinzessin Isabella zum Throne mit Bezug auf die Besetzung der Bischofsstühle ergaben, läßt uns die Umsicht und Weisheit des heiligen Stuhles erkennen, für welchen die salus reipublicae christianae stets im Vordergrund der Betrachtung steht, während die vorübergehenden Interessen weltlicher Dynastien erst in zweiter Linie maßgebend sind (212).

Eine ähnliche Entwicklung wie in Spanien hat die Geschichte der Bischofswahlen in Portugal genommen. Der Verfasser führt dieselbe bis zum Concordat von 1886, welches den seitens der portugiesischen Regierung mit komischer Hartnäckigkeit gegen den apostolischen Stuhl in Ostindien geführten Streit beendete. Denn offenbar irrte man in Lissabon, wenn man glaubte, durch zähes Festhalten an geistlichen Privilegien irgendwelchen Einfluß politischer Art auf eine Bevölkerung sich wahren zu können, die längst mit England sympathisirte. Schon Pius IX. sah sich gezwungen, sich mit der englischen Regierung ins Benehmen zu setzen, um die religiösen Bedürfnisse der Katholiken in Ostindien und Ceylon zu befriedigen. Leider melden die öffentlichen Blätter in dem Augenblicke, wo wir dieses niederschreiben, daß die ostindischen unzufriedenen Katholiken im Monat August 1889 sich einen neuen Erzbischof von Goa unter Anwendung des syrischen Ritus bestellt haben.

Zu den lehrreichsten Partien des Buches gehört die Geschichte der Bischofswahlen im römischen Gallien, Burgund, sowie im merovingischen und fränkischen Reich. Wiederholt nimmt der Verfasser hier Gelegenheit, einzelne Aufstellungen Löning's in seiner Geschichte des deutschen Kirchenrechts, und Hauck's in seiner Kirchengeschichte Deutschlands zu verbessern. Im römischen Gallien, welches Chlodwig 486 unterwarf, begegnen wir einer Reihe eminenter Bischöfe, die theils aus dem Stande hoher römischer Staatsbeamten, theils aus dem vom heiligen Honoratus um 410 errichteten Kloster Lérins hervorgingen. Auch hier waltete freie Wahl durch Klerus und Volk ob, während es einer Anzeige beim Kaiser nicht bedurfte. Daß die Kirchen von Gallien und Burgund den Primat Roms anerkannten, dafür liefern die Bischofswahlen jener Zeit mehr

als ein Beispiel (S. 239, 242). Nachdem verschiedene Synoden unter den Merowingern das Wahlrecht der Comprovincialbischöfe sowie des Klerus und Volkes aufs neue eingeschärft (S. 262), brachen unter den Pippiniden entsetzliche Zeiten für die Wahlen der Bischöfe herein: das Kirchengut unterlag fast vollständiger Säcularisation. Erst durch den hl. Bonifatius, welchen Karlmann und Pippin der Kurze unterstützten, konnten die Canones wieder zur Geltung gelangen. Unter den Karolingern dagegen erhielt der königliche Einfluß das Uebergewicht. Man kann nicht behaupten, daß er sich unbeschränkt gestaltet und das althergebrachte Wahlrecht der Kirche völlig verdrängt habe. Aber die Vertreter der Kirche duldeten den Einfluß christlicher Fürsten bei der Besetzung der bischöflichen Stühle insoweit und insofern, als dieser die Würdigkeit der Candidaten unberührt ließ. Wo aber in selbstsüchtiger Förderung dynastischer Interessen unwürdige Hirten durch die Inhaber der Regentengewalt in Vorschlag kamen, da setzten Papst und Bischöfe solchen Uebergriffen Widerstand entgegen. Wie die Beistimmung des Volkes nunmehr die Form einer bloßen Acclamation an den bereits erwählten Bischof annahm, so trat auch der Einfluß der Metropoliten bei der Ernennung der Bischöfe in den Hintergrund. An dessen Stelle machte sich geltend eine Besprechung des Monarchen mit seinen Räthen, unter welchen sich regelmäßig auch Bischöfe befanden, ohne daß jedoch principiell eine Prüfung der Tauglichkeit durch den Erzbischof und die Comprovincialbischöfe ausgeschlossen gewesen. Denn wo die Initiative zur Wahl vom Klerus ausging, lag entweder eine althergebrachte Sitte vor, oder der König sicherte Schutz für Freiheit der Wahl und bestellte zu diesem Zweck Wahlcommissäre.

Unter den sächsischen und fränkischen Kaisern wurde die Verbindung zwischen Kirche und Staat noch enger geschlossen, jetzt traten die Bischöfe, und zwar vielfach zum entschiedenen Nachtheil ihres erhabenen Amtes, in die Reihe der Reichsfürsten und nahmen an deren Rechten, aber auch an ihren drückenden Pflichten Theil. So kam es nun, daß man die Bischöfe aus der Reihe der königlichen Kapläne ernannte, welche unter den Augen der Regenten zu Vasallen des Reiches und Fürsten der Kirche sich heranbildeten. Das Streben, die weltlichen Lehen in erbliche

Fürstenthümer zu verwandeln, suchten die Könige durch Begünstigung und Erweiterung der geistlichen Territorien zu bekämpfen. Bischöfe, die als ständige Beamten am Hofe sich befanden, wurden bei der Besetzung der Bischofsstühle zu Rathe gezogen, aber das Wahlrecht sank immer mehr, allerdings nicht überall, zu einem Schatten herab, während die königliche Ernennung fast Regel wurde. Aber an diese Art der Berufung heftete sich jetzt wie ein tiefer Schatten die Belehnung der Regalien durch Ring und Stab, die Zeichen der geistlichen Würde. Damit wurde der Kirche jener langdauernde Kampf aufgezwungen, in dem es sich um ihr Dasein handelte und den sie im Wormser Concordat siegreich zum Abschluß brachte.

Hier endet Berings Darstellung. Als ebenso erschöpfende wie lichtvolle und correkte Behandlung eines ebenso wichtigen wie vielfach noch unaufgehellten Gebietes verdient sie die volle Beachtung der Canonisten.

Aachen. Bellesheim.

LI.

Johann Baptista von Taxis.[1])

Wenn wir es im Nachfolgenden unternehmen, in diesen Blättern das oben angeführte Werk einer näheren Betrachtung zu unterziehen, so müssen wir uns in erster Linie und natürlicher Weise mehr referirend als kritisirend verhalten, ein Vorsatz,

1) Ein Staatsmann und Militär unter Philipp II. und Philipp III. 1530—1610. Nebst einem Exkurs: Aus der Urzeit der Taxis'schen Posten 1505—1520. Von Dr. Joseph Rübsam, fürstlich Thurn- und Taxis'schem II. Archivar. Freiburg, Herder, 1889. XLVIII u. 258 S. M. 6.

der um so begründeter erscheint, als die letztere Aufgabe sich lediglich auf eine volle Anerkennung der in ihrem Werthe bereits vom In- und Auslande auf das günstigste beurtheilten Monographie beschränken würde. Die auf sorgfältigstem Quellenstudium beruhende Arbeit — das einschlägige, mit großer Genauigkeit hergestellte Literaturverzeichniß führt auf achtzehn Seiten nicht weniger als 288 in deutscher, niederländischer, lateinischer, französischer, englischer, italienischer und besonders auch spanischer Sprache geschriebene resp. gedruckte Werke und Bücher auf — darf als ein höchst glücklicher Anfang zu einer allgemeinen Geschichte des seit einer Reihe von Jahrhunderten berühmten Geschlechtes derer von Taxis betrachtet werden, dessen Ahnen etwa nicht blos auf dem Gebiete des Post- und Verkehrswesens hervorragend und bahnbrechend gewirkt, sondern sich auch als Staatsmänner, Kirchenfürsten und hohe Militärs, namentlich im Dienste der spanisch-habsburgischen Dynastie, verewigt haben.

Schon eine Uebersicht der neun Kapitel, aus welchen das Buch besteht, gewährt erwünschten Einblick in den mannigfaltigen Stoff und die Anlage des interessanten Werkes. Der Inhalt gliedert sich nämlich in eine historische Einleitung über „die Familie derer von Taxis und die Posten", hierauf wird Johann Baptista von Taxis in seiner Eigenschaft und seinem Wirken als Staatsmann und Militär unter Margaretha von Parma, Alba, Requesens, Don Juan d'Austria und Alexander Farnese (1564—1580) einer eingehenden Würdigung unterzogen; der dritte Abschnitt handelt von „Taxis als Gesandten Philipp II. am französischen Hofe und dem Abschlusse der Liga mit den Guisen", einem Werke, das in erster Reihe von Johann Baptista vollbracht wurde (vergl. S. 71). Im vierten Kapitel gibt uns der Verfasser eine sehr zweckmäßige Uebersicht über die „hervorragenden zeitgenössischen Verwandten des Johann Baptista von Taxis", während in den nächstfolgenden Abtheilungen „Taxis Verhältnis zur Liga, seine Stellung als Generalinspektor des spanischen Heeres, seine beiden Feldzüge gegen Heinrich IV.", ferner „Taxis und die Thronfolge in Frankreich, der Friede zu Vervins", „Taxis' zweite Gesandtschaft am französischen Hofe, Friedensschluß mit Savoyen", dann des verdienstvollen und

vielbeschäftigten Mannes „Letzte Lebenstage", sowie seine „Commentarien und Depeschen" einer ebenso genauen als nach allen Seiten hin gerecht werdenden Darstellung unterzogen werden.

In den „Anlagen" theilt uns Dr. Rübsam hochinteressante Aufschlüsse aus der Urzeit der Taxis'schen Posten mit — ein sehr werthvoller Beitrag zu einer Geschichte der Post überhaupt, der nicht blos die Aufmerksamkeit des Historikers, sondern auch eines jeden Gebildeten, der für eine Geschichte des Ursprunges und der Entwicklung eines der wichtigsten Faktoren unseres modernen Culturlebens Interesse hat, mit vollem Rechte verdienen dürfte.

Was nun die Persönlichkeit des Mannes selbst betrifft, welchen R. zum Gegenstande seiner Monographie erwählt hat, so gehört derselbe, geboren um 1530 zu Brüssel, zu den welthistorischen Persönlichkeiten des fürstlich Thurn und Taxis'schen Geschlechtes, um mit des Verfassers eigenen Worten zu reden: „Zu einer Zeit, als das Gestirn der spanischen Monarchie seinen Zenith überstieg und das Schwergewicht der europäischen Politik allmälig Frankreich sich zuneigte, war Johann Baptista von Taxis in seiner Stellung als spanischer Botschafter am Hofe des letzten Königs aus dem Hause Valois und des ersten Bourbonen mehr als einmal dazu berufen, auf die Geschicke Europas mächtigen Einfluß zu üben. Bei den spanischen Königen Philipp II. und Philipp III. stand Johann Baptista von Taxis als Diplomat aus Granvellas Schule in hohem Ansehen und wurde demgemäß mit den schwierigsten Missionen betraut. Das Gebiet der staatsmännischen Wirksamkeit des Johann Baptista von Taxis, welcher durch die Würde eines königlichen Kämmerers und Comturs des hl. Jakobus, sowie durch die Berufung in den Staatsrath ausgezeichnet worden war, erstreckte sich über die Niederlande, das deutsche Reich, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Schottland, Dänemark und Savoyen. Bei der Wiedergewinnung der südlichen Niederlande für Spanien hatte Johann Baptista von Taxis, mit Albas tyrannischem Vorgehen keineswegs einverstanden, durch kluge Vermittlung die wesentlichsten Dienste geleistet. Kein Wunder, wenn Prinz Wilhelm von Oranien, die Seele des niederländischen Aufstandes, in ihm einen seiner gefährlichsten Gegner erblickte."

Daß das Reich des allerchristlichsten Königs, fährt der Verfasser in seinem zugleich als Einleitung dienenden Vorworte weiter, dem katholischen Glauben, trotzdem die Häresie ihr verhängnißvolles Haupt erhob, erhalten blieb, „ist nicht zum geringsten das Werk unseres hochbegabten Diplomaten. Im Namen König Philipp II. schloß Johann Baptista von Taxis mit den Guisen das Schutz- und Trutzbündniß der Liga, welche als ihren obersten Zweck die Wiederherstellung der katholischen Religion in Frankreich und in den Niederlanden verfolgte." — Auch für die Wiederherstellung der katholischen Religion in Schottland und England und für die Befreiung Maria Stuarts aus der Gewalt Elisabeths war Taxis mit der ihm eigenen Energie eingetreten; daß der Plan fehlschlug und der Diplomat diese großen Probleme nicht zu lösen vermochte, lag in der Macht der Verhältnisse, denen auch ein Mann wie Taxis nicht immer zu gebieten vermochte.

Auch als Militär erwarb sich Johann Baptista unter den Fahnen eines Alba, Don Juan d'Austria, Alexander Farnese von Parma, Grafen von Fuentes in den Kämpfen gegen die Türken, Niederländer und Franzosen reiche Lorbeeren. Schon frühzeitig Mitglied des Kriegsrathes wurde Taxis von Alexander Farnese zum Oberproviantmeister ernannt und bekleidete später mehrere Jahre hindurch das Amt des Generalinspektors der in den Niederlanden stehenden spanischen Armee, welche gerade damals in dem wohlverdienten Rufe stand, die erste Truppe Europas zu sein.

Nachdem Taxis im letzten Decennium seines vielbeschäftigten verdienstreichen Lebens noch bis zum Beginne des Jahres 1604 auf seinem Posten als spanischer Gesandter am Hofe des französischen Königs (Heinrich IV.) auf das beste und zur vollen Zufriedenheit seines Souverains gewirkt hatte, brach er, einem Befehle Philipp III. folgend, nach Spanien auf und gelangte am 20. März genannten Jahres nach Valladolid, wo der König residirte. Nachdem er ein Jahr lang hochgeehrt daselbst verbracht hatte und für seine Verdienste um Spanien mit königlicher Freigebigkeit belohnt worden war, wollte er sich, um den Rest seiner Tage in Ruhe genießen zu können, auf seine Comturei de los Santos de Maimona zurückziehen, welche ihm

hilipp II. neben zweien anderen, bereits früher überwiesenen
omtureien verliehen hatte und welche 5000 Dukaten eintrug.
Da hielt ihn seine Berufung zum Mitglied des Kriegs-
thes in der Umgebung des Königs zurück. Nachdem er mit
m gesammten Hofe nach Madrid übergesiedelt war, zog er
h mit Erlaubniß Philipps III. für ein halbes Jahr auf die
nannte Comturei zurück, woselbst er 1609 seine „Commen-
tien" beschloß. Trotz seiner vielgestaltigen Wirksamkeit als
ilitär und Staatsmann fand nämlich Johann Baptista von
axis noch die Muße, sich schriftstellerisch zu versuchen. Er
rfaßte ein ziemlich umfangreiches Werk in lateinischer Sprache[1],
elches in acht Büchern sich über den Aufstand in den Nieder-
nden verbreitet und mit dem Jahre 1598, in welchem die
rennung der Niederlande von Spanien erfolgte, abschließt.
n diesem Werke ist, wie Rübsam (S. 167) bemerkt, ein reicher
chatz an historischem Material aufgespeichert, was man sonst
ergeblich suchen würde.

Nach Madrid zurückgekehrt, erkrankte er bald, und zwar
ach einer Ueberlieferung in Folge eines Diätfehlers, und be-
hloß sein ruhmreiches Leben Ende Februar oder in den ersten
agen des Monats März 1610 in einem Alter von etwa
0 Jahren.

Höchst wichtig für die Geschichte des Postwesens überhaupt
, wie schon bemerkt, dasjenige, was uns der Verfasser in
inen „Anlagen" (S. 173 ff.) „aus der Urzeit der Taxis'schen
osten" mittheilt. Rübsam war nämlich so glücklich, unter
n zur Abtheilung „Postsachen" gehörigen Akten des fürst-
hen Centralarchivs zu Regensburg eine höchst interessante
rkunde aufzufinden, welche auf die älteste Zeit der Taxis'schen
osten zurückgeht. Dieselbe ist aus Brüssel den 18. Jan. 1504
tirt[2]) und im Namen König Philipps I. von Castilien aus-
stellt. Dieses Document weist alle bisherigen, als historische

1) Joannis Baptistae de Tassis commentariorum de tumultibus Belgicis sui temporis libri octo.

2) Da in den Niederlanden damals noch der Beginn des neuen Jahres auf den Charfreitag fiel, so müssen wir demgemäß statt 1504 das Jahr 1505 als das eigentlich richtige bezeichnen.

Thatsache betrachteten Angaben, nach welchen das Jahr 1516 als das Geburtsjahr der Post in Deutschland angesehen wurde, als irrig zurück. Das Jahr 1505 war es, in welchem Philipp I. seinem durch Patent vom 1. März 1501 ernannten Hauptpostmeister Franz von Taxis die Verpflichtung auferlegte, eine Postverbindung zwischen den Niederlanden, dem Hofe des deutschen Kaisers Maximilian I., der jeweiligen Residenz des französischen Königs und dem spanischen Hofe, jedoch auf Ruf und Widerruf herzustellen. Doch auch das Jahr 1516 behält, wenn auch in anderer Beziehung, seine historische Bedeutung bei; in diesem Jahre nämlich schloß Karl I. von Spanien nach Besprechung der Angelegenheit im Staatsrathe mit seinen Hauptpostmeistern, „capitaines et maistres des postes“, Franz und dessen ältesten Neffen Johann Baptista aus dem venetianischen Zweige der Familie Taxis, einen Vertrag, welcher eine wichtige Neugestaltung und Erweiterung des Taxis'schen Postwesens inaugurirte.

Ohne uns in weitere Einzelheiten des ebenso gehaltreichen als verdienstvollen Werkes einzulassen, glauben wir unseren kurzen Bericht nicht passender abschließen und der besagten Monographie keine bessere Empfehlung ertheilen zu können, als wenn wir die Worte ausschreiben, womit die zu Bern in drei Sprachen erscheinende „L'Union Postale“ in ihrer Nummer vom 1. Februar des l. J. Rübsams culturhistorische Arbeit ihren Lesern empfiehlt: „Die Rübsam'sche Schrift gehört zu den wichtigsten und interessantesten, die seit geraumer Zeit auf postgeschichtlichem Gebiete erschienen sind.“

LII.

Die neuesten wissenschaftlichen Publikationen der Benediktiner von Monte-Casino.

„Succisa virescit“: diese stolze Devise, welche das Kloster
n Monte-Casino im Vertrauen nicht etwa auf eigene, son-
rn auf Gottes Macht auf sein Wappen geschrieben, hat sich
ch nach dem letzten Sturm bewährt, der im Jahre 1866
er diese uralte Culturstätte hereinbrach. Trotz hoher
rotektoren mußte auch des hl. Benediktus ehrwürdige
tiftung das Loos theilen, das infolge der neuen Verhält-
isse in Italien so manches Kloster traf. Die von der Höhe
es Berges weithin sichtbaren Felder, Wiesen und Thäler,
ie ein lieblicher Kranz den herrlichen Klosterbau umlagernd,
urden den Arbeitern, die sie urbar gemacht, entrissen; nur
n kleiner Garten und einer der Bergesabhänge sind ihnen
eblieben. Wollte man ihnen so die materiellen Mittel zum
eiteren Gedeihen des Klosters abschneiden, so zielte die
eschlagnahme der Bibliothek darauf hin, ihnen auch die
istige Nahrung so weit möglich zu entziehen. Doch that
er der Weltruf der Handschriften und die Masse selbst der
ibliothekschätze der Zerstörungslust Einhalt.[1]) Man mußte

1) Es ist geradezu empörend, wie die Municipal- oder Civilbehörden manchen Ortes in Italien mit den Bibliotheken der aufgehobenen Klöster umgehen. Zu Catania in Sicilien führte mich der Stadtbibliothekar in einen an die Bibliothek anstoßenden Raum, wo

sich begnügen, die Bibliothek für Staatseigenthum zu erklären und deren Verwaltung unter staatliche Controle zu stellen. Die Handschriften- und Bücherschätze verbleiben jedoch im Kloster, wie denn dieses selbst unter der Rechtsfiktion zusammenlebender Canoniker, so lange Italiens Machthaber wollen, fortbestehen kann. Eines jedoch konnte man nicht beschlagnahmen, den echt klösterlichen Geist der Söhne des hl. Benediktus, ihren Eifer für Gottes Ehre und seiner Kirche Wohl, gepaart mit der Liebe zur kirchlichen Wissenschaft. Diese beiden großen Pole, innerhalb welcher ihr Leben sich bewegt, üben auf jeden Besucher eine eigenthümliche Anziehungskraft aus. In den weiten, sonnigen Hallen der Klosterkirche, die den ganzen burgartigen Klosterbau krönt, ertönt tagtäglich Gottes Lobgesang: ein kräftiger, nach den strengsten Regeln des gregorianischen Chorals geschulter Männerchor entschädigt uns hier für die Mißhandlungen des religiösen Gefühles, deren man manchen Ortes in Italien gewärtig sein muß; getragen durch diese reinen Melodien schwingt sich die Seele hier leichter zu Dem empor, in welchem sie allein Kraft und Leben finden kann. Einen in seiner Art ebenso erhebenden Eindruck machen die Räume, worin die Mönche ihren literarischen Arbeiten obliegen. In großer Anzahl stehen hier die alten Handschriften rings an den Wänden in hohen Reihen übereinander. Die Schränke

---

eine Menge Bücher in ungeregelten Schichten am Boden herumlagen. „Was sollen wir mit diesem Wust anfangen?“ sagte mir der feingebildete Begleiter. „Wir haben diese Bücher schon in so und so viel Exemplaren.“ Ist es nicht ein Zeichen geistigen Niederganges, wenn man Bücherschätze, die von ihren einstigen Besitzern in Liebe gesammelt und gepflegt wurden, mit solcher Willkür und Verachtung behandelt? Was aber diese Handlungsweise erst recht charakterisirt, ist der Umstand, daß die beraubten Klöster, deren mehrere doch unter irgend einer Form noch fortleben, sich mit unsäglicher Mühe neue Bibliotheken anschaffen resp. aus Mangel an Mitteln auf neue Bücher verzichten müssen.

bergen ungefähr 30,000 Urkunden: eine einzigartige Kloster=bibliothek. Hier findet der neueingetretene Mönch das Beste vereinigt, was aus längst verklungenen Zeiten gerettet den Gegenstand seines gerechten Stolzes ausmacht. Seine Ahnen im Orden sind es, die dieses vergilbte Pergament zugerichtet, Schreibwerkzeuge und Tinte selbst bereitet, eine eigene Schrift=gattung ausgebildet, die Codices sorgfältig geschrieben und die Miniaturen gemalt, die sie noch in so frischen Farben zieren. Als Zeugen der literarischen Regsamkeit, die im Orden nie erloschen, bilden sie aber zugleich einen mächtigen Sporn zum neuen Schaffen. Bei der heutigen Richtung auf Bibliotheken= und Handschriftenforschungen kann es daher nicht Wunder nehmen, daß die Mönche gerade ihre eigene Bibliothek zum Hauptgegenstand ihrer wissenschaftlichen Thätig=keit während der letzten zwanzig Jahre gemacht haben. Da=von liegen bereits Früchte vor, die sich dem Besten zugesellen lassen, was die in= und ausländische Literatur in den letzten Decennien geschaffen — und weitere Publikationen sind in näherer oder entfernterer Vorbereitung, die den älteren in keiner Weise nachstehen werden. In Folgendem wird nun versucht, ein annähernd vollständiges Bild dieser Thätigkeit zu entwerfen, wie es der Verfasser in Monte=Casino selbst, Dank der liebenswürdigen Zuvorkommenheit der Bibliothek= und Archiv=Vorsteher, vor wenigen Monaten gewinnen konnte. Eine solche Uebersicht darf schon wegen ihres Gegenstandes und des dadurch in Erinnerung gebrachten hohen Ortes einiges Interesse beanspruchen; vielleicht wird sie auch als Nachtrag zu der herrlichen Beschreibung Monte=Casino's, die Prälat Hettinger vor etlichen Jahren in diesen Blättern (Bd. 93) bot, Manchem willkommen sein.

Ueberblickt man alle diese Publikationen und Publika=tionsprojekte, so läßt sich der Gesichtspunkt unschwer er=kennen, der sie trotz ihrer Mannigfaltigkeit innerlich einigt. Sie haben in der Hauptsache die Handschriften und Urkun=den der Klosterbibliothek zum Gegenstand. Bei den Hand=

schriften sodann kommt entweder ihre allgemeine Beschreibung, oder ihr Inhalt, oder endlich ihre paläographische Seite, Schriftcharakter und Miniaturen in Betracht. Wir können sie daher füglich in zwei große Zweige eintheilen, wovon der erstere wiederum in drei Abtheilungen zerfällt. Als Einleitung zu den Publikationen der ersteren Gruppe stellt sich, abgesehen von der großen Geschichte des Klosters von Tosti, das damit in einem zu entfernten Zusammenhang steht, das dreibändige Werk des früheren Bibliothekars P. Caravita dar: J codici e le arti a Monte Casino (1869—70) betitelt, worin der erste Versuch gemacht wurde, die Schätze der Bibliothek flüssig zu machen. Der I. Band gibt die summarische Geschichte der Bibliothek, auf deren wechselvolle Schicksale wir gleich zurückkommen, mit besonderer Berücksichtigung des künstlerischen Werthes der Handschriften. Caravita hat das Verdienst, an der Hand der paläographischen Kriterien und historischer Daten, zuerst die chronologische Reihenfolge der Handschriften im Großen und Ganzen festgestellt zu haben. Im II. Bande bietet er uns eine Blumenlese von Notizen aus den Handschriften des 6. bis 16. Jahrhunderts, die von dem Schreiber selbst verfaßt oder in späteren Zeiten von verschiedenen Händen eingetragen, das stete Interesse der Mönche an ihren literarischen Schätzen illustriren. Diese Notizen erstrecken sich auf die verschiedensten Gebiete der Geschichte, Theologie, des canonischen und Civilrechtes, der Liturgik, Grammatik, Medicin, oder enthalten ernste Sentenzen, vielfach in metrischer Form, an denen die Männer des Mittelalters Geist und Herz genährt. Leider sind hier viele paläographische Fehler mit unterlaufen, wie mich ein Blick in das corrigirte Hausexemplar belehrte. Der III. Band behandelt im Wesentlichen den Bau und die Ausschmückung der jetzigen Klosterkirche; schließt also die moderne Kunstentwicklung in Monte-Casino der Darstellung der älteren an.

Auf diese prolusione folgte bald die erste Publikation

größeren Stiles, der Handschriftenkatalog der Bibliothek[1]), von dem vier Bände erschienen sind (1873—1880). Die 1080 Handschriften, deren Beschreibung dieser Katalog bringen wird, sind leider nur der fünfte Theil dessen, was die 13 Jahrhunderte alte Bibliothek einstens besaß. Ihre Entstehung geht bis auf den Gründer und Vater des abendländischen Mönchthums selbst zurück, da der hl. Benediktus seinen Mönchen das Lesen der hl. Schrift als eine ihrer höchsten Aufgaben vorschrieb und die dazu erforderlichen Bücher selbst schon in Decurien eintheilte. Dieser alte Grundstock wurde jedoch das Opfer der Zerstörungswuth der Longobarden und es rettete sich nur eine Handschrift aus dem sechsten Jahrhundert. Die Mönche begannen alsobald eine neue Bibliothek zu bilden, die in Capua, wo das Kloster eine vorübergehende Unterkunft fand, trotz der ungünstigen Verhältnisse des 10. Jahrhunderts bedeutenden Zuwachs erhielt. Als die eigentlichen Begründer der Bibliothek müssen jedoch die Aebte Theobaldus und Desiderius im 11. Jahrhundert gelten. Die auf ihre Initiative entstandenen Codices bilden die Perlen der jetzigen Bibliothek sowohl durch die vorzügliche Wiedergabe alter Texte als durch ihre paläographische Ausstattung. Im 16. Jahrhundert erlangte die Zahl der Handschriften ihren Höhepunkt, von dem sie in der Folgezeit bis auf ungefähr 1000 zurücksank. Die Ursachen dieser Abnahme lassen sich nicht klar verfolgen. Tosti weist auf die Habsucht der abbates commendatarii hin, mit denen Monte-Casino bescheert wurde, auf die Gier eines Paulus II. nach Handschriften zur Vergrößerung der vatikanischen Bibliothek. Auch Leo X. ließ sich einen Katalog

---

1) Bibliotheca Casinensis seu Codicum manuscriptorum qui in tabulario Casinensi asservantur series per paginas singillatim enucleata notis characterum speciminibus ad unguem exemplatis aucta cura et studio monachorum ordinis S. Benedicti Abbatiae Montis Casini. gr. in 4to.

der Bibliothek zuschicken und zwar, wie Cardinal Mai bemerkt, nicht ohne einige Handschriften. Trotz dieser Verminderung gehört bekanntlich die Bibliothek Monte-Casino's immer noch zu den berühmtesten und am meisten besuchten Italiens. Eine gedrungene Uebersicht im ersten Band des Katalogs macht die vorzüglichsten Handschriften auf dem Gebiete der Theologie (lateinische Patristik, Kirchenrecht, Scholastik), Geschichte, Musikkunde und Miniaturenmalerei namhaft und weist deren Benutzung bei der Herausgabe der einschlägigen Werke nach. Die von den größten Gelehrten der neueren Zeit aus diesem Anlaß mit den Bibliothekaren Galotta, Francipane, Federici u. s. w. gepflogene Correspondenz füllt mehrere Bände, deren Publikation die Mönche auch beabsichtigen. Der Katalog selbst zerfällt in zwei Theile, deren erster je eine Reihe von Codices beschreibt, während der zweite unter dem Titel Florilegium eine Blumenlese unedirter Schriftstücke aus den beschriebenen Handschriften bringt. Dadurch tritt dieser Katalog aus der Reihe der neuesten Handschriftenkataloge, die sich im Allgemeinen der größten Bündigkeit befleißen, bewußt heraus. Die langsame Erschließung der Schätze, welche diese Methode zur Folge hat, wird durch den Vortheil, den sie bietet, die Handschrift selbst soweit überhaupt möglich zu ersetzen, genügend aufgewogen. Als weitere Entschädigung darf die Beigabe einer großen Anzahl von paläographischen Tafeln gelten, die sich bereits auf 100 belaufen und die Schrift der Codices, wie ich mich durch Vergleich überzeugen konnte, sehr getreu wiedergeben. Für die weiteren Bände soll jedoch ein mehr summarisches Verfahren eingeschlagen werden, so daß der nunmehr im Druck befindliche V. Band sich von Cod. 247 bis gegen Cod. 700 erstrecken wird.

Im nächsten Zusammenhang mit dem besprochenen Katalog steht der Publikationszweig, der sich, wie oben bemerkt, auf den Inhalt der Handschriften bezieht. Die erste Abtheilung desselben führt den Titel: Spicilegium Casinense

complectens analecta sacra et profana e codd. casinensibus aliarumque bibliothecarum collecta atque edita cura et studio Monachorum S. Benedicti archicoenobii Montis Casini. Wie aus diesem dem Spicilegium Romanum von Cardinal Mai, Spicilegium Solesmense von Cardinal Pitra entlehnten Titel ersichtlich, wird in diesem Sammelwerk zunächst die Veröffentlichung unedirter Texte beabsichtigt. Es stellt sich daher als Ergänzung zum Florilegium des Katalogs dar und war auch als solche bereits im I. Band des letztern angezeigt worden. Doch unterscheidet es sich von jenen nicht bloß durch den Umfang der gebotenen Texte, sondern auch durch ihre Herkunft. Sodann werden auch kritische Ausgaben bereits edirter Schriften in Aussicht gestellt, was seinen Werth weit über die vorhin genannten Spicilegien setzen wird. Eine weitere vortheilhafte Abweichung von ihnen liegt in dem Plan, in jedem Bande nur Documente einheitlicher Natur, die sich auf eine specielle theologische Disciplin beziehen, zu vereinigen. Bis jetzt sind fünf ein- oder mehrbändige Unterabtheilungen geplant, deren 1. die Bibelkritik, 2. die Patristik, 3. die alten Liturgien, 4. die Kirchenmusik, 5. das canonische Recht umfassen. Diese letzte Serie eröffnet der I. Band des Spicilegiums, der bereits 1887 als Gabe zum Papstjubiläum erscheinen sollte, wegen verschiedener Umstände jedoch der Oeffentlichkeit noch nicht übergeben werden konnte. Er enthält eine Publikation ersten Ranges, die einer Handschrift aus Novara entommene canonistische Sammlung, deren Werth zuerst von dem jetzigen Bibliothekar von Monte-Casino, früheren Custos an der Ambrosiana in Mailand, Don Ambrogio Amelli, erkannt wurde. Er betitelt sie: Dionysii exigui nova collectio in qua monumenta plerumque deperdita ad orientalem praesertim ecclesiam spectantia . . . proferuntur. Die Autorschaft des Dionysius wurde allerdings von Mommsen und Duchesne angezweifelt. Doch glaubt der Herausgeber positive Beweise genug zu Gunsten seiner Aufstellung beibringen zu

können. Wie dem auch sein mag, der Hauptwerth der Publikation liegt auf Seite der neuen, für die christologischen Controversen des fünften Jahrhunderts bedeutsamen Texte, unter denen der Appellation Flavians von Constantinopel und des Eusebius von Dorylea an Leo den Großen die Palme gebührt. Diese hat der glückliche Entdecker in seiner Schrift „S. Leone Magno e l'Oriente“ (2. Aufl. Monte Casino 1888) als Anhang bereits publicirt. Auf diese und einige andere im I. Bande vereinigte Schriften (z. B. einen sehr alten Papstkatalog) werden noch andere Publikationen der canonistischen Serie folgen, insbesondere zwei andere unedirte Canonessammlungen und jene berühmte unter dem Namen Synodicum adversus tragoediam Irenaei bekannte Aktensammlung zum Concil von Ephesus in kritisch gesichertem Text. In gleicher Weise sind für die anderen Serien bereits Materialien in Bereitschaft, die Don Amelli für seine früher geplanten Publikationen Spicilegium Ambrosianum und Monumenta Vaticana gesammelt hatte. Für die Kritik des Bibeltextes wird z. B. die Herausgabe der gleichfalls durch Don Amelli bekannt gewordenen Purpurhandschrift aus dem 5. Jahrhundert von Sarezzano von großer Bedeutung werden. Auch auf dem Gebiete der Patristik versprechen die Herausgeber eine nicht unbeträchtliche Nachlese an unedirten Texten liefern zu können. Don Amelli, der als Vorkämpfer des Choralgesanges in Italien über dessen Grenzen hinaus bekannt ist, übernahm zum Centenarium Gregors des Großen eine Publikation aus der Serie der Musica sacra, auf die man gespannt sein darf.

Das Spicilegium enthält keine historische Serie. Diese soll eine eigene Abtheilung bilden, die der Regesten, deren Monte-Casino eine Anzahl besitzt und darunter mehrere unedirte. Der erste Band dieser Abtheilung ist auch bereits im Druck fertig gestellt und wird wohl in nächster Zeit erscheinen unter dem Titel: Regestum Sancti Angeli ad formas ex originali codice Casinensi cura et studio mona-

m O. S. B. nunc primum in lucem prolatum. Er
ftigt sich also mit der Gründung, Ausstattung u. s. w.
irche S. Angelo bei Capua, einer Stiftung von Monte-
o aus dem 11. Jahrhundert, die besonders wegen ihrer
en aus dieser Zeit von hohem kunstgeschichtlichen In-
: ist.
Auf das Aeußere der Handschriften bezieht sich, wie
ben sagten, ein zweiter Hauptzweig der Publikationen
Monte-Casino, der neben dem wissenschaftlichen besonders
künstlerischen Interesse dient. Die erste auf die Paläo-
ie bezügliche Abtheilung ist beinahe beendigt. Sie ist
lt: Paleografia artistica di Montecassino. P. Oderisio
icelli, selbst ein Künstler, der an der Spitze des Unter-
ens steht, bezweckt darin die Schriftarten der Casinenser
schriften mit ihren Ornamenten bekannt zu machen. Es
eren fünf: die gothische, halbgothische, lateinische, longo-
sch-casinensische und angelsächsische. Das in Lieferungen
inende Werk brachte 1876 die gothische Schrift der
lbücher des 15. und 16. Jahrhunderts. In 16 Tafeln
n die Lettern, Initialen und Texte dieser Schriftgattung
n, nachdem in der Einleitung die einschlägigen Fragen
Form der Lettern, Abkürzungsregeln, Initialen, Kalli-
en und Miniatoren zur Sprache gekommen. P. Oderisio
u, daß Kalligraph und Miniator in der späteren Zeit
zusammenfielen, hält aber an ihrer Identität im Mittel-
fest.
Es folgten 1877 und 78 die weiteren drei Lieferungen
54 Tafeln zur longobardisch-casinensischen Schrift, in
die meisten erhaltenen Handschriften geschrieben sind.
entstand in Monte-Casino selbst und war dort vom
13. Jahrhundert, sowie in den abhängigen Klöstern
ebrauch. Innerhalb dieses Zeitraumes lassen sich wieder
Perioden unterscheiden, auf deren charakteristische Merk-
wir hier nicht weiter eingehen können. Die mittlere
915—1087 bildet die Blütheperiode, die mit der mittel-

alterlichen Blüthezeit des Klosters unter Abt Desiderius zusammenfällt. Hier werden die Formate der Handschriften größer, die Lettern eleganter, die Farben lebendiger, wozu die Beziehungen mit dem Orient viel beihalfen. Die Ornamente zeigen trotz großer Mannigfaltigkeit eine gewisse Strenge im Stil und große Correktheit in der Zeichnung. Alle diese Vorzüge vereinigen sich in den Handschriften des besten Kalligraphen der Blüthezeit, des Mönches Leo. Von den besagten 54 Tafeln bieten die sechs ersten die longobardischen Lettern: ein willkommenes Hilfsmittel zur Erlernung dieser schwierigen Schriftart; die folgenden (7—32) bringen die Initialen mit ihren sogenannten ornitho-anthropo-, besonders aber ichthyo- und zoomorphen Abarten,[1]) in denen die erfinderische Phantasie der naturfreudigen Mönche sich übte. Die letzten geben endlich ganze Texte der betreffenden Handschriften. Die drei weiteren Lieferungen (zusammen erschienen 1883) beschäftigen sich mit der lateinischen Schrift. Diese tritt in Monte-Casino hinter der vorigen sehr zurück. Nur 140 Handschriften weisen sie auf und davon stammen einige aus anderen Orten. Doch haben diese 67 Tafeln kein geringeres Interesse als die übrigen. Ich hebe auch hier die Tafeln 6—40 hervor mit ihren prachtvollen Initialen aus 10.—15. Jahrhundert, wovon die des 11. und 12. auch die herrlichsten sind. Alle diese Tafeln sind durchaus gelungen und von einer bemerkenswerthen Treue, wie ich mich auch hier durch Vergleich mit den Originalen überzeugen konnte. Hoffentlich werden die noch fehlenden Schriftarten bald nachfolgen. Mit der bloßen Reproduktion der Ornamente gab sich jedoch P. Oderisio nicht zufrieden. Er verfertigte nach denselben Muster für alle Zweige des Kunsthandwerkes: Spitzenfabrikation, Stickerei, Gold- und Bronzearbeiten, Keramik, Gegenstände aus Gußeisen u. s. w. Diese

---

1) Termini technici für die Initialen mit Vögel-, Menschen-, Fisch- und Thiergestalten.

Tafeln wurden von der Ausstellung in Turin 1884 prämiirt und von der Provinz Caserta angekauft sammt dem Recht, nach diesen Mustern zu arbeiten. Eine Copie der Original-Tafeln konnte ich im Kloster einsehen. Die Muster nehmen sich durchaus elegant und zierlich aus. Sie sollen in Bälde auf kleineren Tafeln der Oeffentlichkeit übergeben werden unter dem Gesammttitel: La paleografia artistica nei codici cassinesi applicata ai lavori industriali. Davon ist 1888 eine Lieferung mit Mustern für Spitzen aus den gothischen Handschriften des 15. und 16. Jahrhunderts auf 20 Tafeln erschienen, nachdem nach diesen Mustern verfertigte Spitzen 1887 in Rom preisgekrönt worden waren. Es war ein glücklicher Gedanke, die Ornamente der alten Klosterhandschriften nicht blos für den Paläographen und Kunsthistoriker herauszugeben, sondern auch der Wiederbelebung des italienischen Kunsthandwerkes dienstbar zu machen.

Als zweite Abtheilung dieser Publikationsreihe kündigt sich ein anderes Werk an: Le miniature nei codici cassinesi. Documenti per la storia della miniatura in Italia dal secolo IX al secolo XVI per cura del. P. D. Oderisio Piscicelli. Davon ist noch nichts erschienen. Die Vorbereitungsarbeiten sind jedoch rüstig im Gange und es konnten bereits 7 fascicoli dem hl. Vater zu seinem Jubiläum unterbreitet werden. Diese Publikation wird von großer Bedeutung für die Kunstgeschichte werden, besonders wenn die Mönche ihr Vorhaben ausführen können, eine Auswahl von Miniaturen aus allen übrigen italienischen Bibliotheken zu veröffentlichen. Bekanntlich liegt die Geschichte der Miniatur überhaupt noch vielfach im Dunkeln. Genügende Publikationen namentlich mit Wiedergabe der Farben lassen sich in nur kleiner Anzahl aufzählen. An ihrer Spitze steht wohl das Werk von Bastard über die Miniaturen der Pariser Nationalbibliothek: Peintures et ornements des manuscrits depuis V—XVI siècles, Paris 1839—69, auf Kosten der französischen Regierung herausgegeben. In den letzten Jahren

haben sich solche Publikationen Dank der Vervollkommnung der Reproduktionsmethoden vermehrt und an Treue der Wiedergabe bedeutend gewonnen. Für die italienischen Miniaturen, die für die Kunstgeschichte von besonderer Tragweite sind, wird die Publikation von Monte-Casino das Hauptwerk bilden. Das Kloster besitzt eine große Anzahl von einheimischen Miniaturen, unter denen wieder die des elften Jahrhunderts die interessantesten sind. Sie erweisen zugleich die früher vielfach unbekannte oder angezweifelte Existenz einer von der byzantinischen unabhängigen Kunst im Unteritalien jener Zeit. Diese steht der Malerei des Quattrocento so nahe, daß man die Miniaturen nicht leicht ins 11. Jahrhundert versetzen würde, wenn sie nicht in datirten Handschriften vorlägen. Außer dem schon vorhin erwähnten Regestum der Kirche St. Angelo sind hier besonders die Codd. 98, 99 zu beachten, deren Miniaturen wohl mit zu den besten des ganzen Mittelalters gehören. Eine Publikation für sich wird die Handschrift des Hrabanus Maurus bilden, worin dessen Schrift De origine rerum, die Encyclopädie des 9. Jahrhunderts, in mehr als 300 Miniaturen illustrirt wird. Möge es den Mönchen nicht an der nothwendigen Unterstützung seitens der Kunstfreunde fehlen, um das begonnene Werk zu einem glücklichen Abschluß bringen zu können.

Doch all' diese Publikationen würden uns nur die Hälfte der literarischen Schätze Monte-Casino's bekannt machen, wenn die Mönche nicht auch die Absicht hätten, ihr Archiv der Gelehrtenwelt zu erschließen. Trotz seiner wechselvollen Vergangenheit, in der so manches untergegangen, hat nämlich Monte-Casino zur Stunde noch ein Archiv aufzuweisen, mit dem sich wohl kein anderes Klosterarchiv messen kann. Der erste Versuch, seine 30,000 Urkunden zu ordnen, ging von den Bibliothekaren Federici und Francipane aus. Eine zweite Transscription mit Ausschluß der Regesten wurde von Galotta, der eine große Anzahl davon in seine Historia Abbatiae Casinensis (Venet. 1733) aufnahm, begonnen und

ido Federici vollendet. Nebst ihren eigenen Urkunden
n die Mönche auch solche aus anderen Orten. Diese
handschriftliche Bände mit den Aufschriften: Codex
nsis, Pontiscurvi, Vigiliensis, Pomposianus, Caje-
d endlich Bullarium Summorum Pontificum. Alle
mmlungen wurden im Verlauf des Jahrhunderts
resp. vermehrt. Die Gesammtpublikation derselben
Titel führen: Tabularium Casinense. Der I. Band
s fertiggestellt und hat den Untertitel: Codex diplo-
Cajetanus editus cura et studio Monachor. S.
i archicoenobii Montis Casini. I. Er wird in
nmern die Urkunden des Fürstenthums Gaëta, das
te-Casino in naher Verbindung stand, von 787 bis
ingen. Der Text der Urkunden wird mitgetheilt
ehaltung der Orthographie des Originals oder der
Copie. An Anmerkungen wird nur so viel geboten,
Verständniß des Textes nothwendig erscheint. Die
chen Urkunden haben allerdings zunächst nur ein
nteresse; wie aber im Mittelalter alles zusammen-
finden wir auch hier Diplome von Päpsten und
llgemeineren Inhaltes. Auch belehrt ein Blick auf
ältigen Index, daß diese Urkunden über eine Reihe
orischen und archäologischen Fragen (Klöster- und
u) jener Zeit ein neues Licht verbreiten. Dieß
mehr bei den folgenden Bänden, besonders dem
n der Päpste der Fall sein.

Klosterarchiv besitzt auch eine Anzahl griechischer
aus der Zeit der byzantinischen Herrschaft in Unter-
) Der bekannte Bibliothekar Kalefati wollte sie

Folge der Ikonoklasten-Kämpfe wanderten nämlich zahlreiche
ntinische Klöster und später auch einzelne Gläubige in Unter-
en ein, denen dann Monte-Casino von seinen Gütern zur
iedelung überließ. Auf diese Weise kam Monte-Casino mit
Byzantinern in nähere Berührung.

publiciren und legte seinen Plan eines Codice diplomatico Italo-byzantino dal secolo VIII al XV 1859 ausführlich dar in einer Denkschrift an den Principe di Belmonte, der sich dafür sehr interessirte. Kalefati war sich, wie diese Denkschrift zeigt, der Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl bewußt. Er wollte alle byzantinischen Urkunden, an denen neben Monte-Casino Florenz, Venedig, besonders Neapel reich ist, sammeln und in chronologischer Reihenfolge herausgeben, da eine topographische Anordnung schon wegen des häufigen Ortswechsels der byzantinischen Officialen sich nicht empfohlen hätte. Kalefati starb, bevor er seinen Plan verwirklichen konnte. Seine Vorarbeiten wurden dem Neapolitaner Trinchera in freigebiger Weise zur Verfügung gestellt. Doch kann sein Syllabus graecarum membranarum, Neapel 1865, nicht als eine abschließende Herausgabe der griechischen Urkunden Italiens betrachtet werden. Es wäre zu wünschen, daß die gelehrten Mönche das Projekt Kalefati's wieder aufnähmen. Diese Arbeit würde ihnen den Dank und die wohlwollendste Anerkennung Vieler ernten.

Die hauptsächlichsten Publikationen Monte-Casino's seit 1870 wären hiermit in ihren großen Zügen charakterisirt. Zur Vollständigkeit seien noch einige erwähnt, die den besprochenen an Umfang und Bedeutung nachstehen. An die Spitze stellt sich die Herausgabe des Commentars von Paulus Warnefried zur Regel des hl. Benediktus (1880), sodann dieser Regel selbst nach den ältesten Handschriften im Urtext (2. Aufl. 1888) und in italienischer Uebersetzung. Weiter kommen hier einige kleinere Schriften des bekannten Abtes Tosti[1]) über das Constanzer Concil (2 Bde.), die Beziehungen Torquato Tasso's zu Monte-Casino (1877) oder ascetischen

1) Wir übergehen nebst einigen anderen seiner Schriften die über die Bibliothek und das Archiv. Letztere ist nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, und erstere bringt nichts, was nicht schon in den oben erwähnten enthalten ist.

Inhaltes (Il salterio di Maria 1879, del Soldato 1879, del Pellegrino 1880) u. s. w. in Betracht. Auch Dante's unsterbliche Dichtung, von der das Kloster eine kostbare Handschrift besitzt und bereits 1865 herausgegeben hat, wurde in großen Zügen von Cajetani gezeichnet (La materia della divina commedia di Dante Alighieri 1873).

Ueber die äußere Ausstattung aller dieser Werke brauchen wir kein Wort zu verlieren: sie ist durchweg eine vortreffliche. Das Kloster besitzt eine eigene Typo- und Lithographie, deren Verwaltung durch die uneigennützigen Mönche geradezu eine mustergiltige ist. Wir können aber von den gelehrten Söhnen des hl. Benediktus und ihrer uralten Abtei nicht Abschied nehmen, ohne zuvor dem Gefühle Ausdruck zu verleihen, das wir lebhaft empfanden, als wir nach längerem Aufenthalt in dieser unvergleichlichen Einsamkeit den Berg herunterstiegen, auf dem die alte Culturstätte thront: dem Gefühl der Dankbarkeit gegen diese Generationen alle von Männern des Gebetes und der Arbeit, die die literarischen Schätze des Alterthums bewahrt, die Schriften der Kirchenväter vor dem Untergang gerettet, den Armen das Evangelium gepredigt, Ackerbau und schöne Künste in gleichem Maße gepflegt, und uns so das Beste, was unsere heutige Cultur aufzuweisen hat, überliefert haben. Diese Dankbarkeit sei den schlichten Mönchen in desto höherem Maße gezollt, als Mancher, der von ihrer Arbeit zehrt, des Gebers vergißt. Doch sind es deren nicht viele und keiner der Bessern unserer Zeit. Monte-Casino ist nicht nur der Stolz der katholischen Kirche, es bildet auch einen Gegenstand der Bewunderung für viele Andersdenkende. Ist es doch einem aus ihren Reihen nicht zum geringsten Theil zu verdanken, daß der Sturm, von dem wir Eingangs sprachen, das Kloster nicht zertrümmert hat. Ob nicht vielleicht schon die nächste Zukunft einen neuen Sturm in ihrem Schooße birgt, wir wissen es nicht. Eines aber wissen wir: es mögen die Stürme noch so heftig toben, in eines Stärkeren Hand

liegt Monte=Casino's Geschick, und zu Dem haben wir die Hoffnung, daß Er das altehrwürdige Kloster noch lange Zeiten seiner Culturmission auf dem Gebiete kirchlichen Lebens und katholischer Wissenschaft erhalten wird.

Straßburg im December 1889.

Prof. Dr. Albert Ehrhard.

LIII.

Die theologischen Studien in Oesterreich.

Als vor wenigen Jahren die Alma Carolina in Prag in eine deutsche und tschechische Universität zerlegt wurde, blieb nur die theologische Facultät ungetheilt. In neuester Zeit aber wird auf das bestimmteste behauptet, daß auch die Trennung dieser letzteren so gut wie beschlossene Sache sei. Abgesehen davon, daß dieser Schritt nur die Consequenz der bisherigen Entwicklung ist, liegen noch bestimmte Motive für denselben vor. Es heißt nämlich, an der neuzugründenden theologischen Facultät sollen die Fächer nicht wie bisher in lateinischer, sondern in tschechischer Sprache vorgetragen werden, und die Folge dieses Schrittes werde eine vollendete Entwicklung und Durchbildung dieses Idioms in theologischer Richtung und ein kräftiges Emporblühen der theologischen Literatur unter den Slaven sein. Wenn nun das und dergleichen die löblichen Absichten bei dieser Neuerung sind — von den etwaigen Neben= und Haupt=Absichten gewisser Jungtschechen reden wir hier nicht — so muß gleich im vorhinein bemerkt und klar gelegt werden, daß dieselben nur ein

nem äußerst bescheidenen Maße sich erfüllen werden, falls
e neue tschechisch-theologische Facultät einfach jene Organi-
tion, jene Ausstattung und jene Studienordnung bekommt,
elche dermalen und seit langem schon an den theologischen
ochschulen Oesterreichs obwalten. Ein Blick auf die neu-
gründete griechisch-orientalische theologische Facultät in
zernowitz, welche trotz einzelner Verbesserungen doch auf
rundlage dieser veralteten Principien errichtet wurde, muß
er schon belehrend und warnend wirken. Um aber für
sere Behauptung den vollen Beweis zu liefern, werden
ir in gedrängter Kürze den Zustand und die bestehende
rganisation des theologischen Studiums in Oesterreich dar-
ellen, dann die Principien besprechen, welche hier maßgebend
nd, und endlich einige Mängel hervorheben, welche in
euerer Zeit an allen Facultäten beseitigt wurden, die theo-
ogische ausgenommen.

Indessen, ehe wir näher in die Sache eingehen, müssen
ir eine Bemerkung machen. Sobald ein Oesterreicher eine
aterländische Institution bespricht, an welcher er dieses oder
nes anders sehen möchte, ist man sofort mit dem Vorwurfe
a, daß man das Vaterland bloß stelle und außerhalb der
hwarzgelben Pfähle alles besser finde, als wie im eigenen
ande. Gerade das Gegentheil ist hier der Fall: wir wollen
er den Anstoß zur Förderung und Hebung einer vater-
ndischen Institution geben, und wissen sehr gut, daß in
eser Hinsicht auch im Auslande nicht alles musterhaft ist,
nd so manche Klage ertönt.[1]) Es kann doch unmöglich
aden, wenn einmal ein Ruderschlag eine Furche in die
hende glatte Wasserfläche zieht. Auch könnten wir das
aterland nur dann compromittiren, wenn diese Schäden
em Auslande unbekannt wären. Aber das ist ja wenigstens
it 1878 nicht mehr der Fall, wo dieselben durch eine Pu-
ikation auf der Pariser Weltausstellung urbi et orbi pro-

1) Vgl. z. B. „Katholik" 1890, I. 39 ff.

klamirt worden sind. Seite 163 heißt es daselbst: „Alle diese Umstände zusammen bewirken, daß diese (die theologischen) Facultäten im Ganzen wissenschaftlich niedriger stehen als die anderen, wozu dann der immer noch vorwiegende Einfluß der Ordinariate und überhaupt der kirchlichen Gewalt tritt, der sich naturgemäß — auch bei den wohlmeinendsten Intentionen der kirchlichen Autoritäten — nicht in der Richtung einer Stärkung der theologischen Wissenschaft, sondern vielmehr in der einer ausreichenden Heranbildung der Candidaten für die Zwecke der praktischen Seelsorge geltend macht . . . Schließlich bewirkt auch schon die Concurrenz mit den Diöcesan- und Kloster-Lehranstalten, durch deren Absolvirung in gleicher Weise die Befähigung zum Seelsorger erlangt wird, naturgemäß eine Herabminderung der Leistungen des theologischen Facultätsstudiums." [1])

Um unserem Gegenstande näher zu kommen, wollen wir uns zuerst die theologischen Schulen und darauf die vorgeschriebene Studienordnung etwas genauer ansehen. Zu jenen zählen in erster Linie die theologischen Facultäten an den Universitäten zu Wien, Graz, Innsbruck, Prag, Krakau, Lemberg, dann die selbständigen theologischen Facultäten in Salzburg und Olmütz, wo die Universitäten aufgehoben wurden. Die Zahl der Lehrer ist im Vergleich zu anderen Facultäten eine sehr geringe: selbst an der Doppeluniversität in Prag sind nur sieben ordentliche Theologieprofessoren und die Kanzeln für generelle und specielle Dogmatik cumulirt. Ab und zu findet man einen außerordentlichen Professor für die kleineren Fächer, wenn sie nicht mit größeren vereinigt sind, wie für Katechetik, Methodik, Fundamental-Theologie (!), gewöhnlich Supplenten oder Docenten, wie die akademischen Aushilfslehrer mitunter bezeichnet werden.

1) „Die Verwaltung der österr. Hochschulen von 1868—1877". Im Auftrage des k. k. Ministers für Cultus und Unterricht dargestellt von Dr. Karl Lemayer, Sektionschef. Wien 1878.

Die bischöflichen Lehranstalten, 17 an der Zahl, unterscheiden sich von den Facultäten wesentlich nur darin, daß sie das Promotionsrecht nicht besitzen und die Professoren nicht nothwendig Doktoren sein müssen. Endlich gibt es 28 Hauslehranstalten in den Stiftern und Klöstern, darunter solche, welche nur zwei bis drei Professoren und vier bis sechs Hörer haben; ja 1886 ereignete es sich irgendwo, daß drei Professoren vor nur einem einzigen Hörer docirten — natürlich nicht gleichzeitig! Das sind zusammen 53 katholische Lehranstalten für Theologen. Was könnte doch geleistet werden, wenn die zerstreuten, oft so tüchtigen Kräfte in passenden Centren geeint wären; welch' blühende theologische Schulen müßten wir dann besitzen; welche ausgezeichnete und reiche Besetzung der Kanzeln wäre dann möglich; welche Rückwirkung auf Literatur und Wissenschaft wäre davon die nothwendige Folge!

In Rücksicht auf das bezügliche Verhältniß zwischen Kirche und Staat in der Zeit vor 1848 schreibt Dr. Lemayer (a. a. O. 29) ganz zutreffend: „Was die theologischen Facultäten anlangt, so war an diesen das wissenschaftliche Leben gleich Null. Für ihre Einrichtung war das kirchenpolitische System der franzisceischen Zeit maßgebend, welches zwar formell den josefinischen Standpunkt beibehielt, dabei aber der Kirche viel freundlicher gesinnt war, und deßhalb materiell derselben große Concessionen machte. So nahm denn der Staat auch jetzt noch das Recht in Anspruch, die theologischen Studien nach seinen Vorschriften einzurichten, aber der Inhalt dieser Vorschriften war der Kirche nicht unbequem. Die wichtigste Maßregel war die 1802 gestattete Einrichtung theologischer und Klosterlehranstalten . . . Formell dekretirte die Staatsgewalt allerdings auch die Einrichtung dieser Institute . . . Das Studium an den theologischen Facultäten wurde auf einen vierten Jahrgang erweitert, der Studienplan ausschließlich auf rein kirchliche Disciplinen beschränkt (1. Jahrgang: Kirchengeschichte, biblische Archäo=

logie, Hebräisch, Altes Testament; 2. Jahrgang: Griechisch, Neues Testament, Kirchenrecht, Pädagogik; 3. Jahrgang: Dogmatik, Moral; 4. Jahrgang: Pastoral, Katechetik, Methodik)."

Die Beschlüsse der Bischöfe 1849 brachten nun eine Aenderung; unter andern wurde bestimmt: „Die theologischen Lehranstalten der Klöster („jener Ordensgeistlichen, welche einem Generalobern, der beim hl. Stuhle seinen Wohnsitz hat, nicht unterstehen," Minist. Erl. 28. März 1858) unterstehen in gleicher Weise, wie die übrigen, der Leitung und Beaufsichtigung von Seite der Bischöfe. Auch haben sämmtliche Bestimmungen über die Lehrgegenstände und die Zahl der Jahrgänge und Professoren für dieselben Geltung." Diese Beschlüsse bestätigte der Kaiser unter dem Vorbehalte, „daß keine Abänderung ohne mit der Regierung geschehene Rücksprache verfügt werde." Es kam das Concordat, dann die Versammlung der Bischöfe in Wien 1856, deren Bestimmungen der Kaiser am 8. März 1858 sanktionirte.

Der neuentworfene, für alle Länder gemeinsame Lehrplan bestimmt: „Die Theologie zerfällt in vier Jahrgänge und wird von sechs oder wenigstens vier (!) Professoren vorgetragen. I. Jahrgang: Allgemeiner Theil der Dogmatik, Einleitung in die heilige Schrift. Erklärung der hl. Schrift des alten Bundes aus der Vulgata, hebräische Sprache. II. Jahrgang: Besonderer Theil der Dogmatik. Erklärung der hl. Schrift des Neuen Bundes aus der Vulgata mit fortlaufender Rücksicht auf die Begründung der Glaubenslehre. Erklärung des Urtextes. III. Jahrgang: Kirchengeschichte mit vorherrschender Rücksicht auf Dogmen- und Verfassungs-Geschichte. Moraltheologie mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse des Beichtvaters. IV. Jahrgang: Pastoraltheologie im engeren Sinne, Liturgik, geistliche Beredsamkeit, Katechetik, Unterrichtslehre, Kirchenrecht. Facultative Fächer sind semitische Dialekte und höhere Exegese des Neuen Bundes; letztere sind aber nothwendige Vor-

bedingungen des Doktorates. Dagegen kann der Bischof seine Diöcesanen vom Hören des Hebräischen dispensiren.

Dieser Studienplan bezieht sich nicht nur auf die Seminarien und Klosterschulen, sondern auch auf die theologischen Facultäten, deren Professoren den älteren Verordnungen unterstehen, „inwieweit durch gegenwärtige Verordnung nicht anders verfügt wird". Auch Dr. Lemayer hat diese Auffassung (a. a. O. 161), welche, wie sich zeigen wird, sicher die richtige ist. Nur die theologische Facultät Innsbruck ist gegenwärtig davon ausgenommen, obschon sie im J. 1858 errichtet wurde. Der Jesuitenorden, dem diese Facultät übergeben wurde, ging darauf nicht ein und da derselbe ein Orden ist mit einem „Generalobern, der bei dem hl. Stuhle seinen Wohnsitz hat", so konnte man dieses passiren lassen. Schon die Zeit, welcher der alte „franziscische" Lehrplan entstammt, ist bedenklich; der neue Plan aber ist mit Ausnahme von ein paar Umstellungen doch der alte. Es finden sich in demselben auch Anklänge an die Lehrpläne Leo's XII. (23. August 1824) und Gregors XVI. (28. August 1833); aber warum hat man im päpstlichen Rom mit jenem Systeme gebrochen und es außer Curs gesetzt? Doch schauen wir uns die Sache genauer an.

Ein Princip, das in diesem Studienplane streng durchgeführt ist, besteht darin, daß in jedem Jahre der gesammte theologische Lehrstoff — man verzeihe uns vorderhand diesen durchaus unakademischen Ausdruck — vorzunehmen ist. Der Umstand, daß in der Auswahl der Partien bei der Exegese eine Abwechslung stattfindet, durchbricht diesen Grundsatz nicht, es geschieht auch nicht weil, sondern obwohl der Lehrplan so ist. Ja dieses Princip ist so streng gehandhabt, daß selbst die Zahl der Wochenstunden genau zu- und abgemessen ist, da Alter Bund, Neuer Bund, Specialdogmatik, Kirchengeschichte, Moral und Pastoral in wöchentlich neun, Kirchenrecht und Fundamentaltheologie in fünf, Methodik mit Katechetik in vier Stunden zu dociren ist. So weisen

es die „Ankündigungen“ aus, und wenn da und dort, zumal in neuerer Zeit, hievon Abweichungen vorkommen, so sind dieselben theils nur scheinbar, theils aber ein Beweis, wie unbehaglich man in diesem Prokrustesbette schläft. Dieses Princip unterscheidet das theologische Studium Oesterreichs von den theologischen Hochschulen des Auslandes und von jeder weltlichen Facultät des Inlandes; es findet sich weder an der Gregorianischen Universität, noch zu S. Apollinare in Rom, nicht in den Seminarien Preußens und den Lyceen Bayerns, von Universitäten gar nicht zu reden. Dieses Princip findet sich an der Volks- und Mittelschule, und von da ist es in die theologischen Lehranstalten hinüber gekommen und dieses, wie wir noch sehen, nicht aus Zufall.

Neunmal in der Woche erscheint also der Professor in demselben Gegenstande vor denselben Hörern. Immer soll sein Vortrag auf ausgedehnteren Studien beruhen, immer originell und anziehend, nie ermüdend und langweilig sein. Der Hörer hat es das ganze Jahr hindurch etwa mit zwei Professoren zu thun, wird mit dem Stoffe eines Faches förmlich überschüttet, soll aber denselben bewältigen und Nausea, das gähnende Weib, nicht kennen. So gewiß zu viele Fächer in einem Jahre nicht mit Nutzen gehört werden können, so gewiß ist dieses andere Extrem schädlich. Est modus in rebus und die Individualitäten der Lehrer und Hörer sind sehr verschieden. Man sagt freilich: men not measures und „die Universitäten sind das, zu was sie die Professoren machen“, aber wozu macht man bei diesem fast vollständigen Mangel an Autonomie die Professoren? Wäre es den alten Theologen und Canonisten, welche einen so schönen Ruf und so tüchtige Arbeiten uns hinterlassen haben, mit dieser Zwangsjacke nicht gegangen wie dem David mit der Rüstung des Saul?

Wie ganz anders als bei diesem Klassensysteme gestalten sich die Sachen unter dem wirklichen akademischen Regime. Je nach Ausdehnung des Faches trägt der Professor in einem Cursus von zwei, drei oder vier Jahren die nothwen-

digen Traktate der obligaten Disciplinen vor, eine stattliche Anzahl von Hörern füllt den „Hörsaal"; da der Professor höchstens eine Stunde per Tag in diesem Fache liest, ermüdet er seine Hörer nicht; der Umstand, daß er nur einen Theil der Gesammtdisciplin erörtert, erspart ihm das jährliche Wiederkauen derselben Dinge, ermöglicht ihm eine viel genauere Ausarbeitung seiner „Hefte", und gibt ihm noch Muße und Zeit, über Specialthemata Vorlesungen zu geben, deren Besuch nicht obligat, sondern facultativ ist. Gerade diese letzteren sind bekanntermaßen der Boden, dem die besten Werke der Literatur entsprossen, sie sind für Lehrer und Schüler die Quelle geistiger Vertiefung und gewähren den letzteren die Möglichkeit, sich in einem Specialfache, welches sie sich für das Leben zu Pflege auserkoren, eine tiefere Ausbildung zu erwerben. Man macht uns Oesterreichern den Vorwurf, daß unsere theologische Literatur eigentlich nur an Compendien fruchtbar sei. Insoweit das richtig sein mag, findet es auch seine Erklärung. Ein Gegenstand, der nur ein Jahr hindurch betrieben wird — und das ist Princip unserer Studienordnung — wird selten gründliches, bleibendes Wissen vermitteln, Specialvorlesungen fehlen so ziemlich, die Rigorosenordnung ist bekannt — und das Alles soll keinen Rückschlag haben? Wenn es nun trotzdem in Oesterreich Publikationen der gediegensten Art gibt, so möge man auch die Schwierigkeiten würdigen, welche diese Autoren überwunden haben.

Indessen sagt man, diese außerordentlichen Vorlesungen zur Weiterbildung der Theologen bestehen ja wohl, die Verordnung vom 29. März 1858 § 3 sagt ausdrücklich: „Insoweit es nach Maßgabe der Verhältnisse möglich ist, sollen vorzüglich über die Väterkunde, doch auch über andere, dem Diener der Kirche nützliche Gegenstände außerordentliche Vorlesungen gehalten werden", ja die Verordnung vom 16. Jänner 1851 besagt, diese nützlichen Gegenstände seien „christliche Archäologie, Apologetik, Geschichte der Offenbar-

ung, Synodologie, Dogmengeschichte, Symbolik, dazu kämen dann noch die allerdings honorirten außerordentlichen Fächer: höhere Exegese, Syrisch, Chaldäisch und Arabisch". §. 2 der ersteren Verordnung sagt aber auch: „Die Theologie zerfällt in vier Jahrgänge und wird von sechs oder wenigstens vier (!) Professoren vorgetragen". Ja fallen denn diese paar Professoren gelehrt und mit Stentorlungen vom Himmel herab, daß sie keine Zeit zum Studiren und Athmen brauchen und so ohne weiteres den ganzen Tag hindurch unterschiedliche Gegenstände vortragen können? Der weltliche Professor hat wenige obligate Wochenstunden, liest keine Messe und kein Brevier, hat als solcher 200 fl. mehr Gehalt als sein Collega in der Theologie und hat dazu sein Collegiengeld, das der Theologieprofessor in Oesterreich (Innsbruck ausgenommen) nicht hat. Als aber letzteres abgeschafft werden sollte, sprach Prof. Dr. Unger, k. k. Minister, am 28. Jan. 1876 Folgendes: „Wenn der Professor, der für ein einzelnes Fach bestimmt ist, die ihm zur Pflicht gesetzte Zahl von Stunden der Woche gelesen hat, hat er seine Pflicht vollständig erfüllt. Es wäre eine harte Zumuthung, von dem Manne zu verlangen, daß er noch überdieß Zeit und Kraft verwende, um eine oder die andere Partie des ihm aufgetragenen Lehrfaches noch in einem besonderen Collegium zur Behandlung zu bringen." Das ist hier „die Maßgabe der Verhältnisse", welche freilich zu ganz anderen Dingen führten und führen mußten.

Soll nämlich in jedem Jahre jedes Fach ganz zum Vortrage kommen, so ist eine stattliche Zahl von Professoren nöthig. Da diese nicht vorhanden ist, so blieb nur ein Ausweg: die Cumulirung der Fächer. Von diesem traurigen Looſe wurden zumal die sogenannten „halben" Fächer betroffen, nämlich Fundamentaltheologie, Kirchenrecht, Methodik und Katechetik. Entweder trägt sie ein ordentlicher Professor neben seinem Hauptfach vor, oder unter dem Titel Docent, Supplent eine fremde Lehrkraft,

wöhnlich ein Professor der Mittelschule — neben seinen erufsstunden. Wir haben kein weiteres Wort darüber zu erlieren.

Es ist demnach in diesem Princip die Inanspruchnahme er geistigen und physischen Kraft des Lehrers unnothwen- iger Weise sehr hoch gesteigert und derselbe mehr oder eniger in das Niveau der Mittelschule hinabgedrückt. Da genöthigt wird, mehr in die Breite als in die Tiefe zu beiten, leidet er selbst darunter und ebenso leiden darunter ne Hörer. Nehmen wir nur ein Beispiel. Ein österreich- her Dogmatik-Professor hat etwa zehn Jahre hindurch n Fach, jährlich ganz, in neun wöchentlichen Stunden rgetragen. Sein ausländischer Collega trägt auch bereits hn Jahre vor und zwar die ganze Dogmatik in drei ahren bei fünf oder sechs wöchentlichen Stunden. Welcher n beiden wird nun ceteris paribus tiefer und besser ge- rbeitet, seine Hörer weiter gebracht und nach außen hin B. literarisch mehr geleistet haben? und welcher von beiden ar angestrengter? Wozu also dieses Princip der Kraft- rschwendung? Wir sind fest überzeugt, so lange dieses rundgesetz in unserer Vorlesordnung sich findet, ist eine gentliche Blüthe unserer theologischen Schulen entweder gar cht oder nur bei außerordentlicher Kraftanstrengung, also snahmsweise möglich. Wer ruhig denkt und ruhig über- gt, muß nothwendig zu dieser Anschauung kommen.

Wir gehen nunmehr zu einem zweiten verfehlten Princip serer theologischen Studienordnung über und finden das- lbe in einer verkehrten Auffassung des Verhältnisses, welches vischen der Kirche und der (theologischen) Hochschule be- eht. Ehe wir auf diesen Gedanken genauer eingehen, üssen wir einen analogen Fall heranziehen, und stellen uns e Frage: Wie denkt sich denn der Staat sein Verhältniß r Hochschule? nach welchem Gesichtspunkte richtet er seine züglichen Gesetzgebung ein? Absichtlich, obwohl wir nicht e Zeile unterschreiben können, geben wir hier einem Oester-

reicher das Wort; Dr. Lemayer schreibt a. a. O. I ff.
diesen Gegenstand: „Es wäre gewiß gefehlt, wenn wir
selbe" (das Wesen der Hochschule) „nur im Gegenstande
Umfange der Lehre finden wollten, dergestalt, daß hier a
Disciplinen oder dieselben Disciplinen in einem a
Umfange betrieben werden, als in den Mittel- und
schulen. Nicht in einem derartigen quantitativen Verhä
zu den übrigen Unterrichts-Einrichtungen, sondern vie
in einer qualitativ anderen Art der Unterweisung is
Eigenthümliche dieser Einrichtung zu finden. Dasselbe
darin, daß hier allein Wissenschaft gelehrt wird,
nicht eine beliebig große oder kleine Summe von Kenntn
sondern vollständige Erkenntniß über den Gegen
der Lehre."

Nachdem so der Verfasser das Hauptmoment der
schule, die Pflege der Wissenschaft um ihrer selbst
hervorgehoben hat, redet er noch von „einer Reihe a
Momente". „Dieselben lassen sich in den Gedanken zusa
fassen, daß zwar die wissenschaftliche Erkenntniß als ei
höchsten Aufgaben menschlicher Entwicklung vom Staat
um ihrer selbst willen gefördert werden muß, daß ab
Staat daneben auch seiner anderen Aufgaben eingeden
ben muß . . . . Der Staat zieht mittelbar von
Schritte Nutzen, den die wissenschaftliche Erkenntniß
haupt und nur um ihrer selbst willen macht; allein
dem hat er an gewissen Entwicklungen des wissenscha
Wesens ein unmittelbares Interesse, dergesta
hievon der Bestand und das Gedeihen staatlicher E
ungen direkt abhängt . . . Daraus ergibt sich das
liche Recht des Staates, gewisse Einrichtungen zu t
„So sind es zwei Faktoren, welche auf die staatlich
gestaltung des Hochschulwesens einwirken: der Zw
Einrichtung selbst, wissenschaftliche Lehre; dann jene
deren Zwecke, vermöge welcher der Staat an der
lieferung gewisser wissenschaftlichen Erkenntnisse ein

Interesse hat" Nur „beschränkte Geister vermögen nicht einzusehen, welchen Werth eine wissenschaftliche Ausbildung der Priester, Beamten, Aerzte und Lehrer habe und warum für diese Berufe nicht durchweg eine bestimmte, genau umschriebene, in Lesebücher zusammengefaßte, durch Prüfungen jeweils constatirte Summe von Kenntnissen ausreichen sollte. Diese Anschauung will an der Universität nur ein unterrichtetes Handwerk heranziehen, und gibt frischweg alle die idealen Werthe preis, welche die Wissenschaftlichkeit des Unterrichtes zu erzeugen vermag und von denen der Staat selbst den größten Nutzen ziehen kann."

So denkt der Staat über sein Verhältniß zur Hochschule und richtet seine Gesetzgebung darnach ein. Die analoge Anwendung für das Reich Gottes auf Erden, für die Kirche ergibt sich daraus von selbst. Es läßt sich beiläufig folgende Formel aufstellen: Kirche und Staat — und ihres eigenthümlichen Wesens halber die erstere oft noch mehr als der letztere — haben an dem Hauptmomente, der Hauptaufgabe der Hochschule, an der Wissenschaft ein direktes Interesse; an dem Nebenmomente, dem Unterrichte aber hat bei den die Theologie berührenden Fächern die Kirche ein direktes, der Staat ein indirektes Interesse; bei den übrigen Fächern hat der Staat ein direktes, die Kirche ein indirektes Interesse. Die Wissenschaft muß also an der theologischen Hochschule gepflegt werden um ihrer selbst willen und um ihrer Vermittlung an andere willen, denn die Kirche hat ein hohes Interesse daran, daß ihre Priester auf jener Höhe wissenschaftlicher Bildung stehen, auf welcher die Diener des Staates stehen. Ist sodann irgend eine Wissenschaft würdig, um ihrer selbst willen gepflegt zu werden, dann ist solcher Pflege vor allen die Theologie werth: Gott selbst, sein ewiges Gesetz und seine Offenbarung, Gottes Reich, die Institutionen, die Verfassung und die Geschichte dieses Reiches sind ja die Objekte dieser hehren Wissenschaft. In dem Maße als eine ungemein vertiefte, weit fortgeschrittene und emsig gepflegte

Wissenschaft sich der Kirche entfremdet oder gar gege
selbe Stellung nimmt, in demselben Maße wächst auc
Interesse der Kirche an der treuen und emsigen Pfleg
katholischen Wissenschaft. Heutzutage nur eine prak
Ausbildung der Priester anstreben, ist ein wahrer
chronismus!

Wie stellt sich nun die bestehende österreichische th
gische Studienordnung zu dieser Aufgabe? Der Minist
Erlaß vom 30. Juni 1850, welcher nach Erlaß vom 29.
1858 in diesem Theile noch giltig ist, sagt: „Die th
gischen Facultäten waren bisher ebenso, wie die Diöc
Lehranstalten, lediglich dazu eingerichtet, den Candidaten
geistlichen Standes die ihnen für ihren praktischen
unerläßliche Bildung zu gewähren. Es ist ein tief be
detes Bedürfniß, daß sie fortan die theologische Wissen
in einem Maße fördern, welches die gemeinsamen Bedür
der Bildung aller für die Seelsorge bestimmten Geist
übersteigt, und es wird Sache der Regierung sein, nach
der Umstände (!) für die zu dem Ende erforderliche
mehrung der Lehrkräfte zu sorgen. Damit wird es ab
den meisten Fällen sehr wohl vereinbar sein, daß die
fessoren der Facultät oder einige aus ihnen jene Vor
halten, deren nächster Zweck die Bildung der Candidaten
geistlichen Standes für ihren praktischen Beruf ist, und
daher die Diöcesan-Lehranstalt von den Facultätsprofes
mitbesorgt werde." Nach dem ersten Theil dieser Verord
hat die Kirche ein „tief begründetes Bedürfniß", daß
Diener wissenschaftlich gebildet werden. Diese Bildung
mitteln die theologischen Facultäten, während die „Diöc
Lehranstalten lediglich dazu eingerichtet sind, den Candi
des geistlichen Standes die ihnen für ihren praktischen
unerläßliche Bildung zu gewähren." Nach dem letzteren
aber werden die Facultätsprofessoren zu Professoren
Diöcesanlehranstalten, und nur insoweit sie diese l
Stellung nicht hindert, bleiben sie in ersterer. „In wief

t es weiter, „ihre Verpflichtungen als Lehrer der Diöcesan-
anstalt sie daran nicht hindern, bleibt es ihnen un-
ommen, an der Facultät noch andere Vorträge nach den
emischen Gesetzen zu halten." Sie werden also an der
öcesanlehranstalt" 9—14 Wochenstunden dociren, und
übrig bleibt, an der Facultät! In ersterer Eigenschaft
en sie sich ihrer „praktischen" Aufgabe erinnern, denn
Umstand, daß die Zöglinge des bischöflichen Seminars
den Professoren einer theologischen Facultät unterrichtet
en, kann einen Unterschied nicht begründen: denn es
dadurch in den Bedürfnissen nichts geändert", sagt der
ang zu C. III. Tit. VI. des Wienerconcils. Jedermann
, daß hier die Facultäten eigentlich in Diöcesan-Lehr-
alten umgewandelt werden, und daß in obiger Verord-
g der zweite Theil den ersten aufhebt. Daher kann sich
and wundern, daß selbst Dr. Lemayer a. a. O. 161
Lehrplan der Seminarien als Vorleseordnung der Facul-
n aufführt mit der Bemerkung: „Die gleiche Ordnung
auch für Studirende der theologischen Diöcesan-Lehr-
alten!" Die Pflege der theologischen Wissenschaft als
he ist hiemit in der Theorie in eine außerordentliche
ätigkeit des Professors verlegt, das Interesse, welches die
he an der wissenschaftlichen Bildung ihrer Diener,
zwar aller ihrer Diener hat, auch derjenigen, die an
cesan-Lehranstalten und in Hausstudien gebildet werden,
ufgegeben. Danken wir also Gott, daß die Praxis
er ist als die Theorie! Aber jetzt tritt auch klar hervor,
der bereits besprochene Studienplan nicht aus Zufall
so mittelschulmäßig gestaltet hat, sondern mit innerer
sequenz; jetzt ist es klar, warum die Moral als rein
tisches Fach aufgefaßt wurde, welches „mit besonderer
sicht auf die Bedürfnisse des Beichtvaters" vorzutragen
obschon in Oesterreich noch eine eigene Kanzel für Pa-
l existirt; es ist nun klar, warum historische Liturgik
betrieben wird, warum diese praktischen Fächer wöchent-

lich 22 Stunden einnehmen, während Specialdogmatik neun Stunden hat, die Fundamentaltheologie und das Kirchenrecht fünf, die Philosophie keine! Die Zeit von 1765 bis 1848 ist hier noch nicht ganz überwunden, die Stellung der Kirche zur (theologischen) Hochschule noch nicht klar erfaßt! Nun erklärt es sich auch, warum die Jesuiten auf diesen Studienplan nicht eingingen!

Indessen hat man für den Zweck streng wissenschaftlicher Bildung noch einen andern Modus erfunden, als den der verunglückten Specialvorträge: „Antistites eligant juvenes dotibus eminentes, qui, postquam consuetum studiorum cursum absolverint, disciplinis theologicis vel juri canonico tres sive quatuor annos impendant“, sagt das Wiener Provincialconcil Tit. 6. c. 3. Aber abgesehen davon, daß das wissenschaftlich-theologische Studium aus den angegebenen Gründen für den ganzen geistlichen Stand, für Welt- und Ordens-Priester vorhanden und wenigstens an allen theologischen Facultäten Pflicht und Beruf sein soll, muß man doch erwägen, daß schon dieses Auswählen etwas Bedenkliches an sich hat, zu Irrthum, Eifersucht und Enttäuschungen führen kann; nicht umsonst heißt es: „Selbst macht sich der Mann“ und deßhalb soll nicht diesem oder jenem, sondern jedem Theologen Gelegenheit geboten sein, aus sich etwas machen zu können und zu dürfen, wie das bei den Hörern der andern Facultäten der Fall ist. Und dann: wohin soll man denn diese Betreffenden schicken, da in Oesterreich an allen Facultäten dieselben Zustände herrschen? Also nach Innsbruck oder ins Ausland! Aber nehmen wir auch an, es habe jemand das Glück, sich auf diese Weise weiter bilden zu können, er wird seinem weltlichen Collegen gegenüber doch im Nachtheile sein. Letzterer betrat die Universität mit der Absicht, die obligaten Fächer seines Berufes zu hören und in einem Specialfach sich weiter zu bilden. Nach vier Jahren hat er nun nicht nur absolvirt, sondern nebenbei Jahr aus Jahr ein noch die entsprechenden Special-

ien gehört. Nun iſt er auch auf dieſem Gebiet weit
ſchritten, während unſer Theologe in ſeinem anzuſtrebenden
ialfache nur einen „Jahrgang" gehört, vielleicht auch
guten Theile wieder vergeſſen hat und jetzt nach vier
en erſt zu den „höheren Studien" kommt. Fällt es
nun ein, etwa nach den beſtehenden Vorſchriften das
rat aus der „geſammten Theologie" zu nehmen, ſo
er nach acht Jahren theologiſcher Studien endlich ſein
alfach ernſtlich in Angriff nehmen. Das iſt eine ernſte
: Time is money — and juvenility much the more!
In der That, die zwei oben beſprochenen Principien,
h jenes der Klaſſeneintheilung, welches den jährlichen
ng des ganzen „Stoffes" zur Vorausſetzung und die
glichkeit, mehrere Jahre hindurch ein Fach zu hören
u betreiben, zur faſt nothwendigen Folge hat, und das
p der Trennung in praktiſche und ſtreng wiſſenſchaft-
Vorträge mit Begünſtigung der erſteren —. dieſe Grund-
ind vollkommen hinreichend, eine Hochſchule zu ruiniren,
braucht ſie nur etwa an einer freien katholiſchen Uni-
t ein- und durchzuführen, um derſelben ſowohl in der
giſchen wie in den andern Facultäten jedes wahre
ihen von vorneherein zur Unmöglichkeit zu machen. Aber
kommen an faſt ſämmtlichen theologiſchen Facultäten
reichs — theilweiſe auch außer Oeſterreich — noch
: Mißſtände, die wir nicht beſprechen, wohl aber er-
n wollen. Hieher gehört einmal der faſt gänzliche
el an jenen Seminarien, welche Lehrer und Hörer
er näher bringen, letztere in die praktiſche literariſche
einführen, ihnen Methode lehren. Weder das Exami-
noch das Diſputiren, noch auch die Semeſtralprüfungen
dieſelben erſetzen: denn das alles führt den Hörer
ein „Lehrbuch" nicht hinaus und in die Kenntniß der
ägigen Literatur und der Quellen nicht hinein. Es
inem wirklich das Herz weh, wenn man z. B. in der
lung von Ptah liest, wie vieles gerade in dieſer

Beziehung an den philosophischen Facultäten, die uns hier doch am nächsten stehen, in neuester Zeit geschehen ist, während bei der Theologie alles seine alten ausgetretenen Pfade geht. Gerade die Theologen studiren am fleißigsten, frequentiren am emsigsten, die Theologieprofessoren lesen am öftesten — und der wissenschaftliche Erfolg? Dr. Lemayer antwortet auf diese Frage a. a. O. 163: „Diese Facultäten stehen im Ganzen wissenschaftlich niedriger, als die andern." (!) Zur Entschuldigung muß gesagt werden, daß diese Seminarien bei dem bestehenden Studienplane kaum eingeführt, sicher aber nicht gedeihen könnten. Innsbruck hat eine andere Vorleseordnung — und seine Seminarien!

Auch das Institut der Privatdocenten fehlt im Großen und Ganzen, Innsbruck wiederum ausgenommen. Ein Grund hievon liegt in dem Umstande, daß an den theologischen Facultäten fast nirgends ein Collegiengeld gezahlt wird. Indessen da es für Priester in den Städten manche Anstellungen gibt, welche die Docentur ermöglichen würden, ist dieses nicht der einzige Grund. Auch hier liegt das Uebel tiefer. Nun aber ist ein auf diesem Gebiete so versirter Mann wie Dr. Unger der Ansicht, daß der Mangel an Privatdocenten allein schon genüge, ein frischpulsirendes Leben an der Hochschule zur Unmöglichkeit zu machen. Er sagt in seiner bereits angezogenen Rede: „Ohne Privatdocenten wird sich der Unterricht, die Lehrthätigkeit den fortwährend wechselnden Bedürfnissen des Unterrichts nicht anpassen, da jedem Lehrer von vorneherein seine bestimmte Aufgabe, seine bestimmte Stelle zugewiesen ist. Und am allerwenigsten werden sich dann jüngere, tüchtigere Kräfte finden können, die als Pioniere der Wissenschaft neue Pfade, neue Wege suchen, und die die Concurrenz mit den vom Staate bestellten Professoren zu halten im Stande wären. . . Wohin führt also schließlich dieses System? Nach meiner Ueberzeugung zu einer Abgeschlossenheit des Lehrkörpers, der sich nicht Jahr aus Jahr ein durch frische, junge, aufstrebende Kräfte ergänzt und

verjüngt, zu einer Abgeschlossenheit der Lehre, neben der keine neue Lehre, keine neue Richtung emporkommen kann, zu einer Monotonie des geistigen Lebens, zu einer Starrheit in dem Unterrichte und in der Forschung aus Mangel an geistiger Reibung, die hier wie überall für die Bewegung unbedingt nothwendig ist, zu einem Stillstande des geistigen Lebens und hiemit zu dem Verfalle unseres Universitätslebens".

Als seinerzeit an allen Facultäten sich ein Mangel von Nachwuchs an Professoren zeigte, wurde mit allerhöchster Entschließung vom 16. November 1874 eine außerordentliche Subvention für Heranbildung akademischer Lehrkräfte in's Budget eingestellt. Die Durchführungs-Verordnung (25. 3. 1875) sagte nun, die Regierung werde dieses Ziel auf zweifache Art anstreben, nemlich durch Unterstützung der Candidaten des akademischen Berufes und durch Honorirung von Privatdocenten. Letzteres wäre wohl bei der Theologie — wegen Mangel der Collegiengelder — am dringlichsten gewesen, aber wir erinnern uns nicht, daß hier etwas abgefallen wäre! Daß auch die theologische Rigorosenordnung für die Heranbildung dieser Lehrkräfte sehr ungünstig ist, wurde in diesen Blättern bereits erwähnt (1889, Bd. 103, S. 957). Ganz ohne Nutzen war selbiger Aufsatz doch nicht: einige Theologen wurden dadurch vom „Doctoriren" abgeschreckt, Fachmänner erkannten die Richtigkeit jener Behauptungen an, wenngleich man sagte, die Sache sei nicht durchführbar und würde große Aenderungen herbeiführen. Nun freilich mit kleinen ist nach all dem, was wir erörtern, auch nicht gedient; was aber die Durchführbarkeit anbelangt, so hat man die Rigorosenordnung von 1809 in der Philosophie, im Jus und in der Medizin 1872 geändert, und diese Aenderung nebst vielen anderen sehr leicht durchgeführt; nur die Theologie steht hier noch im napoleonischen Zeitalter. Und wer hat beim neuen Volksschulgesetz um die Durchführbarkeit gefragt? Gerade die neue philosophische Rigorosenordnung wäre ein wahres Muster

zur Aenderung der theologischen! Auch der bezügliche Erlaß vom 2. Juli 1872 ist aller Erwägung werth!

Es wäre noch manches zu erörtern, aber wir brechen hier ab in der Ueberzeugung, unsere an der Spitze gebrachte Behauptung auch bewiesen zu haben. Wollen also die Tschechen an der neuzubegründenden theologischen Facultät in Prag ihr Ziel erreichen, so geben wir ihnen den aufrichtig gemeinten Rath, sie mögen darauf dringen, daß eine ausgiebigere Zahl von Kanzeln errichtet werde, als sonst üblich ist, und daß die ganze Einrichtung der neuen Schule auf Grund einer allseitigen Reform der bisher bestehenden Zustände organisirt werde. Daß dabei das Einvernehmen mit der Kirche und der Verordnungsweg fast durchaus hinreichen, zeigt der Wortlaut des Universitäts- und Doktoratsgesetzes von 1870 (Wiener Zeitung S. 581). Frägt man uns aber, wie wir uns die ganze Reform denken, so haben wir unseren Ausführungen nur die Worte beizusetzen: Ad analogiam facultatis philosophicae.

LIV.

Die politische Kleinarbeit der deutsch-liberalen Partei in Oesterreich.

VIII. Der deutsche Schulverein.

In der Reihe der Vereine für „die nationale Erziehung" des deutschen Volkes ist allseitig dem „deutschen Schulverein" der hervorragendste Platz angewiesen. Obmann dieses Vereines ist seit nahezu zehn Jahren der Reichsraths- und Landtagsabgeordnete Dr. Weitlof, der auch in Feuerwehrkreisen einen hervorragenden Einfluß hat, während als sein Stellvertreter Professor von Kraus, der Pfadfinder der „nationalen Erziehung", gleichfalls Reichsrathsabgeordneter,

wirkt. Die Anregung zur Gründung dieses Vereines gab der Reichsrathsabgeordnete Mittelschulprofessor Pernerstorfer, der mit dem demokratischen Abgeordneten Kronawetter die Verbindung der deutschliberalen Partei mit den socialdemokratischen Arbeiterführern (Dr. Victor Adler u. s. w.) aufrecht erhält. Seine leitende Idee war, Kindern deutscher Eltern, die in andern oder an der Grenze anderer Sprachgebiete leben müssen, besonders dort, wo die Errichtung einer deutschen Schule auf öffentliche Kosten nicht erreicht werden kann, deutschen Unterricht und deutsche Erziehung zu bieten, und diese Idee, sympathisch wie sie ist, fand großen Anklang und schuf eine gewaltige Organisation.

Die nächste Folge der Gründung des deutschen Schulvereins zeigte sich darin, daß die Czechen, Slovenen und Italiener gleichfalls daran gingen, nationale Schulvereine zu gründen. Die Czechen gründeten die „Matice školska“, die Slovenen den Schulverein „St. Cyrillus und Methodius“ und die Italiener den Schulverein „pro patria“. Es begann eine förmliche Jagd auf Kinder für die Schulen dieser Vereine, die gegenseitig in den verschiedenen Parteiblättern sich die gleichen Beschuldigungen an den Kopf warfen, wie sie den gleichen Zweck verfolgen und die gleiche Organisation haben. Im September 1885 empfahl die altczechische Politik die „Matice školska“, den czechischen Schulverein in folgenden Worten:

„Es ist lange schon klar, daß wir mit der Unterstützung und Förderung der ‚Matice‘ einzig und allein das Interesse unserer nationalen Existenz pflegen; daß wir, feindseliges Beginnen abwehrend, nur für die Bildung und Erziehung unserer Jugend sorgen. . . Die ‚Matice‘ will und thut nichts anderes, als den Kindern unseres Volkes die Bildung und Erziehung in unserer Sprache ermöglichen; sie will nur jene Angehörigen retten, welche uns unsere Gegner im zartesten Alter entreißen und zu Renegaten erziehen wollen. Die Erhaltung des eigenen Blutes ist die Devise der Matice.“

Genau dasselbe behaupten von sich der deutsche, der slovenische und der italienische Schulverein.

Ueber die Wirkungen, welche die Thätigkeit des deutschen wie des czechischen Schulvereins in Böhmen anrichtete, schrieb vor einigen Jahren Opitz in Warnsdorf, ein um die katholische Sache wirklich verdienter Priester, der vor kurzem erst die bisherige Abstinenzpolitik der deutschliberalen Partei im böhmischen Landtage in einem Wahlaufrufe (Dezember 1889) billigte, gegen den also die gewöhnlichen „nationalen" Vorwürfe nicht erhoben werden können, wie folgt:

„Alle diese Organisationen, die kaum sechs (jetzt bald 10, A. d. V.) Jahre alt sind, und früher als entbehrlich nicht vermißt wurden, erklären heute fast mit gleichen Worten auf beiden Seiten, zum Schutze der einen Nationalität gegen die andere im Lande da zu sein, und unter dieser Losung schüren und vertiefen sie mit größter Rührigkeit und erstaunlichen Opfern Tag um Tag mehr den nationalfeindseligen Haß und Krieg, der in Böhmen jetzt tobt, wie seit Jahrhunderten nicht mehr. Bei dieser Entwicklung der inneren Zustände, die nicht gut enden kann, nehmen der deutsche und der czechische Schulverein, beide mit den gleichen Mitteln entgegengesetzt arbeitend, einen ganz hervorragenden Platz ein. Sie haben beide denselben nationalen Zweck, nur daß dieser hier ‚deutsch', dort ‚czechisch' heißt, und darum haben sie im Lande entweder die gleiche Berechtigung, oder die gleiche Nichtberechtigung. Anders zu reden, ist Voreingenommenheit und Einseitigkeit; denunciatorische Hetze aber in solchem Sinne vertieft nur den nationalen Haß. Beiderseits werden von liberaler Seite im Lande diese Schulvereine, von denen man vor wenigen Jahren noch nichts wußte, heute als unerläßliche Nothwendigkeit nationaler Selbstvertheidigung hingestellt, obwohl doch der Staat das Schulwesen seit 18 Jahren nach liberalen Grundsätzen ausschließlich in seiner Hand hält. Nach ihrem Endzweck und ihrer ganzen Thätigkeit aber stellen sich beide Schulvereine, der deutsche wie der czechische, unwidersprechlich dar als nationale Kampfvereine, deren Arbeit den inneren Frieden zwischen beiden Volksstämmen im Lande, Dank den tonangebenden Führern

Lenkern, täglich nachhaltiger untergräbt, und ihrer ganzen
r und Beschaffenheit nach auch nur untergraben kann."
„So beurtheilen wir beide Schulvereine, den deutschen
den czechischen. Sie sind moderne Zeitgebilde, die den
estempel der gegenseitigen nationalen Feindseligkeit überall
Schau tragen. Klagt man daher auf national=czechischer
den deutsch=nationalen Schulverein an, und fordert
Staate seine gewaltsame Auflösung, so geschieht das
he mit derselben Anschuldigung umgekehrt von deutsch=
naler Seite gegen die czecho=slavische „Matice skolska".
beruhen auf demselben Vereinsgesetz und der ‚gleichen
htigung für Alle' in Oesterreich, und Privilegien gibt es
Deßhalb haben entweder beide Schulvereine die gleiche
nzberechtigung, oder keiner von beiden hat sie."

Sollte der deutsche Schulverein seinen Zweck erreichen
die angestrebte Organisation „aller nationalen Kräfte"
führen können, so mußte er selbstverständlich als nicht
tischer Verein auftreten und jedem deutschen Manne
Eintritt offen halten. Diese Erklärung wurde von der
nsleitung wiederholt abgegeben, und auf der General=
mmlung in Graz sogar zum Widerstande gegen jede
ckung zur Theilnahme am politischen Parteigetriebe
hnt. Auch im niederösterreichischen Landtag gab der
nn des Vereins Dr. Weitlof die Erklärung ab, daß
Verein „das trennende Gegensätze herbeiführende Moment
politischen Parteiungen und der confessionellen Unter=
schon im Interesse der Sache zurückdrängen müsse,"
s ihm „nicht einfallen könne, dasselbe in den Vorder=
d zu schieben" (Stenogr. Protok. des niederösterr.
ags 1884 S. 141). Von diesem Standpunkte aus erhob
Verein auch den Anspruch, von allen Confessionen unter=
zu werden, und insbesondere auf die guten Dienste
tholischen Klerus rechnen zu können.

Er fand nicht das gewünschte Entgegenkommen und
es nicht finden. Wohl schlossen in den Sprachgränz=
n einzelne katholische Priester dem Vereine sich an,

mit vollem Recht, wenn sie dadurch nicht nur den Kindern deutscher Eltern nützten und erhöhten Einfluß auf deren Erziehung gewannen, sondern auch die mißbräuchliche Ausnützung ihrer Schulvereinsgruppe zu Gunsten des politischen und religiösen Liberalismus verhindern konnten. Im Großen und Ganzen mußte aber der Klerus sich vom Vereine fernhalten und zwar aus guten Gründen. Der deutsche Schulverein wurde nämlich begründet ohne Vorbesprechungen mit conservativen Männern, und überdieß wurden sofort alle maßgebenden Stellungen in demselben mit mehr minder hervorragenden liberalen Parteileuten besetzt, so daß, als der Verein sich an die deutschen Conservativen und an den Klerus wandte, er diesen nur die Erlaubniß bieten konnte, für die Zwecke des Vereins Geld zu spenden, ohne auf die Verwendung desselben Einfluß zu gewähren.

Daß unter diesen Umständen die Unterstützung durch Geld seitens der deutsch-conservativen Partei und des katholischen Klerus ausblieb, berührte die leitenden Kreise des deutschen Schulvereins unangenehm. Wiederholt folgten die Einladungen an alle Deutsche, ob rechts, ob links, dem Vereine sich anzuschließen. Blätter, die für die überzeugungstreuen deutschen Katholiken in Oesterreich nur den Ausdruck „Römlinge" hatten, forderten dieselben im gleichen Athem zum Anschluß an den deutschen Schulverein auf. Besonders auf der Hauptversammlung des Vereins in Salzburg, also im Herzen der katholischen Alpenländer (14. Juni 1886) bemühte man sich, die deutschen Katholiken in Oesterreich für die finanzielle Unterstützung des Vereins gewinnen zu können, ohne mehr zu bieten als Phrasen. Schon in der Vorversammlung sprach der liberale und freimaurerische Abgeordnete Heilsberg (Steiermark) die Hoffnung aus, daß auch jene deutschen Brüder, welche gegenüber den nationalen Zielen und Bestrebungen bis jetzt noch abseits stünden, sich mit den Schulvereinsmännern für die Ehre und Würde des deutschen Volkes noch vereinigen würden. In demselben

une betonte der Obmann Dr. Weitlof, daß der Verein
der mit Geheimbündelei noch mit der Loge etwas zu thun
be, sondern nur eine von politischen Dingen fernab liegende
hätigkeit entfalte. Er knüpfte sogar an die Geschichte
alzburgs an, welche die Bedeutung der Verbindung ger-
anischen Wesens mit dem Christenthum erkennen lasse, und
es darauf hin, daß die Entfaltung der Macht und des
uhmes des österreichischen Kaiserhauses auf der gleichen
erbindung des germanischen Wesens und christlichen Geistes
t Rudolf von Habsburg beruhe. Diese Betonung christ-
hen Geistes durch einen liberalen Redner erschien ganz
ngewohnt. Der Obmannstellvertreter (lib.) Abgeordneter
n Kraus that noch ein Uebriges, indem er erklärte, daß
e Schulvereinsleitung alle ihre Lehrer verhalte[1]), in unge-
übter Harmonie mit den Priestern gemeinsam für die Her-
ns- und Geistesbildung der Jugend zu arbeiten, und sogar
n Klosterfrauen geleitete deutsche Schulen und Kinder-
rten unterstütze. Den letzten Trumpf bildete die Mittheilung,
ß im Verein eine Ortsgruppe (wahrscheinlich Melk) sich
bildet habe, deren Mehrheit aus Ordenspriestern bestehe.
Auch durch die Presse suchte man die deutschen Katho-
n in Oesterreich für den Verein einzufangen. Massenhaft

1) Theorie und Praxis scheinen hier in Widerspruch zu stehen. Zwei Monate vorher erhielt wenigstens die Vereinsleitung auf Grund des Erlasses des k. k. Landesschulraths vom 16. Juli 1885 eine Mahnung, durch welche der k. k. Bezirksschulrath Lichtenwald d. d. 3. Mai 1886 wiederholt und zwar unter Androhung der Schließung der dortigen Vereinsschule die Entfernung bezw. Versetzung des Lehrers J. W...... an derselben wegen dessen anstößigen Lebenswandels forderte und über das sittenwidrige Benehmen eines zweiten Lehrers an derselben Schule laute Klage führte. Die erste behördliche Aufforderung zur Versetzung des J. W. hatte keinen Erfolg. Wer die „Langmuth" kennt, mit der in Oesterreich vielfach gerade die Lehrerwelt behandelt wird, muß die Mittheilung des Dr. v. Kraus mindestens anzweifeln.

wurde ein kleines Schriftchen mit dem Titel: „Ein ernstes Wort über den deutschen Schulverein von einem katholischen Priester" verbreitet, welches angeblich ein katholischer Dekan in Böhmen verfaßt haben soll. Dasselbe stellte sich die Aufgabe, die gegen den deutschen Schulverein erhobenen Vorwürfe zu entkräften und denselben allen, die guten Willens sind, so namentlich allen deutschen Priestern ans Herz zu legen; und strotzte von abgedroschenen Phrasen „vom unterdrückten Deutschthum, von dem glühenden Hasse der Czechen gegen die Deutschen, von der Agitation der deutschen Priester gegen den deutschen Schulverein, welche so in ihrem eigenen Fleische wühlen und sich den Feinden ihrer eigenen Nation anschließen" ꝛc. — ganz im Style eines Dr. Knotz. Bemerkenswerth war daran eigentlich nur, daß der Verfasser selbst sagte: „Welches Maß von positivem Glauben die Leiter des Schulvereines besitzen, wissen wir nicht". Unter diesen Umständen hatte die Massenverbreitung dieses Schriftchens für welches der Verfasser mit seinem Namen nicht einzustehen wagte, keinen Erfolg.

Am stärksten gestalteten sich die Bemühungen, die deutschen Conservativen für den deutschen Schulverein zu gewinnen, in Tyrol. Dort führten insbesondere in Südtyrol mehrere deutsche Gemeinden einen harten Kampf gegen die Verwälschung, der für sie um so bitterer war, als die Deutschliberalen, die sich heute als Retter des Deutschthums ausspielen, zur Zeit ihrer Herrschaft die deutsche Sprache in Wälschtyrol sogar als Amtssprache im Verkehr der Behörden unter einander (also nicht bloß im Verkehr mit den Parteien) beseitigt hatten. Noch im Mai 1888 forderte der Obmannstellvertreter des Vereins Dr. von Kraus die Tyroler ohne Unterschied der Partei auf, dem Schulverein beizutreten, um so mehr, als der Verein bis dahin bereits 63,000 fl. für dieses Land ausgegeben, von demselben aber nur 11,000 fl. empfangen hatte. Damals trug man noch eine riesige Begeisterung für die nationalen Kämpfe der deutschen Gemeinden in Südtyrol zur

hau, ein Jahr später waren diese Gemeinden von den
hrenden Männern der Tyroler Schulvereins-
uppen an die Italiener verkauft und ver-
then. Um die Conservativen in der Innsbrucker Landstube
ämpfen zu können, vereinigten sich 1889 bei den Landtags-
hlen die Deutschliberalen in Tyrol unter Zustimmung der
eralen Presse in ganz Oesterreich mit den Italienern in
idtyrol und versprachen diesen, gemeinsam die volle Los-
nnung des Trentino's (Wälschtyrol) von Nordtyrol zu er-
eben. Nur die conservative Presse und einzelne wenige
erale Blätter in Deutschland[1]) wagten es, diesen Verrath
: Deutschliberalen an der nationalen Sache zu tadeln,
ne daß diese Vorwürfe von der liberalen österreichischen
esse zurückgewiesen werden konnten. Seitdem schweigt sich
liberale Presse in und außer Tyrol über die Kämpfe der
utschen Gemeinden in Südtyrol vollkommen aus, höchstens
ß im jungdeutschliberalen „Innsbrucker Tagblatt" hie und
versichert wird, daß sich in der Lage der deutschen Ge-
inden in Südtyrol gar nichts geändert habe. Treffend
vidern darauf die wackern „Tyroler Stimmen" (Ende
inner 1890):

„Erinnern sich die Herren denn nicht mehr an alle die
rigen Reden, die um die Zeit der Propatriagründung[2]) be-
ders in Meran zu Gunsten der deutschen Gemeinden gehalten
rden? Heute sagt uns ein gewesenes Mitglied der Meraner
tsgruppe des deutschen Schulvereins, es sei ein aussichtsloser
) vergeblicher Kampf, den die deutschen Gemeinden gegen die
hende Verwälschung führen. . . . Früher vertheidigte man
deutschen Schulen, besonders jene in Trient, heute spricht
. Angerer (liberaler Abgeordneter und Schulvereinsmann)
achtend von den wenigen ‚Soldaten- und Beamtenfamilien'
Italienischtyrol, um derentwillen deutsche Schulen zu erhalten

1) Berliner „Post" und „Gegenwart".
2) Gründung des italienischen Schulvereins, pro patria genannt.

offenbar gar nicht der Mühe werth scheint. Frühere Jahre konnte kein liberales Blättlein in Tyrol erscheinen, ohne die Spenden des deutschen Schulvereins für die deutschen Enclaven mit gesperrten Lettern zu bringen; seit dem Compromiß hat man keine derartige Notiz mehr gesehen. Früher sprach und schimpfte man über Verwälschung, heute zieht man höflich den Hut und spricht: ‚Die deutschen Gemeinden gehören zu Euerem Besitzstand, Ihr Herren Italiener; Ihr seid ja auch eine Culturnation . . . .‘ Heute gibt es in ganz Tyrol kein liberales Blatt mehr, das sich getraut, für die deutschen Enclaven ein Wort einzulegen. Und trotzdem soll sich gar nichts geändert haben?“

Daß die führenden Männer der Tyroler Schulvereinsgruppen dem eben bezeichneten Verrathe beistimmten und die Vereinsleitung nicht mit einem flammenden Proteste für die durch eine Zweitheilung Tyrols bedrohten nationalen Interessen, abgesehen von den Interessen des Reiches, vorging, ist ein leidiger Beweis dafür, daß, wenn es sich um Machtfragen zwischen den liberalen und conservativen Deutschen Oesterreichs handelt — im vorliegenden Falle fünf Landtagsmandate in Tyrol — selbst in der Vereinsleitung der nationale Gedanke vor der politischen Berechnung zurücktreten muß und der nackte Liberalismus auf der Bildfläche erscheint.

Dieß ist um so gefährlicher, als der deutsche Schulverein eine Organisation erhalten hat, wie wenn er ein Kampfverein wäre. Wo immer mehrere Mitglieder dieses Vereins leben, sammeln sie sich zu einer Ortsgruppe und wählen sich eine vollständige Vorstandschaft, unterstehen aber dabei auch der Gesammtvorstandschaft, welche auf den jährlichen Hauptversammlungen durch die Delegirten der einzelnen Ortsgruppen gewählt wird. Dabei gehen sämmtliche Einnahmen des Vereins bei der Gesammtvorstandschaft ein und werden durch diese verwaltet. Diese Organisation bietet dem Vereine zwei große Vortheile: stramme Centralisation seiner Mittel und gleichzeitig möglichste Gliederung seiner Mitglieder, zumal in

rrer Zeit neben der jährlichen Hauptversammlung Orts-
ppentage für bestimmt abgegränzte Bezirke oder Kron-
der abgehalten werden. Es ist klar, daß diese Gliederung
Vereins ungemein geeignet ist, seine Mitglieder in den
sgruppen für Gemeinde-, durch die Ortsgruppentage für
des- und durch die Gesammtvorstandschaft für Reichs-
elegenheiten zu mobilisiren. Nebenbei steht auch die
tsache fest, daß alle maßgebenden Stellungen im Verein
t mit neutralen Personen, sondern mit aktiven, vielfach
tonangebenden Männern der liberalen Partei besetzt
. Die Vorstandschaften der Ortsgruppen in den ein-
en Städten und Märkten könnten wohl zumeist an einem
h und auf dem gleichen Sitz nach Erledigung der Ge-
fte der Ortsgruppe sich in ein Wahlcomité der libe-
en Partei verwandeln. Die Eignung zu einem Kampf-
eine besitzt demnach der deutsche Schulverein unzweifel-
t; ob er als solcher auch wirkt, beantwortet uns seine
chichte.

Mit Vergnügen haben die überzeugungstreuen Katho-
n in Oesterreich die Entwicklung des deutschen Schul-
eins nie sehen können. Der Gegensatz trat zu offen zu
e, daß die leitenden Männer des Vereins für ihre
ulzwecke zwar das Geld der Katholiken beanspruchten,
gen überall, in Wort und Schrift, in der Presse und
Versammlungen, in Landtagen wie im Reichsrath, deren
zenswünsche in Bezug auf die Schule leidenschaftlich
mpften. Der Katholicismus als solcher hatte überhaupt
t die Gunst des Vereins für sich. Ein Strohhalm zeigt
Richtung. Der Verein gibt einen Kalender („Kalender
deutschen Schulvereins") heraus, bei dessen Zusammen-
ung eine besonders sorgfältige Sichtung der Beiträge
ausgesetzt werden darf. Trotzdem enthält dieser Ka-
er für 1888 z. B. einen Beitrag „Unsre Namen" von
m Müller, Guttenbrunn, in dem nachfolgende Stelle
ommt:

„Der katholische Kalender mit seinen 100köpfigen Heiligennamen hat eine Fluth von Verwälschung in unser Volksleben getragen und verheerend unter den alten deutschen Namen gewüthet. Der Glaube, den Kindern durch eine bestimmte Namenswahl einen Fürsprecher im Himmel zu geben, ist ja von großer Schönheit; aber er hat uns um ebenso schöne nationale Güter gebracht (!) und die Einbürgerung von inhaltlosen Sitten und Gebräuchen gefördert. Die unsinnige Feier des *Namens*festes in der ganzen katholischen Welt an Stelle des Geburtsfestes z. B. ist eine der geringsten, doch bezeichnendsten Wirkungen jenes Glaubens. Die Feier des Namensfestes ist eine religiöse Form, deren eigentlicher Grundgedanke in Niemandes Bewußtsein lebt; die Feier des Geburtstages aber fußt auf einer tief menschlichen Grundlage und redet eine Sprache, die Jedermann versteht. Das deutsche Volk verlor zuerst durch das Christenthum, das im Allgemeinen ein Segen für die Menschheit war, dann durch die Renaissance den geistigen Zusammenhang mit seinen Urvätern. Germanische Sage und Geschichte, Literatur und Religion waren lange Jahrhunderte verschüttet, und die deutschen Gelehrten und Dichter unseres Jahrhunderts haben es mit erstaunlichem Erfolge unternommen, uns die alte germanische Welt zu erschließen. Wenn es aber jemals wieder gelingen soll, das deutsche Volk mit der Gedanken- und Vorstellungswelt seiner Ahnen vertraut zu machen, dann muß das deutsche Volk selbst mitarbeiten an seiner nationalen Wiedergeburt. Ohne solche Arbeit schwebt die ganze deutschnationale Bewegung in der Luft. Und einen kleinen Beitrag zur Förderung dieser Arbeit kann Jeder leisten, der in die Lage kommt, einem Kinde einen Namen zu geben. Fort mit dem fremden und unnatürlichen Gewande für deutsche Seelen! *Hinweg mit allen slavischen, lateinischen oder griechischen Namen!*" U. s. w.

Der Grundton dieser immerhin noch vorsichtig gehaltenen Ausführungen liegt in der Stellung der nationalen Idee *über* den christlichen Glauben. Man gesteht noch, daß das Christenthum ein Segen für die Völker gewesen sei, doch nur „im Allgemeinen", aber jeder Leser fühlt zwischen den

Zeilen die Sehnsucht nach der Rückkehr „zur rein menschlichen Grundlage", welche eine Sprache reden lasse, die „Jedermann versteht", ausgeputzt etwa mit der Herrlichkeit der altdeutschen Sagen- und Götterwelt!

Der „Rückkehr zur rein menschlichen Grundlage", der Abneigung gegen katholisches Denken und Fühlen entspricht vollkommen die Hinneigung, welche der deutsche Schulverein dem internationalen Judenthum entgegenbrachte. Gerade wie bei den Turnvereinen (Bd. 104 S. 899—904) zeigt sich beim deutschen Schulverein, einem „nationalen Erziehungsverein", die Erscheinung, welche zum Nachdenken nicht genug empfohlen werden kann, daß ein Hauptvertreter des (liberalen) Germanenthums heute das Judenthum ist. Das deutsche Volk in Oesterreich geht, insoweit es liberal ist, zu den Juden und läßt sich von ihnen belehren, was deutsches (judenliberales) Wesen ist. Haufenweise betheiligten sich die Juden am deutschen Schulverein, wußten aber auch daraus Nutzen zu schlagen. Während der Verein statutengemäß nur Schulen gründen und unterstützen sollte, um Kindern deutscher Eltern die Möglichkeit deutscher Erziehung zu bieten, wurden in Böhmen Schulen gegründet und unterstützt, um den Kindern jüdischer Eltern billiger und leichter die Gelegenheit zu geben, die im Concurrenzkampf gegen deutsche Geschäftsleute ihnen nöthige deutsche Sprache zu erlernen. Als geschäftskundige Leute haben die Juden es nie versäumt, in national gemischten Ländern ihren Kindern eine zweisprachige Erziehung mindestens zu geben. Wie weit diese Bestrebungen gehen, zeigt die Thatsache, daß während in Prag und in Reichenberg sowie in den 47 deutschen Landschulbezirken von Böhmen keine deutsch-jüdische Privatschule zu finden ist, 1889 in den 58 böhmischen Landbezirken 96 israelitisch-deutsche Privatschulen mit 131 Klassen für 3780 Kinder bestanden.[1]) Wie

1) Die deutschen öffentlichen Schulen in Prag waren im Vorjahr von 699 deutschen, 1304 böhmischen und 1607 jüdischen Kindern besucht.

viele dieser jüdisch-deutschen Privatschulen vom deutschen Schulverein unterstützt wurden und noch unterstützt werden, wird genau nie festgestellt werden können. Die „Deutschnationalen“ behaupteten 1885, der deutsche Schulverein unterhalte in Nordböhmen 113 Schulen für 4073 Juden- und nur 192 Christenkinder. Dagegen erließ die Leitung des deutschen Schulvereins zur Vertheidigung ein Rundschreiben, in welchem zugestanden wird, daß ihrerseits nur 9 exklusiv jüdische Schulen (confessionelle) unterstützt wurden; auf die Frage aber, wie viel jüdische Kinder überhaupt in den Vereinsschulen unterrichtet würden, nicht eingegangen ist.

Zwischen der judenfreundlichen und judenfeindlichen Richtung im deutschen Schulverein kam es endlich zum Bruch, und die Antisemiten gründeten den „Schulverein für Deutsche“, zuerst mit dem Sitze in Graz, dann in Wien. Wie beim deutschen Schulverein war als Ziel und Zweck die Förderung des deutschen Schulwesens überhaupt und die Unterstützung der deutschen Eltern an den Sprachgränzen angegeben. Es ging indeß nicht recht vorwärts; die Mittel waren klein, zu Pfingsten 1889 verfügte der Verein erst über ein Vermögen von ca. 26000 fl., und für Schulzwecke waren in drei Jahren nur 13471 fl. verwendet worden. Bei der letzten Hauptversammlung in Wien 1889 wurde die Gründung einer „christlich germanischen Schule“ in Wien beschlossen, doch kam dieser Beschluß nicht zur Ausführung, da der Verein am 25. Juli 1889 wegen Ueberschreitung des statutenmäßigen Wirkungskreises von der Regierung aufgelöst und eine Beschwerde hiegegen vom Reichsgericht am 15. Januar 1890 abgelehnt wurde. In der für alle Vereine dieser Art wichtigen Entscheidung des Reichsgerichtes ist festgestellt, daß bei den Zusammenkünften des Vereins von dem Vereinsobmann und Vereinsmitgliedern Vorträge gehalten wurden, deren Inhalt und Tendenz unverkennbar politischer Natur waren, und daß wenn auch diese Kundgebungen nur von einzelnen Vereinsmitgliedern ausgingen und ein Verein im Allgemeinen nicht

r alle Aeußerungen und Handlungen seiner Mitglieder
rantwortlich gemacht werden könne, doch zu berücksich-
jen sei, daß die erwähnten Kundgebungen in allen Ver-
mmlungen sich wiederholten, daß dieselben theils vom
ereinsobmann selbst ausgingen und von ihm unbeanstandet
ieben, ja selbst ungetheilten lebhaften Beifall fanden, mithin
utgeheißen wurden, so daß dieselben demnach Enunciationen
s Vereins darstellen, für welche der letztere auch die Ver-
ntwortung zu tragen habe.

Auch der deutsche Schulverein war eine Zeitlang bedroht.
raf Schönborn, der jetzige Justizminister, erließ als Statt-
ilter in Mähren einen Erlaß vom 24. Dezember 1885, in
elchem er der Ueberzeugung Ausdruck gab, daß „dieser
chtpolitische Verein seine Thätigkeit in einzelnen Verwal-
ngsgebieten mehr und mehr auf politische Angelegenheiten
usdehne“, und die Frage anregte, ob derselbe hinfort nicht
s politischer Verein zu betrachten sei. Hiedurch wäre zu-
ichst die Gliederung in Ortsgruppen in Wegfall gekommen,
ch ging diese Gewitterwolke am Verein vorüber.

(Schluß folgt.)

LV.

Biographische Lexica.[1])

Das an letzter Stelle genannte Werk besitzt zwei nicht zu unterschätzende Vorzüge: es liegt vollständig vor und umfaßt nicht nur alle bedeutenden Amerikaner und Ausländer, welche in Amerika gelebt haben, sondern gibt auch die Hauptdaten aus dem Leben der irgendwie bedeutenden Zeitgenossen, nebst Angabe ihrer wissenschaftlichen Werke. Die jedem Artikel beigefügte Bibliographie ist ausgezeichnet. Die Artikel selbst sind kurz, aber in Folge der glücklich angestrebten Präcision des Ausdrucks und der strengen Durchführung eines einheitlichen Plans seitens der Herausgeber ungemein reichhaltig. Trotz des mäßigen Umfanges enthält dieses Werk Namen von berühmten Deutschen, welche in der mit viel größerer Prätension auftretenden „deutschen Biographie“ fehlen. Wir nennen hier nur beispielsweise folgende Jesuiten: G. M. Jenhoffer, den Entdecker

---

1) 1. Allgemeine deutsche Biographie auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs von Bayern, Maximilian II., herausgegeben durch die historische Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften. Bd. I — XXIX. Aa — Rodbertus. Leipzig, 1875—89.

2. Dictionary of National Biography edited by Leslie Stephen. Vol. I — XIX. A — Forman. London, Smith and Elder 1885—89.

3. Cyclopaedia of American Biography, edited by James Grant Wilson and John Fiske. Vol. I—VI. New York Appleton. 1888 – 89.

Amazonenstromes, Fr. Inama, dem wir eine treffliche
chreibung Californiens verdanken, B. Meyer, den Verfasser
Origines Aztecorum, ferner die Missionäre Breck, Have=
t. Höck, Neumann. Ebenso fehlen in dem deutschen Werke
hof Neumann und viele andere Deutsche, welche in dem
rikanischen einen Platz gefunden. Wieder andere sind hier
besser behandelt und nach Verdienst gewürdigt. Die Ob=
ivität der Darstellung, das Streben, allen gerecht zu werden,
unverkennbar, sowohl in der Auswahl der Artikel als der
arbeiter. Es sind z. B. meistens Katholiken, welchen
Biographien von Katholiken anvertraut sind, während
hodisten, Unitarianer rc. über ihre eigenen Glaubensgenossen
iben. Das englische Dictionary of National Biography
die amerikanische Cyklopädie zeigen in anerkennenswerther
se, daß es möglich ist, über die Urheber und Bekenner ein=
er Sekten und Confessionen zu schreiben, ohne dem religiösen
ner Anstoß zu geben und ohne die eigene Ueberzeugung
verleugnen.

Eine erschöpfende Darstellung der politischen Ereignisse,
großen Männer, welche den Gang der Ereignisse bestimmten,
Schilderung des geistigen Lebens und der wissenschaftlichen
wicklung der verschiedenen Rassen, welche Amerika bewohnen,
liche Monographien, wie sie sich in dem deutschen und
ischen Unternehmen finden, darf man von einem Werke so
igen Umfangs nicht erwarten; die Charakteristik von Per=
n und Verhältnissen ist überhaupt, auch wo sie versucht
d, die schwächste Seite der amerikanischen Cyklopädie. Da=
n sind die dem letzten Bande beigegebenen Register aus=
ichnet. So erhalten wir z. B. unter dem Stichwort Domini=
r, Franziskaner, Jesuiten die Namen aller Mitglieder dieser
en, denen Artikel gewidmet sind, nebst Angabe der Seiten
des Bandes.

Lange vor dem verwandten englischen und amerikanischen
ernehmen wurde der Plan einer „Allgemeinen deutschen
graphie" entworfen. Die Vorberathungen fallen in das
r 1868, die Festsetzung der Grundzüge in das folgende
r. Freiherr von Liliencron und Professor Wegele wurden
der historischen Commission der k. Akademie der Wissen=

schaften mit der Herausgabe der deutschen Biographie betraut, welche „als biographisches Nachschlagewerk für Deutschland eine längst gefühlte Lücke in der deutschen Literatur ausfüllen sollte.“ Männer, „in deren Thaten und Werken sich die Entwicklung Deutschlands in Geschichte, Wissenschaft, Kunst, Handel und Gewerbe, kurz in jedem Zweig des politischen und Culturlebens darstellt“, wollte man aufnehmen. Für den Umfang der Biographien selbst unterschied man vier Klassen: „der ersten Klasse der größten Männer der Nation wurde der Raum eines Druckbogens gestattet, der zweiten Klasse ein halber Bogen, der dritten zwei Seiten, der vierten endlich eine Seite oder vielleicht nur einige Zeilen“.

Gegen den Grundsatz, daß jeder Mann nach dem Maße seiner Bedeutung für's Ganze gemessen werden soll, läßt sich theoretisch nichts einwenden; die Schwierigkeit wird immer die sein, den rechten Maßstab zu finden. Jeder, der die 28 Bände der deutschen Biographie aufmerksam studirt hat, wird zugeben müssen, daß die Herren Herausgeber durchschnittlich den protestantischen Maßstab anlegen, dagegen den Wünschen und Bedürfnissen des katholischen Publikums nur wenig Rechnung tragen, ja da und dort die Katholiken geflissentlich vor den Kopf stoßen. Ein Gefühl der Billigkeit hätte den Herausgebern sagen sollen, Biographien katholischer Gelehrter, Staatsmänner und geistlicher Würdenträger wo möglich katholischen Fachgelehrten, oder falls dieselben nicht gewonnen werden konnten, billig denkenden protestantischen Gelehrten, die glücklicherweise nicht so selten sind, zu übertragen. Solch eine Rücksichtnahme lag den Leitern bedauerlicherweise fern, die, wie es scheint, es sich zur besondern Ehre angerechnet haben, katholische Artikel durch die bittersten Feinde der Kirche schreiben zu lassen. Anders ist es wenigstens nicht erklärbar, daß man Altkatholiken wie Friedrich, v. Schulte, Reusch, Reinkens erlaubte, ihre Galle über persönliche Gegner auszuschütten, oder unter dem Scheine der Freundschaft die Todten zu verunglimpfen. Man vergleiche die Artikel Phillips, Luise Hensel, Rauscher und Andere. Hubert Reinkens, der schon in seiner Biographie der Luise Hensel sich undelikat und wenig rücksichtsvoll gezeigt, wiederholt, ja überbietet seine Ausfälle durch einen Angriff auf einen gewissen R.,

einer Ausgabe der Gedichte von L. Hensel eine kurze Lebens-
ze beigefügt hatte. „Alle kürzeren Lebensskizzen sind aus
iner Biographie wesentlich entnommen. Dieser gewissenlose
itiker schreibt meine Biographie aus und verdächtigt sie dann
ter dem Text durch eine dreiste Lüge und befleckt diese Aus-
be der so reinen, frommen und zarten Lieder. Auseinander-
ungen dieser Art läßt man sich in Zeitungen und Zeitschriften
allen, für die deutsche Biographie ziemen sie sich gewiß nicht.
er seinen Gegner der dreisten Lüge anklagt, muß den Beweis
fern. Reinkens hatte es aber nicht einmal der Mühe werth
halten, die Lüge namhaft zu machen.

Amalie von Lasaulx, die barmherzige Schwester, war ein
it geeigneteres Objekt für eine Biographie durch den Bischof
r Altkatholiken; aber auch hier war es diesem unmöglich,
jektiv zu sein, auch hier mußten die Mitschwestern der Amalie
saulx, ihre katholischen Freunde verunglimpft, mußte die
lsstarrige Nonne als Martyrin dargestellt werden. Selbst
inkens muß gestehen, daß man die altkatholisch gewordene
hwester mit großer Liebe behandelte, daß man ihr erlaubte,
dem Kloster, dem eine besondere Freundin derselben vorstand,
verweilen, daß sie viele Besuche empfing; die Altkatholiken
ren natürlich ausgeschlossen. Hätten die Nonnen, wozu sie
echtigt waren, Schwester Augustine aus dem Kloster gestoßen,
e sehr würde Reinkens sich ereifert haben. Die Altkatholiken
tten sicherlich besser daran gethan, eine theologisch ungebildete
ame, von der ihr Freund, Professor Mendelssohn in Bonn,
ht ganz mit Unrecht bemerkt hat, sie habe doch eigentlich
en Beruf verfehlt, nicht mit ihren theologischen Streitigkeiten
behelligen.

Mit dem Artikel „Phillips“ hat man F. v. Schulte betraut.
e Tugenden der Bescheidenheit und der christlichen Liebe sucht
n bei ihm ebenso vergebens als eine sachliche Darstellung.
berall tritt das eigene Ich hervor, überall streut sich der
ehrte Herr selbst Weihrauch: Phillips hat für sein Compen-
m des Kirchenrechtes Schulte ausgeschrieben, hat eigentlich
nig Anlage für das Rechtsstudium, ist überschätzt worden.
hulte, der sich rühmt, ein persönlicher Freund des Professor
illips gewesen zu sein und „auch nach 1870 in derselben

freundlichen Weise wie früher Antwort auf seine Briefe erhalten zu haben", benützt den Umstand, daß Phillips in der Vereinsamung des vorgerückten Alters sich mit seiner Wirthschafterin vermählt hat, zu einer Giftentleerung ordinärster Art.

Die Biographie Phillips ist wenigstens verständlich. In dem Artikel „Rauscher" tritt nichts so sehr hervor, als die Gedankenlosigkeit, mit der dem Cardinal ganz entgegengesetzte Eigenschaften zugeschrieben werden. Schulte schreibt Bd. 27, 451: „Rauscher war Absolutist nach Anlage und Bildung, als Oesterreicher Centralist, zugleich Josefiner und Episkopalist für Oesterreich; aber auch Curialist, Papalist, weil er nur in einem starken Papstthum den Stützpunkt für die Kirche überhaupt, in dem Kirchenstaat den Halt der Legitimität sah". Der Verfasser wollte wahrscheinlich ein Muster gedrängter Kürze geben; aber statt sich die Bedeutung der von ihm gebrauchten Substantive klar zu machen, hat er sie auf Gerathewohl aneinander gereiht. Schulte selbst sagt uns, in den Augen des Josefiners sei die Kirche die vollendetste Regierungsmaschine, und behauptet dann in demselben Athem, der Josefiner Rauscher sei der Schöpfer der ultramontanen Partei in Oesterreich. Bis 1860, wird uns weiter berichtet, „gehörte die streng kirchliche Haltung zu den Mitteln, Einfluß zu gewinnen. Auch von den Ministerien seit 1860 geschah nicht ein einziger Schritt, um dem Ultramontanismus mit Erfolg entgegenzutreten. Alle Ministerien suchten sich bis 1867 mit Rauscher gut zu stellen und auch seitdem bildeten sie die Stützen der äußeren Kirchlichkeit, dem Fundamente des Romanismus." Zuerst werden drei Perioden unterschieden, dann werden dieselben auf zwei reducirt, dann wird auch dieser Unterschied verwischt und kurzweg erklärt, alle Ministerien bildeten die Stütze der äußeren Kirchlichkeit. Hat denn Schulte die Abschaffung des Concordats und die anderen Feindseligkeiten gegen die Kirche ganz vergessen? Die Geschichtsverdrehungen des Bonner Juristen sind übrigens so ungeschickt und handgreiflich, daß sie sich selbst widerlegen. Wir erfahren von Schulte viel über die Herrschsucht und Anmaßung Rauschers, über die Verachtung, mit welcher derselbe Bischöfe und Geistliche behandelte, bei denen er keineswegs beliebt gewesen sei. Cardinal Schwarzenberg soll Schulte gegenüber geäußert haben:

hnen gibt er nach, weil Sie ihm als Gelehrter imponiren,
ne Mitbischöfe hält er für Ignoranten". Wenn Cardinal
chwarzenberg eine ähnliche Aeußerung wirklich entschlüpft ist,
nn war es Schulte's Pflicht, dieselbe für sich zu behalten. Wir
then dem gelehrten Juristen, in der zweiten philippischen
ede nachzulesen, was der Heide Cicero über diesen Gegen=
nd denkt. Wenn Hr. Schulte seinen eigenen Charakter und
ne Schwächen ebenso gut kennte, als die vermeintlichen Fehler
ner katholischen Gegner, dann würde er, bevor er seinen
latsch zum Besten gibt, ernstlich untersuchen, wie viel wahr,
e viel erdichtet ist. Allein seine eitle Selbstzuversicht ist
lchen Erwägungen nicht zugänglich. Schulte muthet uns
ter anderm auch folgende Ungeheuerlichkeit zu: „Rauscher ist
der eigenen Diöcese kaum mehr als ein Strohmann, der sich
f die Firmung, die Abfassung von Hirtenbriefen und den
rsitz in den Sitzungen des Consistoriums beschränkt", der
nen Weihbischof und Generalvikar Dr. Kutschker nach Willkür
alten und walten läßt Hören wir das Ungeheuerliche, das
hulte Dr. Kutschker andichtet: „Er soll es verstanden haben,
ne Aemter als Generalvikar und Ministerialrath so zu führen,
ß er als Ministerialrath die Abweisung für Anträge dem
inister vorgelegt, welche er als Generalvikar gestellt hätte."
enn Cardinal Rauscher sich in die Verwaltung der Diöcese
ht einmischte, lag, wie selbst ein Jurist einsehen konnte, kein
und vor, Anträge einzubringen und dann zu verwerfen.
er sollen wir annehmen, Dr. Kutschker habe zeigen wollen,
ß er zwei Rollen zu spielen verstehe, daß er die Kunst besitze,
und andere zu betrügen?

Es gibt kein Verbrechen, keine Thorheit, deren Schulte
n gesinnungstreuen Katholiken nicht für fähig hält. Die
holiken sind in seinen Augen Heuchler, Ignoranten, Sklaven,
ihre Freiheit und Selbständigkeit opfern, um Rom zu dienen.
r päpstliche Hof ist der Ausbund von Undankbarkeit. Phillips
nach Schulte nicht gar glänzende Beweise der Dankbarkeit
alten. Herr von Linde war trotz seiner Verdienste um
Katholicismus nicht geschätzt, er paßte nicht für Rom.
otestantische Schriftsteller, welche gleichfalls von der Undank=
keit Roms gegen die Vorkämpfer für die katholische Sache

zu berichten pflegen, rühmen dann die Uneigennützigkeit der Katholiken; nicht so Schulte. Der Papst ist arm und kann nicht über Belohnungen und Ehrenstellen verfügen wie der Staat, dem Schulte dient, es ist daher unbillig, denselben der Undankbarkeit zu zeihen.

Ein schlagendes Beispiel, wie man Thatsachen entstellt und das Hohe in den Staub zieht, ist der Artikel Droste-Vischering von Dr. Ennen aus Köln. Eine geschichtliche Darstellung des Streites, eine Darlegung der ferneren Ursachen und der nächsten Veranlassung sucht man hier vergebens. Clemens August soll den Gränzstreit wieder wachgerufen, soll den durch gegenseitige Nachgiebigkeit geschaffenen Frieden gebrochen, soll den Staat, welchem die Pflicht der Selbsterhaltung gebot, nicht nachzugeben, zum Kriege genöthigt haben. Die Artikel Ketteler von Reusch, Bischof Konrad Martin von Wippermann, Bischof Andreas Räß von Friedrich zeichnen sich in derselben Weise durch ihre Gehässigkeit aus. Wippermann hält es nicht unter seiner Würde, Urtheile aus der Kölner Zeitung und dem altkatholischen Boten von Rieks anzuführen, die sich selbst richten. „Die Bedeutungslosigkeit seiner Persönlichkeit mag auch für das dankbare Rom der Grund gewesen sein, daß ihm, der am rabiatesten den Kampf geführt, doch schließlich der Purpur entgangen ist". Bischof Ketteler wird von Reusch vorgeworfen, er habe nicht eingesehen, daß eine in der christlichen Offenbarung enthaltene Lehre nie inopportun sein könne. Wir würden dem gelehrten Bonner Exegeten sehr dankbar sein, wenn er den Nachweis lieferte für seine Behauptung. Recht instruktiv ist auch der Artikel Räß. Selbst Friedrich gelingt es nicht ganz, das Talent, den Einfluß des Straßburger Bischofs abzuleugnen, die Tugenden desselben als ebensoviele Mängel darzustellen. Endlich hat er gefunden, was er so lange gesucht. Der elsässische Bischof hat den Frankfurter Frieden anerkannt, und hat sich infolge dessen bei seinen französisch gesinnten Diöcesanen verhaßt gemacht. Das deutsche Bewußtsein des auf die Loyalität seiner Sekte stolzen Altkatholiken war nicht groß genug, um seine Schadenfreude über die vermeintliche Unpopularität des Bischofs Räß zu unterdrücken. Es freut offenbar Friedrich, daß kein Elsässer die Leichenrede gehalten.

Es sind jedoch nicht allein Altkatholiken, welche sich der Aufgabe der Verdächtigung und Herabwürdigung der Katholiken unterzogen haben; einer der Herausgeber, Professor von Wegele, erscheint nicht selten auf dem Kampfplatze. Wer eine Probe der Verbissenheit und Schmähsucht wünscht, lese dessen Artikel über Hermann Müller. Der Artikel Oberthür zeigt, was Protestanten von protestantisirenden katholischen Theologen denken. Professor Wegele ist ein kampfgeübter Streiter, der wohl weiß, daß Todtschweigen in vielen Fällen eine weit wirksamere Waffe ist als Angriff. Er macht von dieser Waffe ausgiebigen Gebrauch. Wir müssen hier verschiedene Klassen unterscheiden. Erste Klasse katholische Schriftsteller, Missionäre, Staatsmänner, die ganz übergangen sind; zweite Klasse bedeutende Schriftsteller, denen einige Zeilen gewidmet sind; dritte Klasse Schriftsteller, Staatsmänner, die den Raum von einer bis zwei Seiten erhalten; vierte Klasse Schriftsteller und Staatsmänner, die mehr als zwei Seiten, aber selten einen Bogen erhalten. Todtschweigen wird gegen die Katholiken aller vier Klassen mit großer Kunst geübt. Wir haben schon oben Namen deutscher Missionäre angeführt, welche in der deutschen Biographie fehlen, was um so auffallender ist, weil Ledderhose so breitspurige Artikel über protestantische Missionäre geliefert hat, in denen wir wohl viel über Frau und Kinder und Haushaltsorgen der Glaubensboten erfahren, wenig über wirkliche Bekehrungen.

Jeder, welcher das große biographische Werk der Gebrüder Backer nachschlägt, kann mit leichter Mühe eine Liste der Schriftsteller aus dem Jesuitenorden liefern. Die Herausgeber und Mitarbeiter haben dieß Werk vielfach benützt, ja manche Artikel sind einfach Auszüge aus demselben. Ein Beweis der Nachlässigkeit der Herausgeber ist, daß die Historiker Balbin, Flotto, Kropf, Fisen, Foullon, Kloppenburg, Edschlager, Granelli, Putsch rc. ganz übergangen sind. Ueber Reiffenberg, den Geschichtschreiber der niederrheinischen Jesuitenprovinz, findet sich am Schlusse eines Artikels „Johann Greiffenberg" eine Linie. Indeß nicht blos Jesuiten, auch andere Katholiken wurden übergangen. Die Moraltheologen Benger, Binder, Dieckhoff, Elbel, Engels, Friedhoff, Kazenberger, Manhart und noch viele mehr werden nicht erwähnt; die als Prediger und

Schriftsteller berühmten Bischöfe Colmar und Eberhard, der Dichter Wilhelm Molitor und so manche andere fehlen. Referent könnte ohne Mühe einige Hundert von Namen anführen, welche wenigstens ebenso gut Berücksichtigung verdient hätten, als viele Protestanten, denen ganze Seiten gewidmet wurden. Wer sich von der Ungerechtigkeit überzeugen will, mit der katholische Leistungen unterschätzt oder ignorirt werden, lese die wenigen Zeilen über den Tübinger Exegeten Herbst. Seine bedeutende auch jetzt noch immer geschätzte Einleitung in's alte Testament ist nicht einmal genannt. Höchst bedeutende katholische Theologen, Philosophen, Historiker, werden in einigen Zeilen oder einer Seite abgethan. Der Apologete Drey wird kaum gewürdigt; Hirscher, der berühmte Freiburger Professor, der wenn man die Zahl seiner Schriften und den großen Einfluß berücksichtigt, welchen er auf die Kirche in Deutschland übte, zu den bedeutendsten Persönlichkeiten des Jahrhunderts zählt, wird in einer Seite und etlichen Zeilen geschildert. Herzogs Realencyklopädie und das Freiburger Kirchenlexikon hätten die Herausgeber belehren sollen, daß es ein wahrer Hohn sei, katholische Gelehrte auf diese Weise zu behandeln. Möhlers Biographie nimmt ganze zwei Seiten ein, dagegen werden die protestantischen Theologen, welche ihrer Opposition gegen Möhler es verdanken, daß ihre Namen nicht längst verschollen, sehr weitläufig behandelt.

Man spricht und schreibt so viel von deutscher Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit, von modernem Fortschritt. Worin besteht denn eigentlich der Fortschritt der modernen Wissenschaft? Wie weit hat die deutsche Biographie unsern Gesichtskreis erweitert, uns hinausgehoben aus dem engen Kreis religiöser Beschränktheit und blinden Fanatismus? Wie viel hat sie beigetragen zur Anbahnung von Frieden und Freundschaft zwischen Katholiken und Protestanten? Absolut nichts, denn die wirklich guten und unparteiischen Darstellungen, die wirklich lehrreichen Artikel werden aufgewogen durch viele andere, welche voll der Entstellung und des Vorurtheils gegen alles Katholische sind.

Die Fehler, welche berufene Kritiker an Herzogs Realencyklopädie für protestantische Theologie gerügt haben, finden sich in der deutschen Biographie in höherem Maße. Fehlen

chtiger Artikel, ungleiche Behandlung, Abschweifung vom
egenstande, Einmischen von Parteigezänke, novellistisch ver=
ämte Zuthaten, Ueberwuchern von Sentimentalität. Wir
rweisen hierfür auf Artikel wie Frau von Krüdener, Wilhelm
üller, Reiske, Pütter, Johann Paul Richter, Herder, Neander,
engstenberg, Osiander.

Der Bonner Exegete Reusch hat sehr viele Biographien
tholischer Theologen bearbeitet, aber von einer Charakteristik
r einzelnen Theologen, Beibringung neuen biographischen
aterials, Verweisung auf neuere katholische Bücher, in denen
h etwas über dieselben findet, hat er in den meisten Fällen
bstand genommen. Man findet entweder Hurters Nomenclator
er eine ältere Quelle ausgeschrieben. Die Zahl solcher Artikel
n Bedeutung, welche an katholische Mitarbeiter überlassen
urden, ist im Verhältniß verschwindend klein, namentlich in
n früheren Bänden, wo auch der denselben zugemessene Raum
neswegs der Wichtigkeit entsprechend war. In den spätern
änden finden sich freilich Artikel wie Hüffers über Reumont,
ner Beiträge von Knöpfler, Hülskamp, Westermayer u. A.,
e alles Lob verdienen.

Warum, so müssen wir uns öfter fragen, hat man es nicht
r Mühe werth gehalten, in einem Werk, das mit Unterstützung
yrischer Fürsten erscheint, die Katholiken mit größerer Rück=
ht zu behandeln? Warum hat man ihre schlimmsten Feinde
Berichterstattern über katholische Zustände gewählt? Warum
ben die Herausgeber es nicht für ihre Pflicht gehalten, alles
unterdrücken, was unbegründet, gehässig, verleumderisch ist?

Wir stellen hier nur einige Urtheile über die deutschen
iligen zusammen, um die Voreingenommenheit und Kritiklosig=
einiger Mitarbeiter der deutschen Biographie zu kennzeichnen.
m hl. Norbert heißt es, er habe sein Augenmerk vornehmlich
rauf gerichtet, reich begüterte Leute seinem Orden zuzuführen
d demselben Besitzthum zu verschaffen. In den zwei Seiten,
lche dem hl. Norbert gewidmet sind, finden sich noch andere
griffe, aber fast nichts über die Wirksamkeit dieses großen
rchenfürsten und Ordensstifters. Der hl. Benno, Bischof von
eißen, gilt seinem Biographen als Rebell. Ueber den Tod
s hl. Emmeram hat der sonst hyperkritische Büdinger nichts

Besseres als den sinnlosen Bericht des alten Chronisten. Die Widersprüche des Chronisten sind schon längst aufgedeckt worden (cf. Analecta Bollandiana VIII, 232, 219). Anderswo glaubt man das einstimmige Urtheil der Quellen durch die fadenscheinigsten Gründe entkräften zu können. So sagt Grünhagen: „Die ursprüngliche Statue des Grabmals der hl. Hedwig zeigt eine Gestalt in reicher Fülle mit kostbarer Gewandung und vollem herzoglichen Schmuck. Das Siegel, welches die Herzogin zu verschiedenen Zeiten und noch ein Jahr vor ihrem Tode zur Anwendung gebracht hat, und welches die üppige Tracht einer Modedame jener Zeit zur Anschauung bringt“ — und schließt hieraus, daß alles, was wir über die Kasteiungen und Abtödtung der Heiligen lesen, übertrieben sei. Hat Grünhagen denn nie gehört, daß die Kunst idealisirt? Der Theologe Ranke hat das viele Schöne und Treffliche über die hl. Elisabeth durch nörgelnde Reflexionen über den Geist christlicher Abtödtung abschwächen zu müssen geglaubt. Auf die Artikel Canisius, Clemens Hofbauer können wir nicht näher eingehen, die Wirksamkeit beider großer Männer wird nur oberflächlich berührt, das Lob, das denselben gespendet wird, ist zum mindesten zweideutig. Diese Artikel sind zahm und milde im Vergleich zur Charakteristik des hl. Bonifatius, des Apostels der Deutschen, durch Hase: „Daß derselbe hochbejahrt und vom Alter gebeugt noch einmal nach Friesland zog, kann zum Grunde haben Mißmuth über die Widerwärtigkeiten seiner amtlichen Hoheit, oder auch nur ein Wiederaufleben der abenteuerlichen Lust seiner Jugend für die Ausbreitung und Befestigung des Reiches Christi.“ Solcher Subjektivismus richtet sich selbst.

Die Lobhudelei, welche in gar vielen Artikeln zu Tage tritt, ist ein anderes Moment, das dem Werthe der deutschen Biographie großen Eintrag thut. Friedrich von Raumer, Lappenberg, Pauli, die alle über englische Geschichte geschrieben haben, werden über Gebühr gelobt; die Biographen scheinen es unter ihrer Würde gehalten zu haben, auch das Urtheil der Engländer über obige Historiker zu erfahren, die nicht ganz so günstig lauten. Eine Kenntnißnahme der englischen Urtheile über deutsche Geschichtschreibung und deutsche Geschichtschreiber, besonders der treffliche Artikel des Lord Acton im ersten Bande der Englis

Historical Review, überhaupt Bekanntschaft mit englischer und französischer Literatur, welche man großentheils bei den Mitarbeitern der deutschen Biographie vermißt, könnte die Brauchbarkeit des deutschen Werkes nur erhöhen. Man wird, wenn man die deutsche Biographie lange studirt, sehr ungehalten über die Geschwätzigkeit, die Einseitigkeit und Unwissenheit, welche so viele Artikel charakterisirt, wenn auch auf der anderen Seite wiederum recht Tüchtiges geleistet wird, was gern anerkannt werden soll. Wir erinnern in diesem Bezug nur an die Artikel von Arneth, Loserth, Stieve, Halm, Meyer von Knonau, Maurenbrecher, Gregorovius ꝛc., die alles Lobes werth sind.

Aehnlich in der Anlage, aber grundverschieden in der Ausführung der vom Herausgeber vorgezeichneten Grundsätze ist das englische Unternehmen. Fast alle Fehler, welche wir an der deutschen Biographie gerügt haben, sind in dem Dictionary of National Biography vermieden. Vor allem hat sich der Herausgeber strenger Unparteilichkeit beflissen. Man würde vergeblich nach Schmähartikeln suchen, wie sie die deutsche Biographie so häufig bietet. Die Mitarbeiter haben überhaupt sich aller Polemik enthalten und überall die Thatsachen sprechen lassen. Es ist dem verdienten Herausgeber gelungen, die besten Fachschriftsteller für sein Werk zu gewinnen, deren Arbeiten auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen. Die Literaturgeschichte ist vertreten durch den Herausgeber selbst, bekanntlich eine Autorität auf diesem Gebiete, durch Garnett u. A. Unter den Verfassern historischer Artikel sind zu nennen Gardiner für das siebzehnte Jahrhundert, Gairdner, Lee, Creighton für das sechszehnte, Hunt für das Mittelalter, A. W. Ward, Airy für das achtzehnte. Wichtige Artikel kommen aus der Feder von Gelehrten wie Mullinger, Tont, Jessopp, Macdonnell, Ogden, Firth ꝛc.

Selbstverständlich sind die Artikel über die ältere Zeit und das Mittelalter nicht so ausführlich, als die Biographien der Männer, welche seit der Reformation eine Rolle gespielt haben. Wer hierüber weitere Aufklärung wünscht, wird zu Smith's Dictionary of Christian biography greifen, das die ersten acht Jahrhunderte nach Christus behandelt.

Sehr erwünscht ist das den späteren Bänden beigefügte

Verzeichniß aller Artikel, welches das Auffinden des Artikels, den man sucht, erleichtert. Für Leser, welche die englische Gewohnheit, die großen Persönlichkeiten nach ihren ursprünglichen Namen in die Liste einzureihen, nicht kennen, bemerken wir, daß sie die Lebensbeschreibungen des Earl von Essex, Shaftesbury's und des Herzogs von Marlborough unter Devereux, Cooper, Churchill zu suchen haben. Die besonders bei wichtigen Artikeln fast erschöpfende Bibliographie ist ein Vorzug, welchen Stephens Werk vor der deutschen Biographie voraus hat. Man vergleiche z. B. die den Artikeln Bacon, Oliver Cromwell beigefügte Bibliographie mit den meisten Angaben in dem deutschen Werke und man wird sogleich den Unterschied entdecken.

Wir haben schon angedeutet, daß Herausgeber und Mitarbeiter sich der strengsten Objektivität und der größten Unparteilichkeit beflissen haben; wir gehen noch weiter und behaupten, daß dieselben mit kühner Hand das Lügengewebe, an welchem die protestantische Geschichtschreibung Englands über zwei Jahrhunderte gearbeitet hatte, zerrissen und die Väter und Beschützer der Reformation in ihrem wahren Lichte gezeigt haben. Gasquet, der neueste Geschichtschreiber der alten Klöster, urtheilt nicht strenger über den sittlichen Charakter Cromwells, des Hammers der Mönche, als James Gairdner in dem Artikel Thomas Cromwell. Der anglikanische Theologe Jessopp schont die Königin Elisabeth weit weniger als der katholische Historiker Lingard, denn er spricht ihr jedes Mitgefühl ab, er zeigt ferner, wie nicht Klugheit und Voraussicht, sondern fabelhaftes Glück und die Energie ihrer Unterthanen die Unterjochung Englands durch Spanien verhindert haben.

Die Kirchengeschichte Englands von dem anglikanischen Kanoniker Dixon wurde von Perry und Anderen gewaltig angegriffen, weil die Heroen der Reformation als Feiglinge, Lügner gebrandmarkt, die Anhänger der alten Lehre dagegen auf ihre Kosten erhoben wurden. Denselben Vorwurf könnte man den Artikeln Cranmer, Cox 2c. machen, deren Verfasser es unter ihrer Würde halten, den Vorurtheilen ihrer protestantischen Leser zu schmeicheln.

Gegen diese Artikel halte man die Charakteristik von katholischen Zeitgenossen der Reformation und man wird dasselbe

Streben nach Unparteilichkeit und Billigkeit finden. Wir verweisen hier nur auf die Biographien der zwei seligen Märtyrer John Fisher von Mullinger und Edmund Campion von Cooper. Beide lassen kaum etwas zu wünschen übrig, beide athmen Verehrung und Hochachtung dieser großen Männer.

Wenn wir alle Artikel anführen wollten, in denen Katholiken gegen die falschen Anklagen der protestantischen Geschichtschreibung gerechtfertigt, die von späteren Geschichtschreibern, wie Foxe, Burnet, Strype idealisirten Reformer in ihrem wahren Lichte gezeigt werden, dann würde unser an sich schon langes Referat eine übermäßige Ausdehnung erhalten. Wir begnügen uns daher, auf Artikel wie Katharina von Aragonien, Katharina Parr, Feckenham, Abbott, Bonner, Compton, Königin Anna ꝛc. zu verweisen. Der berühmte Dichter John Dryden wurde bekanntlich gegen Ende seines Lebens unter der Regierung des katholischen Königs Jakob II. katholisch und wurde deßhalb von seinen protestantischen Zeitgenossen gewaltig angefeindet. Stephen zeigt nun in seinem Artikel, daß Dryden sich bei seiner Bekehrung keineswegs von selbstsüchtigen Motiven bestimmen ließ, daß er im Gegentheil für seine Ueberzeugung viele Opfer brachte. Besonders gelungen ist der Nachweis aus den Werken des Dichters, daß er, von dem Subjektivismus der protestantischen Lehre abgestoßen, das Bedürfniß fühlte, sich auf eine unfehlbare Autorität zu stützen.

Unparteilichkeit in der Darstellung, Gediegenheit des Inhaltes finden sich vereinigt mit relativer Vollständigkeit. Weil nämlich der Herausgeber Monate lang vor dem Erscheinen eines neuen Bandes in den englischen Literaturzeitungen Athenäum und Academy eine Liste aufzunehmender Artikel veröffentlicht, ist es möglich, Ergänzungen zu liefern. Soweit Referent urtheilen kann, fehlt kaum eine irgendwie bedeutende Persönlichkeit, ebenso ist durchgängig die rechte Mitte eingehalten zwischen übermäßiger Länge und Kürze.

Am 1. Januar 1885 erschien der erste Band, seither ist jede drei Monate mit größter Pünktlichkeit ein neuer Band ausgegeben worden. Der Herausgeber sah sich nicht genöthigt, irgend einen Artikel ausfallen zu lassen und in einem späteren Bande nachzuliefern, was bekanntlich dem Leser viele Unannehm-

lichkeiten bereitet. Hoffentlich werden die Herausgeber der deutschen Biographie das englische Werk zum Muster nehmen und in den noch übrigen Bänden sich derselben Objektivität der Darstellung, derselben Pünktlichkeit in der Veröffentlichung befleißigen.

Es ist nach dem oben Bemerkten unnöthig, hinzuzufügen, daß das Dictionary of National Biography ein für den Forscher sowohl als für den gewöhnlichen Leser, der englische Zustände zu kennen wünscht, unumgängliches Hülfsmittel ist. So lange es in England an bibliographischen Werken wie Dahlmann-Waitz, Wattenbach, Lorenz 2c. fehlt, muß die in der englischen Biographie gegebene Bibliographie die schmerzlich gefühlte Lücke ausfüllen.

So werthvoll auch einige englische Biographien in der Encyclopaedia Britannica in der vor kurzem veröffentlichten neuen Auflage sind, so lassen sich dieselben mit denen der National biography kaum vergleichen, weil die Verfasser wegen Raumbeschränkung nur die Hauptmomente hervorheben konnten. Andere Werke wie das von Rose sind veraltet, oder mehr oder minder werthlose Compilationen.

England kann mit Recht stolz sein auf die nationale Biographie; selbst Deutschland hat demselben kein ebenbürtiges Werk gegenüberzustellen. Die Encyclopaedia Britannica, das Dictionary of national biography, Smith's dictionary of christian biography sind Denkmäler britischen Fleißes und britischer Gelehrsamkeit. A. Z.

LVI.

Zeitläufe.

cialconferenz in Berlin und Socialreform im Reich.

Den 24. April 1890.

Wunderbares Zusammentreffen in mehr als Einer Be-
ung! Zum 29. März meldete das nunmehr verwaiste
zlerblatt in Berlin: „Gestern Nachmittag fuhr Se. Durch-
ht der Fürst Bismarck nach Charlottenburg und begab
in die Gruft, um sich auch bei dem hochseligen Kaiser
helm — abzumelden“. Und an demselben Tage, wo er auf
Sprunge stand, sich als Privatmann für immer auf
en Landsitz im Sachsenwald zurückzuziehen, feierte die
rnationale Arbeiterschutz-Conferenz ihre Schlußsitzung im
ßen Saale des Palais, in dem er so lange Preußen und
Reich regiert hatte, und hielt sein Nachfolger als
ußischer Handelsminister eine stolze Befriedigung athmende
chiedsrede an die fremden Gäste.

Wenn noch vor ein paar Monaten Irgendjemand ein
hes Zusammentreffen vorausgesagt hätte, so wäre er wohl
Untersuchung seines Geisteszustandes empfohlen worden;
doch liegt der Zusammenhang jetzt klar vor Augen. Er
ste gehen, wenn es mit der Arbeiterschutz-Conferenz ge-
en sollte. Er hat sich immer darauf hinausgeredet:
n die beantragten Maßregeln des Arbeiterschutzes nicht
Ruin der deutschen Industrie ausschlagen sollten, so
ten sie „international“ seyn; daß sie aber das werden

könnten, hielt er für unmöglich. Der Ueberzeugung von dieser Unmöglichkeit hat er immer wieder, insbesondere in seiner Rede vom 15. Januar 1885 Ausdruck gegeben.

Man muß ja auch gestehen, daß es schwer war, unter den gegenwärtigen politischen Zuständen Europa's an eine solche Möglichkeit zu glauben. Alle in der Conferenz vertretenen großen Mächte, das in ihr nicht vertretene russische Halbasien hinzugerechnet, sind gerüstet zum Kampfe gegeneinander auf Leben und Tod. Noch vor drei Jahren ist der Ausbruch des großen Kriegs als die Frage weniger Tage ausgeschrieen worden, und kaum hat man aufgehört, von der Berliner Socialconferenz zu reden, so kommen von allen Seiten Berichte von den neuen Millionen, über die alten Milliarden hinaus, welche der europäische Kriegszustand im Frieden bedürfe. Mußte nicht gerade Fürst Bismarck, dessen gewagte Politik und überraschenden Erfolge diesen trostlosen Zustand verschuldet hatten, auch am tiefsten von dem Eindruck einer Lage befangen seyn, aus der er keinen Ausweg mehr kannte und in der er keinen andern Rath mehr wußte, als rüsten und immer noch gewaltiger rüsten? Für ihn war eine europäische Socialconferenz sicherlich undenkbar.

In den ersten Jahren nach seiner Correktur der Karte Europa's hatte der Kanzler immer noch gute Hoffnung. Er meinte: die Wunden, die er geschlagen, würden mit der Zeit vernarben; schlimmsten Falls rechnete er auf Rußland, daß es ihm helfen würde, Frankreich dauernd zu isoliren. Solange er an diese Hoffnungen sich anklammern konnte, war er kein Gegner des Arbeiterschutzgesetzes, auch verzweifelte er nicht an der Möglichkeit einer internationalen Verständigung. Es war längst vergessen, ist aber jetzt wieder ausgegraben, daß er im Jahre 1871 dem „lebhaften Interesse“ des Kaisers von Oesterreich an einer gemeinsamen Erörterung der Fragen des Arbeiterschutzes Rechnung trug, und demselben ebenso lebhaft, noch dazu im Gegensatz zu dem damaligen Handelsminister, entgegenkam, ja die Vorarbeit zu einer solchen Con-

renz geradezu als „ein Bedürfniß unserer auswärtigen
olitik“ erklärte.[1])

In dem Maße aber, als diese Politik alle Hoffnungen
uf einen wirklichen und ehrlichen Völkerfrieden zerrinnen
ieß, wendete sich ihr Urheber von dem Gedanken des Arbeiter-
hutzes vollständig ab. Nichteinmal der Abschluß des Zwei-
aiser-Bündnisses und dann der Tripelallianz vermochte
arauf zurückzuführen. Der Kanzler ging nun ganz seinen
igenen Weg. Zuerst sollte das Ausnahmegesetz von 1878
ie socialdemokratische Bewegung polizeilich unterdrücken und
undtodt machen, und was der Arbeiterwelt zu ihrer Be-
uhigung geboten werden wollte, sollte nur auf dem Wege
es gleichen Staatszwangs nach dem Muster des modernen
ersicherungswesens erfolgen. Die kaiserliche Botschaft vom
7. November 1881, deren sich der Kanzler als seines eigensten
Werkes berühmt, muthete das „praktische Christenthum“ nicht
en betheiligten Parteien zu, sondern übertrug dessen Be-
hätigung dem Staate, der hiezu auch nur einer neuen
Bureaukratie bedurfte.

Der kaiserliche Erlaß an den preußischen Handelsminister
om 4. Februar schließt sich an jene Botschaft an, und will
eben dem „weitern Ausbau der Arbeiterversicherungs-Gesetz-
ebung“ auch weitgreifende Maßregeln zum Arbeiterschutz
nbahnen. Daß aber die Entwicklung der Gesetzgebung in

1) „Im Gegentheile“, bemerkt das Schreiben des Kanzlers an Graf Itzenplitz vom 17. Okt. 1871 weiter, „erscheint es mir als dringend geboten, die socialistischen Postultate so laut und so öffentlich als möglich zu erörtern, damit die irregeleiteten Massen nicht immer lediglich die Stimme der Agitatoren vernehmen, sondern aus dem Für und Wider lernen, was an ihren Forderungen berechtigt, möglich und unmöglich ist. Daß hiebei die brennendsten Fragen von Arbeitszeit und Arbeitslohn, Wohnungsnoth und dergleichen nicht ausgeschlossen werden dürfen, betrachte ich als selbstverständlich“. S. Wiener „Vaterland“ vom 14. Februar und Berliner „Germania“ vom 20. Februar d. Js.

dieser Richtung mit der kaiserlichen Botschaft gemeint gewesen sei: damit war der Kanzler nicht einverstanden. Als er das Arbeiterversicherungswesen durch die drei Stadien durchgeführt hatte, erklärte er, daß es damit genug seyn müsse. Die pflichtmäßige Versicherung für Krankheit und Unfälle hat sich an die Stelle der Freiwilligkeit gesetzt, in einen regellosen Zustand strenge Ordnung gebracht; sie ist insoferne eine wesentliche Ergänzung des Arbeiterschutzes. Eine ganz andere Gestalt nahm das System an, als es im dritten Stadium gelang, das Gesetz zur Invaliditätsversicherung mit einem jährlich sich erhöhenden, bis 60 Millionen und mehr steigenden Reichszuschuß durchzusetzen. Wenn das Unglücksgesetz einmal zur Einführung gelangt, wird sich bald genug zeigen, daß der Kanzler nicht Unrecht hatte, wenn er sagte: darüber hinaus könne man nun weiter nichts mehr verlangen, die Industrie dürfe man nicht dreifach strafen.

Eine solche „Krönung" der Socialreform wird auch kein anderer Industriestaat unternehmen. An bezeichnenden Andeutungen fehlt es jetzt schon nicht. So hat ein halbamtliches Blatt in Holland gegenüber den Anforderungen der Berliner Conferenz geäußert: „Die deutschen Sitten sind in vielen Punkten von den unseren verschieden, die deutschen Sitten sind nicht die unseren; so unternimmt man in Deutschland in Versicherungsfragen Dinge, deren Verwirklichung in Holland einfach unmöglich ist". In demselben Momente lieferte die Schweiz hiefür einen thatsächlichen Beweis. Die Schweiz ist in Sachen des Arbeiterschutzes am frühesten und am weitesten vorangegangen. Als nun aber im Kanton Baselstadt eine staatliche Kranken-Zwangsversicherung, und bloß eine solche, eingeführt werden sollte, fiel das Gesetz bei der Volksabstimmung mit zwei Drittelmehrheit durch. Nicht ohne Grund erschrack man in Berlin über diese Erfahrung. „Um so mehr", schrieb das conservative Hauptorgan, „bestärken uns derartige Vorgänge in unserer Ueberzeugung, daß die wahrhaft monarchischen Staaten Europa's berufen sind, die

[n]eue Aera der socialen Aussöhnung zu inauguriren".[1]) Aber [a]uch von diesen Staaten ist bei keinem eine Anlage zum [S]taatssocialismus zu ersehen, wie bei Preußen. Diese An[l]age hat der Kanzler im dritten Stadium seiner Socialreform [a]usgebeutet, und den Kaiser wird auch dieser Schatten des [K]anzlers noch lange verfolgen.

Aber noch ein anderes merkwürdiges Zusammentreffen [m]acht sich wie eine Schicksalstücke bemerklich. Fürst Bismarck [h]at in seinen hohen Aemtern gerade noch das hundertste [J]ahr nach der französischen Revolution erlebt. Die Feier [d]ieses Jubiläums durch den Pariser Socialisten-Congreß hat [o]hne Zweifel in Kaiser Wilhelm den Gedanken erweckt, den [i]nternationalen Weg zur Socialreform zu betreten. Die Socialisten hatten in Paris für nächstes Jahr einen inter[n]ationalen Congreß zu berufen beschlossen; was die Partei [d]es Umsturzes leisten zu können glaubte, sollten umsomehr [d]ie rechtmäßigen Regierungen zu thun im Stande seyn: [d]er Schluß liegt allerdings nahe. Je mehr aber der Ge[d]anke in dem Kaiser zur That heranreifte, desto mehr er[w]eiterte sich die Kluft zwischen ihm und dem Kanzler, bis [d]er Bruch und der Sturz des Fürsten unvermeidlich wurde. Die alte, von 1789 datirende, Zeit und eine neue Zeit hatten [s]ich in den beiden Persönlichkeiten gestritten. Als Ver[k]örperung des preußischen Junkerthums sprüchwörtlich ge[w]orden, hatte der Kanzler seine Laufbahn angetreten, und [a]llmählig war er völlig in der Geistesrichtung aufgegangen, [w]elche von der französischen Revolution, unter Vernichtung [d]er alten Stände und der Erhebung des dritten Standes [z]um herrschenden, geschaffen war. Darum konnte er sich [a]uch, trotz des gemeinsamen Royalismus, mit dem preußischen [C]onservatismus nie mehr ernstlich vertragen. Seine Leib[p]artei nannte sich „bürgerlich".

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 26. März d. Js. — Neusser „Christlich-sociale Blätter". 1890, Heft 4, S. 109.

Schärfer als in irgend einem Zeitgenossen prägte sich in ihm der Uebergang vom Feudalismus zum Capitalismus aus. Sein Leibblatt hat die anticapitalistische Bewegung geradezu als Rückfall in die Barbarei bezeichnet. So ist er „Manchestermann“ durch und durch und Hort der Bourgeoisie geworden. Mit ihr wollte er herrschen, also mit den Nationalliberalen; das war in seinen Augen die „Ordnungspartei“. Nur Eine Idee hatte er aus seiner Vergangenheit mitgenommen: es war die des Patriarchalismus, und da der capitalistische Geist der Zeit die alten „Patriarchen“ aufgezehrt hatte, so setzte er an ihre Stelle den Staat. Als er in der kaiserlichen Botschaft von 1881 das Arbeiter-Versicherungswesen von Staatswegen als die vom „praktischen Christenthum“ geforderte Socialreform bezeichnete und zu ihrer Durchführung das Tabaksmonopol forderte, als das „Patrimonium der Enterbten“, da war die Ueberraschung allgemein. Aber die Erklärung liegt in der persönlichen Anschauung: von ihr aus konnte er auf einen andern Weg nicht verfallen, eine andere Reform konnte er dem dritten Stande nicht empfehlen, als die Sache mit Geldspenden abzumachen.

Der Vergleich mit dem Eintreten des jungen Kaisers ergibt sofort die frappanten Unterschiede. Sogar der „Reichsanzeiger“ hat jetzt dem Begriff des „vierten Standes“ seine Spalten geöffnet. Das Wort wird in den Reihen des „dritten Standes“ als ein Schlag in's Gesicht empfunden; das Bismarck'sche Versicherungssystem schließt auch den Begriff vollständig aus. In der Botschaft vom 17. November 1881 wird man auch nicht eine Spur von einer ständischen Idee und Standesvertretung finden. Allerdings ist in ihr die Rede von dem „Zusammenfassen der realen Kräfte des christlichen Volkslebens in der Form corporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung“. Aber es scheint damit von Anfang an nichts Anderes gemeint gewesen zu seyn, als Theilnahme an der Verwaltung der Ver-

gsgelder; jedenfalls ist sonst nichts daraus geworden,
oht jetzt die neue Bureaukratie zur Invaliditäts-
rung diese Carrikaturen eines Genossenschaftswesens
zu verschlingen.

gegen sagt der Kaiser in seinem Erlaß an den
: „Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeit-
und Arbeitnehmern sind gesetzliche Bestimmungen über
men in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter
rtreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung
mer Angelegenheiten betheiligt und zur Wahrnehmung
tereſſen bei Verhandlung mit den Arbeitgebern und
Organen Meiner Regierung befähigt werden." So
t dem Kanzler im Traume nicht eingefallen, hätte ja
seinen patriarchalischen Staatsbegriff und dessen
ungssystem gar nicht gepaßt. Er hat zwar den
n das allgemeine Wahlrecht verliehen, weil er glaubte,
lk stets für sich zu haben und die Hülfe desselben
Widersetzlichkeiten der Einzelregierungen zu bedürfen,
enbei gesagt auch wieder eine verfehlte Rechnung
eder Kesselputzer eines großen Industriellen hat also
Wahl soviel politisches Gewicht, wie dieser sein
ber eine organisirte Vertretung seiner Standesinter-
llte der Arbeiter nicht haben. Das ist eben auch
kt, der an dem kaiserlichen Reformplan von der
isie am allermeisten verübelt wird. Eine solche
vertretung scheint ihr unfehlbar der Arbeiterwelt einen
achtskitzel" einpflanzen zu müssen, mit dem nicht
nmen und zu leben wäre.

zweiter Unterschied ist nicht weniger bezeichnend.
schaft von 1881 will zwar eine „der höchsten Auf-
des Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fun-
des christlichen Volkslebens steht", in Angriff
und erfüllen; aber sie ruft die „realen Kräfte" des-
icht zu Hülfe, die Aufgabe erfüllt der Staat allein,
die benöthigten Leistungen von den Interessenten,

wie von der Gesammtheit durch Zwangsgesetz beitreibt. Was die realen Kräfte des christlichen Volkslebens weiter bei der Arbeiterversicherung zu thun haben sollten, ist auch gar nicht abzusehen; dieselbe würde gerade so gut funktioniren, wenn Preußen eines Tages wieder in's alte Heidenthum zurückkehrte. Denn Geld bliebe Geld. Dagegen hat Kaiser Wilhelm in seiner Ansprache an den Staatsrath ausdrücklich betont: „Ich verkenne nicht, daß gerade auf diesem Gebiet nicht alle wünschenswerthen Verbesserungen allein durch staatliche Maßnahmen zu erreichen sind; der freien Liebesthätigkeit der Kirche und Schule verbleibt daneben ein weites Feld segensreicher Entfaltung, durch welche die gesetzlichen Anordnungen unterstützt und befruchtet werden müssen, um zu voller Wirksamkeit zu gelangen." Der Cultusminister hat denn auch sofort eine Aufforderung an die Pastorate außerhalb des Oberconsistoriums der preußischen Landeskirche zur Förderung von Werken der socialen Hülfe aller Art erlassen.

Die kaiserliche Botschaft von 1881 fiel noch mitten in die Zeit des Culturkampfes. Die tiefen Wunden, welche diese Verfolgung der Träger des „praktischen Christenthums" dem christlichen Volksleben schlug, genirten die Socialreform des Kanzlers nicht. Die zwangsweise Versicherung war ja eine bloße Geldfrage. Dagegen hat der Kaiser für seine Socialreform sich sogar mit dem Papst in brieflichen Verkehr gesetzt, und zur Vertretung der Intentionen Sr. Heiligkeit den Herrn Fürstbischof von Breslau zu seinem Delegirten bei der internationalen Conferenz ernannt. Dem hochwürdigsten Herrn ist ungesucht die wichtigste Vermittlerstellung zugefallen, und der Papst hatte die heilige Freude, den mächtigen jungen Herrscher die Wege betreten zu sehen, die er selbst so laut und eindringlich der modernen Welt gewiesen hatte, und zu zeigen nicht müde wird.

Bedarf es mehr, um den gewaltigen Umschwung zu erkennen, der sich in der Spannung zwischen dem Kanzler und dem Kaiser vollzogen hat? Man darf sagen: alle

christgläubigen Herzen haben die That vom 4. Februar freudig begrüßt, während links und rechts stumme oder offene Verblüffung und Verstimmung vorherrschte. Dr. Windthorst hatte eine Ahnung von dem Kommenden, als er in Köln die Bemerkung machte: „Die Meinung des Kaisers sei Manchem nicht ganz bequem gewesen“. Einige Tage vorher schrieb auch das stets gut bediente Wiener Blatt: „Nun kommt Fürst Bismarck und fordert die Vereinigung aller bürgerlichen Parteien gegen den innern Feind. In den Bergwerken Westfalens, in den Werften Hamburgs, in allen Comptoirs der Industriellen und Bankiers, überall, wo die Nothwendigkeit, mit den Forderungen der Arbeiter zu rechnen, bitter empfunden wird, muß diese Melodie berauschend wirken, denn sie drückt Gefühle aus, deren Ursprung im Hauptbuche und im eisernen Schrank zu suchen ist. Schon jetzt ist der Glaube verbreitet, Fürst Bismarck sei ein Bundesgenosse der Fabrikanten gegen die Arbeiter. Wie viele Wähler können widerstehen, wenn an ihre Furcht appellirt und wenn ihnen der starke Arm der Regierung zum Schutz der Tasche verheißen wird!“ [1])

Als anstatt dessen die kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar wie ein Blitz vom heitern Himmel einschlugen, da erschracken selbst die Helldorf'schen Conservativen. Ihr Parteiorgan glaubte warnen zu müssen: die Arbeiterfrage stelle Aufgaben, die eine umsichtige, besonnene Behandlung verlangen, bei denen nicht mit einigen Schlagwörtern unter Hurrah eine Position nach der andern im Sturmlauf genommen werden könne. „Millionen von Arbeitern, die sich in ihren heutigen Verhältnissen durchaus zufrieden fühlen, erfahren erst aus unseren feierlichen Versprechungen und öffentlichen Kundgebungen, daß sie Grund haben, unzufrieden zu seyn, und den Parteien, die sich bei ihnen als die berufenen Rathgeber für

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 24. Jan. ds. Js.

eine solche Lage einführen, ihr Ohr zu leihen." [1]) Auf der andern Seite platzte das rheinische Blatt heraus: „Die deutsche Industrie ist jetzt schon mit einem recht gewichtigen socialpolitischen Gepäck belastet, und Jeder, der nicht die Gewohnheit hat, auf Kosten Anderer den Hochherzigen zu spielen, wird sehr vorsichtig und bedächtig an die Erwägung der Frage herantreten, wie eine weitere Verbesserung des Looses der Arbeiter zu erzielen sei". [2]) Der Kaiser dagegen soll den Vertretern der Großindustrie im Staatsrath den Standpunkt sehr unumwunden klar gemacht haben: „die moderne Gesellschaft liege nicht auf ihrem Secirtisch und sei kein Objekt, an dem die großen Herren dieser Industrie nach ihrem bon plaisir herumschneiden dürften".

Zunächst ist nun abzuwarten, was im Reiche selbst zum Schutze gegen unnachsichtige Ausnützung des einzigen Capitals, das der Arbeiter besitzt, seiner Kraft, geschehen wird. Als vor zwei Jahren die Centrumsanträge für den Arbeiterschutz im Reichstage verhandelt wurden, da bemerkte das conservative Hauptorgan zu der Rede des greisen Hrn. von Kleist-Retzow: „Man muß das Maß von christlicher Wärme im Herzen tragen, um Angesichts der nicht zu überwindenden Zurückhaltung des Bundesraths nicht Muth und Lust zu verlieren. Deßhalb braucht man sich nicht darüber zu wundern, daß die Sitze im Reichstag bei der Berathung des Hitze'schen Antrags leer waren. Wie oft ist über diese Dinge dort nun schon verhandelt worden, und noch hat man nichts erreicht. Nur ein geringer Erfolg, und das Bild würde sich anders gestalten". [3]) Der förderliche Erfolg ist nun da, und über alles Erwarten ist er sogar ein internationaler.

Die Gesichter kann man sich ungefähr vorstellen, mit denen die Staatsmänner in Paris, aber auch in London,

---

1) Aus der „conservat. Correspondenz" in der Berliner „Kreuzzeitung" vom 13. Februar.

2) Berliner „Germania" vom 8. Februar.

3) Berliner „Kreuzzeitung" vom 19. Febr. 1888.

ladung des Kaisers erblickten. Aus Höflichkeit dürfe
n jungen Herrn seinen Wunsch denn doch nicht ab-
: das war der allgemeine Eindruck. Daß dabei doch
herauskommen werde, war die Meinung so ziemlich
r Berlin ernannten fremden Bevollmächtigten. Einer
n andern dieser Herren bezeugt das nun, aber jeder
ne angenehme Enttäuschung. So der Däne und der
:, insbesondere die Franzosen, selbst abgesehen von
Simon. Der socialistische Mechaniker erzählte unum-
: er sei in pessimistischer Stimmung nach Berlin
und als Optimist zurückgekommen. „Er habe geglaubt,
Versammlung den Geist der Fabrikherren vorherrschend
n, allein er habe sich geirrt und wahrnehmen können,
: Delegirten vom besten Willen erfüllt waren, etwas
Arbeiterklasse zu thun; in den Arbeiten der Conferenz
herlich der Keim einer internationalen Gesetzgebung,
große Arbeiterpartei gehe von dem Augenblicke an
uen Aera entgegen.“ Ebenso erklärte der vom So-
zum Bourgeois emporgestiegene Senator Tolain:
inkte Geister möchten die Conferenz wohl für verfehlt
sie habe aber ihren Zweck, die Grundlagen für eine
ionale Arbeitergesetzgebung zu finden, vollständig
.[1])

erdings ist das Programm der Conferenz, und zwar,
paar Abänderungen abgesehen, nach dem Muster der
erischen Einladung, möglichst unverfänglich gestaltet
Es handelte sich überhaupt nicht um eine Zusammen-
on Diplomaten und Vertretern staatlicher Interessen;
e Einladung betonte: da jene Fragen ohne politische
ite seien, so erschienen dieselben geeignet, in erster
er Prüfung von „Fachmännern“ unterworfen zu
An bindende Beschlüsse der Conferenz war von vorne-
nicht zu denken; jede Resolution derselben beginnt nur

ünchener „Allg. Zeitung“ vom 5. April.

mit der Formel: „Es ist wünschenswerth“. Was aus diesen Wünschen in den einzelnen Ländern werden wird, ganz oder zum Theile, bleibt diesen überlassen. Die Ueberwachung steht ihnen allein zu; von einem Recht der Exekution, wofür ein berühmter Nationalökonom bereits dießbezügliche Verclausulirung der Handelsverträge empfohlen hatte[1]), wird noch lange keine Rede seyn. Aber, was die Hauptsache ist, die Conferenzländer sollen miteinander in fortlaufender Verbindung bleiben, und wiederholte Conferenzen der theilnehmenden Staaten sind in Aussicht genommen. Es wird also sowohl bezüglich der Sonntagsruhe, wie bezüglich der Frauen- und Kinderarbeit die Gesetzgebung derselben in Thätigkeit zu treten haben.

Der englische Vertreter hat in der Schlußsitzung mit Recht bemerkt: „diese Conferenz werde hoffentlich nicht die letzte seyn, und wenn Millionen von Kindern dem Elend entzogen und ebensoviele Frauen dem häuslichen Leben wiedergegeben seyn würden, so werde man sich mit Dankbarkeit der Initiative Sr. Maj. erinnern“. Der Kaiser selbst hat in seiner Ansprache an den Staatsrath auch noch „auf andere damit zusammenhängende Verhältnisse des Arbeitsstandes“, wozu namentlich die Concurrenz gehört, welche die eigenen Frauen und Kinder der männlichen Arbeitskraft machen, hingewiesen. Was aber die Frage der Sonntagsruhe betrifft, so bemerkte das conservative Hauptorgan in Berlin mit Recht, daß die Conferenz mit ihren Beschlüssen im Grunde Preußen und das Reich beschämt habe!

„In anscheinend ziemlich einfacher Weise hat man Bestimmungen über die Sonntagsruhe vereinbart. Das muß um so mehr überraschen, als man bisher in Deutschland allein zu einem Beschlusse nicht kam. Diese Frage ist vom

---

1) L. Brentano in Leipzig: „Ueber internationalen Arbeiterschutz“ s. Arendt's „Deutsches Wochenblatt“. Berlin, Febr. 1890. Nr. 8 und 9. S. 102.

Reichstag jahrelang wiederholt berathen worden; eine eigens dazu eingesetzte Commission, welche im Reichsamt des Innern tagte, hat lange darüber berathen und einen mehrere Bände umfassenden Bericht herausgegeben; doch zu einer Bestimmung ist man nicht gekommen".[1] Fürst Bismarck wollte eben nicht, darum blieb auch die angeordnete und mühsam durchgeführte Enquete, wie vorauszusehen war, für die Katze. „Wenn es möglich ist, daß in Deutschland Sonntags bis zu 16 Stunden gearbeitet werden darf, so genügt schon das, um einen ungeheuren Mißbrauch des socialen Uebergewichtes erkennen zu lassen, wie es in der capitalistischen Produktionsweise zur Erscheinung kommt. Bleibt es dabei, daß dergleichen geduldet wird, so können die amtlichen Erhebungen über die Sonntagsfrage nur das Eine Ergebniß haben, daß die Arbeiterschaft, indem sie Kenntniß von einer Menge ihr bisher fremd gebliebener unliebsamer Thatsachen erhält, um so leichter aufgereizt werden kann und wird".[2] So hat dasselbe Blatt schon vor zwei Jahren gewarnt, und das war auch die Frucht der kanzlerischen Bourgeoisie-Politik.

Allerdings hätte der Kaiser der Conferenz gerne eine höhere Aufgabe zugemuthet. Der bezügliche Erlaß vom 4. Februar spricht zwar nur im Allgemeinen von einer „internationalen Verständigung über die Möglichkeit, denjenigen Bedürfnissen und Wünschen der Arbeiter entgegenzukommen, welche in den Ausständen der letzten Jahre und anderweit zu Tage getreten sind". Aber der gleichzeitige Erlaß wegen Berufung des Staatsraths bezeichnet es als eine Aufgabe der Staatsgewalt, „die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit zu regeln," und in der Ansprache an den Staatsrath ist „der den Arbeitern zu gewährende Schutz gegen eine willkürliche und schrankenlose Ausbeutung der Arbeitskraft" vorangestellt. Auch in der an das englische Kabinet gerichteten

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 26. März d. Js.
2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 19. Februar 1888.

Note des Reichskanzlers vom 8. Februar ist unter den zu erörternden Punkten ausdrücklich aufgeführt: „Vereinbarungen über eine Grenze der täglichen Arbeitszeit". Im deutschen Programm ist also der Maximalarbeitstag gestanden, mußte aber ausfallen, weil Frankreich sich auf diese Frage überhaupt nicht einlassen wollte, und England erklärte: „die Principien der englischen Gesetzgebung würden es nicht gestatten, dem Parlament einen Vorschlag zu machen auf direkte legislative Beschränkung der Freiheit erwachsener männlichen Arbeiter, so lange zu arbeiten, wie es ihnen gefällt". Dagegen hätte sich England auf eine Berathung über Bestimmungen eingelassen, „welche den Abschluß hierauf bezüglicher Vereinbarungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern erleichtern sollten".[1]) Immerhin liegt darin ein Fingerzeig, wie diese Frage im Fortgang der internationalen Erörterung wieder aufgegriffen werden könnte.

In der angeführten Note des Reichskanzlers wird es als „richtige Würdigung" der Concurrenz-Verhältnisse bezeichnet, daß „die arbeitenden Klassen der verschiedenen Länder internationale Beziehungen angeknüpft haben, welche die Verbesserung ihrer Lage verfolgen". Das hat der Kanzler im Sinne des Kaisers geschrieben; und diese Rechtfertigung des Auftretens der Arbeiter schließt die Billigung des Strebens nach einem Maximalarbeitstag in sich, denn dahin hat sich die internationale Bewegung überall zugespitzt. Damit ist nicht gesagt, daß es gerade der achtstündige seyn muß. Aber während der Arbeitstag in England seit 1867 auf zehn Stunden fixirt, in der Schweiz seit 1878 und in Oesterreich seit 1885 gesetzlich auf eilf Stunden festgestellt ist, hat man in Preußen und im Reich auch in dieser Beziehung nicht nur nichts gethan, sondern gegen früher eher noch Rückschritte gemacht. Als bei dem großen Ausstand in den westfälischen Zechen im Mai v. Js. eine Deputation der Bergleute vor

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 13. März d. Js.

dem Kaiser erschien, sagte der Führer derselben: „Majestät! wir bitten um die achtstündige Schicht, die schon unsere Väter besessen haben!“

Die Rücksicht auf die Weltconcurrenz soll den Maßstab bieten und die Grenze vorzeichnen, wie weit man in den Fragen des Arbeiterschutzes gehen kann, ohne sich selber Schaden zuzufügen. Aber woher kommt diese erdrückende Weltconcurrenz, die internationale Concurrenz? Doch nur von der innernationalen, der sogenannten „freien Concurrenz“. Als dieses liberale Zauberwort alle Schranken aus der zünftigen Zeit über den Haufen warf, wie der Trompetenschall die Mauern Jericho's, da lachte der Erbfeind der Menschheit hellauf: „Nur zu, mit vollem Dampf voran!“ Buchstäblich mit dem Dampf. Das meinte auch der gemäßigtste der englischen Socialisten, Hr. Hyndman, als er Angesichts der Berliner Conferenz den Ausspruch that: „Es ist sicherlich hohe Zeit, die furchtbaren Wirkungen unserer schrankenlosen Concurrenz in Erwägung zu ziehen“.

Aber wie wäre da noch zu helfen? Der Staat mit dem Babel seiner „bürgerlichen Parteien“, die ihm geholfen haben, das Kind mit dem Bade auszuschütten, vermag es nicht mehr. Das Uebel der freien Concurrenz kann nur corrigirt werden aus der Gesellschaft heraus, wenn es Ernst wird mit dem „vierten Stande“ und seiner geordneten Interessenvertretung. Dieser jetzt sogenannte vierte Stand wird dann, mit dem Bauern- und Gewerbestand, den wahren dritten Stand bilden. Dann wird das in der englischen Arbeiterwelt umlaufende Wort: „Der Staat — das sind wir!“ nicht mehr sinnlos seyn, und die sociale Frage würde sich auf den jetzt sogenannten „fünften Stand“ beschränken, der eben ein Stand nicht ist und nicht werden kann, sondern der Bodensatz der modernen Gesellschaft bleibt.

LVII.

Die Reformation und die englischen Universitäten.[1])

Wie auf dem Festlande, so sind auch in England selbst über die Geschichte der englischen Hochschulen in den letzten Jahren bedeutende Untersuchungen angestellt worden. Was Cambridge betrifft, so kommt die Geschichte der dortigen Universität von J. B. Mullinger in Betracht, welche aber erst bis Karl I. reicht. Weil der Verfasser mit ausnehmend großem Fleiß gearbeitet, bietet die Schrift dem Leser eine Quelle reicher Belehrung, wobei indeß nicht zu verkennen, daß die Sichtung und Verarbeitung des Materials manches zu wünschen läßt. Dazu kommt, daß der protestantische Standpunkt des Verfassers bei der Kritik hervorragender Katholiken, unter denen wir statt aller übrigen den berühmten Kanzler der Hochschule, den seligen Cardinal Fisher nennen, sich in einseitiger Weise geltend macht. Was Oxford anlangt, so hat der gegenwärtige Deputy Keeper im Public Record Office zu London, Mr. Maxwell Lyte, die Geschichte der Hochschule in sachmännischer Weise beschrieben. Beide Schriften, welche die älteren Darstellungen von Anthony Wood berichtigen und ergänzen, boten dem P. Zimmermann im Jesuitencolleg Ditton-Hall in England willkommene Veranlassung, die Einflüsse klarzulegen, welche die Reformation auf die englischen Hochschulen ausgeäbt. Derselbe hat sich dieser Aufgabe in sachkundiger Weise entledigt und uns ein Bild von der Lage der ehrwürdigen Stätten der Wissenschaften in England gezeichnet, das zu tiefer Wehmuth stimmt und die in den weitesten Kreisen stets mehr sich ausbreitende Anschauung befestigen hilft, daß die Reformation nicht bloß die religiösen und volkswirthschaftlichen Interessen geschädigt, sondern auch namentlich auf den Betrieb der Wissenschaft und die Entwicklung der Cultur lähmend eingewirkt hat.

Der übersichtlichen Einleitung über „Die englischen Universitäten im Mittelalter" reihen sich folgende Kapitel an: 1. Das Auftreten der humanistischen Studien in England. 2. Verbreitung der neuen Lehre in Cambridge und Oxford. 3. Beraubung und Knechtung der Universitäten durch Heinrich VIII.

---

1) Die Universitäten Englands im 16. Jahrhundert. Von Athanasius Zimmermann, S. J. Freiburg, Herder, 1889. 8°. VI und 138 S.

g der protestantischen Richtung unter Eduard VI. Katho-
Reaktion unter Maria. 5. Versuch einer Verquickung
scher Disciplin mit protestantischer Lehre. Anfänge des
nismus. 6. Die englische Staatskirche im Kampf gegen
ritaner. 7. Die wissenschaftlichen Leistungen der Univer-
8. Die katholischen Collegien. 9. Das Leben in den
en gegen Ende des Jahrhunderts.

ielleicht in keinem andern Lande Europa's fanden die
istischen Studien im 16. Jahrhundert derart begeisterte
ger als in England. Zimmermann entwirft uns ein
reiches Bild von dem Wirken all der Prälaten und Staats-
, welche, über den Kreis ihres engeren Amtes hinaus-
d, sich in den Dienst der allgemeinen Wissenschaften
und diese nicht allein durch Wort, sondern auch durch
ung reicher materieller Mittel und Erbauung von Colle-
fördern suchten. Als eine der liebenswürdigsten Ge-
nennen wir den Dechanten der Londoner Paulskirche,
dessen Bild uns außerordentlich anmuthet. So viel steht
ver behauptet, Kirche und Humanismus ständen natur-
feindlich einander gegenüber, hat das Zeugniß der eng-
Kirche gegen sich. Die Verbreitung der neuen Lehre
ord ging mühevoll vor sich, beide Hochschulen wider-
sich Heinrich VIII. und gaben in seiner Eheangelegen-
n der Königin Katharina günstiges Urtheil ab. Leider
ier die Unentschiedenheit, um nicht zu sagen, Zweideutig-
s Kanzlers von Oxford, Erzbischof Warham von Canter-
getadelt werden, der sich nicht scheute, die Hochschule
aufzufordern, einfach gutzuheißen, „was der König
t." Wenn der Verfasser bemerkt: „Warham ist nicht
von protestantischen, sondern auch von katholischen Schrift-
, wie Kerker, viel zu milde beurtheilt worden" (46), so
nan diesem Urtheil nach Lage der Akten nicht wider-
n. Daß Förderung der Reformation und Ausbreitung
issenschaft und Cultur noch lange nicht identisch sind,
auf das schlagendste Heinrichs VIII. barbarisches Vor-
wider die Hochschulen.

ediglich aus Haß gegen den gestürzten allmächtigen Mini-
olsey, und zur Befriedigung seiner eigenen Raubgier
ückte der König das Cardinals-Collegium, Wolsey's
mste Schöpfung, sowie die von ihm in der Vaterstadt
h errichtete Lateinschule. Ueber den letzteren Akt bemerkt
Brewer, der gelehrte Herausgeber der State Papers:
urde eine der großartigsten Erziehungsanstalten, welche
östlichen Provinzen so nothwendig war, durch die Hab-
es Königs und die Gier seiner Höflinge zerstört" (47).

Den Mittelpunkt der Schrift bildet das Kapitel „Beraubung und Knechtung der Universitäten durch Heinrich VIII.“ Außer der Darlegung der wider die Unabhängigkeit dieser ehrwürdigen Anstalten gerichteten Schläge enthält dieses Kapitel nicht wenige äußerst treffende Bemerkungen zur Charakteristik des Monarchen. Sie betreffen seinen Geiz, wenn die Förderung der Wissenschaft in Frage kam, den empörenden Mangel an Folgerichtigkeit in dogmatischen Fragen, bei denen vielmehr seine Laune den Ausschlag gab, sowie die Ungerechtigkeit gegenüber verbrieften Rechten. Heinrich VIII. legte den Grund zu den nachherigen Gewaltthaten Eduard VI., unter dem deutsche und italienische Protestanten nach Oxford berufen wurden, die aber keinen Anklang fanden. Sehr zutreffend scheinen des Verfassers Bemerkungen über die Reaktion unter Königin Maria (1553—1558). Es ist zu beklagen, daß kein katholischer Forscher dieser vielverleumdeten Königin bisher eine Monographie gewidmet. Daß hier noch reiche Schätze zu heben sind, dafür berufe ich mich auf einen trefflichen Artikel in der Dublin Review 1889. Third series XXII, 363—389: The Youth of Mary Tudor.

In gewissem Sinne dürfen sogar Protestanten die Reaktion unter Maria begrüßen, denn ohne dieselbe hätte der englische Protestantismus das Quentchen katholischer Formen, das Elisabeth ihm verliehen, entbehren müssen. Den Zwiespalt, welchen Elisabeth in die Religion hineinlegte, hat Zimmermann recht gut beschrieben, während die katholische Reaktion nur leicht gestreift wird. In einem kurzen Schlußwort wird das Ergebniß der Abhandlung in packenden Worten zusammengefaßt.

Nachtrag

zu dem Artikel „Katholische Poesie des J. 1889“.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, erklären wir gern auf den Wunsch des Herrn Verlegers B. Kleine in Paderborn, daß die Bemerkung über sein „Kleines Theater“ (Heft 5, S. 352) sich nicht auf die Publikationen des Jahres 1889 bezog, und daß auch unter den Stücken der frühern Jahre manches gute und ansprechende sich findet. Wir werden in der nächstfolgenden Jahresschau die uns vom Herrn Verleger gefälligst zur Verfügung gestellten Stücke aus den Jahren 1889 und 1890 eingehender besprechen. J. S.

LVIII.

Dom Mabillon und die Maurinercongregation.

VII. Reisen. Iter germanicum.

Liebe zur Wissenschaft und monastischer Eifer gingen ei Mabillon Hand in Hand. Wie groß der Ruhm auch ar, mit dem ihn die Welt überschüttete: nie, in keinem ugenblicke seines ruhmreichen Lebens würde er für den lendendsten irdischen Glanz die wonnevolle Einsamkeit seiner rmen Klosterzelle hingegeben haben. Nur selten ging er us, und nur wenn und so lange Geschäfte es erheischten. aß ihm so die Reisen, die er im Interesse der Wissenschaft nternehmen mußte, kein geringes Opfer auferlegten, ist be-eiflich; doch gerade dieser Umstand trägt wesentlich dazu i, seine geistige Physiognomie in helleres Licht zu stellen.

Vielleicht war kein Jahrhundert dem Reisen so abhold ie das siebzehnte — und warum? Das Reitpferd war en außer Mode gekommen und die an seine Stelle getre-tnen staatlichen Verkehrsmittel befriedigten so wenig, daß Madame de Sevigné schreiben konnte, in der Zeit, die sie bdürfe, um von Paris nach einer Provinzialstadt zu reisen, ürde ihre Urgroßmutter auf einem Maulthier den Weg ach Rom oder Wien zurückgelegt haben. Selbst in den öhern Ständen galt eine Reise als ein Lebensereigniß. heilten auch die Mönche von St. Germain die Abneigung rer Zeitgenossen gegen Reisen, so geschah dieß nicht aus

Furcht vor der schwerfälligen Staatscarosse; denn hatten sie vom Abte den Reisesegen empfangen und sich dem Gebet ihrer Mitbrüder empfohlen, so griffen sie nach ihrem leichten Gepäcke und wanderten zumeist hinaus per pedes Apostolorum, bis am Abend ein Kloster sie gastlich aufnahm. Am folgenden Morgen verehrten sie die Heiligthümer des Ortes, musterten Archiv und Bibliothek, fertigten ein sorgfältiges Verzeichniß der wichtigeren Codices und Urkunden oder nahmen, je nachdem es Zeit und Umstände gestatteten, Abschrift von einzelnen Urkunden; und war die Ernte gehalten und die Beute geborgen, zogen sie weiter, in Klöstern wie in den historisch bedeutenden Ortschaften dasselbe System verfolgend, bis sie, nach Wochen oder Monaten reich beladen mit der Frucht ihres Fleißes oder auch ihrer Ueberredungskunst, die, wenn es sich um die Eroberung werthvoller Handschriften handelte, ihnen zur Seite stand, ins heimathliche Kloster zurückkehrten. Dort wurde das gesammelte Material nach seinem Inhalte gesichtet und den Mitbrüdern ausgetheilt; hatte ja ein jeder, der eine wissenschaftliche Arbeit in Händen hatte, den Reisenden seine besonderen Aufträge mit auf den Weg gegeben.

Der Mabillon der stillen Zelle blieb unveränderlich derselbe auch auf Reisen: anspruchslos, gleichmüthig, rastlos thätig und zäh an den klösterlichen Observanzen festhaltend, wenn nicht dringende Noth ihm anderes auferlegte. So war er stets bestrebt, vor Einbruch der Nacht in der klösterlichen Herberge einzutreffen, damit er nicht Veranlassung zum Bruch des nächtlichen Stillschweigens werde, wie Ruinart schreibt. „Draußen lebte er oft strenger als im Kloster. Seine Kleidung trug stets den Stempel heiliger Armuth. Trotz schlechten Wetters und beschwerlicher Wege zeigte er sich geduldig und freudig, trat Anderen ab, was er für besser und bequemer hielt, für sich das Geringere wählend. Zuweilen bettelte er an der Pforte geistlicher Häuser buchstäblich sein Brod und schätzte sich glücklich, die Armuth nicht bloß

u bekennen, sondern auch zu fühlen und zu üben". Wenn Fälle der letzteren Art auf den späteren Reisen vorgekommen, o geschah es nur deßhalb, weil er seinen Namen verschwie- gen, denn welches Kloster hätte sich nicht glücklich geschätzt, dem berühmten Manne die hochherzigste Gastfreundschaft zu gewähren!

Die interessanten Reiseberichte Mabillons von 1672, 1680 und 1682, als er in Burgund, Lothringen, Flandern und andern Provinzen Material für seine Acta Sanctorum, Annales und „Diplomatik" sammelte, übergehen wir, um Raum für einen ausführlicheren Bericht seiner Reise nach Deutschland zu gewinnen.

Von der burgundischen Reise (16. April bis 10. Juni 1682) nach Paris zurückgekehrt, hatten Mabillon und sein Gefährte Dom Michael Germain dem Staatsminister Colbert Bericht u erstatten über einige im Kloster Souvigny (Silviniacum) ntdeckte Urkunden, welche die königliche Dynastie betrafen. Mabillon entledigte sich dieser Aufgabe in so gewandter und harfsinniger Weise, daß Colbert aus freiem Antriebe ihm ls Lohn eine Reise nach Deutschland auf Staatskosten vor- hlug. Hätte der demüthige Mönch der Stimme seiner Ab- igung gegen jede öffentliche Auszeichnung Gehör schenken ürfen, diese Reise wäre nie zu Stande gekommen; doch ine Obern wünschten, daß er die ehrenvolle, vielversprechende Mission nicht zurückweise, und so mußte er dem Minister ine Zustimmung geben.

An materiellen Reisemitteln sollte es diesmal nicht fehlen, a Colbert den beiden Gelehrten sofort 2500 Livres aus- hlen und bis an die Grenzen Frankreichs die staatlichen erkehrsmittel zur Verfügung stellen ließ. Dagegen erhoben ch andere Bedenken. Jeder Franzose des 17. Jahrhunderts ußte zum Voraus, daß er in Deutschland, wo in Folge r heimtückischen Politik Ludwigs XIV., welcher die Franche- omté und Straßburg weggenommen, die Raubkriege in den iederlanden veranlaßt und dem edlen Kaiser Leopold die

Türken auf den Hals gespielt hatte, die nationale Empfindlichkeit aufs Höchste gestiegen war, unmöglich ein willkommener Gast sein könne. Wir wollen nicht davon reden, daß ihm dieses Land gerade so unbekannt erscheinen mochte, als heutzutage einem Deutschen Rußland und Schweden. Indeß wenn dies auch die allgemeine Regel war: Mabillon machte davon eine Ausnahme. Hatte ja vielleicht keine Nation seine „Diplomatik“ mehr zu würdigen gewußt, als gerade die deutsche — ihr verdankt er die pompösen Titel „Adler in den Wolken“ und „Fürst der Gelehrsamkeit“. Es war auch in der That sein Reisevorhaben nicht sobald in Süddeutschland und der Schweiz bekannt geworden, als ihn dortige Gelehrte schon aus der Ferne begrüßten.

Mit Empfehlungsschreiben an den Kurfürsten von Bayern versehen, welche die Gemahlin des Dauphin (Schwester des Kurfürsten) auf Bitten Bossuets geschrieben, und mit der officiellen Mission betraut, im Interesse der Profan- und Kirchengeschichte Frankreichs die Bibliotheken und Archive der bedeutenderen Städte Deutschlands zu durchforschen, schieden Mabillon und sein Reisegefährte D. Michael Germain von der Seinestadt. Ihr Weg sollte durch Burgund, Elsaß, die Schweiz, Vorderösterreich, Tirol, Bayern und Baden führen; der Plan, die Abteien des Erzherzogthums Oesterreich, Steiermarks und Transleithaniens bis zum Erzstifte St. Martinsberg zu besuchen, wurde durch das Vorrücken der Türken vor Wien vereitelt.

„Der Augenblick“, so beginnt Mabillon sein Tagebuch, „schien uns wenig zu begünstigen. Allerorts war nur von Krieg, Rüstungen, dem Zorn der Deutschen über die Wegnahme Straßburgs und von den Greuelthaten und Verwüstungen der Türken in Ungarn die Rede, dagegen noch nicht von der Belagerung Wiens, indem diese Nachricht uns erst im Verlauf der Reise zukam. Indeß wir machten uns im Namen Gottes und auf seinen Schutz vertrauend auf den Weg und erreichten mit dem Postwagen in neun Tagen

esançon ... Hier werden die königlichen Pagen in
r Kriegskunst geübt, und wenige Tage vor unserer Ankunft
tten sie unter den Augen des Königs glänzende Proben
res Muthes und ihrer Geschicklichkeit bestanden." Staunten
e beiden Reisenden über die Festungswerke dieser Stadt:
ächtiger imponirte ihnen die großartige Bibliothek des
rühmten Johann Baptist Boisot, der auch unter dem
amen Abt von St. Vincenz bekannt ist — eine Bibliothek,
e nebst vielen kostbaren, vom ungarischen König Mathias
orvinus († 1490) stammenden Handschriften, durch Cardinal
nton Granvella vor den Türken aus Buda hieher geflüchtet,
ne Sammlung von Memoiren und Briefen des Cardinals
nicht weniger als 80 Bänden enthielt.[1]) Nachdem noch
e römischen Alterthümer der Stadt besichtigt worden, setzte
an den Weg in der Richtung nach Basel fort. In Luxeuil,
r altehrwürdigen Stiftung des hl. Columban, wo Jahr-
nderte lang Mönchsschaaren die laus perennis gesungen,
llte Mabillon von einem Fund überrascht werden, der
ein die mühevolle Reise reichlich belohnte: von dem Fund
es mehr als tausendjährigen Codex der altgallikanischen
urgie (Lectionarium Luxoviense), den er bald nach seiner
ickkehr mit einem Commentar und mehreren Dissertationen
röffentlichte. (De liturgia gallicana libri tres. Accedit
squisitio de cursu Gallicano. Paris. 5. ed. 1685, bei
igne Patrol. lat. 72.) Der Prior von Luxeuil begleitete
Wanderer bis ins Kloster Lure, von wo sie ihren Weg
ch Belfort, Pruntrut, Altkirch und Maria Thalkirchen oder
nnerkirch nahmen. Von letzterm Orte schreibt Mabillon:
clesia Mariae de Vallibus olim Ordinis nostri Prioratus,
i Patribus societatis Jesu ex Alsatiae oppido Eisemio
nsisheim) modo attributus est. (Iter Germ. l. c. p. 2. b.)

---

1) Ein Theil von Granvella's Correspondenz erschien in der Collection des chroniques belges inédites. Bruxelles 1878—1889. Bis jetzt 7 Quartbände.

Am 17. Juli hatte man Hüningen bei Basel erreicht. Sie machten hier dem Gouverneur der Citadelle, die Ludwig XIV „als Hort des Elsaßes“ hatte erbauen lassen, einen Besuch und erfreuten sich einer dreitägigen überaus freundlichen Gastfreundschaft. Von Hüningen aus ritten unsere beiden Gelehrten an einem Samstag-Morgen auf Pferden, die ihnen der zuvorkommende Gastgeber zur Verfügung gestellt, nach der benachbarten Abtei Maria-Stein, um in der Gnadenkapelle der seligsten Jungfrau die hl. Messe zu lesen. Hier war Mabillon, der die Meinung seiner Landsleute, als seien die Deutschen plumpe grobe Bären, zu theilen schien, so überrascht von dem freundlichen Wohlwollen, das ihnen der Abt Augustinus entgegenbrachte, daß er als etwas Außerordentliches in sein Tagebuch verzeichnete, sie seien mit ächt französischer Artigkeit, Gallicana prorsus humanitate, empfangen worden. Nicht weniger überraschte sie der kunstvolle, mit Instrumentalmusik begleitete Gesang beim Hochamt. Sie durchmusterten Archiv und Bibliothek und kehrten mit Empfehlungsschreiben an die Schweizer Klöster wieder nach Hüningen zurück.

Der folgende Tag galt einem Besuch der Bibliothek von Basel. Mabillon's Namen genügte, um bei dem Bibliothekar Johann Jakob Buxtorf gute Aufnahme zu finden. Dieser berühmte Hebraist, dessen Vater und Großvater sich bereits durch hervorragende Werke um die Förderung der hebräischen und syrischen Sprache im 16. und 17. Jahrhundert verdient gemacht, rechnete es sich zur Ehre, den beiden Reisenden nicht nur die Bibliothek, sondern auch die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Nach den Aufzeichnungen Mabillon's war es in der Bibliothek besonders das autographische Testament des Erasmus, alte Handschriften der lateinischen und griechischen Kirchenväter, wie Gregor's von Nazianz, Chrysostomus, Peters von Blois u. A. und im Dom das Grab des Erasmus, das ihr Interesse fesselte. Die herrliche Büchersammlung des Senators Fesch,

es Ahnen des gleichnamigen Cardinals, mit werthvollen
ndschriften, den Werken des hl. Isidor, Beda Venerabilis
 sonstigen Merkwürdigkeiten bot ihnen eine weitere Ueber-
chung. Auffallend erschien es Mabillon, daß er nach der
sler Uhr um eine Stunde zurück sei. Er weiß keinen
und dafür anzugeben und bemerkt nur, daß schon Paul
tzner hundert Jahre vor ihm (1597) auf die seltsame
scheinung hingewiesen habe.
Hoch erfreut über den Basler Besuch setzten die Rei-
den am 21. Juli ihren Weg fort, um bei Augst (Augusta
uracorum) den deutschen Boden zu erreichen. Hier stießen
auf die erste Schwierigkeit. Der Angriff der Franzosen
 die Stadt Rheinfelden lebte noch in frischer Erinnerung
 die kleinliche Rachsucht suchte sich dadurch zu befriedigen,
 man unsern Reisenden den Uebergang über den Rhein
bot. Sic nos poenas dedimus assultus urbi illi nuper
ostris facti, verzeichnet Mabillon, und zwei Stunden
 hatten sie bei erdrückender Julihitze zu warten et
ernatoris iras memores devorare. (Iter Germ. l. c. p. 4.)
h kurzem Aufenthalt in Säckingen, „wo sich ein
rstetes adeliges Damenstift“ befand und vier Canonici die
he des hl. Fridolin bedienten, vermochten sie, zumal die
nzosen die Brücke verbrannt und viel sonstigen Schaden
richtet hatten, „die trotzigen Schiffer“ nur mit Mühe
estimmen, sie wiederum nach dem linken Rheinufer über-
zen. „Nachdem wir einen steilen Berg erklommen, ge-
rte uns die Calvinistenstadt Brugg an der Aar Herberge“.
Baden, „einem Kurort an der Limmat, wo soeben die
etische Landesversammlung tagte“, fiel den Reisenden auf,
 viele Häuser „nach deutscher Sitte mit Malereien ver-
“ waren. Auch die Kirchen seien geschmackvoll decorirt
 in bester Ordnung gehalten.
An einem der folgenden Tage wurden sie vom Land-
sekretär nach dem Kloster Muri geleitet, einer Stiftung
Bischofs Wernher von Straßburg (1072), wo 50 Mönche

die strikte Observanz der helvetischen Congregation übten. Mabillon verzeichnet, wie eifrig hier die Mönche das Studium der Geschichte betrieben; die Origines Murensis monasterii (von 1618); Origo et genealogia comitum Habsburgensium (1651) und Liber de antiquitatibus monasterii Fabariensis (1628 von Augustin Stöcklin, Dekan und späterem Abte von Muri und Fabaria oder Pfäffers) seien ihre Hauptwerke. In der Bibliothek fanden sie werthvolle Codices mit den Schriften des hl. Beda, dem Chronicon Regino's und der Fortsetzung des Hermannus Contractus und Berchtold. Merkwürdig erschien ihnen hier ein Gebrauch, den sie später in allen deutschen Städten wieder finden sollten. „Ein Wächter, der während der Nacht, um etwaiger Feuersgefahr vorzubeugen, in der Ortschaft die Runde macht, hat an verschiedenen Stellen zum Zeichen, daß er seine Pflicht erfülle, bestimmte Worte zu rufen. So rief er um neun Uhr: ‚Höret, was ich euch will sagen, die Glocke hat neun geschlagen; löschet Feuer und Licht, daß euch Gott und Maria behüt!'[1]) Derselbe Ruf erklang zu den übrigen Stunden. Diese Einrichtung ist wegen der in Deutschland so häufig vorkommenden Feuersbrünste getroffen; denn die meisten Häuser bestehen aus Tannenholz und die Dächer aus Schindeln. Wenn Tacitus in seinem Buche de moribus Germaniae sagt: Materia utuntur ad omnia uniformi, so halte ich diese Materie für Tannenholz, denn daraus bauen die Deutschen selbst ihre Straßen, decken damit ihre Brücken, kurz zu jeglichem Zwecke muß es dienen, wahrscheinlich weil in ihren Wäldern nur dieses Holz so reichlich vertreten ist."

Hier mag auch eine Schilderung gewisser deutscher Sitten und Bräuche Platz finden, die Mabillon ungefähr an derselben Stelle in seinen Bericht einreiht. „Als wir

1) Audite quid dicturus sum: Insonat hora nona; exstinguite lumen et ignem, ut nos Deus cum Maria tutetur. Iter Germ. pag. 4 b in der Ausgabe der Vetera Analecta, Paris 172?.

n Rhein überschritten und den deutschen Boden betreten
tten, hieß es unserer Muttersprache und den vaterländischen
itten auf drei Monate Lebewohl sagen, um uns deutschen
nd helvetischen Sitten und Gewohnheiten anzubequemen.
ch will einige der merkwürdigsten verzeichnen. Betritt der
remde eine Herberge, so kommen ihm Wirth und Wirthin
tgegen und heißen ihn mit freundlich ausgestreckter Hand
ihrem Hause willkommen, worauf sie ihn in's Speise-
mmer führen. In diesem Raume findet man zur Sommerszeit
ne solche Menge Fliegen, daß eine Klappe oder ein Schläger
thig ist, um sich ihrer zu erwehren. Sie wohnen um so
ber da, weil sich ein großer Ofen in dem Zimmer befindet,
n den sie sich in kühlen Tagen schaaren können. Fast ebenso
tig ist der üble Tabaksgeruch (molestus tabaci grave-
entis foetor); die aufgetischten Speisen sind eher dazu
gethan, den Appetit zu verscheuchen als zu reizen; im Brod
findet sich in ganz widriger Weise Fenchel und ähnliche
äuterstoffe, während die Gemüse von Pfeffer und Gewürzen
otzen. All das Aufgetragene wird genau auf einer Tafel
rzeichnet. Die Einrichtung der Betten ist dem Franzosen
was Ungewohntes, ja schier Lästiges. Das Gestell ist für
e normale Körperlänge zu kurz, und das Bett so mit
ssen überhäuft, daß man darin mehr sitzt, als liegt. Ebenso
bequem ist die Bedeckung, indem man im Sommer statt
was Leichteres einen schweren Federsack auf sich liegen hat.
ßer den erwähnten Unbequemlichkeiten ist Alles hübsch,
uber und blank. In katholischen Häusern hat das Crucifix
erall den Ehrenplatz. Ueber der Thüre steht eine Inschrift,
Schutz und Heil für Leib und Seele, Gottes Ehre und
Freiheit und Wohlfahrt des Vaterlandes erfleht; oft
ft sie die hl. Agatha gegen Feuersgefahr an." „Macht
n Miene aufzubrechen, so bringt der Wirth seine Tafel
bei, auf der Alles, was man verzehrt oder benützt hat,
f's genaueste verzeichnet steht. Murmelnd geht er die
zelnen Posten durch und zieht die Summe. So groß aber

ist die Ehrlichkeit und der Gerechtigkeitssinn dieses Volkes, daß er auch um keinen Pfennig von seiner Tafel abweicht. Zum Abschied pflegt man dem Wanderer mit einem Ehrentrunk auf die Minne des hl. Johannes eine glückliche Reise zu wünschen."

Von Muri geleitete P. Karl, der Schullehrer, unsere Reisenden über Frauenthal, ein Cisterzienserinenkloster (vallis Virginis ad Lorsam), an den Zuger See und in die liebliche Cantonshauptstadt, das alte Tugeum, deren Name der See trägt. Nachdem sie hier in der Kirche des hl. Königs Oswald von England die hl. Messe gelesen, gelangten sie über einen steilen Berg in's Thal der Aquae regiae oder des Aegerisee's und noch an demselben Tage nach der weltberühmten Abtei Einsiedeln, wo 100 Mönche unter dem als Theologe bekannten Abt Augustin Reding († 1692) in musterhafter Regularität lebten.[1]) Der erste Besuch unserer Reisenden galt der Kirche und dem Gnadenbild der seligsten Jungfrau; der zweite der Bibliothek und dem Archiv, wo sie für ihre literarischen Zwecke reiche Ausbeute fanden. In der Klosterchronik ist dieses Aufenthaltes der Mauriner zu Einsiedeln in folgender Weise gedacht: „Heute kam P. Karl von Muri mit zwei Benediktinern der Abtei St. Germain des Prés zu Paris, die alle Klöster unseres Ordens besuchen, um Material für die Acta Sanctorum und die Annales ordinis nostri zu sammeln. Ein schönes Unternehmen! Sie verweilten hier bis zum 30. Juli; dann reisten sie nach Fischingen. Am 28. speisten sie mit uns im Refektorium, an den übrigen Tagen aber nahmen sie, da sie kein Fleisch essen, ihre Mahl-

1) Ueber Redings Schriften vgl. Scheeben, Dogmatik I, 450 und 455. Scheeben nennt Reding's Theologia scholastica „eines der größten und gediegensten thomistischen Werke". Mabillon hebt außerdem ein zweibändiges Werk hervor, das der Abt gegen einen Zürcher Professor, einen Bekämpfer des Kirchenhistorikers Baronius, geschrieben.

eiten in einem anderen Zimmer, wo einige unserer Patres hnen Gesellschaft leisteten". (Broglie I. 300.)

Das nächste Ziel war Kloster Fischingen und darnach St. Gallen, die berühmte Culturstätte des südlichen Deutschlands. Der Abt war Fürst des hl. römischen Reiches deutscher Nation und stand an der Spitze der helvetischen Benediktiner-Congregation. „Er befand sich zur Zeit in dem ihm unterstellten Kloster St. Johann, hatte aber auf die Kunde von unserem Besuche Befehl ertheilt, uns die Bibliothek, das Archiv, alle Werthgegenstände und Merkwürdigkeiten nach Wunsch zu zeigen, ein Befehl, dem der Subprior und der Bibliothekar P. Hermann Schenk (bekanntlich schon seit längerer Zeit Mabillon's Correspondent), ein gelehrter und sprachenkundiger Herr, mit größter Freundlichkeit nachkamen. Der Weg zum Kloster führt durch eine unbedeutende, in einem engen, anmuthigen Thal gelegene Stadt, die jetzt frei und unabhängig, aber ganz calvinisch ist. Das Kloster bildet ihren südlichsten Ausläufer und ist durch eine Ringmauer von ihr getrennt. Der Verbindungsweg hat zwei Thore: die Bürger schließen das eine zur Sicherheit gegen die Mönche; die Mönche das andere, um sich gegen die Bürger zu sichern".[1])

Der Glanz des fürstlichen Stiftes schien die an strengere Lebensweise und schlichtere Räume gewohnten Mauriner völlig zu blenden: sie hatten nie so reiche Holzvertäfelungen und mächtige Oefen gesehen, die ihnen zu dieser Jahreszeit doppelt luxuriös erscheinen mochten. Indeß gestehen sie naiv, daß die modestia religiosa in nichts verletzt werde. Sie fanden die Kirche hübsch und elegant und die gottesdienstlichen Funktionen gewissenhaft und erbaulich ausgeführt. Die Reliquien des hl. Gallus, des hl. Othmar, die Krypte des hl. Notker, sowie mehrere hl. Leiber, die man kurz zuvor von Rom erhalten, bildeten einen besonderen Gegenstand

---

1) Bis heute zählt das Stiftsgebäude nicht zur Stadt St. Gallen, obwohl es mitten darin liegt, sondern zur Gemeinde Tablatt.

ihrer Verehrung. Ueberaus fremd aber erschien ihnen die Sitte, „nach welcher diese hl. Leiber aufrecht in Glasschreinen stehend und mit Bändern und Edelsteinen geschmückt dem Volk ständig zur Verehrung ausgesetzt sind". „Die Werkstätten, die Druckerei und Bibliothek liegen gen Süden; das Museum, welches den Mönchen zur Winterszeit außer den Stunden des Gottesdienstes zum Aufenthalt angewiesen, hat einen hübschen Doppelofen und ist durch Bretterwandungen in mehrere Zellen getheilt (solis asseribus cellulas distinctas. Iter Germ. l. c. 6); desgleichen ist das etwas niedrige, aber reich getäfelte Refektorium geheizt".

Das Kloster zählte damals hundert Mönche, ungerechnet die Novizen. „In St. Gallen stehen die wissenschaftlichen Studien in hoher Blüthe; außer Latein, das die Mönche mit großer Gewandtheit sprechen, verstehen sie sehr gut Griechisch und Hebräisch. Besondere Bekanntschaft machten wir mit P. Cölestin Sfondrati, der aus einer alten italienischen (ligurischen) Familie stammt. Er beschäftigt sich mit der Herausgabe eines philosophischen Werkes; daneben besitzt er große Kenntnisse in der Theologie und im canonischen Rechte.[1]) P. Herman Schenk beabsichtigt eine Geschichte der schweizerischen Klöster zu schreiben.[2]) — Am Tage nach unserer Ankunft, dem ersten Sonntag im August, fand hier

1) P. Cölestin Sfondrati um 1683 von seinen Obern zum Volksprediger von Rorschach und bald darnach zum Coadjutor des Abtes ernannt, wurde 1686 unter Innocenz XI. Bischof von Novara. Von seinen ehemaligen Mitbrüdern zum Abte gewählt, legte er mit Zustimmung des Papstes den Bischofsstab nieder und leitete 8 bis 9 Jahre die Communität von St. Gallen. Zum Cardinal ernannt, reiste er nach Rom und starb nach kurzem Aufenthalt daselbst im Alter von 56 Jahren (1696). Ueber sein heiligmäßiges Leben, seine ausgezeichnete Lehrmethode und seine zahlreichen theologischen Werke vgl. Ziegelbauer, Histor. liter. III. c. 4 § 19. Hurter, Nomenclator II, 359 ff., die Richtung seiner Theologie bei Scheeben, Dogmatik I, 455.

2) Siehe darüber Ziegelbauer, Hist. liter. O. S. B. IV, 549—550 und 686—687.

unter großem Volkszudrang ein Bittgang statt. Litanei und Gebete wurden in der Muttersprache, doch in sehr ordentlicher, ansprechender und erbaulicher Weise gesungen. Ueberhaupt ist bei den meisten öffentlichen Gebeten, die nicht unmittelbar zum Officium oder zur hl. Messe gehören, die Landessprache im Gebrauch, selbst für's Domine non sum dignus bei der Communion des Volkes". (Iter germ. l. c. S. 6. b.)

„Doch kehren wir zur Bibliothek zurück. Es finden sich darin außer bereits edirten eine große Zahl sehr wichtiger bis jetzt unveröffentlichter Handschriften. Eine Masse von Material, das für unsere Zwecke höchst dienlich und kostbar ist, haben wir mit Beihilfe des P. Hermann theils abgeschrieben, theils excerpirt. Auch die Stadtbibliothek besuchten wir; sie befindet sich in einem zur Zeit der Reformation von den Calvinern aufgehobenen Dominikanerkloster."

„Noch in St. Gallen kam uns die Nachricht zu von der Belagerung Wiens durch die Türken. Das brachte uns zum Nachdenken und wir fragten uns besorgt, ob es nun rathsam oder überhaupt möglich sei, unsere Reise bis ins Baierland, wo ohne Zweifel die Furcht vor den osmanischen Waffen den freien Verkehr bereits gelähmt, fortsetzen sollten. Und dies waren nicht die einzigen Gründe. Mußten wir als Fremdlinge nicht befürchten, man möchte uns in einem so kritischen Augenblick für verdächtige Spione halten? Jedenfalls konnten wir nicht erwarten, daß man uns Zutritt zu den Bibliotheken und Archiven, die doch den einzigen Zweck unserer Reise bildeten, gestatte. Schließlich rieth man uns, wenigstens bis Kempten zu gehen, wo wir uns genauere Auskunft über den Stand der Dinge verschaffen könnten. So verließen wir St. Gallen, das letzte Kloster der helvetischen Benediktinercongregation, das wir besucht hatten. Die Congregation selber war im Jahr 1602 von den Aebten von St. Gallen, Einsiedeln, Muri und Fischingen gegründet worden. Clemens VIII. bestätigte sie und forderte auch die

übrigen Schweizerklöster zum Beitritt auf. Darauf schlossen sich die Aebte von Pfäffers und Rheinau an und später die übrigen, so daß die Congregation bald 12 Klöster zählte. Gregor XV. und Urban VIII. verliehen ihr große Privilegien und Immunitäten. Sieht man vom Fleischgenuß ab, den sie mehrmals in der Woche gestattet, kann sie, was Disciplin und reguläre Observanz betrifft, den besten Congregationen unseres Ordens ebenbürtig zur Seite gestellt werden.“ (Iter germ. l. c. S. 7.)

Wie wir aus dem I. Bande der im Jahr 1690 zu St. Gallen erschienenen Annales Hirsaugienses, pag. IV ersehen, war es Mabillon, der bei Gelegenheit dieses Besuches die dortigen Mönche veranlaßte, die berühmte Chronik des Johannes Trithemius, Abtes von Sponheim und Würzburg († 1516) herauszugeben.

In Begleitung des P. Hermann gelangten die Reisenden nach Rorschach am Bodensee, wo sie bei den St. Galler Mönchen einkehrten und aßen. Da sich zur Mittagszeit ein starker Wind erhob, so wurde ihre Absicht über den Bodensee zu setzen, vereitelt und es blieb ihnen nichts übrig, als auf weiten Umwegen den 3 Stunden breiten und 14 Stunden langen See zu umwandern. „Noch an demselben Tage gelangten wir über den Rhein nach Bregenz, das St. Gallus und St. Columban durch ihren Aufenthalt geheiligt. In der Nähe liegt das Kloster Mehrerau (Augia major), dem wir aber aus Mangel an Zeit keinen Besuch widmen konnten.“

Am folgenden Tag, dem Fest der Verklärung Christi, zogen sie über Lindau, Tettnang und Ravensburg weiter gen Weingarten. „Wir waren jetzt im Schwabenlande angelangt. Die Straßen hier sind ebener und schöner, die Sitten und Gebräuche von denen der Schweizer verschieden, wenn auch nicht weniger Freiheit athmend, die Sprache feiner und reiner, aber die Häuser der Landleute nicht so groß und elegant. Im Kloster Weingarten, wo vor wenigen Jahren der durch seine zahlreichen Schriften weitbekannte P. Bucelinus

das Zeitliche gesegnet, wurden wir in Abwesenheit des neu-erwählten Abtes von den Mönchen auf's freundlichste empfangen. Die Klöster dieses Landes zählen nicht zur vorgenannten Congregation; sie bilden eine eigene, die schwäbische, welche aus der Zeit des Constanzer Concils d. h. vom Jahre 1416 stammt. Früher war sie über drei Länder ausgedehnt, jetzt einzig auf Schwaben beschränkt. Eine kurze Geschichte derselben schrieb vor einigen Jahren (1677) unser Freund, der fromme Prior (später Abt) Georg Geisser von Villingen. Die Kleidung dieser Mönche ist wie die der Schweizer, nur mit dem Unterschied, daß die letztern, wenn sie die Cuculle tragen, beim Eintritt in den Chor den Rosenkranz um den linken Arm geschlungen halten. — Das freie, exempte und reichsunmittelbare Kloster Weingarten sandte gerade während dieser Tage dem Kaiser Hilfstruppen nach Wien: eine Anzahl bewaffneter Fußsoldaten, denen die Bewohner der benachbarten Dörfer und Weiler, die im Uebrigen steuerfrei sind, die Löhnung zahlen müssen. Hier befindet sich eine Gruft der Welfen, die als Stifter des Klosters gelten; ein uralter Codex in der an Handschriften reichen Bibliothek gibt näheren Aufschluß darüber. In einer dieser Handschriften, Expositio Gregorii Magni in Ezechielem prophetam, steht die aus ältester Zeit stammende Vorschrift: Oportet monacho, ubicunque exierit, Eucharistiam semper secum vehat. Hier wird auch eine Reliquie des kostbaren Blutes sehr hoch verehrt . . ."[1])

Am 9. August kamen sie in Begleitung des P. Maximilian durch's Allgäu nach Kempten. „Das neue prächtige Klostergebäude mit schmuckvoller Kirche liegt nahe bei der Stadt

1) Ueber die Schätze der Weingartener Bibliothek, die kostbaren alten hl. Gefäße, z. B. einen uralten Meßkelch mit silbernen Röhrchen für die sumptio des hl. Blutes vgl. P. Gabriel Meier O. S. B. Süddeutsche Klöster vor hundert Jahren. Vereinsschr. der Görresgesellschaft für 1889. S. 12—15.

Campidunum oder Capidona, die jetzt fast ganz häretisch ist. Es hat ein doppeltes Quadrum und verschiedene Vorhöfe nebst gesonderten Wohnungen für das Dienstpersonal. In dem einen Quadrum residirt der Abt, in dem andern befinden sich die Zellen der Mönche. Beide Bauten haben ein doppeltes Stockwerk; auf dem Niveau des untern liegt erhöht die Kirche. Fürstabt Rupert, unter dessen glanzvoller Regierung das Stift zu hoher Blüthe gelangt, empfing uns mit großer Liebe und Herzlichkeit. Er ist der Nachfolger des Cardinals von Baden, den wir vor einiger Zeit zu St. Denys bei Paris kennen gelernt. Der Convent zählt 24 adelige Mönche und 6 Novizen oder Aspiranten, welch letztere rothe Tuniken tragen. Ehemals gab es in Deutschland vier Abteien, in welchen nur Jünglinge von altadeliger Abkunft Aufnahme fanden: Fulda, Kempten, St. Gallen und Einsiedeln. Dieser Brauch besteht noch heute in den zwei erstgenannten und zu Murbach im Elsaß. Dagegen hat man zu St. Gallen und Einsiedeln glücklicher Weise mit diesem nicht von den Stiftern, sondern später eingeführten Principe gebrochen. — In Kempten haben sie eine vortreffliche Druckerei."

Mabillon fand in dem Kloster, in dem der Abt selbst den Führer machte, sehr viele authentische Urkunden. Auch von Kempten gingen zur Zeit seines dortigen Aufenthaltes 200 Mann Hilfstruppen nach Wien ab. Der freundliche Abt wollte seine Gäste nach 2 Tagen nur gegen das Versprechen entlassen, auf der Rückkehr von Bayern wieder zu kommen; er ließ den Scheidenden Pferde und eine ansehnliche Schutzmannschaft zur Verfügung stellen und gab ihnen den P. Corbinian, einen Conventualen des Stiftes St. Ulrich und zur Zeit Professor der Philosophie in Kempten, als Begleiter nach Augsburg mit.

Noch an demselben Tage (12. August) erreichten sie Ottobeuren, das ihnen bereits brieflich eine Einladung zugeschickt hatte. „Dieses Kloster liegt 6 Stunden von Kempten entfernt, an der Günz; die Kirche ist den hh. Martyrern

und Theodor geweiht, deren Leiber dort ruhen.
iothek birgt einen erheblichen Schatz an Büchern
dschriften, woraus wir Einiges für unsere Zwecke
darunter zwei Homilien des hl. Faustinus[1]) aus
alten Homiliarium. Auch fanden wir in alten
n genauere Auskunft über den ersten Abt Totto,
Leib des hl. Alexander dorthin gebracht, sowie über
tern Silachus und Ermiswinde, die um's Jahr 764
er gegründet. Wenn es in den Annalen (a. 1063)
tto sepelitur, so ist damit nur gemeint, daß seine
in ein neues Grab übertragen wurden. Nicht fern
beuren liegt ein viel besuchter Wallfahrtsort mit
chlein zu Ehren der Mutter Gottes, Elderkirchlein.[2])
en Jahrhundert lebte im Kloster von Ottobeuren
nist Nikolaus Ellenbog. Derselbe hatte dem
eines Vaters sich widmend zuerst in Montpellier
studirt. In sein Vaterland zurückgekehrt, trat er
1505 in Ottobeuren ein, wo er (reluctante Abbate
r dem Lateinischen sich mit Eifer auf das Studium
ischen und hebräischen Sprache verlegte. Im Jahre
tete er mit Hilfe des ihm sehr gewogenen Fürstabtes
von Kempten zu Ottobeuren ein Gymnasium zum
in 3 Sprachen ein. Mit Erasmus, Reuchlin,
andern Humanisten dieser Zeit unterhielt er einen
iefwechsel. Die interessanten Briefe wurden in
gesammelt, wovon noch 7 erhalten sind, die durch
hungen des Stephan Baluze vor nicht langer Zeit
lbertinische Bibliothek zu Paris kamen. Das Ellen-
Institut besteht noch heute in Ottobeuren, einige

---

neueren Forschungen dürften sich dieselben als Homilien
Faustus von Riez erweisen.

r diese 1487 eingeweihte Wallfahrtskirche zu Eldern s. Bau-
n, Geschichte des Allgäus, II. 392. A. d. R.

Mönche geben darin einer beschränkten Zahl talentvoller Knaben Unterricht in den klassischen Sprachen".

In Irrsee (Ursinium), einem andern, etwa 6 Stunden von Ottobeuren gelegenen Kloster ihres Ordens feierten die Reisenden das Fest Mariä-Himmelfahrt. „Die Bibliothek enthält viele gute Handschriften, die indeß alle jüngeren Datums sind. Nachdem wir das auf dem Lechfelde gelegene berühmte Marienkirchlein besucht hatten, Augustam Vindelicorum tendimus." Reizend erscheint unsern Reisenden das vom Lech durchströmte Landschaftsbild. An den Thoren von Augsburg hatten sie ihre Pässe vorzuzeigen und an der Klosterpforte von St. Ulrich lange zu warten, weil die Mönche zur Zeit des Mittagessens, wie Mabillon schalkhaft bemerkt, Niemanden Einlaß gewähren (l. c. S. 86). Das verhinderte indeß nicht, daß sie hernach vom Abt Romanus mit der größten Herzlichkeit empfangen und drei Tage lang beherbergt wurden.

Kein Kloster dieser Gegend, so fährt Mabillon in seinem Berichte fort, „ist eleganter, verständiger und der klösterlichen Disciplin entsprechender eingerichtet als dieses; wie es auch anderseits, abgesehen von der Uebervölkerung, keine schönere Stadt gibt als Augsburg. Obwohl mehr als die Hälfte der Einwohner Lutheraner sind, so befinden sich in der Stadt doch zahlreiche katholische Kirchen und Klöster." Unter allen Kirchen scheint jene von St. Ulrich, „eine hübsche Basilika mit kostbarem Schatz und herrlichem Säulenwerk", den günstigsten Eindruck auf den großen Mauriner gemacht zu haben. In den Bibliotheken fand er wichtige griechische, von Markus Welser gesammelte Handschriften.

Ein Schreiben, das Mabillon unter dem 18. August 1683 an seinen geliebten Freund und geistlichen Sohn Theodor Ruinart richtete, ist nicht ohne Interesse (bei Broglie, I. 308—311):

„Mein letzter noch von St. Gallen an Sie, theuerster hochwürdiger Pater, gerichteter Brief ist wohl in Ihren Händen.

ir kamen nach Weingarten . . . Kempten . . . Obschon die
rstliche Abtei Kempten mehr äußeren Glanz aufweist als die
rigen, so gebe ich doch St. Ulrich hier den Vorzug. In
len diesen Benediktinerklöstern finden sich herrliche Bibliotheken,
daß ich mich der unsrigen von St. Germain bei einem
ergleich mit diesen deutschen Klöstern fast schäme. Die Stadt
ugsburg ist sehr groß, sie gleicht in mancher Hinsicht Orleans,
aber nicht so bevölkert. Ich hätte es mir früher kaum
rgestellt, daß in den deutschen Landen beim Weltklerus
wohl wie bei den Mönchen eine so vortreffliche Disciplin
rrsche. Ich muß sagen, daß mich die Regularität und Frömmig-
it und das wissenschaftliche Streben in den bis jetzt von uns
suchten Klöstern im höchsten Maße erbaut hat. Der Bischof
esiger Stadt, Johann Christoph von Freyberg (erw. 1665
1690) ist zum wenigsten ebenso eifrig, exakt, kirchlich gesinnt
d thätig, als die eifrigsten Bischöfe von Frankreich. Die
farrer dieser Diöcese sind sehr tüchtig, wissenschaftlich gebildet
d wacker in ihrem heiligen Berufe. Kurz, ich muß Ihnen
stehen, daß ich durch persönliche Bekanntschaft ganz andere
nschauungen über Deutschland und die deutschen Katholiken
wonnen habe. Doch es ist Zeit zum Abendessen; morgen
hen wir in die Abtei Scheyern, drei Tage später nach Regens-
rg . . . Man weiß noch nichts Bestimmtes über die Be-
gerung von Wien. Wenn Sie mit den Herren Gelehrten
sammentreffen, so bitte ich, ihnen meine besten Empfehlungen
szurichten."

Man sieht aus diesem Briefe deutlich, wie wenig sich
r 200 Jahren die Nationen gegenseitig kannten. Wenn
n so unterrichteter und allseitig gebildeter Mann wie Mabillon,
r mit den größten Gelehrten Deutschlands in regem Ver-
hre stand, sich veranlaßt sieht, zu bekennen, daß er lang
hegte Vorurtheile abgelegt, und zwar Vorurtheile gegen
n Volk, das doch wahrlich nicht zu den Antipoden Frank-
ichs gehört: wie mag es dann bei anderen ausgesehen
aben.

„Am 19. August geleitete uns P. Amandus, Subprior
on St. Ulrich, über den Lech, wo wir das eigentliche

Bayerland (Bajoaria) betraten. (Iter germ. in vet. Anal. Paris 1723. S. 9.) Unser Aufenthalt in diesem Lande dauerte ungefähr einen Monat und zählt zu meinen schönsten Erinnerungen. Wie lieblich ist das Wandern durch diese herrlichen Gegenden mit ihren schönen Wiesen, Hainen, Flüssen und was immer zum Lebensunterhalt und zur Annehmlichkeit der Bewohner dient! Nur gibt es keine oder doch höchst selten Weinreben, da sie im Innern des Landes nicht recht zu gedeihen scheinen. Im ganzen Staat herrscht eine vorzügliche Ordnung und musterhafte Verwaltung; kein Häretiker kann sich hier als Bürger niederlassen. So wird das Gelüste nach Neuerungen und die verderbliche Sucht, Abnormales zu schreiben, fern gehalten, während die Deutschen draußen ihre Freiheit nach Herzenslust benützen, Alles mit falschen Nachrichten und Gerüchten zu überschwemmen. Kurz, da ist Alles so schwer gemacht, daß du kaum einem Berichterstatter mehr glauben kannst, da die verschiedenen Parteien so entgegengesetzte Ansichten vorbringen. Fremde haben in Bayern eine strenge Untersuchung zu bestehen. Man sieht vielfach an Wegpfosten das Zeichen einer abgehauenen Hand. Es bedeutet dies, welche Strafe des Reisenden harret, der nicht genau angibt, woher er kommt, falls dies zur Zeit der Pest von ihm verlangt wird. Im Uebrigen sind die Bayern recht freundlich, gut beanlagt und ein frommes Volk. Letzteres beweisen ihre zahllosen Kirchen und Kapellen, namentlich zu Ehren der unbefleckten Mutter Gottes Maria, die alle sehr schön und gut erhalten sind."

Die nächste Reisestation war Scheyern in der Diöcese Freising. „P. Aegidius Kranbeck oder Ranbeck daselbst hat ein Kalendarium Benedictinum in 4 Bänden veröffentlicht.[1]) Der jetzige Abt Gregor ist ein tüchtiger Theologe und Mathematiker; er machte uns das Chronicon zum Geschenk, welches der Mönch Conrad im Jahr 1196 begann und bis

1) Kalendar. annuale Benedictin. Augsb. apud Uzschneider, 1677.

ef in's 13. Jahrhundert weiterführte. Abt Stephan setzte
bis in unser Jahrhundert fort und ließ es 1623 drucken.
m folgenden Tag führte uns der P. Prior nach Geisen-
eld, wo wir bei den Nonnen unseres Ordens gastliche
ufnahme fanden. An der Nordseite der Kirche gewahrten
ir das Grab der ersten Abtissin Gerburg oder Gerberg;
ir nahmen Abschrift von dem Epitaph für unsere literarischen
Zwecke."

Ein ehemaliges Kloster O. S. B. Manser oder Münster[1])
ur Linken lassend, eilten unsere Reisenden nach Regens-
urg, wo es in den Kirchen, Archiven und Bibliotheken
iele Schätze zu heben gab. Die alten Codices des Klosters
St. Emmeran bilden bekanntlich einen Haupttheil der
erthvollen Handschriften in der Münchener Staatsbibliothek.
or Allem interessirte Mabillon das kostbare Evangeliar
arl's des Kahlen[2]) mit den noch jetzt bewunderten schönen
Miniaturen. Der ehemalige Thesaurar von St. Denys be-
hreibt dieses Cimelium auf's eingehendste und copirt alle
nschriften desselben mit um so größerer Genauigkeit und
mständlichkeit, als der Codex ehedem der berühmten Abtei
s Areopagiten bei Paris gehört haben soll, von wo er
ttwendet, dem Kaiser Arnulf zum Geschenk gemacht, und
on diesem dem Regensburger Kloster zugewiesen wurde.
ie Angabe, es seien zu gleicher Zeit die Reliquien des hl.
ionysius nach Regensburg gekommen, weist Mabillon als
nbegründet zurück. Die Mönche von St. Emmeran, sagt
, hätten ihm zwar ein paar alte Steine mit allerlei In-
hriften, aber keine Reliquien vorweisen können, noch auch

1) Vielleicht Münchsmünster an der Ilm, ehemalige Benediktiner-abtei, von 1598—1773 den Jesuiten, 1784 dem Malteser Orden eingeräumt. A. d. R.

2) Codex litteris aureis majusculis optime scriptus a. 870 mandato Caroli Calvi . . . quo nullum pretiosiorem aut elegantiorem unquam vidimus. Iter german. l. c. S. 9.

seien solche in den betreffenden Inschriften erwähnt; nur von einem in St. Denys verübten Diebstahl sei darin die Rede. Arnulf soll auf der Epistelseite des Hauptaltares begraben sein, während er nach Anderen in (Alt-)Oetting ruht. Sein Sohn Ludwig liege in der Mitte des Chores und Herzog Heinrich von Bayern, Vater des hl. Kaisers Heinrich, an der Nordseite des Chores mit dem Epitaph: Heinricus Regis Pater et defensio legis, Bavariae cultus, pius est hic Duxque sepultus. (Iter. germ. S. 10.) Erwähnenswerth findet er noch das Grab Ramuold's, den der hl. Wolfgang aus dem Kloster St. Maximin bei Trier berufen und nach Wiederherstellung der regulären Disciplin in St. Emmeran zum ersten Abte daselbst bestellt hatte.

In dem zweiten Benediktinerkloster zu Regensburg, St. Jakob bei den Schotten, trafen die Reisenden den Grafen Verjus de Crecy, Gesandten Ludwig's XIV. beim deutschen Reichstage, oder eine Art französischen Consuls. Derselbe erwies seinen Landsleuten die größte Aufmerksamkeit, lud sie wiederholt zu Tisch ein, besuchte sie in St. Emmeran und stellte ihnen, damit sie bequem und ohne Zeitverlust die Klöster und Merkwürdigkeiten der Umgegend besuchen könnten, seinen prächtigen Wagen zur Verfügung. Sie benützten die Gelegenheit und fuhren zum Kloster Prüfening, O. S. B., einer Stiftung des hl. Otto von Bamberg, und zur Karthause von Prül. Mabillon bemerkt aus der Reichsstadt, daß ehemals drei Benediktinerinenklöster daselbst bestanden, von denen zu seiner Zeit eines den Jesuiten, das andere den Canonissen angehört, daß die Katholiken im suburbium und die Protestanten in der Stadt, in der es zwar mehrere katholische Kirchen, aber nur acht katholische Familien gebe, durch die Donau von einander geschieden seien. Schließlich kommt er wieder auf die ihn mächtig fesselnde Bibliothek von St. Emmeran zurück. Dieselbe besaß 1000 meist sehr werthvolle Handschriften, darunter eine, die zur Zeit Alcuins geschrieben, verschiedene unedirte Briefe berühmter

Männer, von denen sie sich Abschrift erbaten. Auch fanden e manche Codices mit Schriften der Väter und mittelalterchen Theologen; darunter freilich manches Unächte, wie der harfsinnige Verfasser des Werkes de re diplomatica bald rausfand.

(Schluß folgt.)

LIX.

Die politische Kleinarbeit der deutsch-liberalen Partei in Oesterreich.

VIII. Der deutsche Schulverein. (Schluß.)

Eine ausführliche Geschichte des deutschen Schulvereins it 1880 ist hier wohl unmöglich zu geben; für den Zweck eser Darstellung genügen die Erinnerungen der letzten drei ıhre, also seit der Hauptversammlung des Vereins in ien 1887. Vorsichtig zwar, aber immerhin erkennbar ıten politische Erwägungen in den Vordergrund. So sprach : liberale Abg. Dr. Magg bei der Hauptversammlung in ien[1]) die Hoffnung aus, daß die Eintracht, welche die hänger verschiedener Richtungen (deutschösterreichischer und

1) Der Allgemeine deutsche Schulverein in Deutschland hatte drei Vertreter (Dr. Falkenberg aus Berlin, Dr. Hermann aus Dresden u. Dr. Groß aus Baden) entsendet, wie von München Namens des „Vereins zum Schutze deutscher Interessen im Auslande" Dr. Raab erschienen war. Dieselben wurden als die „Militärbevollmächtigten aus dem innig befreundeten deutschen Reich" bezeichnet, welche bei der großen Heerschau nicht fehlen dürfen. Der Vergleich hat Vieles für sich, erinnert aber an eine sehr lebhafte Kampfesstimmung.

deutscher Club, sowie deutschnationale Vereinigung) in ihrem gemeinsamen Wirken auf dem Boden des deutschen Schulvereins bethätigen, bald auch zur Einigung auf politischem Gebiete führen möge. Das war ein aufrichtiges und offenes Wort, das aber die Zwecke des deutschen Schulvereins als hochpolitisch kennzeichnet. Es war aber nicht das Einzige; denn schon bei der Begrüßungsfeier hatte der Gemeinderath Dr. Prossinag, seitdem verstorben, die „deutsche Mission der Reichshaupt- und Residenzstadt“ mit den üblichen Schlagwörtern erörtert. Vorsichtig erörterte dafür Dr. Prix, jetzt erster Bürgermeister von Wien, daß der deutsche Schulverein, fern von politischem Parteigetriebe, nur den deutschen Volksstamm in Oesterreich wahren und kräftigen und ihm durch die Schule die Mittel bieten wolle, seine Sprache und Eigenart dort zu erhalten und zu entwickeln, wo dies durch andersredende Völkerschaften gefährdet erscheine. Ebenso sagte Dr. Weitlof neuerdings, daß der deutsche Schulverein nur Raum für die nationale Aufgabe habe, und das Hineintragen einer jeden außerhalb dieser Aufgabe gelegenen Frage in seine Thätigkeit nöthigenfalls mit fester Hand zurückweisen müsse.[1])

Der wichtigste Beschluß der Wiener Hauptversammlung war die Annahme des Antrages, die einzelnen Ortsgruppen

---

1) Bemerkenswerth waren die Klagen über den Rückgang der Opferwilligkeit für Schulvereinszwecke, über welchen Professor von Kraus als Obmannstellvertreter klagte. Er führte eine wohlhabende deutschböhmische Stadt an der Sprachengränze an, in der die Einnahmen für den Verein binnen 4 Jahren um mehr als 75% gefallen waren. Daraus läßt sich, bemerkte die liberale „Presse“ vom 31. Mai 1887, zweierlei schließen: „Entweder, daß diese Leute allen Grund haben, die Gefahr der Entnationalisirung nicht für groß und nahe zu halten, oder aber, daß sie das billigere Schreien und Agitiren dem beträchtlich kostspieligeren Zahlen vorziehen. Man dürfte nicht fehlgehen, wenn man beide Conclusionen als zutreffend annimmt.“

des Vereins in jedem Kronlande zu Ortsgruppentagen zu vereinigen. Wie von Kraus es aussprach, hoffte man in diesen Ortsgruppentagen ein vorzügliches Mittel „gegen alle die Erscheinungen, welche auf den Rückgang des nationalen Enthusiasmus zurückzuführen sind". (Neue freie Presse vom 31. Mai 1887.) Damit hatten schon in ihrem Werden die Ortsgruppentage einen agitatorischen Charakter erhalten, der ihnen geblieben ist und vielfach sehr stark zu Tage trat.

Einer der ersten Ortsgruppentage wurde am 12. Oktober 1887 für Untersteiermark in Anwesenheit des Obmanns Dr. Weitlof in Marburg abgehalten. Correkt erklärte der Obmann auch dort, der Schulverein arbeite nur für die nationale Sache und zwar durch Ernst und Unermüdlichkeit. Dafür ließ der Schriftführer des Grazer deutsch-nationalen Vereines, Professor Hofmann-Wellhof, die Katze aus dem Sack, indem er sagte: „Die Belebung und Kräftigung des nationalen Bewußtseins der Deutschen in Steiermark ist das Ziel des nationalen Vereins. Dies läßt sich jedoch nicht durch politische Thätigkeit allein erreichen, sondern nur durch die nationale Erziehung der weiten Schichten des Volkes". Darauf begrüßte er den deutschen Schulverein als den werthvollsten Bundesgenossen des nationalen Vereins, da er nicht nur deutsche Männer und Frauen mit der Ueberzeugung durchdringe, daß nur in der nationalen Selbsthilfe und Arbeit das Heil für die Zukunft zu erwarten sei, sondern auch das nationale Bewußtsein der Deutschen in allen Gegenden Oesterreichs schon zu viel kräftigerem Ausdruck habe gelangen lassen, als dies auf rein politischem Gebiete möglich gewesen wäre. (Deutsche Zeitung vom 13. Okt. 1887.) Im Uebrigen wurde nachgewiesen, daß der Verein aus Untersteiermark bis 1887 etwas über 25,000 fl. vereinnahmt und über 152,000 fl. verausgabt habe. Daß „die Belebung und Kräftigung des nationalen Bewußtseins", von der Professor Hofmann-Wellhof sprach, sich im Sinne des Liberalismus gegen die überzeugungstreuen Katholiken vollziehen müsse,

trat beim oststeyrischen Ortsgruppentag in Fürstenfeld 9. Juni 1889 zu Tage, wo der Obmannstellvertreter von Kraus (nach dem vorsichtigen Bericht der Deutschen Zeitung vom 14. Juni) die überzeugungstreuen Katholiken, insbesondere den in Fürstenfeld wohnenden Fürsten Alois Liechtenstein „als bewußte Gegner nationaler Art von Luthers und Melanchthon's Zeiten her“ bezeichnete. Diese Beschimpfung hinderte ihn aber gar nicht, unmittelbar darauf neuerdings zu versichern, daß man „ein gutes Schulvereinsmitglied sein und doch gut conservativ wählen könne“. Ist es nicht besser, wenn die überzeugungstreuen Katholiken dem Schulverein, in welchem sie vom Obmannstellvertreter wie oben beschimpft werden und doch nichts weiter als Geld spenden sollen, gleich vornweg fernebleiben?

Auf dem südmährischen Ortsgruppentage in Znaim, der am 8. April 1888 gehalten wurde, war man noch offener, obwohl der Obmann des Vereines Dr. Weitlof und die Abg. Pernerstorfer und Haase demselben anwohnten. Der Abg. Haase (Znaim) gab in seiner Begrüßungsrede der Ueberzeugung Ausdruck, daß der Ortsgruppentag eine wesentliche Förderung der nationalen Sache bewirken werde. Dr. Weitlof selbst wetterte in seiner Rede gegen den Antrag Liechtenstein auf Einführung der confessionellen Schule als einen „frivolen und frevelhaften Angriff gegen den Schatz“, den das österreichische Volk in der Neuschule besitze. Das waren die Ergüsse des Begrüßungsabends. Bei den eigentlichen Verhandlungen des Ortsgruppentages betonten nach einem kurzen Berichte der Wiener Allgemeinen Zeitung (vom 9. April 1888) sämmtliche Redner die Nothwendigkeit, die czechische, klerikale und antisemitische Agitation nicht aus dem Auge zu lassen, da durch dieselbe die deutsche Schule in jeder Richtung geschädigt werde. Da über die Berathungen eines Ortsgruppentages selbstverständlich nur so berichtet wird, wie es der Vereinsleitung genehm und entsprechend ist, so kann darüber, was diese knappe Fassung des Berichtes ver-

birgt, wohl kaum ein Zweifel sein. Interesse bieten auch die Ortsgruppentage, die in Kärnthen abgehalten wurden.

Der erste fand am 11. Dezember 1887 in Anwesenheit der Abg. Steinwender und Dumreicher in Klagenfurt statt. Letzterer, der als Vertreter der Centralleitung erschien, klagte (Deutsche Zeitung 15. Dezember 87) darüber, daß ein Theil der Deutschen sogar mit den Klerikalen paktire, „was dazu angethan sei, den schwer errungenen Fortschritten (Confessionslosigkeit) auf dem Gebiete der Schule den Garaus zu machen.“ Es fehlte nur noch, daß er darauf hin den katholischen Klerus deutscher Abstammung um Geldunterstützungen für den Schulverein anging. Auch die beiden andern Redner Dr. Steinwender und ein gewisser Dobernig ergingen sich in Angriffen auf den katholischen Klerus. Beim 2. kärnthnerischen Ortsgruppentage in Villach am 14. Okt. 1888 ging es nicht besser. Villach ist bekannt als die Stadt, in der das sogenannte Villacher Programm entstand, ein Programm, das darauf hinausging, die Deutschliberalen sollten mit den Deutschconservativen durch Concessionen auf religiösem Gebiete sich verständigen, um politisch die Herrschaft zu erlangen. Freilich ist dieses Programm schon längst vergessen. Bei diesem Ortsgruppentage beschimpfte der Abg. Dr. Luggin aus Klagenfurt den katholischen Klerus als „schwarze Garde“ (Wiener Allgemeine Zeitung 21. Okt. 1888), eine Bezeichnung, die recht geeignet ist, darauf schließen zu lassen, daß die Verhandlungen des kärnthnerischen Ortsgruppentages nur damit sich beschäftigt haben, „nicht politische“ Angelegenheiten zu erörtern und in jenem versöhnlichen Sinne zu erledigen, welcher es allen Deutschen ohne Unterschied möglich macht, sich daran zu betheiligen.

Von den Ortsgruppentagen in Böhmen ist besonders bemerkenswerth der südböhmische, der am 29. Juni 1889 mitten in der Agitation der böhmischen Landtagswahlen in Budweis in Anwesenheit des Obmannes Dr. Weitlof und des Vorstandsmitgliedes Dr. Groß (seitdem auch Abg.) ab-

gehalten wurde. Beim Commerse, der den Berathungen folgte, hielt Dr. Weitlof (nach der Deutschen Zeitung vom 1. Juli 1889) eine Rede, in der er unter andern mit Bezug auf verschiedene „Kundgebungen“ den Gedanken ausführte: nationale Arbeit sei nothwendig, nationale Arbeit in der Familie und außerhalb derselben. Uebergehend zur Versöhnung der Nationalitäten sprach der Redner nach derselben Quelle weiter: „Wozu der Hader im eigenen Lande? Mit den Italienern in Südtirol haben wir uns ausgeglichen (aber wie? s. oben S. 676), obgleich die Regierungsorgane dagegen waren. Mit diesem hochentwickelten Culturvolke fiel uns die Versöhnung leicht, denn es sucht nicht seine Argumente wie andere Völker in Steinhaufen und Knitteln. Aber sogar diese Völker erkennen an, daß in uns Deutschen die beste Gewähr für die Erhaltung der freiheitlichen Errungenschaften liege. Ich erinnere an Gregr, den Mann, welcher in einer Versammlung beschwor, daß er mich aus nationalem Interesse nicht grüße. Gregr hat gesagt, daß er kein so dummer Kerl sei, um nicht das Gute zu schätzen, das die Deutschen in der Volksschule geschaffen. Für diese wirke der Schulverein, dem alle Kreise des Volkes bis auf den Hochadel und die Geistlichkeit seine opferwillige Thätigkeit widmen. Entweder werden diese sich der nationalen Strömung anschließen oder als deren bitterböse Feinde entsprechend vom deutschen Volke behandelt werden.“ Das ist doch freundliche Einladung und gefährliche Drohung zugleich! Man glaubt aber selbst nicht mehr an eine Wirkung beider, da zum Schlusse des Commerses das Vorstandsmitglied Dr. Groß „in schwungvollen Worten die nationale Arbeit feierte, welche trotz Geistlichkeit und Adel, trotz Liechtenstein den Sieg feiern werde“.

Mit dem südböhmischen Ortsgruppentag in Budweis hat der oberösterreichische, der am 25. August 1889 in Rohrbach abgehalten wurde, den Umstand gemeinsam, daß auch er mitten in die Agitation für die Landtagsersatz-

ahl in Rohrbach fiel. Natürlich haben die zahlreichen
itenden Männer des oberösterreichischen Liberalismus, welche
Rohrbach zusammenkamen, über die Wahl nicht ein Wort
redet, da dieß gar nicht vorkommen soll.

Am 2. Dezember 1889 wurde der erste Wiener Orts-
uppentag[1]) abgehalten. Wien zählt im Polizeibezirk ca.
3,000 Mitglieder, und doch berichtete ein Redner bei den
erathungen, daß zu der Hauptversammlung einer der größten
iener Ortsgruppen nur zwei Mitglieder sich eingefunden
iben. Man zahlt, aber man begeistert sich nicht. Beschlossen
urde, eine Neurekrutirung von Mitgliedern zu versuchen
nd am 13. Mai 1890 als dem 10 jährigen Gründungstag
es Schulvereins eine allgemeine größere Sammlung zu
eranstalten. Beim anschließenden Commerse sprach Abg. Dr.
ichler in einem Toast auf die Damen (nach der „Deutschen
eitung“ 2. Dezember 1889): „Das Herrlichste hatte Deutsch-
nd erstrebt, die Herrschaft über alles christliche Volk, der
öchsten Idee hatte es gedient, der Freiheit des Gewissens,
im zweitenmale hat es Rom besiegt, diesmal mit den
affen des Geistes, und sich zum zweitenmale aufgeschwungen
im führenden Volke der Erde. Doch immer wieder hat
olzer Sinn der holden Anmuth sich gebeugt, vor der An-
uth in holder Frauen Gestalt. Die Frauen haben die
ufgabe, die Kinder für das Volksthum zu erziehen“ u. s. w.
hne Angriff auf die katholische Kirche oder den Klerus kann
 Schulvereinsfest, wie es scheint, nicht verlaufen. Das
gibt sich nach den vorliegenden Proben schon aus den
rzen knappen Berichten der liberalen Presse; was würde

1) Im Ganzen wurden Ortsgruppentage gehalten: bis Mai 1888 in Olmütz, Iglau, Znaim und Brünn (Mähren), Jägerndorf (Schlesien), Reichenberg (Böhmen), Schrems (Nieder-Oesterreich) und Klagenfurt (Kärnthen), bis 9. September 1889: Mahrenberg, Trautenau, Villach, Littau, Wilhelmsburg, Fürstenfeld, Budweis, Rohrbach und Grulick.

wohl zu Tage kommen, wenn ein Theilnehmer an all diesen Versammlungen das innere Getriebe und die privaten und geheimen Abmachungen dieser Tage bloßlegen könnte?

Die Hauptversammlung des Jahres 1888 wurde in Brünn (22. Mai) gehalten. Auch hier wurde wieder gleich bei der Begrüßung erklärt, daß der deutsche Schulverein nicht blos eine feste Burg nach außen, sondern ein Haus des Friedens und der Eintracht im Innern sei. Unmittelbar nach dieser Erklärung trat ein Mitglied des Gesammtvorstandes Dr. Schindler auf, um sich gegen die Einführung der confessionellen Schule in Oesterreich zu ereifern. Für die Entwicklung des Vereins bleibt die Versammlung in Brünn dauernd merkwürdig, da hier durch den Abg. v. Dumreicher der Antrag gestellt und von der Versammlung angenommen wurde, daß die zum Zwecke der Bestreitung der Auslagen für Schulbauten des Vereins und der Gewährung von Schulbaubeiträgen an Gemeinden aus besonderen zu diesem Zwecke gewidmeten Spenden ein eigener Schulbaufonds gebildet werde.

Bei der letzten Hauptversammlung in Karlsbad am 8. September 1889, bei welcher wieder Delegirte des „Allgemeinen deutschen Schulvereins“ aus dem Reiche als „Militärbevollmächtigte“ „zur großen Heerschau“ erschienen waren, trat die Absicht zu Tage, „den deutschen Schulverein für einen dauernden Bestand einzurichten“, und zwar als „einen Vereinigungspunkt aller Deutschen, denen die heilige Pflicht gegen ihr Volksthum höher steht als wechselnde politische und confessionelle Tagesfragen“. Hienach scheint man eine Pflicht feststellen zu wollen, in nationalen Fragen auch gegen die eigene Ueberzeugung, gegen Recht und Wahrheit immer für den eigenen Stamm einzutreten. In Bezug auf die Organisation des Vereins wurde hervorgehoben, daß die Einführung von Ortsgruppentagen (mit agitatorischem Charakter) sich sehr bewährt habe und daß nunmehr als letztes Glied Ortsgruppeninspektoren aufgestellt würden, welche einen regeren Verkehr zwischen den Ortsgruppen und

Vereinsleitung herzustellen haben. Die Gesammtorgani-
ion des Vereins hat damit eine Stufe erreicht, die weitere
rtschritte fast ausschließt.

Es erübrigt nach diesen geschichtlichen Mittheilungen,
über die Leistungen des Vereins zu berichten. Der
rein unterhält zur Zeit 38 deutsche Schulen mit 87 Klassen,
deutsche Kindergärten und 45 dem Verein gehörige Schul-
Kindergärtenbauten. Die Zahl der Ortsgruppen
e mindestens zwanzig Mitglieder) betrug 1887 im Mai 1174
runter 88 Frauen- und Mädchengruppen), 1888 im Mai
35 (93) und 1889 im September 1026 (92); an der Ver-
ltung dieser Gruppen waren über 6000 Personen (darunter
% Frauen) beschäftigt, während die Zahl der Mitglieder
erhaupt auf ca. 120,000 geschätzt wird. Die Einnahmen
Vereins beliefen sich im Jahre 1886 auf 293,247 fl.
85: 279,899) und die Gesammteinnahmen überhaupt seit
Gründung bis 1. Mai 1887: 1.462,218. Verausgabt
rden 1886 baar 211,292 fl. (1885: 186,630), wobei An-
fe von Grund und Boden nicht mitgerechnet sind. Die
sammteinnahmen seit der Gründung erreichten am 1. Mai
88 die Höhe von 1.761,537 und Ende Juni 1889 an
07,753 fl. Dazu kommen noch die Spenden für den
hulbaufonds, der erst seit Mai 1888 besteht, bis 1. Sep-
ber 1889 im Betrage von 63,541 fl.[1]) Man verhehlte
indeß bei der jüngsten Hauptversammlung in Karlsbad
rchaus nicht, daß auf eine Erhöhung der Einnahmen nicht

1) Der czechische Schulverein (Matice skolska) vereinnahmte 1884 ca. 149,794 fl. und außerdem durch die Sammlung am heiligen Wenzelstage 85,148 fl. bei 34837 Mitgliedern, und unterhielt in deutschen Gegenden 25 czechische Kindergärten und 25 solche Schulen mit 153 Lehrern. Im Ganzen hatte die „Matice" bis 1885 804,000 fl. zusammengebracht. Der katholische Schulverein unter dem unermüdlichen Obmann Dr. Schwarz hatte 1888 bei 12000 Mitgliedern in 79 Pfarrgruppen 43,324 fl. Einnahmen und 35,364 fl. Ausgaben.

mehr mit Sicherheit gerechnet werden könne, und beschloß darum, die unter deutscher Leitung stehenden Geldinstitute und industriellen Gesellschaften und die deutschen Stadtgemeinden zu größeren Leistungen an den deutschen Schulverein heranzuziehen. Die „Deutsche Zeitung" (16. Okt. 1889) behandelt dieses Leitmotiv ganz nach Erlkönig: „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt", sie sagt nämlich: es werde an der Zeit sein, „die bisherige Zurückhaltung aufzugeben und stärker an die Thüren und Kasten unserer Gemeinden und Erwerbsgesellschaften zu klopfen, ihnen die Mahnung, und wenn es sein muß, die Strafrede nicht zu ersparen."

An diese Ausführungen anschließend drängen sich unwillkürlich die Fragen auf: Ist der deutsche Schulverein wirklich ein Kampfverein, und wie kann der überzeugungstreue deutsche Katholik ihm gegenüber sich verhalten? Die erste Frage ist unbedingt zu bejahen. Seine ganze Organisation befähigt den deutschen Schulverein zu einem Kampfvereine und thatsächlich bekämpft er den Herzenswunsch der überzeugungstreuen Katholiken deutschen Stammes in Oesterreich, die Einführung der confessionellen Schule, mit aller Energie und Entschiedenheit, wie dieß bewiesen ist.

Die andere Frage hat die „Deutsche Zeitung" (vom 4. August 1887) entschieden. Damals wandte sich die Leitung des katholischen Schulvereins an die „Deutsche Zeitung" mit der Bitte um Abdruck eines Aufrufs; die Redaktion gab höflich in einem Leitartikel die Gründe an, warum sie dieser Bitte nicht willfahren könne, indem sie schrieb:

„In der Leitung des Katholischen Schulvereins sehen wir durchaus Personen, welche uns als eifrige, mitunter übereifrige politische und nationale Gegner gar wohl bekannt sind. Es würde uns dies nicht hindern, mit diesen Gegnern auf neutralem Gebiete, etwa auf dem der Wohlthätigkeit, zusammenzuwirken. Der Katholische Schulverein ist aber keineswegs ein solches neutrales Gebiet. Dieser ist eingestandener-

maßen[1]) ein Kampfverein wider die freiheitlichen Bestrebungen der Neuzeit im Allgemeinen und insbesondere wider den Deutschen Schulverein, den sich das bedrängte Deutschthum zur Wahrung seines nationalen Besitzstandes mit so großen Opfern aufgerichtet hat. . . . Die Ueberzeugungen der Männer des Katholischen Schulvereins in Ehren — zur Ausführung ihrer politischen Pläne ihnen die Hand zu reichen, sollten sie uns aber doch nicht zumuthen!"

Die überzeugungstreuen Katholiken befinden sich dem deutschen Schulverein gegenüber in der gleichen Lage. Die gedrängten und vorsichtigen Berichte liberaler Blätter über die Vorgänge bei Hauptversammlungen und Ortsgruppentagen zeigen, wohin für den deutschen Schulverein der Weg geht. Wie es bei Inspektionsreisen des Obmanns, der Vorstandsmitglieder und Ortsgruppeninspektoren zugehen mag, darüber lüftet eine Zuschrift aus Hohenwart (Mähren) an die „Presse" (26. Juli 89) den Schleier. Der Obmann des deutschen Schulvereins Dr. Weitlof und der Obmann des Bundes der Nordmähren Hermann Braß, gleichzeitig Führer der nordmährischen scharf nationalen Partei, besuchten gemeinsam die Schulvereinsanstalten der Gegend und benutzten diesen Anlaß, um in Versammlungen in Hohenstadt, Müglitz, Schönberg die Männer der deutschnationalen und der deutschliberalen Richtung zu versöhnen und ihnen das große Ziel, den Deutschen (Liberalen) die ihnen gebührende Stellung in Oesterreich zu erringen, vor Augen zu halten. Daß Derartiges sich vollzieht, ist nur vollkommen begreiflich; aber eben darum müssen überzeugungstreue Katholiken sich besinnen, den Verein zu unterstützen, nachdem in allen einflußreichen Stellungen des Vereins nur ausgesprochene Liberale sich befinden.

Anders mag es in dem Sprachengränzgebiete

---

1) Auch der katholische Schulverein ist ein nichtpolitischer Verein und hat den Vorzug, daß er sich strenge an seine Satzungen hält.

gehalten werden, wenn es sich darum handelt, unter Achtung fremder Rechte Kindern deutscher Eltern eine deutsche Erziehung zu vermitteln, und die Ortsgruppe unmittelbar in der Lage ist, die Verwendung der Gelder und die Einflußnahme der Vereinsleitung auf diese Erziehung zu überwachen. Unter solchen Verhältnissen könnte auch der Schreiber dieser Zeilen nicht ablehnen, die Bestrebungen des Vereins zu unterstützen.

LX.

Die Kaiser-Erlasse, vom Ausland betrachtet.

England hat sich bekanntlich erst zur Beschickung der Arbeiterschutz-Conferenz entschlossen, nachdem es vorerst den Ruf hatte ertönen lassen: „Was Sie uns vorschlagen, haben wir schon längst." In Frankreich wurde laut ausgesprochen, was man auch in England im Stillen dachte: „Was soll es uns Sorge machen, wenn die deutsche Ausfuhr in Gefahr geräth; ist uns doch Deutschland während der letzten Jahre ein sehr unbequemer Nebenbuhler auf dem Weltmarkt geworden." Doch hat es in beiden Ländern nicht an vereinzelten Stimmen gefehlt, welche die hohe Bedeutung und die Berechtigung der Absichten des deutschen Kaisers sofort begriffen. In England ist namentlich der Cardinal Manning, welchem bekanntlich das Aufhören des Ausstandes der Dockarbeiter zu verdanken ist, sehr warm für dieselben eingetreten. In Frankreich haben einige Socialisten (Brousse, Guesde), sowie der Akademiker und frühere Minister des Auswärtigen Barthélemy-Saint-Hilaire sich günstig geäußert. Aber die zünftigen, tonangebenden Politiker bleiben einstimmig der Meinung, daß man auf eine internationale Regelung des

rbeiterschutzes nicht eingehen dürfe, schon um die eigene
elbständigkeit zu behaupten und internationale Einmischung
vermeiden.

Frankreich ist denn auch erst beigetreten, nachdem es sich
rsichert hatte, daß die Beschlüsse der Conferenz nicht bindend
ien, deren Arbeiten überhaupt nur einen sachlichen Werth
aben sollten. Bei seiner Interpellation vom 6. März legte
r Abgeordnete Laur dar, die Conferenz sei nur eine Falle;
it achtstündiger Arbeitszeit und Sonntagsruhe werde die Wehr-
aftigkeit Frankreichs gefährdet, da es nur 17 Mill. Tonnen
Steinkohlen fördere, zur Mobilmachung allein aber schon
5 Mill. brauche, und im Kriege nicht auf Bezug vom Aus-
ande angewiesen sein dürfe. Der Minister des Auswärtigen,
Spuller, erwiderte, die Conferenz sei ausschließlich sachlich.
„Es müssen Männer nach Berlin geschickt werden, die von
erechtigter Fürsorge für die Freiheit der Arbeit und das Wohl
r Arbeiter erfüllt sind. Die Aufgabe der Conferenz darf
icht zu sehr erweitert werden. Das wiederum stolz und stark
eworbene Frankreich wird in Berlin die Stimme der Vernunft,
Menschlichkeit, Gesittung und des Fortschrittes ertönen lassen!"
Spuller hat damit den Franzosen aus dem Herzen gesprochen.

Die französische Regierung handelt damit ganz den hiesigen
Verhältnissen entsprechend. Frankreich ist bis jetzt der unfrucht-
arste und am wenigsten bearbeitete Boden für Einrichtungen
um Schutze der Arbeiter. Sowohl die in allen Classen herr-
chenden Begriffe, als auch die gewerblichen Verhältnisse stehen
 denkbar schroffstem Gegensatz zu den Zielen der kaiserlichen
Erlasse. Die Grundsätze der Revolution sind hier so in Fleisch
und Blut übergegangen, daß selbst Conservative und Monarchisten
auf dieselben schwören, da sie deren wahren Charakter nicht zu
erkennen vermögen. Für alle Franzosen ist die von Spuller
betonte „Freiheit der Arbeit" die größte, unantastbarste Er-
rungenschaft der Revolution. Selbst Leute, welche christlich
und conservativ gesinnt zu sein vorgeben, wollen von einem
Verbot der Sonntagsarbeit nichts wissen, betrachten ein solches
als einen schlimmen Eingriff in die persönliche Freiheit. Die
Arbeiter sehen die Sonntagsarbeit vollständig als ihr unver-
äußerliches Recht an. Der Gemeinplatz „Ich will auch Sonntags

essen", ist bei ihnen ebenso beliebt als bei den Arbeitgebern. Man hat den Leuten eingeredet, der siebente Arbeitstag sei reiner Gewinn für sie, den nur die bösen Klerikalen mit ihren Vorurtheilen und ihrem Aberglauben ihnen nehmen wollten. In Paris muß ein Bauherr, welcher die Beobachtung des Sonntags bedingt, den Arbeitern dennoch den Lohn zahlen, worauf sie dann am Montag oder sonst in der Woche hinter der Flasche sitzen bleiben. Auch die Unternehmer und Meister glauben sich dadurch benachtheiligt und rächen sich durch höhere Preise an dem Bauherrn. Ein christlicher Bauherr muß daher seine Ueberzeugung mit einer beträchtlichen Vertheuerung seines Bauwerkes bezahlen.

Habsucht und Eigennutz sind hier der oberste Grundsatz der wirthschaftlichen Gebiete, wozu noch die stark ausgeprägte Neigung der Franzosen zum Ruhestand kommt. Der Arbeiter wie der Arbeitgeber hat beständig das Ziel im Auge, eines Tages sorgenfrei von seinen Renten oder mit einer ruhigen Anstellung leben zu können. Der Arbeiter trachtet besonders darnach, mit einigen tausend Franken, die er sich erspart oder ererbt hat, einen kleinen Handel, am liebsten eine Schankwirthschaft, einzurichten, um gemächlicher leben zu können. Alljährlich gehen Tausende dieser kleinen Gewerbtreibenden zu Grunde, verlieren das mühsam Erworbene, das sie dabei eingesetzt haben. Dies verschlägt aber gar nichts. Es kommen immer wieder Andere, die sich jahrelang überarbeiten und darben, um die zur Uebernahme eines solchen kleinen Betriebes erforderlichen Tausende zu erringen. Deshalb wird über Dauer der Arbeitszeit und Sonntagsarbeit nirgendwo geklagt, vielmehr die gewöhnliche Arbeitszeit durch Ueberstunden nach Belieben verlängert; 14 bis 16 Arbeitsstunden den Tag sind nichts Seltenes.

Eine zweite Ursache des Sträubens gegen jegliche Beschränkung der Arbeitszeit liegt in den für Paris und Frankreich so wichtigen Modegewerben. Für diese lautet die Regel: „Sechs Monate gute, sechs Monate stille Zeit machen das Jahr aus." So ganz buchstäblich ist diese Scheidung freilich nicht zu nehmen. Aber es ist Thatsache, daß ein Betriebsinhaber in einer Woche der guten Zeit mehr liefern muß, als in einem Monat der stillen Zeit. Folglich muß dementsprechend gearbeitet werden,

ie Bestellungen erleiden keinen Aufschub. Viele Arbeiter müssen
ährend der drei letzten Monate des Jahres, außer ihrem
lf- oder zwölfstündigen Arbeitstag, noch Abends von acht bis
völf Uhr arbeiten. Wie viele Schneider und Kleidermacherinen
üssen wöchentlich zwei, drei Nächte durcharbeiten, um die be-
llten Stücke auf Neujahr, Ostern, Pfingsten liefern zu können.
rfolgt die Lieferung zum bestimmten Tage nicht, so wird sie
cht mehr angenommen, oder die Kundschaft geht verloren.
benso streng müssen die vielen kleinen Fabriken, welche im
eitern Sinne zur Modearbeit gehören, ihre Lieferfristen inne-
lten. Im Ganzen kann man sagen, daß in Paris neun
hntel aller Gewerbe von der Mode abhängen. Denn Möbel,
agen, Piano's, Bronze- und Papierwaaren, Edelschmiedereien
ıd Aehnliches hängt enge von der Mode ab. Eine Regelung der
rbeitszeit bietet da ungemeine Schwierigkeiten. Um sie streng
ırchzuführen, müßten die alt eingelebten Gewohnheiten geändert
er aber Betriebe und Arbeiterzahl sehr vermehrt werden.
ann aber wären die Uebelstände der stillen Zeit um so
npfindlicher, da sie eine um so größere Zahl Arbeiter treffen
ürden. Ueberdies herrschen vielfach Kleinbetrieb und Haus-
beit vor, so daß eine Ueberwachung, behufs Durchführung
r gesetzlichen Arbeitszeit, äußerst schwierig, ja unmöglich wird.

Eine so wackelige Regierung, wie es die französische nun seit
iem Jahrhundert ist, hat am wenigsten Lust und Fähigkeit,
ie so schwierige Aufgabe zu versuchen und in ein solches
espennest zu stechen. In Paris würde die Regelung der
beitszeit den meisten Widerstand finden, so zwar, daß selbst
ie stärkere Regierung, als die jetzige, darüber zu Grunde
hen könnte. In den Kammern würde eine solche Maßregel
ch nicht so bald eine Mehrheit finden. Der Senat, welcher
s der einsichtigere, besonnene Theil der parlamentarischen
aschine gilt, hat voriges Jahr nur mit einer kleinen Mehrheit
s Gesetz genehmigt, wodurch die Nachtarbeit der Frauen
rboten wird. Conservative Redner bekämpften die Vorlage
rig: es sei besser, die Frauen arbeiteten, als daß sie wegen
beitmangel dem Laster verfielen; wenn die Fabriken (Spinner-
n u. dergl.) zur Einstellung des Nachtbetriebes gezwungen
ürden, müßten dieselben ihre Betriebseinrichtungen verdoppeln,

also auch ihr Betriebscapital entsprechend erhöhen u. s. w. In besagten Fabriken sind doppelte Belegschaften vorhanden, eine für den Tag, die andere für die Nacht.

In Deutschland und andern Ländern haben, was die Haupt- und großen Städte betrifft, die Modegewerbe eine ähnliche Bedeutung, wie in Paris, und mit denselben Verhältnissen zu rechnen. Wenn auf diesem Gebiete eine Besserung, Regelung der Arbeitszeit, eintreten soll, müssen die gesellschaftlichen Gewohnheiten eine entsprechende Umgestaltung erfahren. Dies bietet ungemeine Schwierigkeiten. Die Jahreszeiten können nicht geändert, doch kann auch nicht verhindert werden, daß im Herbst die Anschaffungen für den Winter, im Frühjahr diejenigen für den Sommer sich häufen. Nur sehr Wenige sind menschenfreundlich und rücksichtsvoll genug, um ihre Bestellungen einige Wochen früher zu machen, oder damit zu warten, bis die Sturm- und Drangzeit vorüber ist, und Meister wie Gesellen mit Muße arbeiten können. Sofern aber die Modegewerbe selbst nicht einigermaßen geregelt, ihr Betrieb etwas gleichmäßiger auf das ganze Jahr ausgedehnt wird, ist an eine irgendwie befriedigende Regelung der Arbeits- und Arbeiterverhältnisse der Großstädte kaum zu denken.

Die Kranken-, Alters- und Invaliditätsversicherung der Arbeiter setzt nothwendig voraus, daß diese stets Arbeit haben, solange sie dazu fähig sind. Denn bei längerer Arbeitslosigkeit vermögen weder Arbeiter, noch Arbeitgeber ihre Beiträge zu leisten. Bis jetzt aber ist der Geschäftsgang stets starken Schwankungen ausgesetzt. Auf die Jahre wirthschaftlichen Aufschwunges folgen mit verzweifelter Unausbleiblichkeit diejenigen des Niedergangs, der Stockung. Arbeiter wie Arbeitgeber haben daher stets den Einwand zur Hand: man muß die gute Zeit benützen und soviel als möglich arbeiten, die geschäftliche Stockung kommt ja von selbst. Sowohl wegen der Regelung der Arbeitszeit, als wegen der Alters-Versorgung und -Versicherung der Arbeiter muß also eine größere Gleichmäßigkeit der wirthschaftlichen Gebahrung erwünscht sein. Ja, es wäre durchaus nothwendig, auf Verhinderung zu großen Aufschwunges wegen des zu starken Abschwunges hinzuarbeiten. Ganz wird dieser Wechsel nie abzustellen, aber eine bedeutende Abschwächung dürfte möglich sein.

Wer Augen hat zu sehen, für den ist kein Zweifel: der geschäftliche Aufschwung, wie der Nothstand ganzer Länder wird hauptsächlich durch die Geldmacht hervorgerufen. Nach dem Frankfurter Frieden ungeheurer Gründerschwindel an allen deutschen Börsen, Steigen aller Preise, blühender Geschäftsgang, darauf Krach, bei dem die meisten Gründungen platzten, und mehrjähriger allgemeiner Katzenjammer, trotz meist guter oder doch befriedigender Ernten. In Frankreich ist seit dem Krach (1881), trotz aller Anstrengungen und trotz der großen wirthschaftlichen Kräfte des Landes, kein rechtes Gedeihen mehr. Besonders in den Vereinigten Staaten, wo die Geldmacht auch politisch die höchste Gewalt und die erste sociale Macht ist, lassen sich Ebbe und Fluth des wirthschaftlichen Lebens in offenkundigem Zusammenhang mit dem Treiben der alle Verhältnisse beherrschenden Geldringe verfolgen. Wenn daher von Regelung der Arbeitszeit, von Lösung der socialen Frage, Gesundung der wirthschaftlichen Verhältnisse die Rede sein soll, muß bei der Geldmacht, der goldenen Internationale, angefangen werden, welche ungleich gefährlicher, dabei auch viel älter und weltumfassender ist, als die rothe Internationale. Solange man, gemäß der auf den staatlichen Lehrkanzeln verbreiteten Manchesterlehre, der goldenen Internationale stillschweigend die wirthschaftliche Herrschaft überläßt, ja sie dabei stützt und fördert, wird aller Arbeiterschutz und alle Arbeiterversorgung nur Stück- und Flickwerk sein. Dies würde man sehr bald erfahren, wenn der in den kaiserlichen Erlassen vorgezeichnete Plan ausgeführt würde. Es hat eine gar große Bedeutung, und wird dem Kaiser Wilhelm II. zum dauernden Ruhm gereichen, daß er damit die Arbeiterfrage auf die Tagesordnung gesetzt hat. Wann aber der Erfolg das muthig begonnene Werk krönen wird, steht in Gottes Hand.

Gerade deshalb erscheint es aber auch geboten, die kaiserlichen Erlasse auf ihren Werth zu prüfen. Beide Urkunden sind durch den Vorsatz eingegeben, der in dem an den Reichskanzler gerichteten Erlasse ausgedrückt ist: „die Nothwendigkeit, die deutsche Industrie auf dem Weltmarkt concurrenzfähig zu erhalten und dadurch ihre und der Arbeiter Existenz zu sichern." Also genau derselbe Gedanke, mit welchem der Reichskanzler einst sich dem Verbot der Sonntagsarbeit widersetzt hatte. Fürst

Bismarck machte damals Alles davon abhängig, ob die deutsche Industrie auch ohne den siebenten Arbeitstag auf dem Weltmarkt concurrenzfähig bleiben werde. Man darf die Henne (Industrie) nicht schlachten, welche goldene Eier legt: sagte er. Der zweite Erlaß, an den Handelsminister, beschäftigt sich ebenfalls nur mit der Industrie, den Fabrikarbeitern und Bergleuten. Die Grundlage jeder gesunden wirklichen Volkswirthschaft, der Ackerbau, ist gar nicht erwähnt, obwohl, gottlob, derselbe bis jetzt immer noch zwei Drittel der Einwohner Deutschlands beschäftigt und wohl auch ernährt. Dabei ist, Dank dem Ackerbau, der inländische Absatz unserer Gewerbthätigkeit jedenfalls ungleich größer als der ausländische. Daß die Erlasse der Geldmacht, der Börse, nicht erwähnen, darf am wenigsten wundern. Die Geldmacht ist bis jetzt das angebetete verwöhnte Pflegekind der Reichs- wie aller andern Regierungen gewesen. Das oberste Gesetz aller jetzigen Staaten besteht darin, die Geldmacht nie zu stören oder nur unsanft zu berühren. Sie wird nicht beurtheilt, sondern nur belobt, nur von ihren Wohlthaten, ihrer gedeihlichen Wirksamkeit wird gesprochen. Daß die Geldmacht alle wirthschaftlichen Verhältnisse beherrscht, gilt den tonangebenden Volkswirthen als der natürliche und selbstverständliche, gesunde Zustand. Daß die Geldmacht die Preise aller Dinge, so auch den Lohn der Arbeiter, festsetzt, gehört zum Walten der Naturkräfte in der Volkswirthschaft. Einschränkung der Arbeitszeit, Lohn und Versorgung der Arbeiter hängen vorwiegend von der Geldmacht ab. Der Zinsfuß, die Geldkraft der Geschäftsleute wirken ebenso sehr auf den Preis der Waare, also auf die Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt, als Lohn, Sonntagsruhe und Arbeitszeit. England hat meist hohe Löhne, kurze, vielfach achtstündige Arbeitszeit, es liefert trotzdem billige Waare, weil es starke Geldkraft besitzt, der Zinsfuß niedrig ist.

Selbstverständlich ist das Stillschweigen der Erlasse über diese Punkte an sich kein Mangel. Die sociale Frage muß an irgend einem Ende angefaßt werden. Aber gleichviel an welchem, man wird sehr bald das Ganze in die Hand nehmen, alle wirthschaftlichen Verhältnisse in den Bereich der Erwägung ziehen müssen. Fangen wir also mit Börse und Bank an.

Der Umsatz aller deutschen Börsen beträgt nicht unter 200 Milliarden jährlich, dürfte eher an 300 Milliarden heranreichen. Die Reichsbank hatte 1876, im ersten Jahre ihres Bestehens, einen Umsatz von 36⅔ Milliarden, 1888 waren es fast 85 und 1889 schon 100 (genau 99,708) Milliarden. Die übrigen Banken und Bankanstalten Deutschlands weisen sicher zusammen einen 100 Milliarden weit übersteigenden Umsatz auf. Hat doch eine einzige Bank (Discontogesellschaft) in Berlin 7½ Milliarden umgesetzt. Der Bankverkehr deckt vielfach den Börsenverkehr. Wird doch im Jahresbericht der Reichsbank bestätigt, daß ihr 1889 große Summen behufs sehr zweifelhafter Börsengeschäfte entnommen wurden. Maßregeln dagegen erweisen sich undurchführbar, sagt der Bericht, weil durch dieselben auch das übrige Geschäft, der Verkehr im Allgemeinen geschädigt würde, dem die Reichsbank zu dienen hat. Es lassen sich keine allgemeinen Vorkehrungen gegen solchen Mißbrauch treffen, und im Einzelnen sind dieselben nicht durchführbar. Aber auch vom Mißbrauch abgesehen, dienen die Reichs- und die andern Banken der Börse in ausgedehntester Weise, überhaupt viel mehr als dem gesammten übrigen Verkehr.

Zum Vergleich seien hier den 3 bis 400 Milliarden des Bank- und Börsenverkehrs die übrigen Verhältnisse entgegengestellt. Das Vermögen aller Deutschen wird verschiedentlich auf 120 bis 180 Milliarden berechnet, übersteigt letztere Ziffer keinenfalls. Das Einkommen aller Deutschen erreicht höchstens 20 Milliarden, wird sogar von gewiegten Volkswirthen nur auf 13 bis 16 Milliarden angegeben. Der Bedürfniß- und Waarenverkehr kann diese Summe ein- oder zweimal übertreffen, also keinenfalls 40 bis 50 Milliarden übersteigen. Hiezu muß man annehmen, daß das Gesammteinkommen durch die verschiedenen Stände mehrfach umgesetzt wird. Einen Anhaltspunkt für Einkommen und Waarenumsatz geben auch die Einnahmen der Eisenbahnen, welche eine Milliarde übersteigen, während doch Fracht und Reisen schwerlich mehr als ein Fünfzehntel oder Zwanzigstel des Werthes der Waaren und des Einkommens darstellen dürften. Die Post, welche heutzutage Jedermann zu den gewöhnlichen Geldsendungen benützt, befördert davon 4 bis 5 Millionen jährlich im Werth von zu-

sammen 17 bis 18 Milliarden. Diese Sendungen dienen vorwiegend dem Bedürfniß- und Waarenverkehr. Der Außenhandel Deutschlands beträgt wenig über 6½ Milliarden, stellt aber schwerlich mehr als ein Zehntel oder Achtel des inneren Waarenumsatzes dar. Deutschland kauft z. B. für 1000 bis 1200 Millionen Getreide, Vieh und landwirthschaftliche Erzeugnisse vom Ausland, was etwa ein Achtel oder ein Zehntel seines Bedarfs und seiner eigenen Erzeugung darstellt.

Wie man sieht, der Waarenverkehr, die Gewinnung landwirthschaftlicher und sonstiger Erzeugnisse, von denen die Arbeiter leben müssen, stellen nur sehr bescheidene Ziffern dar gegenüber dem Bank- und Börsenverkehr. Es leuchtet daher ein, daß letzterer, nach dem Gesetz der Schwere, den Waarenverkehr beherrscht. In der That hängt das gesammte wirthschaftliche Leben durchaus von Bank und Börse ab, ganz dem alten Sprüchwort entsprechend: „Geld regiert die Welt." Die Börse bringt Ebbe und Fluth im wirthschaftlichen Leben hervor, von der Geldmacht hängen die Preise all unserer Bedürfnisse viel mehr ab als vom Ausfall der Ernten oder gar von dem Lohn und der Arbeitszeit der Arbeiter. Börse und Bank, die Geldmacht, machen die Preise, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie die Stärkeren sind, den Großverkehr vermitteln. Sie, die paar Hundert oder Tausend die Börse durch ihr Zusammenhalten beherrschenden Geldmänner, machen die Preise, weil sie über die größte Menge Geld, d. h. die beweglichste Allwaare verfügen.

Die Preissetzung geschicht aber auch in unmittelbarer Weise. Sehen wir nicht, daß sich unter den Augen, sogar mit Hülfe der Regierung, Cartelle bilden, um die Preise bestimmter Waaren in die Höhe zu treiben? So das Cartell der Eisenwerkbesitzer, denen die preußische Eisenbahnverwaltung Schienen und Dampfwagen zu höherem Preise bezahlt, als der freie Markt sie bietet, und als die Besitzer dieselben im Auslande verkaufen. Das Inland, die Steuerzahler müssen höhere Preise tragen, um den Mitbewerb auf dem Weltmarkt zu ermöglichen, um dem Auslande Vortheile zu verschaffen, auf die man selbst verzichten muß. So ist es lohnend geworden, in Kopenhagen deutsches Eisen zu kaufen, um es nach Deutschland

zurückzubringen. In Paris sind schlesisches Eisen und Zink billiger als in Berlin. Betreffs der Zuckerfabrikation hat die Reichsregierung seit mehr als einem Jahrzehnt nur die Ausfuhr im Auge gehabt. Alle Vorstellungen und Anträge des Reichstages wurden abgewiesen, trotzdem der Rückzoll, die Vergütung für den ausgeführten Zucker, fast das Doppelte der Steuer betrug und die gesammte (40 bis 50 Mill. betragende) Rübensteuer verschlang. Auch heute noch, nachdem endlich eine vernünftigere Zuckerbesteuerung erkämpft worden, zahlt Deutschland für den selbst verbrauchten Zucker 15 Millionen Mark zuviel, welche dann den Zuckersiedern bei der Ausfuhr gezahlt werden, damit sie ihren Zucker im Auslande billiger verkaufen können, als bei uns. Dies sind die zwei schlagendsten Beweise der Preismachung durch die Cartelle und Ringe mit Hülfe der Regierung.

Daß solche Zustände ungesund, deshalb unhaltbar sind, liegt auf der Hand. Eine durch solch künstliche und gewaltsame Mittel erhaltene Gewerbthätigkeit ist alles andere, als ein gesunder Boden zur Sicherung der wirthschaftlichen Lage der Arbeiter. Der große Kohlenausstand in Westfalen-Rheinland ist zum guten Theile auf die Börsenmache zurückzuführen. Als der Kaiser die Vertreter der Grubenbesitzer empfing, sagte er sehr richtig: „Heutzutage, wo Jeder Zeitungen liest, weiß auch der Arbeiter, wie hoch jetzt der Gewinn der Bergbau-Gesellschaften sich beläuft; ganz natürlich will er auch seinen Lohn gesteigert sehen.“ Gerade in den letzten Jahren sind die Bergwerkpapiere stark in die Höhe getrieben worden. Die Besitzer der Gruben haben sich zur Erhöhung der Kohlenpreise vereinigt; sie haben das Beispiel der Eisenwerkbesitzer nachgeahmt, welche mit Hülfe der Regierung ihre Preise steigerten. Die Regierung hat hier also die Herrschaft der Geldmacht, der Börse, gestützt und dadurch auch unzweifelhaft den Gründerschwindel gefördert, welcher das schlimmste Hinderniß gesunder wirthschaftlicher Zustände ist. Indem sie den Unternehmern zu höheren Preisen verhalfen, hat sie sich die Pflicht aufgeladen, auch die Löhne der Arbeiter zu erhöhen. Der große Kohlenausstand ist daher nicht ohne Mitschuld der Regierung eingetreten. Dieser sind die Cartelle erst bedenklich erschienen, als der Thomasschlacken-

Ring in's Leben trat. Die durch die Entphosphorung der Eisenerze gewonnene sogenannte Thomasschlacke ist nämlich ein wirksames Dungmittel für an Aschenstoffen armen Boden, dessen es in Deutschland so ungemein viel gibt. Aber kaum fing dies Dungmittel an, Eingang zu finden, als sich ein Ring bildete, der allen Eisenwerken die Thomasschlacke abnimmt, und dadurch sich ein Monopol geschaffen hat. Der Preis des Dungmittels wurde sofort verdreifacht und, um ihn auf dieser Höhe zu halten, damit begonnen, dasselbe zu viel niedrigerem Preise im Auslande zu verkaufen.

Die Cartelle sind übermächtig, weil sie sich auf Bank und Börse, auf die herrschende Geldmacht stützen. Diese aber wird bei den heutigen Zuständen, bei der jetzigen wirthschaftlichen Ordnung oder Unordnung stets wachsen, weil sie den größten Theil aller durch Arbeit geschaffenen Werthe an sich zieht. In Deutschland dürften jährlich gegen 400 Millionen Mark erspart und in Börsenpapieren angelegt werden. In den letzten Jahren war diese Ersparniß jedenfalls viel höher, denn der Geldmacht sind viel bedeutendere Summen zugeflossen. Bei dem Gründerschwindel und der Börsenmache gewinnt schließlich stets, mit unabänderlicher Nothwendigkeit, der Stärkere, derjenige, welcher das meiste Geld besitzt, es deshalb am längsten aushalten kann. Bei Gründungen fallen regelmäßig ein bis zwei Drittel der von den Betheiligten, Aktionären, eingezahlten Summen in die Hände der Gründer. Bei den durch die Geldmächte hervorgerufenen Schwankungen an der Börse treten ähnliche Verluste, also Gewinnste für besagte Mächte ein. Kein Kundiger wird widersprechen, daß nicht viel weniger als die Hälfte alles auf Aktien- und Börsenpapiere eingezahlten Geldes den großen Geldleuten zur Beute wird. Denn selbst die Staatsanleihen bringen denselben reichen Gewinn. Rothschild allein hat an den französischen Milliarden-Anleihen 700 Millionen gewonnen. Die Papiere sind zu 84 ausgegeben und allmälig auf 106 und darüber getrieben worden.

Bei einer sachgemäßen wirthschaftlichen Ordnung würden die 6 bis 800 Millionen jährlicher Ersparniß zur Hebung des Ackerbau- und Gewerbebetriebes dienen, die nöthigen Umlaufs- und Betriebsmittel derselben vermehren, und so Allen, besonders

auch Arbeitern und Handwerkern, zu Gute kommen. Bei den jetzigen Verhältnissen tragen diese Millionen nur zur weiteren Stärkung der Geldmacht bei. Während diese überflüssige Mittel besitzt, der Zinsfuß weit unter 4 vom Hundert gefallen ist, gebricht es den Kleinbetrieben in Stadt und Land, hier sogar auch den Großbetrieben, an dem nöthigen Geld. Der Handwerker und kleine Geschäftsmann zahlt ebensogut wucherische Zinsen, als der Bauer. Der Großgrundbesitzer ist kaum besser daran. Diese wucherische Ausbeutung des Kleinbetriebes und des Ackerbaustandes drückt ungleich mehr auf die Löhne und den allgemeinen Wohlstand, als die Verhältnisse des Weltmarktes. Zölle, Steuern aller Art, Beiträge für Kranken- und Alters-Versicherung benachtheiligen die wirthschaftliche Lage der Arbeiter ungleich weniger als die Geldverhältnisse, unter welchen der Kleinbetrieb und der Mittelstand leiden.

Das Empörendste aber ist, daß der Arbeitslohn des gesetzlichen Schutzes entbehrt, dem Geldbesitz nachgesetzt und geopfert wird. Ein Beispiel, welches tagtäglich in Berlin, Wien und auch andern Städten vorkommt, macht dieß klar. Ein Haus ist vollendet und die Bauhandwerker legen ihre Schlußrechnung vor; sie hoffen eine recht beträchtliche Summe zu erhalten, denn bis dahin hat man ihnen nur einigen Abschlag gezahlt. Da macht der Bauherr Bankerott; auf dem Haus stehen Grundschulden, welche dessen Werth erreichen, meist noch beträchtlich übersteigen. Von dem Bauherrn ist also nichts einzutreiben, vom Hause wenig oder nichts, denn die Grundschuld geht jeder andern vor, das Haus ist den Bauhandwerkern nichts schuldig, sondern der mittellose Bauherr. Dieser war von Anbeginn nur ein Strohmann, welcher im Solde betrügerischer Geldleute arbeitete, die sich Grundschulden auf die Baustelle eintragen ließen, welche dem angeblichen Bauherrn nur dem Namen nach gehörte. Das Haus, das die Bauhandwerker gebaut, ist unantastbar, da es durch seinen Werth übersteigende Grundschulden umgürtet ist. Sie können sich nur an den besitzlosen Bauherrn („Sieben Häuser und keine Schlafstelle“ lautet eine Berliner Redensart) halten. Unzählige Bauhandwerker, die sich mühsam einige Tausend Mark erspart oder ererbt haben, um einen selbständigen Betrieb zu gründen, verlieren oft in

Einem Jahre die ganze Habe durch Fälle, wie der eben gezeichnete. Der gewerbliche Mittel- und Handwerkerstand geht zurück, versinkt in das Lohnarbeiterthum, weil ihm eben kein Handwerkerrecht zur Seite steht, und er als Kaufmann behandelt, mit dem Spekulanten unter Ein Gesetz gestellt wird. Das Gleichniß von dem irdenen Topfe neben dem ehernen Kessel ist nie besser am Platze, als in diesem Falle.

Die Sorge um die Ausfuhr verarbeiteter Waaren hat bis jetzt die Reichsregierung die Wichtigkeit des einheimischen Absatzes etwas übersehen lassen. Aber mit Ausnahme weniger Gewerbzweige setzt unser Gewerbefleiß den weitaus größten Theil seiner Erzeugnisse im Inlande ab. Die Besserung des heimischen Marktes durch Hebung der Kaufkraft, also des Wohlstandes der Bevölkerung ist daher mindestens ebenso wichtig als die Ausfuhr. Hiezu aber wäre hauptsächlich eine umfassende Fürsorge zur Hebung des Ackerbaues nothwendig. Dadurch könnte auch die eine Milliarde betragende Einfuhr landwirthschaftlicher Erzeugnisse allmählig entbehrt werden. Denn daß unsere Landwirthschaft, trotz einzelner Fortschritte, noch weit zurück ist, bleibt außer Zweifel. Es fehlt überhaupt noch ganz an einer gründlichen Ordnung und Gestaltung unserer Anbauverhältnisse. Unsere Flüsse führen jahraus jahrein dem Meere ungeheure Massen befruchtender Stoffe zu, durch welche der Ertrag weiter Strecken vervielfältigt werden könnte. Die Verhütung der Ueberschwemmungen sowie allzu großer Dürre, überhaupt eine sachgemäße, Berg und Thal umfassende Wasserwirthschaft fehlt ganz. Mit der Bewaldung der Berge, Windschutz (durch Buschhecken) der Ebenen und Aehnlichem steht es kaum besser. Wir besitzen in Deutschland noch 4 bis 500 Quadratmeilen Moore, welche durch Entwässerung und Düngung mit Aschenstoffen in die fruchtbarsten Getreide-, Klee- und Rübenfelder umgewandelt werden könnten. Viehzucht, Obst- und Gartenbau und manches Andere stehen noch nicht entfernt auf der Höhe der Zeit. Ebenso stehen Fischzucht und Seefischerei noch vielfach zurück.

Die Fürsorge für die gewerblichen Arbeiter jeder Gattung drängt sich auf, weil deren Zahl in ungeahntem Maßstabe wächst. Die Bevölkerung der Städte, namentlich der Groß-

städte und der Fabrikorte steigt mit unerhörter Schnelligkeit. Wir besitzen jetzt in Deutschland 24 Städte mit je über 100,000 Einwohnern, d. h. mehr als jedes andere Land Europa's. Berlin wächst jährlich um 50,000 Seelen, zählt jetzt über anderthalb Millionen Einwohner, mit den anstossenden Ortschaften schon 1,700,000. Hamburg hat über 500,000, Leipzig, Breslau und München haben 300,000, Dresden und Köln über 260,000 Einwohner. In Sachsen, mehreren Gegenden Westfalens und des Rheinlands wachsen die von Fabrikarbeitern und Bergleuten bewohnten Städte und Dörfer zusammen. In Sachsen ist nur noch ein Drittel der Bevölkerung mit Landwirthschaft beschäftigt, im ganzen Reiche aber noch nicht zwei Drittel. Die Bergbaubevölkerung beträgt allein an dritthalb Millionen Köpfe. In den meisten Gegenden Deutschlands ist der Ackerbau im Abnehmen. Es fehlt so sehr an Arbeitern auf dem Lande, daß schon ernstlich davon die Sprache war, Chinesen einzuführen! Dagegen herrscht in den Städten und Fabrikorten, trotz anerkannt befriedigendem, ja gutem Geschäftsgange während der letzten Jahre, Ueberfluß an Arbeitern. Verbrechen und Selbstmorde aus Noth und Nahrungssorgen sind dort nichts Seltenes. Dabei ziehen andauernd immer mehr Arbeiter vom Lande nach den Städten, weil sie sich zu verbessern hoffen, und ihre Lage bei landwirthschaftlicher Beschäftigung viel zu wünschen übrig läßt. Dieser Zuzug aber muß sich noch steigern, wenn die Stellung der städtischen Fabrik- und Bergarbeiter durch die jetzt vom Kaiser in Angriff genommenen Einrichtungen und Schutzgesetze eine günstigere sein wird. Was aber dann aus dem Ackerbau werden soll, mag sich jeder selbst ausmalen.

Ohne umfassende Fürsorge zur Hebung des Ackerbaues sind die vom Kaiser angekündigten Verbesserungen gar nicht durchführbar; sie hängen in der Luft und bewirken nur eine Beschleunigung in der Verschiebung der Bevölkerung; sie vergrößern die Aufgabe, anstatt sie zu lösen. Denn je größer der Zuzug nach den Städten, desto größer wird die Zahl der zu versorgenden Arbeiter, desto größer die Masse der durch sie erzeugten Waaren. Der Absatz wird aber um so schwieriger, als die Kaufkraft des Inlandes durch Rückgang der Ackerbau-

Bevölkerung sich mindern muß. Bevor die Besserstellung der Arbeiter durchgeführt wird, erscheint es daher geboten, die Ursachen der Mehrung der städtischen auf Kosten der Ackerbau-Bevölkerung festzustellen. Die niederen Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse sind jedenfalls nur Eine dieser Ursachen. Auch der Gewerbefleiß arbeitet seit Jahren mit überwiegend sinkenden Preisen, auch er hat seine Mißjahre; er gewinnt trotzdem an Umfang, und zieht immer mehr Arbeiter vom Lande an sich. Wenn aber der Arbeiter den Ackerbau verläßt, so ist es gewiß auch deßhalb, weil die schwere Landarbeit ihm weniger zusagt, als die meist leichtere Arbeit der Fabrik. Sodann sind es auch die in Städten und Fabrikorten so leicht erreichbaren Vergnügungen und Genüsse, die größere Ungebundenheit, welche verführerisch wirken.

Die strenge Durchführung des Achtstunden-Tages würde übrigens dem Zuzug der Landleute nach Städten und Fabriken eher entgegenwirken. Bei nur achtstündiger Tagesarbeit muß auch der Betriebsinhaber seine Rechnung finden; er wird daher verlangen, daß in acht Stunden möglichst ebenso viel geleistet wird, als bei der früheren längeren Arbeitszeit. Folglich wird und kann er nur die geschicktesten und fleißigsten Arbeiter beschäftigen. Es wird dann nicht mehr angehen, daß ein Ackerknecht oder Taglöhner sofort in einer Fabrik angestellt wird und auskömmlichen Lohn erhält; vielmehr werden eine Menge Leute, welche jetzt in den Werkstätten mitgeschleppt werden, als unbrauchbar ausgeschieden. Die Arbeitgeber müssen beim Achtstundentag möglichst hohe Anforderungen an die Arbeiter stellen, was abschreckend wirken würde. Anderntheils wird man sich etwas mehr auf gute Arbeit verlegen müssen, um die kostbare Arbeitszeit nicht auf schlechtes Zeug und geringe Rohstoffe zu vergeuden.

Wir haben in Deutschland mit dem Mißstand zu rechnen, daß das schwächere Geschlecht um eine Million Köpfe überwiegt, 24 Millionen Frauen 23 Millionen Männern gegenüberstehen. Die Familien sind also stark mit Mitgliedern versehen, welche wenig oder nichts erwerben. Eine der Hauptursachen ist die Auswanderung, da stets mehr Männer als Frauen auswandern. Die Wehrpflicht ist wiederum eine der Ursachen, warum viel-

Männer sich außer Landes begeben. Die Ausweisung
olen war daher doppelt ungeschickt, denn sie betraf meist
er. Die Einwanderung wäre im Gegentheil möglichst
dern, denn sie besteht überwiegend aus Männern. Eine
e Ursache des Ueberwiegens des weiblichen Geschlechtes
Selbstmord, dem jährlich bis 10,000 Opfer fallen, wovon
eun Zehntel Männer. Sachsen, die Wiege und Hochburg
Protestantismus, ist dasjenige Land der Welt, welches die
n Selbstmorde aufweist. Die an dasselbe grenzenden
tantischen Länder folgen unmittelbar in der absteigenden
; die katholischen Gegenden haben die wenigsten Selbstmorde.
Wegen des Ueberwiegens des weiblichen Geschlechtes sollten
dem Ordensberufe keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt
n. Derselbe ist bei Frauen durchgehends viel häufiger,
ei Männern. Klosterfrauen aber sind als Lehrerinen für
n-, Kranken- und Greisenpflege, wohlthätige Anstalten aller
ein auch in wirthschaftlicher Hinsicht höchst schätzbarer
ndtheil der Gesellschaft. Frankreich stellt 120,000 Ordens-
, gegen 40 bis 45,000 Ordensmänner und Priester.
lb ist es von höchster Wichtigkeit, daß alle der Ordens-
keit entgegenstehenden Schranken beseitigt werden.
Zum Schluß noch ein Wort über die Socialdemokratie.
jetzt ist dieselbe nur in solche katholischen Städte ein-
ngen, wo die Regierungen Alles daran gesetzt haben, den
lismus zu fördern, die Wirksamkeit der Kirche aber lahm
gen. Es ist aber das Eindringen der Socialdemokratie
hier zu besorgen. Der Boden wird ihr durch die Schule,
ntlich durch die jetzt üblichen Lesebücher vorbereitet. Früher
man, auch in protestantischen Schulen, durchaus christliche
ücher mit Heiligengeschichten, Märchen, geschichtlichen
rn, volksthümlichen Erzählungen und Gedichten, Lesestücken
die kirchlichen Feste und Aehnliches. Herz und Gemüth,
und Verstand wurden gebildet, edle Gefühle und Strebungen
egt. Das Lesebuch war eine Abspiegelung des christlichen,
ichen, geistigen und nationalen Lebens, führte daher auch
ch in dasselbe ein. Heutzutage wird der nationale Stand-
gewöhnlich übermäßig und am unrechten Ort in den
üchern hervorgekehrt. Das Schlimmste aber ist das Vor-

wiegen, ja die Alleinherrschaft des Nützlichen, der Naturwissenschaften in denselben. Selbstverständlich erlangt das Kind nur höchst unvollständige Begriffe von diesen Wissenschaften. Aber sein Geist wird ausschließlich auf das irdische, auf das leibliche Leben gerichtet, alles Höhere wird ihm fremd und unverständlich, Gott erscheint ihm nur noch als nebelhafter Begriff, das Christenthum als ein veralteter, unbegreiflicher Standpunkt, der Sinn für die übernatürliche Welt und Weltordnung geht verloren. Diese naturalistische, geistlose Schulung ist die beste Vorbereitung für die Socialdemokratie, welche ja gerade in der Läugnung alles Höhern, Uebersinnlichen gipfelt. Bislang hat die katholische Kirche noch Stand zu halten vermocht gegen diese Richtung; aber mit der Zeit wird der Naturalismus überall zersetzend und auflösend wirken, ohne daß der Religionsunterricht förmlich abgeschafft zu werden braucht.

LXI.

Die Mittheilungen des kaiserlichen Kriegs-Archivs zu Wien.

Die „Mittheilungen des kaiserlichen und königlichen Kriegs-Archivs“ zu Wien erschienen zuerst als Beihefte der „Oesterreichischen Militärischen Zeitschrift“ im Jahre 1876. Die erste Folge von 1876—86 bietet in ihren zehn Bänden eine Reihe werthvoller Publikationen für die ältere und neuere Kriegsgeschichte, welche meist auf bisher unbekanntem authentischen Aktenmaterial beruhen. Wer sich über wichtige Schlachten wie z. B. die bei Neerwinden, bei Solferino, über die großen Türkenfeldzüge (1529, 1683—86, 1736—39), über die Kriege gegen Napoleon unterrichten will, findet in diesen Mittheilungen die genauesten Nachweise. Die Besetzung Bosniens und der Herze-

wina mit ihren vielen interessanten Einzelheiten, taktischen chwierigkeiten, Ueberfällen, Gefechten im Jahre 1878 ist rgends zuverlässiger und interessanter geschildert, als in den iden Bänden von 1879—80. Am Ende des Jahrganges 1886 ndet sich auf fünf Seiten ein Register über die in den zehn sten Jahren erschienenen Aufsätze. Diese alle hier anzuführen, t unmöglich, es mag genügen, auf einzelne Arbeiten von all= emeinem Interesse aufmerksam zu machen.

Den Jahrgang 1881 eröffnet ein interessanter, geradezu annender Aufsatz des Hauptmann Spigl über die Repressalien= efechte an der croatisch=türkischen Grenze in der Zeit von 809—1845: ein wechselreiches Bild von Tücke und Barbarei uf Seiten der Türken, heldenmüthiger Wachsamkeit und Tapfer= eit auf Seiten der österreichischen Grenztruppen. Mit Recht etont der Verfasser zum Schluß: „Die Grausamkeit der Türken nd die rücksichtslose Beraubung der von ihnen unterjochten Völker hatten zur Folge, daß auch diese immer mehr verwilderten, nd so die einst so blühenden Länder, je weiter desto mehr, der Verwüstung anheimfielen. Welche Anklagen die Geschichte gegen inzelne Culturstaaten darüber auch erheben mag, Oesterreich ann mit Genugthuung auf die Opfer zurückblicken, ie es zur Abwehr der Barbarei, sowie zur Be= reiung der unterjochten Völker gebracht hat“.

Eine andere Arbeit desselben Jahrgangs führt den Titel: Marginalien zu dem Aufsatze ‚Nikolaus Doxat, ein Offizier es Prinzen Eugenius, ein Opfer des damaligen Hofkriegsrathes‘, rschienen in dem XVIII. Bande von Glasenapps ‚Neue mili= irische Blätter‘.“ In der Einleitung beklagt der ungenannte Verfasser, daß man den Wiener Hofkriegsrath für alles Wider= ärtige verantwortlich gemacht. Trotz mangelnder Aktenbeweise ist das Verdict längst schon vorweg gefällt, und in sonst seltener ebereinstimmung trifft hier der vaterländische Pessimismus it dem nur allzu oft kritiklosen auswärtigen Urtheile zusammen: lles Kriegsunglück während vierthalbhundert Jahren fällt dem Hofkriegsrathe zur Last; alles, was in demselben Zeitraume ch Günstiges ereignete, geschah — trotz ihm!“ Der Verfasser eist dann die unbewiesenen Behauptungen des gehässigen Auf= atzes, z. B. über den „schnöden Undank Oesterreichs gegen seine

Helden“ zurück und entzieht insbesondere der vorliegenden Anklage den Boden durch den Nachweis, daß „der Hofkriegsrath gar nicht in der Lage war, die Ernennung Doxats zum Commandanten von Nissa zu beeinflussen, da diese von rein lokalen Umständen herbeigeführt und als interne Dienstangelegenheit direct vom Armee-Commando angeordnet wurde; so entfällt wohl auch jede Veranlassung, ‚die persönliche Gehässigkeit in jesuitischer Weise durch die Ernennung Doxats zum Feldmarschall-Lieutenant zu bemänteln‘. Nach den kriegsrechtlichen Untersuchungsakten und der am 17. März publicirten Sentenz war Doxat noch General-Feldwachtmeister, als er 1738 zu Belgrad enthauptet wurde.“ Trotzdem sollen ihn nach der preußischen Zeitschrift die „gewissenlosen Herren Hofkriegsräthe heimtückisch mit verrätherischer, arglistiger Berechnung“ ins Verderben gelockt haben. Gegen den Vorwurf, daß die Verurtheilung Doxats vornehmlich auf seine Eigenschaft als Ausländer zurückzuführen sei, wird hervorgehoben, daß der Vorsitzende des Kriegsgerichts und die Mehrzahl der Beisitzer Ausländer waren, Preußen, Hessen u. s. w., desgleichen auch die Hauptzeugen die Marschälle Seckendorf und Seutrum Protestanten aus dem Reiche waren. Interessant ist die Mittheilung, die wir bei dieser Gelegenheit aus den Feldakten des Kriegs-Archivs erhalten, daß nämlich während des Türkenkrieges 1736—39 unter den 271 Generälen der kaiserlichen Armee nur 52 Oesterreicher sich befanden.

Durch die Erstürmung von Glatz am 26. Juli 1760 fielen auch eine stattliche Reihe von Originalbriefen Friedrichs II. an die jeweiligen preußischen Festungs-Commandanten in die Hände der Oesterreicher und kamen so in das Wiener Kriegs-Archiv. Aus diesen Briefen veröffentlichten die „Mittheilungen“ besonders diejenigen, welche ein größeres militärisches Interesse beanspruchen. Gleich in dem ersten Brief vom 30. Mai 1742 an den Major von Buntsch schärft Friedrich große Strenge gegen diejenigen ein, welche mit dem Feinde correspondiren, er soll „mit aller Rigueur und Strenge verfahren und solche, ohne viele Umstände zu machen, aufhängen lassen, es mag solches ein Pfaffe, Bürger oder Bauer sein; als welches zu thun Ich Euch hierdurch nicht nur autorisire, sondern Euch solches auch hiemit anbefehle. Ihr sollet auch, wie ich Euch schon in Meinem Vorigen befohlen, zu

em Ende einen Galgen aufrichten und mit leserlichen Buchstaben
arauf schreiben lassen: Strafe derer meineidigen und rebellischen
Unterthanen, an welchen Ihr ein Paar von denjenigen
Bürgern oder Pfaffen, welche den feindlichen Husaren,
ls solche letzthin in der Vorstadt von Glatz gewesen, solchen
ntgegen gegangen und mit ihnen gesprochen haben, sogleich
ufhängen lassen sollet." In vielen dieser Briefe spielt
as Thema Deserteure, Spione und Galgen eine Rolle. Am
5. April 1743 befiehlt Friedrich dem Obristen von York:
Ihr sollet auch den Herren Jesuiten zu Glatz mit guter Art
u verstehen geben, wie sie ihre Gemeinde vor dergleichen
riminellem Betragen (Beihülfe zur Desertion) sehr warnen,
ich selbst aber wohl in Acht nehmen möchten, keinen Meiner
Soldaten zur Desertion zu debauchiren, noch auf einige Weise
ich damit zu meliren, wo sie nicht ihres dasigen Klosters quitt
und verlustig gehen wollen; welches Ihr dann auch den andern
dortigen Orden gelegentlich insinuiren sollet." Wir heben aus
den hier abgedruckten Briefen nur noch hervor, wie wenig edel sich
Friedrich über seinen großen Gegner Daun ausdrückt. Einmal
nennt er ihn verächtlich den Mann mit dem päpstlichen Hute
l'homme a Toquet papale), ein anderes Mal sagt er, „man
muß warten, bis es ihrer dicken Excellenz gefällig ist, ihr Vor-
aben zu declariren. Ich warte in Geduld, mit welchem Plane
iese gesegnete Creatur niederkommen wird (il faut atendre
usqu'asquil plaisse a Sa Grosse exsellence de Declarer son
rojet j'atans en passience quel sera Le projet dont cette
enoite Creature acconchera)."

Beachtung verdient auch der Aufsatz „Waldstein und die
Pilsener Reverse 1634", ursprünglich ein Vortrag, welcher im
militär-wissenschaftlichen Vereine in Pilsen 1884 von dem
damaligen Oberstlieutenant Wetzer gehalten wurde. Sehr
elungen ist gleich in der Einleitung die scharfe Zeichnung der
eiden Männer, mit deren Hilfe Wallenstein die schwedischen
Verhandlungen führte: Trczka und Thurn. „Trczka, kaiser-
licher General der Cavallerie, gehörte einer altczechischen, utra-
uistischen Familie an, die — um ihren Güterbesitz in Böhmen
u retten — sich dazu bequemt hatte, den katholischen Glauben
nzunehmen. Graf Adam Trczka blieb jedoch in seinen Ansichten

ganz dem Protestantismus ergeben, der, wie damals bei der ganzen revolutionären Partei in Böhmen, den Deckmantel abgab für national-czechische Aspirationen, durchtränkt mit Ideen von Unabhängigkeit und Wahlkönigreich. Trczka war aus Princip ein dem Hause Habsburg tieffeindlicher Mann und stand auch in bleibender und intimer Verbindung mit den böhmischen Emigranten, die seit dem Siege der Kaiserlichen und Ligisten am weißen Berge 1620 im Auslande rastlos gegen den Kaiser schürten und überall zu finden waren, wo man die Waffen gegen Habsburg erhob. Jetzt nützte er seine nahe Bekanntschaft mit dem Grafen Mathias Thurn zur Anknüpfung der Verhandlungen mit Schweden aus, in dessen Kriegsdienst Graf Thurn zu dieser Zeit stand. Das war derselbe Thurn, auf dessen Antreiben 1618 die kaiserlichen Statthalter Slavata und Martinic aus dem Fenster des Hradschin gestürzt wurden; derselbe Thurn, der an der Spitze eines böhmischen Heeres bis vor Wien zog und dessen niederösterreichische Gesinnungsgenossen den Kaiser in der Burg selbst bedrängten und Hand anzulegen wagten an die geheiligte Person des Monarchen, um dessen Einwilligung zum Bunde der böhmischen Revolutionspartei mit Thurn zu ertrotzen. Es war derselbe Thurn, der sich ohne Zaudern unter die Fahnen des Usurpators Friedrich von der Pfalz, des Winterkönigs, gestellt und mitgefochten hatte am weißen Berge gegen seinen rechtmäßigen König und Kaiser; derselbe, der nach dem Siege Tilly's zu Bethlen Gabor, endlich zu Gustav Adolf eilte, um überall die Waffen zu tragen gegen den Kaiser." Neuere Historiker haben zur Entschuldigung Wallensteins auf seinen Charakter als Reichsfürst hingewiesen. Dieser sonderbaren Entschuldigung gegenüber betont Wetzer mit Recht: „Von dem Momente an, da Waldstein das Commando des kaiserlichen Heeres übernahm, muß seine Stellung als kaiserlicher Oberbefehlshaber bei allen seinen Handlungen unbedingt für seine richtige Beurtheilung mit in genauen Betracht gezogen werden".

Seit dem Jahre 1887 erscheinen die Mittheilungen des Kriegs-Archivs in einer neuen Folge in zwanglosen Bänden, von denen 1—2 auf jedes Jahr kommen, während früher zwanglose Hefte erschienen. Eine neue Aenderung ist die, daß Seidel

in Wien als Verleger gewonnen wurde; vorher hatte die Abtheilung für Kriegsgeschichte all' die mühseligen Verlagsgeschäfte mit ihren vielen Unannehmlichkeiten zu besorgen. Durch diese Aenderung wurde auch eine noch bessere Ausstattung ermöglicht, die sich ganz besonders in den prächtigen Karten und Bildern zeigt. Manche dieser Karten sind wahre Musterleistungen, welche dem militärischen geographischen Institut in Wien zu großer Ehre gereichen. Mit dieser äußern Verbesserung hat eine innere Vervollkommnung der Aufsätze gleichen Schritt gehalten. Von der neuen Folge liegen bis jetzt (Ende 1889) vier stattliche Bände vor.

Der erste Band beginnt würdig mit den „Erinnerungen aus dem Leben des FM. Grafen Radetzky", welche zum großen Theil auf eigenen Aufzeichnungen des Feldherrn beruhen. Wenn diese Selbstbiographie auch nicht bis zur glorreichsten Periode des greisen Marschalls reicht, so bietet sie doch nicht wenig interessante Momente über seinen Bildungsgang, seine militärische Laufbahn und seine ersten Erfolge. Manche Urtheile Radetzky's sind scharf und abfällig, aber kaum ungerecht. Auf das Theresianum, in welches Radetzky nach dem Tode seines Großvaters im Jahre 1781 aufgenommen wurde, ist er schlecht zu sprechen: „Viel Rühmens kann ich von dem dort Gelernten nicht machen. Ich hätte nichts Gründliches erlernt, wenn ich nicht durch Repetitionen manches zu ersetzen gesucht hätte, was ich bei dem Professor, oder besser gesagt dem Vorlesenden, nimmermehr verstanden haben würde. Ein Schwall schöner Worte kann wohl nur dazu dienen, die Zeit vorüberziehen zu machen, und dies schienen sich die damaligen Professoren im Theresianum, ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, zur Hauptaufgabe gestellt zu haben." Drei Jahre später 1784 trat er als Cadet in die Armee ein. Er beklagt, daß man sich damals so wenig um die Bildung der Cadeten kümmerte. „Die Regiments-Commandanten und übrigen Stabsoffiziere hatten die Rangstufe, auf der sie standen, mühsam erklommen. Sie wollten nun Ruhe haben und nach überstandenen physischen Fatiguen die Gemächlichkeit pflegen; an geistige Unthätigkeit waren sie schon lange gewöhnt." Da hätte also Josef II., anstatt in der Kirche den Küster zu spielen, ein ge-

eigneteres und fruchtreicheres Feld für seine Reform-Bestrebungen finden können. Der Schlendrian, die Sorglosigkeit, militärische Unkunde und Unwissenheit, welche sich bei manchen dieser Offiziere in den Feldzügen gegen Napoleon zeigten, werden von Radetzky schonungslos klar- und blosgelegt. Bald ist es ein Uebersehen in der Besetzung eines wichtigen Punktes, bald Mangel an der gewöhnlichsten Vorsicht, bald Furcht, irgend einer größeren Schwierigkeit kühn ins Auge zu schauen, die von Niederlage zu Niederlage führen trotz der größten persönlichen Bravour der österreichischen Truppen.

Interessant wenn auch wiederum scharf ist die Schilderung, welche Radetzky von Suwarow entwirft. „Das persönliche Auftreten des Feldmarschalls und sein Erscheinen in einem offenen, leinenen Aermelleibel mit derlei Hosen, bei den Knieen die Knöpfe nicht zugemacht, eine lederne Kappe, dem Helm ähnlich, auf dem Kopfe, auf einem schlechten, mit der Trense bezäumten Kosakenpferde und einer grünen, mit Holz-Borten besetzten Schabracque, den Kantschu in der Hand, gleichgiltig, fast mißtrauend möchte ich sagen, gegen Generale und Offiziere, war diese kleine, ungestaltete Figur nicht nur nicht von einem imponirenden, sondern fast lächerlichen Anblicke.“ Und an einer andern Stelle: „Suwarow war unschön und konnte sich nicht in dem Spiegel schauen, daher, wenn er in ein Zimmer kam, sein erstes Tempo war, mit der Faust die Spiegel einzuschlagen.“ In Mailand wurde der österreichische General Melas von Suwarow „angehalten, um den Hals gefaßt und so heftig an sich gezogen, daß der General vom Pferde herabglitt und auf den Füßen stehend umarmt wurde.“ Ebendort beim feierlichen Einzuge in Mailand ritt Suwarow „in seinem gewohnten Sommeranzuge, dem offenen Leibel, den Kantschu in der Hand, im Hundstrabe der Domkirche zu, stieg dort vom Pferde, lief in die Kirche, warf sich vor dem Hochaltar auf die Erde und verrichtete mit ausgestreckten Armen sein Gebet. Dann sprang er auf, ertheilte vor dem Hochaltare allen Anwesenden den Segen, lief wieder aus der Kirche und setzte sich auf das Pferd.“

Mehr wie einmal streifte der Tod ganz hart an Radetzky vorbei. Nur einige Beispiele „Als man beim Vorrücken der

ereinigten österreichisch-russischen Armee die Blokirung Mantuas em FZM. Kray übertrug, wurde ich ihm als Generalstabs-fizier beigegeben. Eines Tags ritt ich in Begleitung eines ussy-Jägers, eines alten Wallonen, aus, um etwas zu re-ognosciren. Es war bereits finster und mein Begleiter machte ich auf eine dunkle Gestalt aufmerksam, welche sich eiligst tfernte. Ich gab meinem Pferde die Sporen und als ich den remden erreicht hatte und fragte, wer er sei, antwortete er mir, n gespanntes Pistol in der Hand: ‚Comme vous voulez, votre mi ou votre ennemi; avant que vous m'arrêtiez, je vous ne.‘ Bei der drohenden Bewegung, die er machte, erkannte h unter dem ihn umhüllenden Mantel die Epauletten eines ranzösischen Capitains. Ich entnehme aus seinen Worten, mit wem ich es zu thun habe, und stieg vom Pferde, um mich mit ihm in eine Unterredung einzulassen. Die Folge davon war, daß er mir eine Depesche, die er in seinen Schuhen versteckt hatte, mittheilte.“ Dieser französische Capitän, der in der Kanzlei des französischen Befehlshabers beschäftigt war, leistete fortan als Spion den Oesterreichern die besten Dienste. Es war aber ein Spieler und Lüstling, wer das meiste Geld ahlte, wurde von ihm bedient. „Ein Spion — so bemerkt Radetzky — bleibt immer ein Lump, und wenn man ihn ge-raucht hat, so muß man ihn entweder unschädlich machen, . h. hängen, oder sehr gut versorgen. Bei der Schlacht von Marengo verrieth er uns und bewog Zach zu der Diversion n unserer linken Flanke, wodurch ein großer Theil der Truppen dem Kampfe entzogen und wir geschlagen wurden.“

Bei einer anderen Gelegenheit kurz vor dem eben erzählten Abenteuer entging Radetzky dem Tode nur durch die Geistesgegen-wart und die Schnelligkeit einer braven Ordonnanz. „Ich war eben beschäftigt, im Dorfe (Sermat) beim Pfarrer für Melas und das Hauptquartier etwas zum Essen herrichten zu assen. Wir waren daran, uns niederzusetzen, als der Ruf rtönte: Der Feind rückt an! Ich schwang mich auf mein Pferd und es gelang mir, den FML. Liechtenstein noch einzu-holen und ihn mit Lobkowitz Chevauxlegers und Josef Infanterie mkehren zu machen. Hierauf führten wir eine Attake in die Flanke und den Rücken des Feindes aus, welche dessen Zurück-

gehen über die Trebbia zur Folge hatte. Während ich zu dem Fürsten Liechtenstein vorsprengte, sah ich eine französische Batterie auffahren, die sich zum Feuern vorbereitete. Kaum hatte ich den Fürsten Liechtenstein eingeholt, so kam eine Kanonenkugel und riß meinem Pferde den Kopf ab, so daß mir Blut und Hirn ins Gesicht spritzten. In demselben Augenblick kam eine zweite, die ihm einen Vorderfuß abriß und — da lagen wir beide! Ich hatte damals eine Ordonnanz, die hieß Thugut, die erwischte mich beim Zopf, warf mich, wie einen Sack, quer über das Pferd und sprengte davon. Ich war gerettet. Thugut bekam die goldene Medaille."

Von den Arbeiten der Neuen Folge der Mittheilungen seien hier nur noch die Beiträge Duncker's zur Geschichte des ersten schlesischen Krieges und diejenigen Wetzers über den Feldzug am Oberrhein 1638 genannt. Einer der Beiträge Dunckers behandelt den Ueberfall bei Baumgarten am 27. Februar 1741 in gründlicher und anziehender Weise. Bekanntlich wäre Friedrich II. bei diesem Ueberfall von österreichischen Husaren beinahe aufgehoben worden. Nur wenige Tage nach diesem muthigen Husarenstreiche tauchten die abenteuerlichsten Gerüchte von Attentaten auf den preußischen König auf, Spione, Verräther und Mörder sollten gegen ihn ausgeschickt worden sein. „Ja einer von diesen Banditen (Spionen) — so meldet Friedrich selbst am 5. März aus Mollwitz dem Etatsminister Podewils — hat freiwillig bekannt, daß er deßhalb einen besonderen Eid in dem Hofkriegsrathe, und, welches jedoch kaum zu glauben stehet, in Gegenwart des Großherzogs von Toscana habe ablegen müssen." Von solchem Vorgehen des Wienerischen Hofes, obgleich er (Friedrich) selbst sich „so modéré bezeigt", solle der Minister nicht nur den Gesandten an den Höfen Kenntniß geben, sondern auch in „den publiquen Zeitungen davon mit behörigen Couleurs inseriren lassen." Was Friedrich als „kaum zu glauben" bezeichnet, wird aber doch in dem Circular-Erlaß vom 11. März den preußischen Gesandtschaften mitgetheilt, indem der Großherzog von Toscana ausdrücklich genannt wird. Gegen die Behauptung der Preußischen Staatsschriften (1, 296), als habe dieses Circular nicht die Bestimmung gehabt, in die Oeffent-

lichkeit zu gelangen oder an den fremden Höfen übergeben zu werden, wird von Duncker hervorgehoben, daß „dem Wiener Cabinete, schon bevor dasselbe durch die Zeitungen verbreitet wurde, Abschriften durch die Vertreter an den deutschen Höfen zugegangen waren.“ Der österreichische Gesandte in London berichtet am 28. März an Maria Theresia: „Als nun der Lord Ministre (Harrington) mir dasselbe gelegentlich meiner Anwesenheit bei ihm aus seinen angelangten Postbriefen mit vorgelesen, so habe solches für ridicule tractiret, mit dem Zusatz, wie ich nicht verhoffete, daß solches auf die Kühnheit der Husaren gelegt werden würde, daß sie den König bald gefangen hätten, denn in diesem Fall dergleichen Attentaten mehr von ihnen wohl dürften vorgenommen werden. Der Graf von Truchseß (preußischer Gesandter) hat vermög eigenem Befehle davon in einer Audienz dem Könige die Mittheilung thun müssen, allein hat er, der König, ihm solche den ersten Tag nicht ertheilet und demnach sein Anbringen lachend von ihm, Grafen, entgegengenommen, auch mit dieser Ausdrückung beantwortet: ‚Sein König und der Großherzog sind beide und er Graf sellbst ein free Masson (Freimaurer), einfolglich laufete gegen die principia dieses hohen Ordens einen solchen Wahn von seinen Mitbrüdern fassen zu wollen‘.“ Nach den preußischen Staatsschriften soll der englische König nur gesagt haben: „Qu'il connaissait trop le duc de Lorraine pour le croire capable de donner les mains à de telles indignités.“

In dem damals der preußischen Regierung noch ergebenen Mercure historique et politique wurde sogar auf „émissairs de la trempe des instigateurs de Ravaillac“ als die Urheber der Attentate hingewiesen. Neuere preußische Geschichtsschreiber haben diese Märlein noch weiter ausgesponnen und im Tone wissenschaftlicher Ueberzeugung und sittlicher Entrüstung vorgetragen. So sagt Droysen: „In diesen durchwegs katholischen Gegenden entzündeten die Priester Fanatismus gegen den ketzerischen Feind. Man entdeckte Complote aller Art, Durchstechereien von Prälaten und Edelleuten, geheime Sendungen nach Böhmen und Mähren hin; selbst in das Lager, in die Nähe des Königs hin, drängten sich Verdächtige, die, festgenommen, im Verhör aussagten, von hochstehenden Personen

zum Verrath gebungen zu sein.“ Mit Recht und durchaus zutreffend bemerkt hiergegen Major Duncker: „Es ist jedenfalls eine sonderbare politische Moral, die Droysen hier vertritt. Noch war Schlesien österreichisch, noch thaten Prälaten, Edelleute und Beamte nur ihre Pflicht in Ehre und Treue, wenn sie Berichte über den Feind an die Generale der Königin und Landesfürstin brachten. Ob es ein deutscher Historiker je unternehmen würde, etwa die Verbindungen treuer preußischer Patrioten mit ihrem König und seinen Rathgebern in der Zeit der napoleonischen Herrschaft ‚Durchstechereien‘ zu nennen, muß wohl dahingestellt bleiben.“ Bei einer diesbezüglichen Frage würde man wohl die Antwort erhalten, die einst Junker Alexander dem Bauern gab.

Als recht werthvoll seien zum Schluß noch aus der Neuen Folge die Aufsätze des Oberst von Wetzer über den „Feldzug am Oberrhein 1638 und die Belagerung von Breisach“ hervorgehoben. Dieselben ruhen zum Theil auf ganz neuem Material aus dem kaiserlichen Kriegs-Archiv und besonders aus den Ambraser Akten des reichen Statthalterei-Archivs in Innsbruck. Manche „Geschichtslügen“ bei Schiller, Röse, Droysen finden hier ihren Richter. In Bezug auf die Charakterisirung des dreißigjährigen Krieges als Religionskrieg bemerkt der Verfasser gelegentlich: „Bis zu welchem Grade der Begriff eines Religionskrieges für die lange Noth des dreißigjährigen Krieges unhaltbar ist, beweisen drastisch die bitteren Klagen katholischer Städte über die brutale Vergewaltigung durch kaiserliche Soldaten lutherischen Glaubens. Was hierin ungestraft geleistet werden konnte, scheint unfaßbar.“ Der politische Charakter des Krieges wird mehrfach betont. „Am Sonntag, den 26. September fand im Lager Herzog Bernhard’s (Weimar) eine große Feier ‚wegen des jungen Dauphins, so Sonntags den 26. August oder den 5. September dieses 1638sten Jahres geboren‘, statt. Der junge Dauphin, dessen Erscheinen in der Welt der deutsche Fürst am Rhein so prunkvoll begrüßte, ist Ludwig XIV. Der Tag sollte kommen, wo die Raubbanden dieses Ludwig den Boden desselben Vaterlandes in grauenhafter Weise verheerten, dessen völlige Schwäche, dessen Wehrlosigkeit das Resultat der Kämpfe eben jener Männer und Parteien

ar, zu denen Herzog Bernhard gehörte. Der Siegespreis
r die Feinde des Kaisers war die Zertrümmerung des letzten
estes deutscher politischer wie militärischer Kraft, und die
rüchte dieses Preises warf das Schicksal in die Hände jenes
Mannes, dessen Geburt ein deutscher Fürst so hoch bejubelte,
n deutscher Fürst, der so viel verherrlicht wird bis in die
neueste Zeit. ‚Gewiß aber ist — sagt Droysen von des Herzogs
od — daß mit ihm der einzige Deutsche dahinsank, der es,
uf seine Siege weisend und das Gewicht seiner Persönlichkeit
insetzend, hätte unternehmen können, das von dem habs-
urgischen Joch erlöste Vaterland vor den Anmaß-
ngen Frankreichs zu bewahren'. Am 26. September donnerte
lso ‚zweimal stattlich Salve' zu Ehren des jungen Ludwig,
it Rücksicht auf die offene Hand in Paris, die den Sold zahlte
em deutschen Fürsten, Herzog Bernhard von Weimar." Bei
erselben Gelegenheit wurden in Paris viele Gefangene los-
elassen, aber alle nur unter der Bedingung, drei Monate im
Krieg umsonst zu dienen, d. h. auf Beute und Raub
n armen deutschen Reich. Als dann die deutsche Feste Breisach
ach tapferer Vertheidigung und mehrfach versuchtem Entsatz
och in die Gewalt des Herzogs von Weimar fiel, „wurde nach
ollbrachtem Gottesdienst auf dem Schloß ein köstlich Bankett
ehalten, wobei hochgedacht Seine fürstl. Gnaden auf dero
önigliche Majestät in Frankreich, der Königin
n Schweden und des jüngst geborenen königlichen
Prinzen in Frankreich Dauphins Gesundheit ge-
unken". Große Freude herrschte auch in Paris, „woselbst den
9. Dezember Ihro Majestät (als auch zu St. Germain und
uelle geschehen) das Te Deum laudamus singen, 91 Cornet
nd 48 Fahnen, so vergangenes 1638er Jahr dahin geliefert
orden, vor dem hohen Altar präsentiren und an unterschied-
chen Orten die Stück lösen lassen, hat man also gedachtes
Jahr, unterschiedener Victorien halber, das
Te Deum laudamus zum dritten Male zu Paris
esungen". Und dennoch ein Religionskrieg?

Daß Oberst von Wetzer sich in dieser Arbeit auf den
echtsstandpunkt des deutschen Reiches stellt und die Anmaß-
ngen Frankreichs, Schwedens und der beutelustigen deutschen

Fürsten im Dienste des Auslandes nicht anerkennt, ist ihm übel vermerkt worden. In nobler Weise in einer preußischen militärischen Zeitschrift, wo es heißt: „Scharf wird hier Partei genommen — scharf, aber doch in maßvoller Weise — Partei für den Beherrscher und die Sache des römischen Reiches deutscher Nation gegen die Protestanten, insbesondere gegen den Herzog Bernhard von Weimar. Im Uebrigen bergen auch diese ‚Geschichtsbeiträge' eine Fülle der interessantesten Mittheilungen, obenein in anziehendem sprachlichen Gewande". Schärfer aber geht ein österreichischer Professor mit dem österreichischen Oberst für die Betonung des österreichischen resp. deutschen Standpunktes in's Gericht: „Die Gesammtauffassung des Verfassers jedoch ist eine höchst einseitige oder geradezu unrichtige. Er leugnet, daß die Religion jemals auf Seite der Gegner des Kaisers eine Rolle gespielt habe, und betrachtet daher Bernhard's Auftreten gegen Oesterreich einfach unter dem Gesichtspunkte einer aus eigennützigen, unpatriotischen Beweggründen hervorgegangenen Rebellion gegen Kaiser und Reich. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es natürlich unmöglich, eine Persönlichkeit wie Bernhard von Weimar gerecht zu beurtheilen". (Sybel's historische Zeitschrift 1888.)

So der österreichische Professor im Gegensatz zur historischen Wahrheit, im Gegensatz zu tüchtigen preußischen Forschern, z. B. zu dem gut preußischen protestantischen Forscher Barthold, der in seiner Geschichte des großen deutschen Krieges über Bernhard geurtheilt: „Betrachten wir den Herzog vom Standpunkt der deutschen Geschichte, so ergibt sich das Urtheil leichter. Auch Bernhard von Weimar stellte seinen ererbten Haß gegen Oesterreich, und seinen eigenen Vortheil weit über Ehre, Wohlfahrt und Sicherheit des Vaterlandes und sein gewaltthätiger kirchlicher Eifer forderte, wie zu Regensburg, in Franken, am Rhein die Vergeltung der Gegenpartei heraus . . . So aber muß die Geschichte, auf die Entwicklung der Dinge und die Folgezeit blickend, ihn mit Trauer einen Verderber Deutschlands heißen; war Verrath am Höchsten gleich nicht seine Absicht, er ist der Nachwelt verantwortlich für seine

Thaten, nicht für seinen geheimen Willen." Nach einem so scharfen Urtheil wird man in der Arbeit des österreichischen Oberst vergebens suchen, und doch erhält er von dem österreichischen Professor das Prädikat „höchst einseitig, geradezu unrichtig, natürlich unmöglich gerecht zu beurtheilen"!! „Natürlich unmöglich" wäre freilich so etwas wieder in Preußen, d. h. es wäre unmöglich, daß ein preußischer Oberst bei Betonung oder Vertheidigung des wirklichen Rechtsstandpunktes für das Land und die Dynastie in dieser Weise von einem preußischen Professor abgekanzelt würde.

Bei dieser Gelegenheit kann es sich der Schreiber dieser Zeilen nicht versagen, im Interesse der Wahrheit, im Interesse Oesterreichs und insbesondere im Interesse der österreichischen Dynastie den Finger auf eine Wunde zu legen, welche leider fast schon als unheilbar erscheint: es ist die Behandlung, richtiger Mißhandlung der österreichischen Geschichte von Seiten österreichischer Staatsdiener. Wir verlangen nicht, daß die österreichischen Herrscher mit einem unwahren Glorienschein umgeben werden, wie das vielfach in preußischen Schriften bei preußischen Herrschern geschieht, aber wir verlangen, daß in strittigen offenen Fragen, ganz besonders aber in ganz klarliegenden Rechtsfragen nicht von vornherein Partei gegen die österreichischen Herrscher genommen und fortwährend gegen sie genörgelt werde. Denn dadurch wird nur die Ehrfurcht und Verehrung weiter Kreise für die angestammte Dynastie untergraben. Eine Dynastie aber, der die Liebe und das Vertrauen abgegraben worden, hat schweren Stand in der Stunde der Noth. Wenige Länder der Welt haben das Glück, eine so altehrwürdige fleckenlose Dynastie zu besitzen wie Oesterreich: Oesterreichs Dynastie braucht den Vergleich mit keiner andern Dynastie zu scheuen, sie hat also ganz besonders das Recht, von ihren eigenen Dienern nicht ungerechterweise verkleinert oder gar beschimpft zu werden. Videant consules!

Solchen Bestrebungen gegenüber muß es doppelt freuen, auf die Mittheilungen des kaiserlichen Archivs hinweisen zu können, weil man sich hier wenigstens nicht scheut, den österreichischen Standpunkt, der ja Gott sei Dank in so vielen Fällen mit dem Rechtsstandpunkt zusammenfällt, mit vornehmer

Ruhe, aber doch mit Entschiedenheit zu vertreten. So werden diese Mittheilungen für die ruhmvolle österreichische Armee, von deren Heldenthaten so manches dieser Blätter erzählt, nicht allein ein Alarmruf der Warnung vor früher gemachten Fehlern und eine Quelle reicher Belehrung und Ermunterung sein, sondern sie werden auch immer und immer wieder die klare Erfassung der österreichischen Parole vermitteln helfen: Hie der Feind, hie der Kaiser! In der Stunde der Entscheidung wird dann gewiß auch der Ruf verstanden: „Wer unter Euch ist gut kaiserlich?“ „Uns Soldaten vor Allem — so schließt Oberst Wetzer seinen bereits erwähnten Vortrag über Wallenstein — wird dieser Ruf zum treuen Führer, zum Licht auf dem Wege, wenn wir mitten im Streit der Parteien uns finden, von denen jede von sich sagt, wie Waldstein, daß sie nur das allgemeine Beste wolle. Wir werden ihnen mit jenem echten Soldatenwort entgegentreten und unser Weg wird allezeit gerade, gerecht, hell und zweifellos sein, wenn wir uns nur dahin wenden, wo man kein Wenn und kein Aber, kein Deuten und kein Vorbehalten, keine Clausel und keine Voraussetzung kennt, wo man nicht die Augen senken muß vor der Frage: Wer unter Euch ist gut kaiserlich.“

LXII.

Zeitläufe.

Der neue Reichstag; der neue Kanzler und der gewesene.

Den 12. Mai 1890.

Kaiser Wilhelm II. hat am 6. Mai den neuen Reichstag mit einer Thronrede eröffnet, welche in ihrem Hauptinhalt die vom verabschiedeten Kanzler zurückgewiesene Socialreform empfiehlt, und andererseits den versammelten Reichsboten ankündigt, daß sie für die von demselben hinterlassene Misere in der äußern Politik neuerdings mit Geld- und

lutsteuer aufzukommen haben werden. Im Grunde ge=
mmen gähnt eine Kluft zwischen diesen beiden Gesichts=
nkten; denn zur wirklichen Gesundung der Gesellschaft
dürfte es vor Allem des ehrlichsten politischen Friedens,
statt eines Waffenstillstandes von heute auf morgen. Aber
as kann der junge Monarch dafür, daß es nicht so ist?

Dem gewesenen Kanzler hat die innere Stimme rächend
sagt: es müßte „international" seyn, und daran wirst Du
ch nicht denken wollen! Der Kaiser hofft, sozusagen, wider
e Hoffnung. Nicht einmal die bescheidenen Anträge des
origen Reichstags bezüglich der Sonntagsruhe, der Frauen=
nd Kinderarbeit durfte der Bundesrath unter Bismarck'schem
orsitz annehmen. Die vorliegende Thronrede weist aus=
rücklich auf diese Weigerungen hin, unter deutlich wahr=
ehmbarer Mißbilligung und mit dem Beifügen: „Im Zu=
mmenhange damit hat sich aber noch eine Reihe weiterer
estimmungen als der Verbesserung bedürftig und fähig
wiesen". Es soll namentlich auch zur Einführung einer
rbeitervertretung in Einigungsämtern kommen.

Es ist bemerkt worden, die Thronrede enthalte dagegen
chts über das Schicksal des Socialistengesetzes. Aber zwischen
n Zeilen spricht sie auch hierüber mit genügender Deut=
chkeit. „In der gerechten Fürsorge für die Arbeiter liegt
e wirksamste Stärkung der Kräfte, welche berufen und
illens sind, jedem Versuche, an der Rechtsordnung gewaltsam
rütteln, mit unbeugsamer Entschlossenheit entgegenzutreten".
as kann doch nichts Anderes heißen als: erfüllen wir die
orbedingung, dann brauchen wir kein Ausnahmegesetz. Eben
iese Vorbedingung wollte der gewesene Kanzler nicht er=
illen; er gedachte sie vielmehr zu umgehen durch eine finan=
elle Combination, die dem Staate ungeheuerliche Lasten
fbürdet, für den Arbeiter aber, solange er als solcher lebt
nd strebt, nichts thut, seine Lage eher noch verschlimmert.

Fast zwei Drittel der Thronrede führen eine Sprache,
e der Reichstag unter dem gewesenen Reichskanzler nie und

nimmer hätte zu hören bekommen können. Dann aber klingt die Rede aus in dem gewohnten alten Tone aus der Aera Bismarck. Der Kaiser überbietet ihn noch in Versicherungen, daß die dauernde Erhaltung des Friedens unausgesetzt das Ziel seines Strebens sei, und er ist überzeugt, daß es ihm gelungen sei, „bei allen auswärtigen Regierungen das Vertrauen zu der Zuverlässigkeit dieser seiner Politik zu befestigen". Ohne Zweifel! Aber worauf beruht der gepriesene „Friede", den der gewesene Kanzler hergestellt und nun auf den dritten deutschen Kaiser vererbt hat? Offenherziger als je zuvor erklärt die Thronrede, was es heiße, diesen Frieden des neuen europäischen Gleichgewichts zu schützen:

„Zur Durchführung dieser Aufgabe bedarf das Reich der seiner Stellung im Herzen Europa's entsprechenden Heeresmacht. Jede Verschiebung der Machtverhältnisse gefährdet das politische Gleichgewicht und damit die Gewähr für den Erfolg der auf die Erhaltung des Friedens gerichteten Politik. Seitdem die Grundlagen unserer Heeresverfassung für einen bestimmten Zeitraum festgestellt sind, haben sich die Heereseinrichtungen unserer Nachbarstaaten in unvorhergesehenem Maße erweitert und vervollkommt. Zwar ist auch bei uns nichts unterlassen worden, um unsere Wehrkraft, soweit dieß innerhalb der gesetzlich gezogenen Schranken möglich war, zu stärken. Gleichwohl war das, was in dieser Beziehung geschehen konnte, nicht hinreichend, um eine Verschiebung der gesammten Lage zu unsern Ungunsten auszuschließen. Eine Erhöhung der Friedenspräsenzstärke und eine Vermehrung der Truppenkörper, insbesondere für die Feldartillerie, darf nicht länger hinausgeschoben werden."

Als bis auf die Zeit des Herrn von Bismarck Preußen allein die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hatte, sah man darin doch nirgends eine Gefährdung des europäischen Gleichgewichts. Seitdem nimmt die Correktur der „Verschiebungen" durch immer wieder gesteigerte Rüstungen kein Ende mehr; ist das Gleichgewicht von dem Einen heute hergestellt, so verschiebt es morgen ein Anderer. Was war das für ein Höllenlärm wegen des Septennats vor drei Jahren; sogar

r Papst mußte sich zu Hülfe rufen lassen. Jetzt ist es
t der gebundenen Friedenspräsenz schon wieder nichts.
mals hat der Kriegsminister dem Reichstag versichert:
werde das die letzte Anforderung seyn und keine neue
hr kommen; sein Nachfolger hat bei den nächsten Etats
sselbe Versprechen gegeben.[1]) Nun wird wohl wieder eine
llerletzte Vorstellung" gegeben werden, während die Herren
ch selbst nicht wissen, welche neuen „Verschiebungen" bis
er's Jahr wieder zu Tage getreten sind. Dießmal sind sie
nigstens selber nachdenklich geworden. Die ursprüngliche
orderung der Militärvorlage soll eine viermalige Abmin-
rung erfahren haben, vielleicht auch in Anbetracht der
hatsache, daß die ungezählten Millionen der letzten Militär-
leihe zu einem bedeutenden Theile keine Abnehmer mehr
nden.

Der neue Reichstag befindet sich in einer Zwangslage;
ewilligung „voll und ganz" ist zur Spielregel geworden.
n eine nähere Untersuchung der diplomatischen Kunststücke
s gewesenen Kanzlers haben sich seit Jahren außer einem
ürtembergischen „Volksparteiler" nur mehr die Social-
emokraten-Führer herangewagt. Das Zauberwort „national"
eckte den unberührbaren Punkt. Die neue Thronrede macht
on dieser Deckung allerdings keinen Gebrauch mehr, was
hon aus geziemender Rücksicht auf Oesterreich ein ent-
hiedener Fortschritt ist. Die Pauken und Trompeten sind
ber die innerpolitischen Leistungen der Bismarck'schen Aera
hon bedeutend herabgestimmt, sie werden verstummen, wenn
er Schleier über seine „Friedenspolitik" einmal beherzt
eggezogen wird, und sogar das Glück seiner Kriegspolitik
erdunkelt.

Bereits hat eine unter dem bezeichnenden Titel „Vide-
nt consules" zu Kassel erschienene Broschüre dazu den
Anfang und auch großes Aufsehen gemacht. Der Verfasser ist
ffenbar kein gewöhnlicher Skribent; er scheint vielmehr dem

1) Reichstags- resp. Commissionssitzungen vom 31. Januar 1888,
21. März 1889 und 13. Januar 1890.

Kreise des unglücklichen Kaisers Friedrich in dessen Kronprinzenzeit nahe gestanden zu haben, bezeugt auch ausdrücklich, daß die „politischen Unterströmungen“ gegen die bequeme Politik des greisen Kanzlers damals schon und bis jetzt bestanden haben. Er bezeichnet diese Politik als „politische Equilibristik“. Damit und mit dem Hauptsatz seiner Darlegung stimmt er vollkommen und wörtlich mit der Stellung überein, welche in diesen „Blättern“ seit Jahren vertreten wurde: „Kampf des Germanenthums gegen den Panslavismus, das wird das Wahrzeichen der nächsten Geschichtsepoche seyn; der Russe: das ist unser wahrer Nationalfeind.“

Solange diese offenkundige Wahrheit nicht erkannt ist und darnach gehandelt wird, ist das neue deutsche Reich noch immer nicht legitimirt; es ist und bleibt Groß-Preußen trotz allem Flunkern mit der Firma „national“. Studire man nur ernstlich die Orient-Politik des gewesenen Kanzlers: was ist denn daran national? Aus Friedrichsruhe ist mit dem Wiedererscheinen des Kanzlers in diesem oder jenem der drei Berliner „Häuser“ gedroht; käme es dazu, so würde es sicherlich wieder der „thurmhohen Freundschaft“ gelten.

Der neue Kanzler hat sich bis jetzt nur im preußischen Abgeordnetenhause vorgestellt, also nicht als Minister des Auswärtigen. Das Haus hatte seit langen Jahren, mit einer einzigen Ausnahme, den Ministerpräsidenten nicht mehr in seiner Mitte gesehen, und einer Kundgebung, wie sie der Versammlung jetzt zu Theil wurde, war es vollends entwöhnt. Herr von Caprivi sagte mit aller Deutlichkeit, daß nunmehr der Monarch regiren werde, und nicht mehr ein allmächtiger Minister. Er führte das Wort des Kaisers an: „der Cours bleibe der alte“; er vermeinte zwar, daß es sich nicht um die Erweckung einer neuen Aera handle, aber was er von der Stellung der jetzigen Regierung zu der Volksvertretung sagte, sah doch, wie sich die „Kölnische Volkszeitung“ ausdrückte, einer neuen Aera sehr ähnlich:

„Es liegt in der Natur der Verhältnisse und der Menschen, daß einer Kraft wie der des Fürsten Bismarck gegenüber andere

Kräfte schwer Platz finden könnten, daß in seiner zielbewußten, auf sich selbst gestellten Weise, die Dinge anzusehen und zu treiben, jede andere Richtung hat in den Hintergrund treten müssen, daß manche Idee, mancher Wunsch, wenn sie auch berechtigt waren, nicht überall haben in Erfüllung gehen können. Es wird die erste Folge des Personenwechsels in Bezug auf die Regierung die seyn, daß die einzelnen Ressorts größern Spielraum gewinnen und mehr hervortreten, wie bisher. Es wird dann ganz unvermeidlich seyn, daß innerhalb des preußischen Staatsministeriums die völlige collegiale Verfassung mehr zur Geltung kommt, als sie unter diesem mächtigen Ministerpräsidenten es konnte. Ohne formell dazu autorisirt zu sein, glaube ich auch im Einverständnisse mit meinen Herren Collegen aussprechen zu können, daß die Staatsregierung überall bereit sein wird, solche zurückgehaltenen Gedanken und Wünsche wieder aufzunehmen, sie von Neuem zu prüfen und, soweit sie die Ueberzeugung von ihrer Durchführbarkeit gewinnt, sie zu realisiren. Wir werden das Gute nehmen, von wo und durch wen es auch kommt, und wir werden dem Folge geben, wenn unserer Ueberzeugung nach eine solche Folge mit dem Staatswohl vereinbar ist."

Was unter dem gewesenen Kanzler aus der Volksvertretung geworden war, hat der Ausgang des letzten Reichstags gezeigt Kaum mehr in ein paar Sitzungen beschlußfähig, wartete er vergebens auf Befehl aus Friedrichsruhe, wo bereits der finstere Trotz die Oberhand gewonnen hatte, und ging mit dem offenen Bekenntniß seiner Hülflosigkeit auseinander. „Man sieht jetzt", schrieb das Pastorenblatt, „wohin eine Parlamentsmehrheit kommt, die sich abhängig von der Regierung macht, und dadurch mehr und mehr den Charakter der Volksvertretung einzubüßen scheint. Das ist dann Wasser auf die Mühle der Demokratie." Im Vergleiche zu der Rede des neuen Kanzlers aber schildert das liberale Wiener Blatt, selber halb widerwillig, die Schattenseiten in der Person des gewesenen: „Wie unduldsam gegen fremde Meinungen, wie rücksichtslos gegen Persönlichkeiten, wie eifersüchtig auf ihre Alleinherrschaft diese Regierung war, das beweist die lange Liste verbrauchter und beiseite ge-

worfener Mitarbeiter, die auf dem Ruhmespfade Bismarck's liegen. Und nicht bloß das. Auch auf das Parlament, auch auf Reichstag und Abgeordnetenhaus drückte das Gewicht dieses Talents und dieser beispiellosen Machtfülle. Es hat Zeiten gegeben, in denen Bismarck das Parlament zu sich emporhob und es in dem Glanze, der seine Persönlichkeit umgab, leuchten ließ; es hat auch Zeiten gegeben, in denen er sich allein dem Parlament gegenüberstellte, seinem Widerspruch trotzte und es bald durch die nackte Gewalt, bald durch geniale Anwendung des Kräftespiels der Parteien unter seinen Willen beugte; aber eine Zeit, in welcher Fürst Bismarck dem Parlament eine Initiative, einen mit dem seinigen gleichberechtigten Willen zuerkannt hätte, hat es während seiner Regierung nicht gegeben."[1])

Wenn er sich überhaupt einen Nachfolger bei Lebzeiten denken konnte, so war es sicherlich nur einer, der vor ihm kriechen würde. Und nun war schon in der ersten Aeußerung dieses Nachfolgers eine scharfe Spitze gegen den Vorgänger, wenn auch unabsichtlich, so doch unverkennbar. Das Haus der Abgeordneten hatte die Mittheilung von seinem Rücktritt lautlos hingenommen; auch jetzt zogen die Nationalliberalen, seine Leibpartei, es vor, die Erklärungen des Nachfolgers lieber schweigend hinzunehmen, während alle andern Parteien demselben ihr Entgegenkommen bezeugten. Was hätten auch die Herren um Bennigsen als parlamentarische Partei dagegen einzuwenden gewußt? In Friedrichsruh aber wurde der ganze Hergang bitter empfunden. Man hatte dort aus dem nagenden Groll über den unfreiwilligen Rücktritt von Anfang an kein Hehl gemacht; die Fama trug alle die beißenden Reden von dem „König, der mich wiedersehen wird", von dem Abschied aus Berlin als „Begräbniß erster Classe" in die Welt hinaus, und jetzt hörte jede Zurückhaltung vollends auf.

Fürst Bismarck hat sich aus der Gantmasse seiner berüchtigten „Officiösen" noch ein Blatt in dem benachbarten

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 16. April; — „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 16. März.

Hamburg gerettet, welches seinerzeit schon wegen des „alternden Kanzlers", dann insbesondere in dem vorjährigen Rummel wegen der „militärischen Nebenregierung" und Graf Waldersee als bevorzugtes Organ gedient hatte. Die anderen Officiösen hatten ihre Klauen allmählig eingezogen, das Hamburger Blatt aber erklärte noch vor der Rede des Herrn von Caprivi: „Vom Fürsten Bismarck wird das deutsche Volk mit Recht erwarten, daß, so wenig er an eine Fronde denken mag, er doch im entscheidungsvollen Momente mit seiner Meinung nicht zurückhält; daß diese nach wie vor den größten Einfluß auf die Nation ausüben wird, daran zweifelt wohl Niemand." Nach der Rede des neuen Kanzlers brachte das Blatt eine lange Verhöhnung der Rede und „des ohnehin recht schwachen Prestiges der Männer des neuen Regimes". Das Blatt läugnete zwar die Herkunft des Textes aus Friedrichsruh: im Gegentheil wolle der Fürst den ihm befreundeten Herrn von Caprivi „mit Rücksicht" in Gnaden behandelt wissen. Aber gleich darauf kam eine neue Erklärung, wornach der Fürst nicht nur seine Verbindung mit der Presse aufrecht erhalten, sondern auch gelegentlich im Herrenhaus und später im Reichstag auftreten werde. „Wer von ihm glaubt, daß er, alt und gebrochen, künftig den gänzlich passiven Zuschauer der Ereignisse auf der Weltbühne abgeben werde, irrt in jeder Hinsicht gewaltig. Dazu hätte der Fürst auch nicht einmal das Recht dem deutschen Volke gegenüber, das erwarten darf, über die Auffassung des Fürsten Bismarck in allen wichtigen Fragen jederzeit unterrichtet zu bleiben". [1])

Eine solche Sprache darf im Namen eines Mannes geführt werden, der als Träger seiner hohen Aemter in den Parlamenten so oft erklärt hatte: „Es ist die Politik Sr. Majestät, die Sie bekämpfen". „Ich stehe hier", sagte er im Februar 1884 bei der bekannten Reichstagsdebatte über den dritten Direktor, „und fechte im Namen des Königs als Soldat und deutscher Unterthan meines angestammten Herrn, und ob ich dabei zu Schaden komme oder nicht, das ist Neben-

1) Berliner Germania vom 19. und 22. April.

sache". Man sollte freilich meinen, es wäre unmöglich, dergestalt aus der Rolle zu fallen. Aber die Aeußerungen aus Friedrichsruh lauten nur immer ärgerlicher. Jetzt will er durch eine Intrigue des zweithöchsten Ministers und dessen Verschwörung mit Hofkreisen beim Kaiser in Ungnade gebracht, es soll ihm in der Zusammenkunft mit Windthorst, von der er Mittheilung an den Kaiser nicht schuldig zu seyn glaubte, eine Falle gestellt worden seyn; man nimmt es als Kränkung auf, daß bei der Kaiserdenkmalsfeier in Bremen des „Mitschöpfers der Einheit Deutschlands" mit keinem Wort erwähnt worden sei. Ueberdieß ist es sogar glaublich, daß er auf seine Rückberufung rechnet. So steigert sich die Verbitterung der verletzten Hoffahrt mit jedem Tage, und es ist zu befahren, daß der grollende alte Löwe sich wirklich in den offenen Abgrund verirrt. „Uns soll der Tag ein Fest seyn, an dem der Präsident des Reichstags zum ersten Male dem Abgeordneten Fürsten Bismarck das Wort gibt", hat ein alter Demokrat gesagt.

In Einem Punkte ist die Luftreinigung mit dem Eintritt des neuen Kanzlers sofort thatsächlich geworden, und wäre es möglich, daß der Vorfahrer wieder käme, so würden die Reptilien der officiösen Presse sofort wieder um ihn herum zischen. Schon gleich nach den Wahlen hat diese Presse ein Schauspiel für Götter dargeboten. Das Organ zu Köln war wüthend; es geberdete sich, als ob von zehn dieser deutschen Wähler mindestens sechs bis sieben Feinde des Reichs und des Hauses Hohenzollern seien, und prophezeite dem neuen Reichstag, daß er „der Verachtung des deutschen Volkes anheimfallen werde". Das Berliner Blatt dagegen, welches der Kanzler dereinst als sein „persönliches Organ" bezeichnet hatte, wendete rasch den Mantel nach dem Winde. „Die beiden großen Parteien, welche sich fest auf den Boden der deutschen Wirthschaftspolitik und Socialreform gestellt haben, gehen intakt aus dem Wahlkampfe hervor; die in diesen Dingen schwankenden bürgerlichen Parteien müssen ihr Schicksal von den oft recht widersinnigen Parteigruppirungen

abhängig gemacht sehen." Noch einmal redete das Blatt, bereits auf der Suche nach dem neuen Herren begriffen, den armen Nationalliberalen zu Gehör, indem es das Centrum als „staatserhaltende Partei" erklärte, die mit den Deutsch-Conservativen „der eigentliche Tragpfeiler der socialen Reformpolitik sei". Im Zorn über diese „lächerliche Behauptung" gab nun das Kölnische Blatt ein Bild von dieser officiösen Presse, in welchem es sich zugleich selber mit abmalte:

„Wir wollen nicht dabei verweilen, daß derartige officiöse Seitensprünge überall jenen unsagbar abstoßenden Eindruck hinterlassen müssen, den die Charakterlosigkeit in ihren widerwärtigen Erscheinungsformen zu erregen pflegt. Aber wir können uns nicht der Erkenntniß verschließen, daß die unwürdige Haltung der Nordd. Allg. Ztg. verwirrend und zerrüttend auf unser öffentliches Leben einwirken, und die ohnehin um sich greifende Empfindung der Ziel- und Richtlosigkeit der ministeriellen Staatsleitung verstärken muß. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß diesem Preßtreiben, welches nur nach allen Richtungen erbitternd und schädigend wirken kann, ein Ende bereitet wird." [1])

Endlich ein Ende: das war auch das dringende Verlangen, welches im Abgeordnetenhause von zwei Seiten an den neuen Kanzler in Erwiderung seiner Ansprache gestellt wurde, und er kam demselben loyal entgegen. Der Minister des Innern glaubte zwar, den Begriff einer officiösen Presse als ein Phantom bezeichnen zu dürfen, das nur in der Phantasie der Opposition existire, aber der Kanzler verschmähte es, sich derart unwissend zu stellen. Er glaubte nur, das Haus werde es begreiflich finden, wenn er sich auf eine rückblickende Betrachtung der Preßbenutzung nicht einlasse. Er erklärte weiter: das Ministerium sei bereits in ernste Erwägung der Frage eingetreten, und seit dem Personenwechsel sei nicht ein einziges Wort aus der Reichskanzlei in die Presse gekommen, außer dem „Reichsanzeiger", und auch

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 14. März; „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 2. März.

wenn dieser bezüglich der auswärtigen Angelegenheiten „nicht der einzige Ort sei, wo die Regierung ihre Ansichten darlegen könne, so werde sich die Regierung auch in Bezug auf diese Angelegenheiten so viel wie möglich beschränken in der Benutzung der Presse', und über die Regeln eines guten Tons nicht hinausgehen".

Auch das wird dort, wie billig und recht, als ein Stich empfunden worden seyn. Aber es läßt sich nicht anders machen. Der gewesene Kanzler hat eben in seiner Selbstherrlichkeit niemals darnach gefragt, was ein Anderer dazu sagen würde. Vor Kurzem hat ein Beschluß des Bundesraths bewiesen, was auch der sich von dem unberechenbaren Willen gefallen lassen mußte. Es handelte sich um das gehässigste der Culturkampfgesetze, das den Regierungen die Vollmacht gab, abgesetzte Geistliche im Falle der Renitenz zu interniren oder unter Aberkennung der Staatszugehörigkeit aus dem Reiche zu verbannen. Das Gesetz war längst nicht mehr zur Anwendung gekommen, seit acht Jahren hatte der Reichstag wiederholt, zuletzt einstimmig, die Aufhebung beantragt, und jedesmal versagte der Bundesrath die Zustimmung, weil der Kanzler nicht wollte. Niemand wußte, warum? War es nur, weil dem Reichstag gezeigt werden sollte, daß er nicht „imponire", oder weil man damit beim Centrum gelegentlich einen guten Handel zu machen hoffte? Erst unter dem neuen Kanzler konnte die Zustimmung des Bundesraths erfolgen. „Erfreulich ist die Beseitigung des Aergernisses, das in dem Bestehen des Expatriirungsgesetzes der Welt geboten war, erfreulicher noch die Abwendung der Handelspolitik des Fürsten Bismarck, die nicht wenig dazu beigetragen hat, der constitutionellen Entwicklung die Adern zu unterbinden; wenn es weiter so im ‚alten Cours' fortgeht, wird mit den Errungenschaften der Aera Bismarck allmählig aufgeräumt werden." [1])

Es ist sehr fraglich, was der Kaiser hätte thun können,

---

1) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 4. Mai.

wenn nicht die Neuwahlen vom 20. Februar dem Kanzler den gewohnten Boden unter den Füßen weggezogen hätten. Er hätte sich zwar zugetraut, mit der Handelspolitik nunmehr beim Centrum und den Conservativen anzuknüpfen, um in der Vertretung von Neuem Fuß zu fassen; aber die Stütze nach oben war verloren, der Kaiser hatte freie Hand. Die Nationalliberalen sind der Stärke nach auf den vierten Rang zurückgedrängt. Niemand braucht nach ihnen zu fragen, und sie haben nicht einmal mehr einen Platz im Bureau. Dereinst besaßen sie für sich allein die Mehrheit im Reichstag, und als sie an Zahl zurückgingen, vermochte sich der Kanzler eine noch bequemere Stellung zu den Parteien zu schaffen, indem er die Conservativen an den Wagen der Nationalliberalen spannte, und so nach der Entmannung beider das berüchtigte „Cartell" herstellte. Es war eine häßliche Schöpfung, aber entsprechend dem Charakter des Schöpfers, dem Grundsätze wohlfeil wie Brombeeren waren. Das Cartell sollte vor Allem die „klerikal-conservative Mehrheitsbildung" verhindern, und der Kitt der widernatürlichen Vereinigung war auf conservativer Seite die protestantische Abneigung gegen das Centrum. Mit Recht hat die Berliner „Germania"[1]) ihre Vorführung der Thatsache überschrieben: „Der Katholikenhaß als Grundlage des Cartells."

Dieser Art von „Mittelpartei" haben nun die Wahlen vom 20. Februar den Garaus gemacht. Selbst wenn die Conservativen wollten, so könnten sie mit dem verbliebenen Rest der Nationalliberalen eine Mehrheit nicht bilden. Mit Ausnahme von einigen verschnupften Sonderlingen wollen sie aber auch nicht. Die Aufgabe der Conservativen, schrieb das Organ ihres rechten Flügels gleich nach den Wahlen, könne jetzt nur die seyn, den Ruf der Sammlung an alle christlich-monarchischen Elemente ergehen zu lassen: das Trennende solle nicht verwischt, aber nach Möglichkeit übersehen, das Einende vorangestellt werden; Leugner des Christen-

1) Nummer vom 19. Juli 1888.

thums könne man nicht gebrauchen, denn nicht der Thron allein sei zu schirmen, sondern auch der Altar. „Also weg mit den kleinen parlamentarischen Experimenten und Kunststücken, mit denen man jetzt wieder zu operiren sich anschickt.“ [1]) Nach dem Rücktritt des Kanzlers konnte sich das Blatt auch auf einen „deutsch-conservativen“ Führer berufen: „Kann wirklich Jemand ernsthaft glauben, daß bei so grundverschiedener Weltanschauung es zeitgemäß wäre, an der Heilkraft der alten Grundprincipien des Conservatismus zu zweifeln und neue Stützen in irgendwelcher veränderten Parteigruppirung zu suchen! Wir rufen mit dem Abgeordneten von Rauchhaupt allen solchen Bestrebungen gegenüber aus: ‚Halten wir daran fest, daß das Christenthum die Grundlage unserer gesammten Entwicklung bleiben muß!‘“ [2])

Die Nationalliberalen sind hart gestraft für ihren Spott über die künftige Mehrheit „Windthorst-Richter-Grillenberger“. Das Centrum ist jetzt die stärkste Partei im Reichstag und kann, frei und ungebunden nach allen Seiten, von Fall zu Fall, die Mehrheit bilden mit den Conservativen oder mit den Freisinnigen. Das eben gewählte Präsidium ist das Abbild des neuen Verhältnisses, aber auch das Zeugniß für die sachliche Unbefangenheit des Centrums. Für den Fürsten Bismarck wäre eine solche Lage unerträglich gewesen. Sie hätte zerstört werden müssen mit Zuckerbrod oder Peitsche. Auf einen Zerfall des Centrums war schon lange gerechnet; die „Centrums-Demokraten“ waren bereits eine politische Kategorie geworden, und wankelmüthige Conservative hätte es immer wieder gegeben zum Einfangen unter das Joch. Die Dinge hätten sich widerlicher als je gestaltet, und hätten alle Künste versagt, so hätte man es nocheinmal mit einem „disciplinirten“ allgemeinen Stimmrecht versucht. Der gewesene Kanzler stand noch am Brett, als Dr. Windthorst, der wetterkundigste Mann im Reich, am 11. März in der Sitzung des Abgeordneten-

---

1) S. „Kölnische Volkszeitung“ vom 6. März d. Js.
2) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 8. April.

Hauses sagte: „Wir wissen, daß eine starke Partei aus Ihren Reihen, Männer, die nicht gerade hier im Hause zu sitzen brauchen, bemüht ist, heute schon an entscheidender Stelle klar zu machen, daß dieser Reichstag möglichst bald wieder nach Hause geschickt werden müsse. Eine solche Partei gibt es, und die treibt die Sache so, daß ich meine Freude daran habe. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich meine Freunde aufgefordert habe, recht rasch zu sorgen, damit die Wahlschlacht sofort von Neuem beginnen kann. Ich bin sehr bereit, morgen den Gang nochmals zu machen".

Dann wäre aber auch der Hexensabbath voll geworden. Die Luft im Reich war ohnehin schon dumpf zum Ersticken, als der junge Kaiser rasch entschlossen die Fenster aufriß. Er wird mit dem neuen Reichstag ohne alle Künste auskommen, die dem gewesenen Kanzler aus Gründen seiner Unentbehrlichkeit unentbehrlich gewesen wären.

LXIII.

Des Kirchenlexikons sechster Band.

Heute befinden wir uns in der angenehmen Lage, über die Vollendung des sechsten Bandes[1]) dieses monumentalen Werkes berichten zu können, nachdem seit der Anzeige des fünften Bandes in diesen Blättern kaum anderthalb Jahre dahingegangen. Von vielen Seiten hört man Klagen über den angeblich langsamen Fortgang dieser Encyklopädie der theologischen Wissenschaften. Dem Kenner der Sache leuchtet das Unbegründete der Bemerkungen sofort ein. Denn zieht man die Schwierigkeiten in Betracht, welche mit der Herbeischaffung der Literatur, insbesondere der fremdländischen verbunden sind, erwägt man den gerade bei einem solchen umfassenden Sammelwerke mit

---

1) Freiburg 1889. 2078 Spalten: Himmelfahrt Christi bis Juvencus.

doppelter Kraft auftretenden Grundsatz, daß der Meister in der Beschränkung sich zeige, und bedenkt man endlich, daß das nichtzeitige, durch örtliche oder persönliche Verhältnisse verschuldete Eintreffen auch nur eines Artikels beim Chefredakteur nothwendig eine Verzögerung in der Drucklegung überhaupt bewirkt: dann wird man dem Leiter des Unternehmens, wie der Verlagshandlung mit Bezug auf den Fortgang des Werkes ein durchaus günstiges Zeugniß ausstellen müssen.

Auch der vorliegende Band hält sich in jeder Beziehung auf der Höhe der theologischen Wissenschaft. Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung, Urbanität des Tones, überwältigende Kenntniß der einheimischen und fremden Literatur paaren sich in erwünschter Weise mit feinfühligem kirchlichen Sinn, welcher stets zwischen einseitiger Kritik und unbedingtem Lob die goldene Mitte zu halten weiß. Wie das bei einem Werke von solchem Umfange des Inhaltes und solcher Verschiedenheit der Verfasser nicht anders zu erwarten steht, können nicht alle Artikel eine gleiche Bedeutung in Anspruch nehmen. Aber keinem der größeren wird der Leser begegnen, aus dem er nicht Belehrung und mannigfache Anregung schöpft. Jeder engherzigen Richtung entsagend, vielmehr die wirklichen Bedürfnisse der Kirche ins Auge fassend und die ihr in der Gegenwart vorgesteckten Aufgaben würdigend, hat die Redaktion auch Artikeln über Fragen der Socialpolitik, Pädagogik und christlichen Kunst und Alterthumskunde die Spalten des Kirchenlexikons geöffnet.

Die Granitsäulen, auf denen alles höhere Wissen ruht, bietet die Wissenschaft der Philosophie, die zu den höchsten und letzten Ursachen der Dinge vordringt, soweit das natürliche Licht der Vernunft das gestattet. Hier begegnen wir den Artikeln über Idealismus (von Hagemann), Jacobi (Haffner), Johannes von Cornwall (Bach), Johannes de Janduno, Johannes Philoponus und Johannes von Salisbury (Stöckl). Ein fast verschollener Scholastiker in der Person des Johannes van La Rochelle wird wieder zu Ehren gebracht durch P. Ignatius Jeiler, Vorsteher des Bonaventura-Collegiums zu Quaracchi bei Florenz. Aus dem Gebiet der Socialphilosophie nennen wir den gediegenen Aufsatz über die Internationale (von P. Cathrein S. J.).

Nicht minder angesehenen Leistungen begegnet man im Gebiet der dogmatischen Theologie. Als solche sind zu nennen: Himmelfahrt Christi (von P. Pfülf), Impanation (Aloys Schmid), Inspiration (Weinhart), eine besonders hervorragende Leistung, deren Lektüre reichen Genuß bietet. Daran reihen sich würdig die beiden Artikel Jehova (von Himpel) und Jesus (von Schanz). Die letztere Arbeit erscheint bemerkenswerth, weil sie, wenigstens stillschweigend, die außerkirchliche destruktive Erklärung der Evangelien gebührend berücksichtigt. — Reichen Antheil an dem vorliegenden Band besitzt das Fach der Exegese, für welches durch die Aegyptologie und Assyriologie, sowie durch die gesegnete Thätigkeit der mit der Erforschung des heiligen Landes befaßten Gesellschaften eine neue Epoche angebrochen ist. Als besonders namhaft sind zu verzeichnen: Hohes Lied (von Welte), Isaias (Kaulen), Jakobus der Jüngere, Jephta, Jerusalem als „Hauptstadt des jüdischen Königreiches“ mit reichster Angabe der englischen Literatur (Kaulen). Weiter stammen von diesem Autor die Artikel Job, Joel, Joseph (Patriarch), Johannes der Täufer und Johannes der Evangelist. Als vornehmlich nennenswerth unter den protestantischen Erklärungen der Briefe des Jüngers der Liebe erscheint nach Kaulen „der durch Wissenschaftlichkeit und fromme Gesinnung hervorragende Commentar von Westcott, dem auf katholischer Seite leider noch nichts an die Seite zu setzen ist“ (Sp. 1556). Indem wir diese Worte niederschreiben, bringen die öffentlichen Blätter die Nachricht, daß die Königin von England diesen verdienstvollen Gelehrten, welcher durch seine großartigen Leistungen über die Textesgestalt des Neuen Testaments eine neue Welt erschlossen, zum anglikanischen Bischof von Durham berufen hat. Nicht minder bedeutend sind die Artikel von S. Mayer über Jeremias, von Himpel über Jobeljahr und Ewiger Jude, von Keppler über Judas Iscariot.

Dem Reichthum des Materials entsprechend besitzt das Fach der Kirchengeschichte den Löwenantheil. Es sei hingewiesen auf Hincmar (von Schrörs), Honorius (Päpste) von Grisar, der eingehend die bekannte Honoriusfrage prüft. Der Artikel Innocenz (Päpste) von J. N. Brischar überzeugte uns wieder von der Nothwendigkeit einer quellenmäßigen Biographie Innocenz XI, über dessen Pontifikat das vatikanische Archiv schier unermeßliches Material birgt. Weiter seien erwähnt Hosius

(von Hipler), Cardinal Howard (Bellesheim), Hugenotten und Humanismus (Funk). Der letztere Artikel würde gewonnen haben, wenn der Verfasser den zweiten Band der Papstgeschichte von Professor Pastor in Innsbruck schon hätte benutzen können, der aus ungedruckten Depeschen der mailändischen Gesandten bei Paul II. überraschende Mittheilungen über Pomponio Leto und seine nobeln Gesinnungsgenossen darbietet. Die beiden ausgedehnten Artikel über Hus, sowie Husiten und Husitenkriege von Lukſch gewähren ein anschauliches Bild dieser großartigen Bewegung der slavischen Welt im 15. Jahrhundert. Für nachreformatorische Zeiten kommt in Betracht Jansenius, Bischof von Ypern, Vater des Jansenismus. Literatur, Dichtung und Kirche in Island werden mit liebevoller Hingabe geschildert von A. Baumgartner S. J. Ebenso lesenswerth erscheint der Artikel Irland von A. Zimmermann S. J., der von genauester Kenntniß der kirchlichen und staatlichen Verhältnisse der grünen Insel zeugt. Dem gelehrten Benediktiner S. Bäumer in Maredsous verdanken wir den prächtigen Artikel Hymnen. Als Länder, deren Kirchengeschichte übersichtlich behandelt wird, stellen sich neben Island und Irland dar: Iberien (von Kaulen), Indien (Neher), Italien (Weber) und Japan (Spillmann). Das Gebiet der Ordensgeschichte ist glänzend vertreten durch den Artikel Jesuiten (v. P. Frins, S. J.), welcher die Gesellschaft Jesu auf den verschiedenen Gebieten ihrer Thätigkeit schildert. Unter den Literaturangaben vermißt man P. More, den Geschichtsschreiber der englischen Provinz und die „Hibernia Ignatiana" des großen Keltologen P. Edmund Hogan in Dublin. Es sei gestattet, darauf hinzuweisen, daß die von den englischen Jesuiten herausgegebene Monatsschrift „The Month" im Märzheft 1890 aus der Feder Hogan's eine Reihe quellenmäßiger Artikel über die Wirksamkeit irischer Jesuiten im 16. Jahrhundert unter dem Titel bringt: Irish Worthies of the sixteenth Century.

Aus dem Gebiete der Provincialkirchengeschichte nennen wir die Artikel von Kessel über Hubert, Hubertusorden und Jakob von Hogstraet. Ueber Johanna d'Arc und den gelehrten Publicisten Jarcke handelte Binder. Ferner heben wir aus dem Gebiete des christlichen Alterthums hervor den Artikel altchristliche Inschriften von De Waal. Auf die zahlreichen Artikel aus dem Gebiete der Hagiologie kann hier nur im Allgemeinen hingewiesen werden.

Möchte dieses Denkmal deutscher Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Schaffenslust im engern Vaterlande, wie bei den Stammesbrüdern im Auslande gebührende Anerkennung finden.

Aachen. Bellesheim.

LXIV.

Die zwei weltgeschichtlichen Oranier.

Von Onno Klopp.

I.

Man ist oft geneigt gewesen, zwischen den zwei weltgeschichtlichen Oraniern, Wilhelm I., dem sogenannten Schweiger († 1584), und seinem Urenkel Wilhelm, der sowohl als Prinz des Hauses Oranien, wie als König von England die Bezeichnung des Dritten führt († 1702), sehr viele Aehnlichkeiten aufzufinden. In der That haben sie Manches gemein, vor allen Dingen eine erstaunliche Befähigung, die Menschen zu leiten und zu führen, und zwar zu Zielen hin, welche zu Anfang den Augen der Geführten noch nicht einmal auftauchen. Allein in Betreff der Ziele, welche einerseits der Schweiger, andererseits Wilhelm III. erstrebt, dürfte doch eine solche Verschiedenheit sich ergeben, daß sie, allerdings nach Maßgabe der Verschiedenheit der Zeiten ihres Wirkens, die um ein Jahrhundert auseinanderliegen, in mehr als einer Beziehung zu einander im Gegensatze stehen.

Wilhelm I., geboren 1533, wuchs heran in der Zeit der Kirchenspaltung, für welche der Name der Reformation üblich geworden ist. Will man diesen Namen beibehalten, so darf man es mit geschichtlichem Rechte doch nur in dem Sinne thun, in welchem jene Zeit selber den Namen auffaßte. Dieser Sinn ergibt sich in bestimmter Weise aus-

gesprochen in dem Osnabrücker Friedensinstrumente von 1648, mit den Worten: „Nach der allgemeinen bisher durch das ganze Reich geübten Praxis gebührt den unmittelbaren Reichsständen mit dem Territorial- und Hoheitsrechte auch das Recht, die Religionsübung zu reformiren.“[1]) Mit kürzeren Worten: Das Reformationsrecht ist ein Annex der Territorial-Hoheit; oder noch kürzer: cujus regio, ejus religio. Dies ist die Formel, nach welcher sich die Kirchenspaltung des sechszehnten Jahrhunderts, die Unterordnung der kirchlichen Gewalt unter die weltliche, vollzogen hat.

Friedrich II. von Preußen als Kronprinz hat in einem Briefe an Voltaire den ganzen Hergang der Kirchenspaltung in wenige Worte zusammenzudrängen gesucht, die, wenn sie auch sein persönliches Gepräge tragen, doch im Wesentlichen nicht unrichtig sein dürften. „Die Fürsten im Norden, sagt er, sind dem Luther und dem Calvin unstreitig große Verbindlichkeiten schuldig; denn diese im Uebrigen geringen Leute haben sie von dem Joche der Priester befreit und durch die Säcularisation der Kirchengüter ihre Einkünfte beträchtlich vermehrt.“ [2])

Der Zuwachs an Besitz und Herrschaft fand in vollem Maße dort statt, wo der Träger der Krone selber voranging, die neuen Ideen seinem Interesse dienstbar machte. So in Schweden, England, Dänemark. Wo das weltliche Haupt sein ganzes Königreich losriß von der Einen und allgemeinen Kirche, um dasselbe zu einem besonderen Territorial-Kirchenthume unter ihm als geistlichem und weltlichem Haupte umzugestalten, da konnte er auch innerhalb desselben die ganze hierarchische Gliederung, ob in Güte, ob mit Gewalt beibehalten. Die Reformation — wenn wir nun einmal diese Benennung beibehalten wollen — wirkte dort für die Krone in centripetaler Richtung.

---

1) Instr. pacis Osnabrugensis. Art. V. XII, 30.

2) Oeuvres XXI, 64. Vom 14. Mai 1737.

Anders stand die Sache da, wo das Oberhaupt die neuen Ideen nicht seinem Interesse dienstbar zu machen suchte, sondern gemäß dem Eide, auf Grund dessen er aus der Hand des Vertreters der Kirche die Krone empfangen, diese Eine und allgemeine Kirche oder, was dasselbe ist, die Gesammtheit des Volkes, zu schützen Willens war. So vor allem im römischen Reiche deutscher Nation. Indem hier die niederen Territorial-Gewalten, die Reichsstände, theils Fürsten, theils städtische Obrigkeiten trachteten, die Vortheile an Besitz und Herrschaft, welche die Errichtung des Territorial-Kirchenthumes ihnen zubrachte, zu erlangen oder die bereits erlangten zu sichern, wendeten sie sich feindlich gegen diejenige Macht, das Oberhaupt des Ganzen, welches ihnen das verwehrte. Es gelang dem Kaiser Karl V. einmal sie niederzuschlagen. Demgemäß erneuerten sie mit ihm in zwei Reichsabschieden, von 1548 und von 1551, das Gelöbniß, welches sie auch früher in dem Eingange ihrer Confession von Augsburg ausgesprochen, das berufene Concil der Einen und allgemeinen Kirche anzuerkennen und dessen Beschlüssen sich zu unterwerfen.

Allein bereits hatten die Fäden des Verrathes sich angesponnen. Der Führer darin war Moritz von Sachsen, dem bis dahin vor allen anderen deutschen Reichsfürsten der Kaiser besonders zugethan war. Moritz und seine Genossen schlossen ein Bündniß mit Heinrich II. von Frankreich. Der Einbruch dieses Königs in das Reich, der Anmarsch des Moritz gegen den nicht gerüsteten Kaiser, die Gefahr der Länder des Königs Ferdinand vor den andringenden Türken waren die drei Faktoren, unter deren Drucke Ferdinand als Stellvertreter des Kaisers, um wenigstens des einen Feindes ledig zu werden, den Vertrag von Passau schloß 1552. Das Wesen dieses Vertrages war die einstweilige Anerkennung des Besitzstandes, also der Territorial-Kirchenthümer der Reichsfürsten und Obrigkeiten.

Die Anerkennung ward wiederholt und dadurch definitiv

ausgesprochen durch den sogenannten Religionsfrieden auf dem Reichstage zu Augsburg 1555.

Die Correspondenz zwischen den habsburgischen Brüdern[1]) ergibt, daß für den König Ferdinand das stärkste Motiv für seine Einwilligung in diesen sogenannten Religionsfrieden in der Türkengefahr bestand, daß dagegen der Kaiser um des Gewissens willen beharrlich seine Zustimmung verweigerte. Er sah mit Klarheit voraus, daß aus der Zerspaltung der Kirche auch die Auflösung des Reiches folgen werde. „Muß das Reich zu Grunde gehen, so soll es doch nicht geschehen unter mir." — Seine Antwort auf den Abschluß des Religionsfriedens war die That seiner Abdankung.

Bei seiner letzten Ansprache an die Generalstände in Brüssel, die wie eine Rechnungsablage seines Strebens und Waltens erscheint, trat der Kaiser, bereits hinfällig, vor die Versammlung, mit der Rechten gestützt auf einen Stab, mit der Linken gelehnt auf die Schulter des Prinzen von Oranien. Es mochte in dem lebensmüden Kaiser keine Ahnung aufsteigen, daß dieser Oranier, dem er väterlich zugethan war, wie früher dem Moritz, gerade diesen Moritz sich zum Muster ersehen und, wo möglich, ihn übertreffen werde, nicht gegen Karl selber, sondern gegen den Sohn Philipp II.

Wenige Jahre später nahmen die Dinge in Frankreich einen ähnlichen Gang wie in Deutschland, in so weit daß, wie auch dort die Krone nicht auf die Lockung eingegangen war, die kirchliche Gewalt unter die weltliche zu brechen, mächtige Herren die Fahne des neuen Kirchenthumes erhoben, um mit derselben ihre Rebellion gegen die Krone zu verdecken.[2]) Der Verlauf war jedoch ein ganz anderer, hauptsächlich weil das neue Kirchenthum sich nicht an bestimmte Territorien mit gegebenen Häuptern band, daher republi-

1) Bei Lanz III, 662 ff. 674.

2) Man vgl. die Rede Colignys bei Davila, storia delle guerre etc. lib. I.

kanisch werden mußte, und andererseits, weil das Hugenottenthum in sich selber ungleich mehr radical war, als das Lutherthum, welches, wenn innerhalb des betreffenden Territoriums einmal gesättigt, sich verhältnißmäßig conservativ gestaltete.

Wenige Jahre später gaben sich in den Niederlanden ähnliche Regungen kund, und explodirten in grauenerregender Weise in dem Bildersturme, dessen Mittelpunkt Antwerpen war. In Madrid sagte man: es ergebe sich aus diesen Vorgängen klar, daß es in den Niederlanden vier Classen von unruhigen Leuten gebe, die wie Glieder einer Kette aneinander hingen. Zu unterst stehe die Canaille, welche in die Kirchen einbreche und die Bilder zerstöre; nächst über ihnen die Häretiker und Sektirer, welche mit Lob und Wohlgefallen jenem Treiben zuschauen; die dritte Classe sei die der Conföderirten (des niederen Adels), welche die Häretiker in ihren Schutz genommen und jener Canaille den Auftrag gegeben; die vierte und vornehmste Classe endlich seien die Großen, denen als Führern die Conföderirten folgten.[1] — Nach dieser Meinung in Madrid, welche als diejenige Philipps II. selber angesehen werden muß, fiel also die schwerste Schuld auf Oranien und die anderen Häupter. Dies war unzweifelhaft richtig; aber, indem Philipp II. nicht bloß über das ungeheuere Sacrilegium dieses Bildersturmes zürnte, sondern auch über den Mangel an Widerstand gegen den geringen Haufen von Missethätern, verkannte er, was Granvella später oft hervorgehoben hat, daß dieser Haufe doch in Wirklichkeit nur gering war. Vielmehr faßte er in der Erregung seines Unmuthes einen Entschluß, der sich durch die Folgen als der unheilvollste seines Lebens erwiesen hat, denjenigen der Sendung des Herzogs Alba mit einem Heere.

Indem Oranien und seine Brüder gegen den Statthalter

1) Groen van Prinsterer II, 394.

des Landesherrn eine bewaffnete Macht aufzubringen
deklarirten sie sich von Anfang an als Rebellen.
Soldat leistete das Seinige. Er schlug die
Ludwigs von Nassau bei Jemgum an der Unter-
Vernichtung. Dann wandte er sich gegen Oranien
der mit einem Heere vom Trierischen aus über die
einzudringen versuchte. Alba wies ihn zurück.
Oraniens zerging. Mit seiner Erhebung war es für
zu Ende.

Es hätte damit überhaupt zu Ende sein können
der König Philipp festgehalten hätte an seiner eigen
ung, nunmehr eine Amnestie zu erlassen. Alba w
Er setzte sein System des Schreckens und des Blu
gleich als wäre es seine Aufgabe, alle Niederlän
gesammt zu erbittern und dem Oranier aufs neue
zu bahnen. Die Wünsche des letzteren gingen in E
Am 1. April 1572 nahmen die wilden Watergeusen
seine Bestallung, in der Wirklichkeit als Seeräuber,
unsicher machten, die kleine Stadt Briel in Hol
war der erste feste Punkt. Die gesammten Niederl
die Provinz Holland, waren damals noch katholi
selbst die grausige Brutalität der Watergeusen geg
und Mönche in Briel hielten die holländischen S
ab, eine nach der anderen sich zu erheben und d
als Retter von der Tyrannei Albas herbeizurufen

Oranien selber stellte nicht von Anfang an d
in den Vordergrund; denn erst anderthalb Jahre
Oktober 1573, erklärte er sich öffentlich als calvi

Die Abberufung Albas hemmte den Lauf
nicht mehr; denn der offene Krieg war da, und
neuen Statthalter Requesens waren die Meuter
Söldner der Sache des Königs kaum minder sch
zuvor die Härte und der Hochmuth Albas.

1) Groen van Prinsterer IV, 226.

nnien aber wußte die Stände der Provinzen Holland
eland, in denen das Element der städtischen Obrig=
oran trat, weiter zu locken. Im April 1576 faßten
Reihe wichtiger Beschlüsse. Sie übertrugen ihm die
che Leitung der Vertheidigung, d. h. in der Wirk=
nachten sie ihn zum Diktator.[1]) Sie beschlossen ferner
nige öffentliche Uebung der — wie sie es nannten —
ch=reformirten Religion, mit anderen Worten, ein
hes Territorial=Kirchenthum, dessen Herren die Stände
Kündigt schon dieser Beschluß die Lossagung von
tmäßigen Erbherrn an, so ausdrücklich der folgende.
Erwägung, daß der Prinz von Oranien nicht die
nden Mittel besitze, diese Länder gegen die Macht
nde zu vertheidigen, beschlossen die Stände von
und Seeland zur Annahme eines anderen Souveräns
ten, und darüber zu verhandeln mit dem Könige
nkreich oder mit dessen Bruder, dem Herzoge von
, oder einem anderen fremden Potentaten, der
rovinzen Holland und Seeland in seinen Schutz
wolle.

diesen Beschlüssen vom April 1576, die damals noch
lieben, liegt der Plan der kommenden Zeiten vor=
t. Es handelt sich nicht mehr um eine Abwehr
tigter Gewalt. Unter der Führung des Oraniers
die Stände von Holland und von Seeland die
. Sie sagen sich los zugleich von der Kirche, der
große Mehrheit der Einwohner anhängt, und von
ndesfürsten, obwohl die Unterthanen nicht gegen
lbst, sondern gegen seine spanischen Statthalter miß=
sind. Die eine Lossagung dient der anderen, be=
sie. Indem der Oranier und die Mehrheit der
von Holland und Seeland zunächst für diese zwei
n sich dies Ziel setzen, folgt daraus, daß, was immer

---

[1]) . Bor I, 668 und II, 91.

für Worte sie machen, indem sie z. B. kurz darauf in der Urkunde der Pacification von Gent den anderen fünfzehn Provinzen der Niederlande die Erhaltung der Kirche zusagen, sie auch die anderen Provinzen mit in ihre Bahn zu leiten suchen.

„Der Prinz von Oranien", sagt einer seiner neueren Vertheidiger, „richtete alle seine Bemühungen dahin, die besondere Rettung der zwei Provinzen Holland und Seeland zur allgemeinen zu machen".[1]) Diese Worte dürften nicht anzufechten sein; aber es fragt sich, ob ein solches Ziel auf dem Wege des Rechtes und der Ehre erreichbar war.

Der König Philipp II. hätte gern auf Grund der Pacification von Gent den Frieden geschlossen. Er gab dem neuen Statthalter, seinem Halbbruder Don Juan, die Vollmacht dieselbe zu bewilligen. „Es leuchtet ein", sagt jener Vertheidiger Oraniens, „daß, je aufrichtiger Don Juan gesinnt war, desto mehr es im Interesse des Prinzen lag, überall Verdacht gegen ihn zu erregen".[2]) Es gelang. In seinem Uebermuthe ließ Don Juan sich zu einer Uebereilung hinreißen, und aufs neue loderte der Krieg empor.

Der Kaiser Rudolf II. veranstaltete eine Friedenshandlung zu Köln im Jahre 1579. Die Erbietungen des Königs in Betreff der Religion gingen so weit, daß sie nach der Ansicht der kaiserlichen Gesandten mehr gewährten, als was man auf Grund des Religionsfriedens in Deutschland beanspruchen könne. Sie riethen den allgemeinen Ständen der Niederlande, darauf einzugehen; denn wenn nicht dies Mal der Friede zu Stande komme, so werde man niemals dazu gelangen.[3])

Zur selben Zeit stand Oranien in Unterhandlung mit dem Herzoge von Anjou, dem er die Souveränität der Nieder-

1) Groen van Prinsterer V, 385.
2) A. a. O. 480.
3) A. a. O. VI, 660, 664.

lande angetragen. Anjou drängte. Oranien ließ durch Aldegonde einem Ausschusse der Stände der Provinzen, die sich kurz zuvor zur Utrechter Union geeinigt, die Fragen vorlegen, ob es nützlicher und vorträglicher sei, mit dem Könige von Spanien Frieden zu schließen, oder den Krieg fortzuführen, und zu diesem Zwecke den Herzog von Anjou als Landesherrn anzunehmen.[1])

Die Rede des Aldegonde in Utrecht und die auf Grund derselben gefaßten Beschlüsse sind bedeutungsvoll. Sie athmen Krieg, wo man auf billige Bedingungen den Frieden haben konnte, und zwar den erneuten Krieg der Rebellion, dessen Ende nicht abzusehen. Sie bezeichnen den Beginn des hundertjährigen Bundes dieser entstehenden Republik, deren Vertreter kurz zuvor in der Urkunde der Union von Utrecht gelobt hatten, sich dem Reiche nicht entziehen zu wollen, mit der Politik der Krone Frankreich gegen Spanien und, in vielfacher Beziehung, gegen das Reich.

Die nächste Consequenz war die Absage der Utrechter Union an den König, den geborenen Erbfürsten dieser Länder. Die Oberhoheit der vereinigten Provinzen ward dem Herzoge von Anjou übertragen, so jedoch, daß Holland und Seeland in dem bisherigen Verhältnisse zu dem Prinzen von Oranien blieben.[2])

Der Erfolg hat später diese revolutionäre Absage gut geheißen, und daher ihr den Schein einer lob- und ruhmwürdigen That verliehen. Nicht in diesem Lichte sahen die Zeitgenossen die Sache an. Zuerst nicht die unbetheiligten Katholiken. Dann aber auch nicht die Lutheraner. Mitten in der Provinz Holland, in der Stadt Woerden, die damals, weil in Pfandschaft des Herzogs Erich von Braunschweig, einen lutherischen Prediger hatte, wagte es dieser einzelne Mann, gegen die Absage an den rechtmäßigen Landesherrn

1) Bor II, 129.
2) Groen van Prinsterer VII, 307.

zu predigen.[1]) Man wies ihn als Fremdling aus dem Lande.

Eben so wenig vernehmen wir von irgend einem Fürsten des deutschen Territorial-Kirchenthumes lutherischer Richtung eine Zustimmung. Vielmehr äußert der Bruder Oraniens, Johann, selber Reichsgraf zu Nassau-Dillenburg, die Besorgniß: es könne dahin kommen, daß das Reich mit gesammten Kräften etwas gegen die Niederlande unternehmen werde.[2])

Daß dies nicht geschah, lag nicht an dem Kaiser Rudolf II. Auf dem Reichstage in Augsburg legte er die Sache der Niederlande vor. Wenn man, ließ er sagen, diesen Unterthanen ihren Frevel, ihre Vermessenheit, die sie gegen ihren rechten natürlichen Herrn geübt, also hingehen lassen und stillschweigend und ohne einige Abwehr zusehen wolle, daß der von ihnen neu empor gehobene Herr Provinzen des Reiches thätlich occupire: so sei nicht zu zweifeln, daß binnen kurzer Zeit auch andere Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten, wo diese ihnen nicht zu Gefallen sein wollten, ein Gleiches verüben, dem Reiche etwas abzwacken, und dann in diesen gefährlichen bösen Zeiten, wo schier nichts mehr für unrecht oder zu viel gelte, ihren auswärtigen Schutz- und Schirmherrn finden würden. Daraus aber würde eine allgemeine Zerrüttung erfolgen. Deshalb fordert Rudolf II., nicht bloß als geborner Fürst aus dem Hause Oesterreich, sondern auch und vornehmlich als römischer Kaiser, die Reichsstände auf, den so hochwichtigen Sachen mit Ernst nachzudenken und auf Mittel zu sinnen, durch welche die niederburgundischen Lande bei dem Reiche und ihrer ordentlichen Obrigkeit erhalten werden mögen.[3])

Auch die Generalstaaten — denn dieser Name ward von da an für den Ausschuß der Stände der vereinigten Niederlande allgemein gebräuchlich — hatten Gesandte in

1) Bor II, 145^b u. f., dann 282 u. f.
2) Groen van Prinsterer VII, 538. Im April 1581.
3) Der Vortrag bei Groen van Prinsterer VIII, 129.

Augsburg. Die Instruktion derselben wies sie an, in langer Rede einen Ueberblick der Geschichte der Niederlande zu geben. In derselben ist besonders merkwürdig die Hervorhebung der Treue und der Leistungen der Niederlande für den Kaiser Karl V. „Man weiß ja, heißt es darin, daß die hauptsächlichen Kriege des Kaisers, namentlich gegen Frankreich, allezeit gegründet waren auf die Willfährigkeit seiner Unterthanen in den Niederlanden, und daß dort ihm niemals eine Beihülfe, wie schwer auch immer, auf sein Ansuchen verweigert wurde." [1])

Es hätte hier der Rückschluß nahe liegen sollen, was geschehen würde, wenn die Kraft dieser Niederlande nicht mehr ihrem natürlichen Erbherrn und mittelbar dem Reiche wider die französische Politik diente, sondern vielmehr dieser letzteren wider ihren natürlichen Erbherrn und mittelbar gegen das Reich.

Die Mehrheit der Reichsstände in Augsburg machte nicht solche Erwägungen. Sie ersuchte den Kaiser, die Generalstaaten, welche wider alles Völkerrecht den freien Paß und die Schiffahrt auf dem Rheinstrome gesperrt, durch Schreiben davon abzumahnen. [2])

Die lahmen Beschlüsse dieses Reichstages von Augsburg 1582 hatten die Folge, daß das Reich derjenigen Rechte auf die Niederlande, welche die Mehrheit der Reichsstände geltend zu machen sich weigerte, thatsächlich verlustig ging, und zunächst, daß der Oranier in der Führung der Niederlande freie Hand behielt.

Die politischen Mißgriffe des Herzogs von Anjou als Oberherr der Niederlande führten im Januar 1584 zur bewaffneten Erhebung auch wider ihn. Dennoch wandte sich darum Oranien nicht von Frankreich ab. Nicht um die Person des Herzogs von Anjou war es ihm zu thun, sondern

1) Bor II, 325.
2) Janssen V, 23.

dieser sollte seinem Plane dienen als das Werkzeug, die Krone Frankreich zu Gunsten der neuen Republik in Krieg mit Spanien zu verwickeln. Wenn es nicht Anjou war, so wollte er dem Bruder, dem Könige Heinrich III., direkt die Souveränetät der Niederlande antragen.

Es gelangten abermals an den Oranier eine Reihe von Vorwürfen über diese seine Verbindung mit Frankreich, namentlich auch von bisherigen Förderern seines Werkes. Voran unter diesen trat sein Bruder Johann von Nassau, der eigentliche Urheber der Utrechter Union, unter deren Urkunde obenan sein Name steht. Johann war ferner selber Calvinist, und darum waren auch die Theologen, die etwa auf ihn einwirkten, Calvinisten. Es ist daher in aller Beziehung besonders lehrreich zu erfahren, wie vor diesem Bruder auf eine abrathende Denkschrift desselben der Oranier sich vertraulich vertheidigt und zwar so, daß er die ganze Sachlage bespricht.[1])

Oranien entwickelt zuerst, daß ihm aus den Ständen und Städten von Holland die Alternative nahe gelegt sei, entweder mit Spanien sich zu vertragen, oder zu dem Könige von Frankreich Zuflucht zu nehmen, mit Vorzug des letzteren.

„Nachdem, fährt er fort, solche Vorschläge in den Ständen gemacht sind, kann ich nichts Anderes antworten, als daß man zum wenigsten es versuchen muß. Denn, wenn nichts anderes Gutes daraus kommt, so verhindern wir wenigstens, daß der König von Frankreich uns feindselig ist, und erreichen, daß er immer denjenigen von Spanien in Athem halten und zwingen wird, sehr viel Geld zu verausgaben. Auch selbst helfen wir denen von der Religion in Frankreich, daß sie den vom Könige ihnen bewilligten Frieden genießen, dessen Fortdauer wir ihnen auf alle Weise verschaffen müssen."

„Aber die Denkschrift räth mir nun um des Gewissens willen, nicht mit Frankreich abzuschließen, sondern mich mit

1) Es sind darüber mehrere Briefe vorhanden, bei Groen van Prinsterer VIII, 339 et suiv.

Spanien auszusöhnen. Allein wenn ich um des Gewissens willen nicht mit dem Könige von Frankreich abschließen darf: wie soll dann mein Gewissen mir gestatten, mit dem Könige von Spanien mich auszusöhnen? Ist dieser einer anderen Religion als jener? Ist nicht der König von Spanien der Lieblingssohn des hl. apostolischen Stuhles in Rom, der König von Frankreich dagegen nur ein putativer, nur dem Titel nach? Der König von Spanien hat zum Fundamente alles seines Besitzes die Gunst des Papstes; dagegen müßte der Papst anerkennen, daß er nicht einen Fußbreit Landes anders besitzt als durch die Verleihung der einstigen Könige von Frankreich, die er heute mit so offenbarer Undankbarkeit behandelt."

„Will man mir einwerfen, daß der König von Spanien der natürliche Erbherr dieser Länder sei, so erwidere ich, daß diese Frage längst erledigt ist, weil er ja nach aller unserer Pflichterfüllung für ihn durch das Gesammt-Urtheil der Stände seines Rechtes verlustig erklärt worden ist, so daß, wenn ich zur Zeit mit ihm traktiren müßte, es sich handeln würde um die Unterwerfung unter einen fremden Feind, noch dazu den grausamen Verfolger der Religion."

„Man hält mir die Bartholomäus-Nacht entgegen. Allein wie diese nicht zu entschuldigen ist, so frage ich dagegen, ob die Niedermetzelung der armen Mauren sich entschuldigen läßt. Und wenn man sagen will, daß das keine Christen sind, wird man dann auch verneinen können, daß der König von Spanien und seine Anhänger nicht schärfere Feinde unserer Religion als derjenigen der Mauren sind?"

Es folgt eine weitere Ausführung, daß der König von Frankreich die Hugenotten dulde, nicht der König von Spanien. Dann richtet Oranien seinen Appell gegen die Theologen in der Umgebung seines Bruders.

„Ich möchte doch wünschen, daß einige der Theologen dort bei Euch, die es so eilig haben, über fremde Gewissen zu urtheilen, sich es zur Aufgabe stellten, aus dem Worte Gottes — denn dieses soll ja doch die Richtschnur unseres Gewissens sein und nicht ein Eifer ohne diese Richtschnur — mir den Nachweis zu erbringen, daß wir uns mit dem Könige von Spanien, der als erste Bedingung die Abschaffung unserer

Religion fordern wird, eher vertragen müssen, als mit dem Könige von Frankreich, der keine Schwierigkeit machen wird, als ersten Artikel die Religion zu bewilligen."

„In Betreff unserer Freiheiten und Privilegien leugne ich nicht, daß Gefahr ist von der einen Seite wie von der anderen. Allein ich meine, daß wenn man über die eine von zwei Planken schreiten muß, jeder lieber die breitere und stärkere wählen wird."

„Oder, um billig von allen Gefahren zu urtheilen, muß man, nach meiner Ansicht, die Macht desjenigen in Erwägung ziehen, der übel thun und es wollen kann. In beiden Fällen wird man finden, daß der König von Spanien denjenigen von Frankreich weitaus übertrifft."

Die nun folgende Betrachtung ist sehr bemerkenswerth.

„Die Macht des Königs von Spanien in diesem Lande ist eine solche, daß, wenn er keinen Spanier noch Italiener herüber kommen läßt, er in weniger als einem Jahre, ohne jegliche Armee, die Religion fast aus dem ganzen Lande austilgen kann, und dann in kurzem ebenso bei unseren Nachbarn."

„Die Anzahl des Volkes, welche ihm und seiner Religion anhängt, ist überall unendlich überwiegend. Diese werden alles thun, was der Spanier befiehlt. Wir sehen dies täglich vor Augen. Wenn der Feind irgend eine Stadt oder einen Theil des Landes über uns gewinnt, so thut die Bevölkerung völlig und sogleich und in serviler Weise alles, was er will. — Dies läßt sich in Betreff des Franzosen[1] nicht sagen. Denn, wo es erforderlich war ihm den Kopf zu bieten, haben sich Alle einmüthig wider ihn erhoben. Die Einen thaten es für die Religion, die Anderen in der Meinung, die Spanier zu begünstigen, wie die Erfahrung gezeigt hat, daß diejenigen, welche am lautesten gegen den Franzosen schrieen, sich dem Spanier ergeben und das Land verrathen haben."

„Die Beamten von alter Zeit, die noch im Lande sind, tragen den König von Spanien im Herzen, und desgleichen so viele Leute, die von dort her Wohlthaten, Besoldungen, Belohnungen

---

1) Hier ist augenscheinlich der Herzog von Anjou in Anlaß des Aufstandes gegen ihn im Januar 1584 gemeint.

empfangen haben und von denen alles voll ist. Außerdem sind Viele freiwillig ins Exil gegangen, welche sofort wie Tauben in ihren Schlag zurückkehren, und dem Könige von Spanien nicht bloß ergeben sein würden, sondern auch seine Sachwalter, Wortführer und Vollstrecker seiner grausamen Befehle."

„Aus dieser Darstellung der Sachlage kann man ersehen, wie groß die Macht des Königs von Spanien sein würde, uns zu schaden, wo ihm ja selbst mitten unter uns alle Werkzeuge bereit und geschärft sind, uns an unseren Gütern, an Leib und Seele zu verderben, wenn er es vermag. Dagegen fehlt viel daran, daß der Franzose eine solche Macht besäße. Ich zweifele nicht, daß der Wille sowohl bei dem Ersteren selber wie bei seinen Anhängern noch schlimmer als ihre Macht groß ist."

Oranien führt dann noch eine Reihe anderer Gründe auf, zu Ungunsten des Königs von Spanien, zu Gunsten des Königs von Frankreich. Einer der hauptsächlichen darunter ist, daß der König von Frankreich in den Niederlanden nichts zurückzufordern habe, der König von Spanien sehr viel, sowohl für sich selber als für die ausgetriebenen Geistlichen und Edelleute.

Nachdem Oranien die Gründe entwickelt, welche in Betreff der Provinzen an sich, namentlich Hollands, gegen eine Aussöhnung mit dem rechtmäßigen Landesherrn sprechen, sucht er dieselben zu verstärken durch einen Hinblick auf die europäischen Verhältnisse.

„Ich füge noch hinzu", sagt er, „daß Jeder, der die spanischen Angelegenheiten kennt, zugestehen muß, daß der König von Spanien, um seine Monarchie zu behaupten, durch die Nothwendigkeit gezwungen ist, mit dem Papste, dem Kaiser und den anderen papistischen Fürsten zu gehen. Der König von Frankreich dagegen, um jenem die Flügel zu stutzen, wird genöthigt sein, sich mit denen von der Religion zu verbünden, und dadurch, indem er diese stützt, zu verhindern, daß die spanische Macht den Erdkreis umklammere. So hat der König Heinrich II., sein Vater, es dem Kaiser Karl V. gemacht, als dieser die Alleinherrschaft in Europa zu erstreben schien."

„Und wie damals die Reichsfürsten als besonnene und wohl berathene Persönlichkeiten alle Mühe aufwendeten, um den König von Frankreich zu derjenigen Erwägung zu bewegen, von welcher ein so großes Heil für Deutschland abhing, so sehr daß sie sich persönlich nach Frankreich begaben — so wäre es auch unsere Pflicht, eben dasselbe zu thun. Aber —"

Es folgen dann einige ironische Bemerkungen gegen den Bruder, den Grafen Johann von Nassau, der nicht zu dieser Weltanschauung sich emporschwingt, daß das eigene Interesse die Felonie zur Pflicht machen könne. Jedoch faßt Oranien ihn auch noch direkter an.

„Wenn man endlich auch noch unser Privatinteresse und dasjenige unseres Hauses in Betracht ziehen will, so halte ich mich für versichert, daß Ihr, mein Herr Bruder, und ich dem Könige von Spanien und dem Kaiser so gute Dienste geleistet haben und daß das Andenken daran ihrem Herzen so tief eingeprägt ist, daß wir ihnen niemals etwas dagegen erweisen können, was diese Erinnerung auslöschen würde. Ich wünsche in keiner Weise eine solche Probe zu machen. Deßhalb entschließe ich mich lieber zu jedem Aeußersten für die Vertheidigung dieser Länder, der Religion und der Freiheit, in der Hoffnung, daß, durch welches Mittel es immer sei, Gott mich in einem so gerechten und so nothwendigen Streite nicht verlassen wird. Delft, 18. März 1584."

Am 10. Juli desselben Jahres ward Oranien von Balthasar Gerard in Delft erschossen. Wie also das vorstehende Schreiben eines seiner letzten ist, so enthält es eben darum und wegen der Offenheit der vertraulichen Rede gewissermaßen das Vermächtniß seiner Gedanken über die Conferenzen in Betreff des Abfalls der Niederlande.

Die darin enthaltene Angabe, daß im Jahre 1584 bei dem Volke der Niederlande die Anhänglichkeit an die alte Religion noch bei weitem überwog, läßt sich auch noch über den Tod Oraniens hinaus weiter verfolgen.

Es ist vorhin erwähnt, daß die Stände von Holland im Vereine mit dem Prinzen von Oranien schon im Jahre 1576

eschlossen hatten, daß fortan allein die „evangelisch-reformirte Religion“ öffentlichen Gottesdienst haben solle. Elf Jahre päter, 1587, hielt der Staatsrath der Provinz Holland eine Verhandlung mit einigen hervorragenden Prädikanten.[1]) Darin heißt es von Seiten des Staatsrathes: „Es wird in Holland keine öffentliche Uebung einer anderen Religion zugelassen als der reformirten. In Betracht der mancherlei so sehr verschiedenen Religionsmeinungen, daß nicht der zehnte Theil der Einwohner der reformirten Religion angehört, ist es daher als eine große Wohlthat Gottes anzuerkennen, daß diejenigen, welche an Zahl weitaus die meisten sind, keinen öffentlichen Gottesdienst haben, und diejenigen, welche an Zahl die geringsten, Gottes Wort öffentlich und ohne Scheu hören und ihre Religion ausüben können“.

Die brutal naive Rede von der Wohlthat Gottes läßt den Thatbestand erkennen. Es ist mit dem Territorial-Kirchenthume in Holland ergangen, wie überall. Wie in Schweden, Dänemark, England die Könige, in Deutschland die Reichsfürsten und Stadt-Magistrate, so verfahren in Holland die Stände unter der Führung des Prinzen von Oranien. Diese an Zahl geringe Minderheit, die jedoch die Machtmittel in Händen hat, eignet die Stiftungen der alten Kirche an liegender und fahrender Habe sich an, und errichtet auf den Trümmern ein neues Territorial-Kirchenthum, dessen Diener von ihr abhängig sind. In der großen Mehrheit des Volkes bleibt für lange Zeit noch die Anhänglichkeit an die Kirche der Väter überwiegend.

Aehnlich aber ist es dann auch mit der Gesinnung für den rechtmäßigen Landesherrn. Im Jahre 1580 hatten unter Oraniens Führung die Stände der vereinigten Provinzen ihrem Landesherrn abgesagt. Genau genommen waren diese Stände, nachdem die Prälaten völlig verschwunden, der

1) Das Protokoll bei Bor II, 975 sqq.

Adel zur Unbedeutendheit hinunter gedrückt war, die Magistrate der Städte. Vier Jahre später constatirt Oranien, daß die große Mehrheit des Volkes diesem Landesherrn anhange. Er constatirt diese Anhänglichkeit nicht zu dem Zwecke, um dieselbe als Motiv für eine Aussöhnung mit dem Landesherrn geltend zu machen, sondern als das Motiv, den Bruch und den Spalt völlig unheilbar zu machen, damit nicht über ihn und seine Mitschuldigen unabwendbar die Strafe ihrer Felonie komme, sondern damit sie im Besitze der Vortheile bleiben, welche aus derselben ihnen zugewachsen sind. Indem aber dennoch eine so gesinnte Bevölkerung die Mittel hergibt, um gegen den rechtmäßigen Erbherrn Krieg zu führen, und indem sie zugleich den Druck der Herrschaft eines Territorial-Kirchenthumes über sich ergehen läßt: so ist das nur möglich dadurch, daß die Minderheit, in deren Händen die Macht, vermittelst dieser Macht die große Mehrheit zu ihrem Willen zwingt, also das Recht und die Freiheit der eigenen Landesgenossen unterdrückt.

Diese Folgerung, welche sich mit Nothwendigkeit aus den eigenen Worten des Oraniers ergibt, läßt den Kampf der Niederlande gegen Philipp II. in anderem Lichte erscheinen, als welches der Erfolg des Unrechtes und der Gewalt über denselben ausgegossen hat. Die Republik der vereinigten Niederlande ist hervorgegangen einerseits aus dem Terrorismus, sowohl kirchlich als politisch, einer Minderheit über die Mehrheit der eigenen Volksgenossen, andererseits aus der endlosen Offensive gegen den rechtmäßigen Landesherrn und dessen andere Unterthanen.

Dagegen aber werden wir zu dem Schlusse gedrängt, daß, wo die Stimmung der Bevölkerung für die Kirche und für den rechtmäßigen Landesherrn noch bis in 1584 hinein so ungleich günstiger war als für den Abfall, die Führung der Sache von Seiten Philipps II., indem sie niemals diese günstige Sachlage für sich zu verwerthen verstanden hat, im Ganzen und Großen eine wenig geschickte gewesen sein muß.

iederum folgt aus eben dieser Sachlage der Schluß auf
e ganz außerordentliche Geschicklichkeit des Oraniers.

Sein Tod zog nicht eine wesentliche Veränderung nach
), weil die Stände der unter ihm vereinigten Provinzen
dem von ihm vorgezeigten Wege beharrten. Da auch
jou starb, so boten sie dem Könige Heinrich III. selber
Souveränetät der Niederlande an. Er lehnte ab. Sie
gen zu Elisabeth von England. Auch diese war nur
lbwillig. Sie schickte Leicester zur Oberleitung. Die unklare
sition desselben war nicht haltbar. Leicester kehrte nach
gland zurück, und es entwickelte sich das Verhältniß, daß
Stände einer jeden Provinz der Republik die Souveränetät
sich zurücknahmen, daß dagegen die gemeinsamen An-
legenheiten der Versammlung der Delegirten derselben unter
n Namen der Generalstaaten zufielen. Dies Verhältniß
dnete sich um so leichter, da in dem nunmehr herangereiften
ohne des Oraniers, in Moritz von Nassau, der militärische
ührer von außerordentlicher Befähigung gegeben war.

Allmählich durchtränkte der Calvinismus dies ganze
taatswesen, so daß Moritz zu sagen pflegte: der Calvinismus
erseits, der Kampf gegen Spanien andererseits sind die
rundsäulen dieses Staates. Der Calvinismus daheim be-
ätigte sich in strenger Ehrbarkeit des Privatlebens: in der
litischen Thätigkeit nach außen hin schien er ein Gesetz der
oral nicht zu kennen.

Vor allen Dingen aber blieb einer der Grundgedanken
s Oraniers, derjenige des Zusammengehens mit Frankreich
gen Spanien, und nicht bloß dies, sondern auch gegen die
ngere Linie des Hauses Habsburg. Und ferner, weil
sem Hause oblag, die gesetzliche Ordnung und die Rechte
s Reiches zu vertreten und weil die Republik vermöge
r eigenen Untreue gegen das Reich ein Erstarken desselben
fürchten hatte, sehen wir sie als Freundin und Bundes-
nossin eines Jeden, woher immer er komme, der den Bestand
s alten Reiches zu unterwühlen, zu zerstören trachtet.

Dies vor Allem im dreißigjährigen Kriege. Von den böhmischen Rebellen im Jahre 1618 an war Jeder, der die Waffen gegen Kaiser und Reich erhob, der klingenden Unterstützung der Generalstaaten sicher. Sie zahlten für Mansfeld, für Christian den Tollen, für Bethlen Gabor, für den Markgrafen von Durlach, für Christian IV. von Dänemark, für Gustav Adolf von Schweden und dessen Nachwuchs. Unter dem Deckmantel der Neutralität waren die Generalstaaten vom Anfange bis zu Ende ein Blasebalg des Feuers, das Deutschland in Asche legte.

Ludwig XIV. pflegte später zu sagen, daß die Republik der Niederlande seinen Vorfahren ihren Bestand verdankt. In so weit dies Wort richtig ist, dürfte es mit gleichem Rechte zurückgewandt werden. Dem unablässigen Kampfe der Holländer gegen die spanische Macht, nicht mehr der Defensive, sondern der Aggressive in allen Zonen der Erde, verdankte die Politik Heinrichs IV. und der Cardinäle Richelieu und Mazarin zu nicht geringem Theile, daß die Macht Frankreichs nach außen im siebenzehnten Jahrhundert so sehr empor wachsen konnte. Es war die Consequenz des Weges, auf welchen der erste Oranier die Republik geführt.

Vom westfälischen Frieden an jedoch beginnen die Dinge sich zu wenden. Die Republik thut in dem Kriege gegen Spanien nicht mehr mit. Sie hemmt freilich dadurch nicht den Siegeslauf der französischen Waffen. Mazarin weiß andere Kräfte zu kaufen, den Protektor Oliver Cromwell, dessen Gier nach Dünkirchen und Jamaika mächtiger ist als die Einsicht, daß es nicht Englands Interesse sein könne, daß der König von Spanien bis zur Wehrlosigkeit entkräftet werde. Philipp IV. kann nicht anders: er muß für die Erlangung des pyrenäischen Friedens 1659 seine älteste Tochter dem jungen Könige von Frankreich geben. Es geschieht mit aller der Vorsicht, welche die spanische Rechtswissenschaft aussinnen kann, damit nicht dem Hause Bourbon aus dieser Heirath irgend welcher Rechtsanspruch auf das spanische

Erbe zuwachse. Aber Ludwig XIV. schwört den Eid des Verzichtes vor seiner Heirath nicht in der Absicht ihn zu halten. Vielmehr ist fortan die Gier nach dem spanischen Erbe der Kern alles seines Trachtens und demgemäß der Motor der Unruhe Europas.

Dem gegenüber erwächst dem zweiten weltgeschichtlichen Oranier auch seine Lebensaufgabe.

LXV.

Deutsche und englische Stimmen zur Charakteristik des Semitismus.

Unser Jahrhundert ist mit Recht stolz auf seine geistigen Errungenschaften, auf seine Entdeckungen, auf seine großen Fortschritte in fast allen Zweigen des menschlichen Wissens, auf die großartigen Mittel, wodurch es die Resultate der Forschung allen Klassen zugänglich machen kann: und trotzdem ist es sehr fraglich, ob unsere modernen Fortschritte, unsere Cultur in demselben Maße Gemeingut der Nationen geworden, ob sich dieselbe Liebe und Begeisterung finde, welche andere Perioden auszeichnet. Selbst bei den Jüngern der Wissenschaften vermißt man nur zu sehr das ideale Streben, die Liebe und die Freude an der wissenschaftlichen Arbeit; selbst bei den Gebildetsten ist die Wissensbegier selten mehr der treibende Beweggrund, sondern Gewinn und der Wunsch, sich eine angenehme Lebensstellung zu sichern. Die Wurzel dieser und anderer Uebelstände ist der sich allmählig vollziehende Abfall vom Christenthum, die Geltendmachung

und Verbreitung von Grundsätzen und Ideen, welche den christlichen diametral entgegengesetzt sind.

Im 16. Jahrhundert waren es die Anschauungen der beiden klassischen Völker Europas, der Griechen und Römer, welche gegen das Christenthum in den Kampf geführt wurden. Heutzutage ist es besonders „die Schwärmerei für das Orientalische, welche blind macht gegen alles Erhabene, Rechte und Vernünftige der abendländischen, ihrem Wesen und Ursprung nach christlichen Bildung und Cultur“ (Hardy, „Katholik“ 1890 p. 35). Die Vorkämpfer dieser antichristlichen Ideen sind hauptsächlich die Juden, welche sich auf dem literarischen Gebiete eine einflußreiche Stellung erobert haben, und nun ihre Cultur und Denkungsart auf Kosten der christlichen zu verbreiten suchen. Einem solchen Gegner gegenüber thut es noth, der eigenen Bildung wieder bewußt zu werden, der Grundlagen, auf welchen sie ruht, der Grundsätze, durch welche sie bestimmt wird, der Segnungen, welche in ihrem Gefolge kommen, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, statt der goldenen die eherne Rüstung einzutauschen.

In einer Untersuchung dieser Umstände können wir uns auf zwei hochwichtige Schriften des Wiener Professors Dr. Wahrmund beziehen,[1]) die leider bei den Katholiken die ihnen gebührende Beachtung nicht gefunden haben. Es ist nicht nur die gründliche Kenntniß der semitischen Sprachen, Gebräuche und Sitten, welche uns in diesen Schriften entgegentritt, und die geschickte Verwerthung von geschichtlichen Thatsachen, sondern vielmehr noch die Hochschätzung der christlichen Cultur, die warme Begeisterung für das Große und Erhabene, welches sie geschaffen hat. Gerade weil Wahrmund, im Gegensatze zu so vielen Orientalisten, die geistigen Güter, welche das Christenthum und die arische

1) Wahrmund A. „Das Gesetz des Nomadenthums und die Judenherrschaft“. Karlsruhe 1887; — und: „Der Culturkampf zwischen Asien und Europa“. Berlin 1887.

Cultur uns gebracht haben, in ihrer Tiefe und ihrem Umfang zu bemessen sucht, weil er von einem höheren Standpunkt aus den Semitismus beurtheilt, eröffnet er so viele neue und überraschende Gesichtspunkte, gibt er für so manche Erscheinungen in der Geschichte des Judenthums den tiefern psychologischen Grund. Allerdings aber hat Wahrmund in seinem Buche: „Das Gesetz des Nomadenthums“ nicht gehörig unterschieden zwischen dem Gesetz des alten Bundes, der von Gott geoffenbarten Lehre, und der Verzerrung dieser Lehre durch den Talmud, den Schulchan Aruch und dergleichen Bücher. Gerade das mosaische Gesetz würde, wenn es beobachtet worden wäre, die schlimmen Triebe des semitischen Charakters ertödtet und dem israelitischen Volke jene höhere Gesittung und Cultur gegeben haben, welche die beste Vorbereitung für das Christenthum ist. Es war ein eigenthümliches Verhängniß, daß die Israeliten in Folge der Kreuzigung Christi, der Verwerfung der christlichen Religion, der Verfolgung ihrer Bekenner zurückgeworfen wurden in den Zustand des Nomadenthums, aus dem sie durch das mosaische Gesetz herausgehoben worden waren.

Die Juden waren, wie Sprenger sagt, ursprünglich versprengte Nomaden, und sind, wir dürfen dieß schon aussprechen, in höherem oder geringerem Maß Nomaden geblieben. Sie haben nach Nomadenart sich die Früchte der Arbeit ihrer Nachbarn angeeignet, haben geerntet, wo sie nicht gesäet; sie waren, um einen Ausdruck Wahrmund's zu gebrauchen, Razzianten am arischen Geistesgut, Razzianten im bürgerlichen Leben. Die Geschichte des Judenthums seit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem liefert den vollgültigen Beweis hiefür; da jedoch die jüdischen Darsteller und manche christlichen Bewunderer der Juden den wahren Sachverhalt zu verdecken suchen, scheint es geboten, wenigstens kurz auf die Hauptpunkte einzugehen.

Der Nomade unterscheidet sich von dem seßhaften Ackerbauer, welcher einen festen Wohnsitz hat, durch seine Beweg-

lichkeit und Wanderlust. Statt an der Scholle zu haften, das Land mit geduldigem Fleiß zu bebauen, schweift der Nomade von Weideplatz zu Weideplatz und bricht sein Zelt wieder ab, wenn er den Platz abgeweidet hat. Die Beweglichkeit des Wohnsitzes gehört so sehr zu den unerläßlichen Voraussetzungen seiner Glückseligkeit, daß die Begriffe: fest wohnen und arm und elend sein, für ihn zusammenfallen. Diese Beweglichkeit, die Liebe zum Wechsel steht in enger Beziehung mit der Arbeitsscheu, der Verachtung angestrengter Thätigkeit, und aus ihr erwächst ganz natürlich das Streben, sich die Früchte fremder Arbeit anzueignen, sei es durch Raub, wie bei den Beduinen, oder durch Schacher, Betrügerei, Uebervortheilung, wie bei den Juden.

Das Unstäte, Bewegliche, die Arbeitsscheu, das Uebervortheilen des Nichtjuden findet sich beim modernen Juden gerade sowohl als bei seinem Vorfahren. Der Jude betrachtet sich als einen Fremden in dem Lande, er bedient sich noch immer des Ausdruckes „campirt in Frankfurt, Hamburg ꝛc.“; er betrachtet sich nicht sowohl als Deutschen oder Franzosen, sondern als Angehörigen eines Staates Israel. Noch jüngst hat Lady Magnus in „Jewish Quarterly Review“ geltend gemacht, die Juden bildeten eine eigene Nation. Ein Jude Dr. Harris sah sich genöthigt, diese vorlaute Sprecherin zu desavouiren. „Juden“, sagt er, „finden sich in allen Ländern und haben in manchen das Bürgerrecht erworben, und in einzelnen Fällen kennen sie und haben sie auch kein Verlangen, einer anderen Nation anzugehören. Wenn wir als eine Nation gelten wollten, so hätten wir die Anschuldigung zu gewärtigen, wir hätten keine höheren Beweggründe als das Interesse unseres Stammes, umgäben unsere Religion mit nationalen Schranken, suchten nur den eigenen Vortheil.“ Wohl nur wenige Juden theilen aber diese Gesinnung, Harris wagt nicht einmal die Behauptung, viele Juden betrachteten die Christen als gleichberechtigte ebenbürtige Genossen. Wenn man die Juden abrechnet,

welche zum Christenthum übergetreten sind, findet man wenige, welche zu gemeinnützigen Zwecken beitragen; die reichen Juden bauen Synagogen, gründen Schulen und Spitäler nur für die Juden, nicht für alle, wie die Christen. Die Regierungen der Neuzeit haben wahrlich Alles gethan, um die Juden zu guten und patriotischen Bürgern zu machen; und doch vernimmt man im jüdischen Lager zahlreiche Stimmen, welche Patriotismus Thorheit, Schwachheit, ein Stück Mittelalter nennen, welche immer wieder die Leiden und Verfolgungen ihrer Glaubensgenossen in früherer Zeit als Grund ihres Mangels an Patriotismus anführen, gleich als ob die Verfolgungen früherer Zeiten sie ihrer Bürgerpflichten entbänden. Der tiefere Grund hierfür ist indeß offenbar der jüdische Nationalstolz und die Verachtung des Akum. Selbst der so judenfreundliche Professor Franz Delitzsch sagt: „Die jüdische Literatur enthält Vieles, dessen sich der Jude der Gegenwart zu schämen hat: sie ergeht sich in abstoßenden Consequenzen eines widersinnig aufgebauschten nationalen Selbstbewußtseins, und leitet aus unerträglichen, nationalstolzen Prämissen unsittliche Rechtssätze ab, welche mit der Rechtsgleichheit als Grundlage des modernen Staates und mit dem durch das Christenthum zur Herrschaft gelangten Humanitätsprincip der modernen socialen Moral schlechthin unverträglich sind.“ („Neueste Traumgesichte des semit. Propheten.“ p. 3.)

Eine Stelle aus dem Sohar mag statt mancher genügen. Daselbst liest man: „Ihr Juden seid Menschen, ihr heißet Menschen, und nicht heißen Menschen die Gojim. Gott schuf den Akum in Menschengestalt, zur Ehre der Juden schuf er ihn; denn nicht wurden die Akum erschaffen, als nur um Tag und Nacht den Juden zu dienen, und nicht abzulassen von ihrem Dienste. Und es ist nicht geziemend für einen Königssohn, daß ihn bediene ein Thier in Thiergestalt, wohl aber ein Thier in Menschengestalt.“ (Wahrmund p. 56.) Diese und ähnliche Lehren, welche noch heute den Juden eingeprägt werden, und durch lange Gewohnheit in Fleisch

und Blut übergegangen sind, lassen in den Herzen der Juden Sympathie und Liebe zu den Christen nicht aufkommen. Selbst die Besten unter den Juden werden sich selten der Schranken bewußt, welche das Vorurtheil mancher Jahrhunderte zwischen ihnen und den Christen errichtet hat. Das zähe Festhalten an der alten Religion, das Sichabschließen gegen christliche Einflüsse, das Verbot ehelicher Verbindung mit Christen und so manche andere Umstände erweitern nur noch die Kluft. Wie in alten Zeiten vor der Gründung eines festen Staatswesens und Aufstellung gemeinsamer Gesetze die Stämme in derselben Landschaft oder Provinz nebeneinander wohnten und, wenn sie sich nicht bekriegten, um die Angelegenheiten des Nachbarstammes sich nicht kümmerten: so sind auch die Juden in unsrer Mitte ein fremdes Element, welches unsere Gesetze nicht umbilden, unsere Cultur nicht durchdringen und assimiliren können. Sie sind in dem lebendigen bildungsfähigen Organismus ein harter undurchdringlicher Stein, nicht aber ein Kern der seine Schale zersprengen, keimen und sich entwickeln wird.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Anklagen betreffs der Vaterlandslosigkeit der Juden, ihrer Treulosigkeit und Verrätherei einzugehen, die Namen derer anzuführen, welche sich von dem Feinde als Spione gebrauchen ließen, und ebensowenig können wir hier nachweisen, in wieferne die Juden an den Revolutionen der Neuzeit sich betheiligt haben. Ihre Gegner haben offenbar in vielen Fällen übertrieben. Aber so unschuldig sind die Juden jedenfalls nicht, wie sie uns glauben machen wollen. Wir erinnern hier nur an Spanien, Polen und Frankreich. Die Gesinnungen, welchen die jüdische Literatur in den Zeitungen und wissenschaftlichen Werken Ausdruck gibt, verrathen nicht eben große Pietät und Hochachtung vor den vaterländischen Institutionen. Man fühlt instinktmäßig heraus, die Schreiber sind kühl bis an's Herz hinan, stehen der christlichen Cultur und Wissenschaft feindlich entgegen, sie sind Fremde.

Die Angehörigen des Staates haben gleich den Gliedern des Körpers verschiedene, jedem eigenthümliche Funktionen zu erfüllen, ein bestimmtes Stück Arbeit zu verrichten; kein Glied darf unthätig bleiben, wenn nicht der ganze Organismus leiden soll. Jedes Glied muß seinen Antheil zum materiellen, socialen, religiösen und geistigen Schatz der Nation beitragen. Was hat in dieser Beziehung der Semitismus geleistet? Hat er den nationalen Reichthum vermehrt, hat er die Gegensätze zwischen Reich und Arm ausgeglichen, größere Eintracht zwischen Massen und Klassen angebahnt, den socialen Uebeln abzuhelfen gesucht? hat er beigetragen zur geistigen Hebung der Völker, zur Läuterung und Vervollkommnung derselben, und sich so einen Anspruch auf unsere Achtung erworben? Der Einfluß der Semiten auf unsere materiellen, socialen und religiösen Verhältnisse ist unverkennbar, aber nicht wohlthätig. Der Semite baut nicht auf, sondern er zerstört, er verbindet nicht, sondern er zersetzt.

Jedem, der sich auch nur einigermaßen mit der Geschichte beschäftigt hat, muß die dem Semiten so eigenthümliche Arbeitsscheu auffallen, die Abwendung von Ackerbau und Handwerk, das Streben, sich wo möglich durch Kleinhandel und Schacher Gewinnste zu erzielen. Man hat wohl behauptet, in Folge der staatlichen und kirchlichen Gesetzgebung seien die Juden vom Ackerbau und Handwerk ausgeschlossen worden und hätten nothgedrungen sich den Geldgeschäften und dem Handel widmen müssen. Das ist nicht richtig, denn die Juden konnten faktisch Grundbesitz erwerben und somit auch ihre liegenden Güter bebauen. Auch die Ausübung von Handwerken war ihnen nicht untersagt. Es ist irreführend, von großen Bedrückungen durch die Regierungen zu reden. Die Juden hatten fast alle Geldgeschäfte in ihren Händen, waren fast die einzigen Bankiere, welche den Fürsten und Herren Geld vorstrecken konnten, und waren sehr mächtig. Zahlreiche Urkunden bezeugen, wie große Privilegien sich die Juden zu erringen wußten, in wie manchen Fällen sie gegen

den Urtheilsspruch der Richter geschützt wurden, wie sie straflos die Unterthanen ausplünderten. Und dieser so privilegirten Klasse soll es nicht frei gestanden haben, Ackerbau zu treiben? Die Juden, welche im Mittelalter ihre eigene Gerichtsbarkeit hatten, welche Christen zwingen konnten, ihre Streitfälle und Klagen gegen Juden von jüdischen Richtern entscheiden zu lassen, hätten unzweifelhaft Ackerbau und Gewerbe treiben können, wenn sie solche Beschäftigung nicht als ihrer hohen Abstammung unwürdig von sich gewiesen hätten.

Es ist richtig, in Ländern wie in Polen, wo die Juden ungefähr ein Siebentel der Bevölkerung ausmachen, finden sich auch jüdische Handwerker und Bauern; die jüdischen Einwanderer aus Polen machen den christlichen Handwerkern Concurrenz. Aber das sind Ausnahmefälle, welche die allgemeine Regel nicht umstoßen. In dem überaus gründlichen Werke von Booth („East-London" p. 564 ff.) findet sich ein instruktiver Aufsatz über die jüdische Gemeinde, dem wir einige Fakta entnehmen. Wir erfahren daselbst von Fräulein Potter, einer Autorität auf diesem Gebiete, daß der Israelite nur arbeitet, um mit dem erworbenen Gelde Geschäfte zu machen, daß er nicht wie der christliche Arbeiter aus Liebe zur Arbeit sich abmüht, nicht seinen Stolz darein setzt, solide gute Waare zu liefern, einen guten Rock, gute Schuhe, solide und schöne Möbel zu verfertigen, daß er vor keinem Mittel zurückschreckt, sofern er dadurch reich wird. Ueber Concurrenz urtheilt diese Dame weit günstiger, als manche deutsche Socialpolitiker, denn sie glaubt den seit lange in England ansässigen Juden ein großes Lob zu spenden, wenn sie ihnen nachrühmt, dieselben suchten ihren Profit durch die Concurrenz und durch Concurrenz allein. Sie fährt dann fort: „Aber bei den Juden aus der Fremde ist die Concurrenz weder durch das Gesetz der persönlichen Würde oder der Standesehre beschränkt, noch durch den Corporationsgeist, durch Pflichtgefühl und Rücksicht auf Ehrlichkeit im Handel ge-

regelt. Der Kleinfabrikant schädigt das Handwerk durch Anfertigung schlechter Artikel, sobald er sich dadurch zum Rang eines Capitalisten erschwingen kann. Der Kleinhändler oder kleine Geldverleiher geht einzig von dem Grundsatz aus, so wohlfeil als möglich einzukaufen und so theuer als möglich auszuverkaufen, und richtet seine Waaren und seine Bedingungen ein nach der Schwäche, der Unwissenheit und der Lasterhaftigkeit seiner Kunden. Der Handwerker ist ganz gleichgültig gegen die Interessen der Klasse, welcher er angehört, und denkt nur daran, wie er sein eigener Meister werden könne; zu dem Zwecke verkauft er seine Waaren weit unter ihrem Werthe, um alle Concurrenten aus dem Feld zu schlagen."

Welcher Mittel sich der Israelit selbst in einem Lande wie England, wo die Verhältnisse der Arbeiter zu den Arbeitgebern gesetzlich bestimmt sind, wo der Arbeiter so vielfach geschützt ist, bedient, erfahren wir gleichfalls von Miß Potter. Der Jude benützt die Armuth, die Geldverlegenheit seiner christlichen Nachbarn und stellt dieselben um den niedrigsten Lohn an, der ihm zur äußersten Noth erlaubt, sein und seiner Familie Dasein zu fristen; aber es sind nicht allein Christen, welche im Schweiße ihres Angesichts für ihn sich ruiniren müssen, sondern selbst seine eigenen Stammesgenossen, welche eben in den Schiffswerften Londons aus Polen angekommen sind. Der jüdische Arbeitgeber, welcher vielleicht vor Kurzem einen großen Contrakt erhalten und Arbeiter nöthig hat, ist entweder selbst im Hafen erschienen, oder hat einen seiner Vertrauten geschickt, der den unerfahrenen Ankömmling abfängt. Letzterer ist nur zu froh, Aufnahme bei einem Landsmanne, Gelegenheit zur Erlernung eines Handwerkes zu finden, in der großen Weltstadt selbst in die Geheimnisse des Kleinhandels eingeführt zu werden. Ruhig und unverdrossen arbeitet der Lehrling vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein, ohne Murren wirft er sich nieder auf die elende Streu, die sein Bett ist, ohne ein Wort der

Klage schlürft er die Tasse schwarzen Kaffees hinunter und kaut das Stück Brod, welches ihm vorgesetzt wird. Er scheint das Unwürdige und Entehrende seiner Lage nicht zu fühlen, sich selbst als eine Maschine von seinem Meister gebrauchen zu lassen. Doch siehe, eines schönen Morgens, gerade zur Zeit, wo die Arbeit am meisten drängt, ist der Lehrling spurlos verschwunden. Er hat anderswo eine Anstellung erhalten und wird, wenn er nicht der Spielsucht zum Opfer fällt, gar bald ein Kleinhändler und dann Capitalist (cf. Booth 583). Ein jüdischer Handwerker beschränkt sich kaum je auf sein Handwerk, er bringt seine Ersparnisse nicht in die Sparkasse, sondern sucht schon frühe ein Geschäftchen zu machen, möglich großen Gewinn zu erjagen. Weil er in seinen Geldgeschäften von Scrupeln und Zweifeln wenig geplagt ist, und vermöge seines feinen Spürsinns die Leute, welche in Geldverlegenheit sind, herausfindet, gelangt er in verhältnißmäßig kurzer Zeit von einem Zustand drückender Armuth zu Wohlstand, wird selbst Arbeitgeber. Als solcher macht er sich die während seiner Lehrzeit gemachten Erfahrungen zu Nutzen und erscheint in dem Magazin, für das sein früherer Meister gearbeitet, und bietet seine Dienste an, natürlich zu einem niedrigeren Preis. Nicht blos der Nichtjude, welcher nach den Vorschriften des Talmud dem Juden gegenüber kein Recht beanspruchen kann, wird schonungslos übervortheilt, sondern selbst der eigene Stammesgenosse.

In Folge seiner Selbst- und Habsucht hat der Jude das Gesetz, welches ihn zur Schonung des Stammesgenossen verpflichtet, durchbrochen; dieselbe Leidenschaft macht ihn zum rücksichts- und gewissenlosen Razzianten der Christen umsomehr, da er hierdurch seine religiöse Pflicht zu erfüllen glaubt und die Güter der „Heiden“ als sein ihm von Gott überwiesenes Eigenthum betrachtet. Der Kantonalrath Scheuchzer schildert das Treiben der Juden im Kanton Zürich. Der Kanton wird von den Juden in Bezirke getheilt, welche dann in der Regel ausschließlich von bestimmten Juden exploitirt

werden. „So kommen sie von Gailingen, Randegg, von Langnau und Endingen, den Rhein überschreitend, wie ihre Vorfahren einst den Jordan, in neuerer Zeit von Zürich, regelmäßig an den gleichen Tagen in ihre Geschäftskreise, um hier Geschäfte zu machen. Einzelne nehmen sogar zum Scheine da die Niederlassung oder geben sich wenigstens als Niedergelassene aus, ohne indeß sich am angeblichen Niederlassungsort dauernd aufzuhalten. Wie Adler durchjagen sie das Revier und tragen ihre Beute mindestens jeden Freitag in die eigentliche Wohngemeinde im Badischen, respective im Aargau."

Erst später, wenn die Mehrheit in den verschiedenen von jüdischen Hausirern und Mäklern heimgesuchten Gemeinden ruinirt ist, läßt sich die jüdische Gemeinde in dem Orte nieder und beginnt von da aus ihren Eroberungszug in Gebiete, wohin die Juden bis jetzt noch nicht gedrungen sind. Wer die Feldzugspläne der Israeliten beobachtet, wird die Richtigkeit folgender Stelle bestätigen und bekennen, daß das Gesetz des Nomadenthums bei den Israeliten noch fortbesteht, daß der Unterschied zwischen dem Räuber der Wüste und dem Hausirer oder Börsenmann ein nur zufälliger, von äußeren Umständen bedingter ist. „Räuberische Ueberfälle," sagt Dr. Wahrmund, „werden von Nomaden auch als Privatunternehmen Einzelner ausgeführt. Es thun sich dann in der Regel einige Arme unter einem tüchtigen Führer zusammen, um irgendwo in nicht zu großer Nähe ihr Glück als Räuber zu versuchen. Gelingt Alles, so kehren sie mit heiler Haut und beutebeladen zurück, einige schnelle Kameele, gefangene Weiber und Kinder mitbringend, deren, wenn sie nicht ausgelöst werden, der Sklavendienst harrt. Das Freudengeschrei der eigenen Weiber begrüßt die also Heimkehrenden; den Gefallenen betrauert, den Verwundeten empfängt leidenschaftliche Klage. Hier haben wir das typische Urbild für den Privaterwerb des Nomaden, das sich bis auf diesen Tag wie der Einschlag im Gewebe auch durch die Geschäftsthätigkeit des unter uns

lebenden Juden hindurchzieht — des jüdischen Hausirers und Agenten, der über's Land geht, um, statt mit Schwert und Lanze, mit Schundwaaren, Loosen, Antheilsscheinen, anstatt mit wildem Kampfgeschrei, mit sanftem Gedibber und Geschmuse unsere Bauern auszuplündern, und der am Sabbatabend beutebeladen heimkehrt zu Weib und Kindern, sowie in höherer Organisation bei dem Generalstäbler der Alliance israelite, der die ganze Woche unterwegs ist, um durch Ausspürung ökonomischer Schwächen die Güterschlachtung vorzubereiten."

Statt selbst zu produciren, durch seine Arbeit die Hülfsquellen eines Landes zu eröffnen, zieht er an sich, was Andere durch ihre Arbeit geschaffen. Durch die Geschäfte, wie sie meistens von den Israeliten betrieben werden, wird der Wohlstand eines Landes nicht vermehrt, vielmehr wird, was Andere mühsam erarbeitet haben, von Wenigen hinweggenommen, wird eine neue Geldaristokratie geschaffen, welche weit verderblicher wirkt, als jede Adelsaristokratie zur Zeit ihrer größten Entartung gewirkt hat. Letztere hat ihre Thaten wenigstens durch die freundliche Behandlung der Vasallen und Schutzbefohlenen gut gemacht, jene dagegen kennt weder Mitleid noch Mitgefühl. Selbst der Semitenfreund muß nachgerade wünschen, daß einer Klasse nicht erlaubt seyn kann, die reichste Erwerbsquelle ausschließlich für sich in Beschlag zu nehmen; aber die Israeliten fahren fort, alle Banken und alle Geldgeschäfte in ihre eigenen Hände zu bringen, und den Bankerott aller herbeizuführen, welche sich der Verjudung der Börse entgegensetzen.

Betrachten wir ihre Leistungen auf dem socialen Gebiete, in Theorie und Praxis. Ansammlung alles Reichthums in den Händen Weniger, das Verschwinden der Mittelklasse und Anhäufung der Latifundien sind immer ein Symptom ungesunder Zustände, bedeuten Aussaugung und Knechtung der Massen. Es wäre unbillig, die Israeliten verantwortlich zu machen für alle Schäden der europäischen Gesellschaft, die

ihren letzten Grund in der Selbstsucht des Menschen haben; aber verkennen läßt sich doch nicht, daß sehr viele Israeliten mit dem schlechten Beispiel vorangegangen sind und noch vorangehen, daß manche Handelsleute, Wirthe, Hausirer, um mit Israeliten concurriren zu können, den christlichen Grundsätzen der Billigkeit und Ehrlichkeit ungetreu geworden sind. Es genügt nicht, daß christliche Schriftsteller, namentlich Geistliche, nach Kräften die Grundlagen unserer modernen Gesellschaft zu befestigen suchen, wenn nicht auch von dem tonangebenden Kreise unter den Israeliten dem Gründergeist, dem Wucher zu steuern versucht wird.

Schutz der Bauern, der Handwerker ist in unsern Tagen so nothwendig geworden, weil die Semiten überall den Handwerker und Bauern zum Sklaven machen wollen, weil sie ihn durch Vorstrecken von Geldsummen ganz abhängig von sich machen. Der Bauer muß vom Israeliten kaufen, er muß ihm die Erzeugnisse des Feldes um geringeren Preis verkaufen, muß ihm vielfache Dienste leisten, die weit schwerer und erniedrigender sind, als die früheren Pflichten gegen den Feudalherrn. Die freien Handwerker, die kleinen Meister sind zum Theil verschwunden und verschwinden zusehends. Wenn dieselben auch noch in ihren früheren Werkstätten arbeiten, vielleicht noch Gesellen haben; so arbeiten sie doch nicht mehr für sich selbst, sondern für den Capitalisten, der ihnen Geld vorgestreckt, der sie aus einer augenblicklichen Verlegenheit gerissen. Der kleine Meister ist kein Sklave, er ist nicht bewacht vom Sklavenaufseher, erhält nicht Peitschenhiebe, er wird Abends nicht in Fesseln geschlagen; nein, er ist allem Anschein nach ein freier Mann der Arbeit, der ein Auskommen hat, wenn er mäßig ist und sich einzuschränken weiß. Wie mancher würde jedoch nach aufmerksamer Prüfung das Loos des Sklaven nicht fast vorziehen, der besser genährt wird, weniger angestrengt arbeitet, keine weiteren Sorgen um Weib und Kinder hat?

Man darf sich unter diesen Umständen nicht wundern

über den Pessimismus der Arbeiterklassen, über ihre Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Verhältnissen, besonders mit der Gesetzgebung. Der Arbeiter sieht, daß der Jude die Gewerbefreiheit zu seinem Vortheil ausgebeutet, die christlichen Handwerker gezwungen hat, für den jüdischen Magazineur um Hungerlöhne zu arbeiten, daß das christliche Publikum seine Einkäufe in dem jüdischen Magazin macht. Die vielgerühmte Freiheit existirt nicht für den Handwerker, sondern nur für den Ausbeuter. Selbst die Freizügigkeit kommt nur dem Juden zu gut, welcher in manchen Städten fast alle Wohnungen besitzt und sie nur zu exorbitanten Preisen vermiethet. Dank ihrer Presse, Dank der Bereitwilligkeit ihrer christlichen Clienten ist es den Juden bisher nur zu gut gelungen, die Aufmerksamkeit von ihrem verderblichen Treiben abzulenken, die Schriftsteller und öffentlichen Sprecher, welche auf die socialen Schäden der modernen Gesellschaft hinweisen, zu verdächtigen und durch Aufhetzung der Massen gegen die Klassen, die noch das einzige Bollwerk des christlichen Staates sind, das Publikum zu täuschen.

„Gleich viel," sagt Dühring („Judenfrage" p. 886), „ob der Jude die Miene der Freiheit annimmt oder sich conservativ geberdet, stets macht er seine Rechnung im Sinne auserwählter Vortheile, die er bei der einen oder anderen Partei lucriren muß. Das Volk Juda macht daher seine Geschäfte mit allen Parteien, indem es sich unter dieselben vertheilt, wie es sich ja auch unter alle Völker zerstreut. Es ruinirt aber auch alle Parteien, wie alle Völker, bei denen es dauernd für sich Oberhand gewinnt, möge nun innere oder auswärtige Politik in Frage sein. Wo ein Reich Auflösungssymptome zeigt, da sind die Juden sofort dabei, sich an den morschesten Stellen einzubohren. Ebenso machen sie es mit den Ständen und Parteien. Noch ist kein Berufsstand und keine Partei, die der Verjudung anheimfiel, lange bei gesundem Leben geblieben."

Gerade die Grundsatzlosigkeit der Israeliten, diese klug-

Berechnung aller Chancen, die Schlauheit und Verwegenheit, mit welcher der Jude alle Parteien ausnutzt, machen ihn so gefährlich. Als Capitalist, als Inhaber großer Ländercomplexe, als Eigenthümer von Fabriken und Handlungshäusern sollte der Jude conservativ sein, für die Erhaltung der bestehenden Ordnung eintreten; und doch ist es gerade die jüdische Presse, welche beständig gegen die beiden Träger des wahren Conservatismus, die Priesterschaft und den Adel hetzt; doch sind es gerade jüdische Spekulanten, welche auf den Grundbesitz der Kirche und der Aristokratie lüsterne Blicke geworfen haben. Nur die unersättliche Habsucht, welche ihnen keine Ruhe läßt, bis auch die letzte Besitzung der Christen ihnen zugefallen sein wird, erklärt die wunderbare Verblendung der Juden, die mit eigenen Händen den Ast absägen, auf dem sie sitzen, und die Revolution heraufbeschwören.

Von der französischen Revolution angefangen bis herab auf die letzte Revolution in Brasilien haben die Semiten immer eine Rolle gespielt, mehr oder minder die Flamme der Empörung angefacht und jedesmal ihre Interessen trefflich gewahrt. Aber es ist doch zweifelhaft, ob eine neue Revolution, welche, wenn sie losbricht, alle Länder und Nationen erfassen wird, die Juden verschonen wird; ob die jüdischen Agitatoren, welche die wilden Elemente entfesselt haben, denselben Einhalt gebieten können. Eine schwache Partei mag wohl auch Jahrzehnte durch Verhetzung der übrigen Fraktionen das Uebergewicht behaupten, aber bleibend kann ein solcher Zustand nicht sein. Die Parteien werden sich entweder gegen den gemeinsamen Feind, der aus ihrer gegenseitigen Feindschaft Vortheil gezogen, wenden, oder es erfolgt ein Umsturz der bestehenden Ordnung, wie ihn der Socialismus in Aussicht stellt. Die Juden haben auch Anhänger unter den Socialdemokraten und glauben sich hierdurch gedeckt; sie werden, wenn diese an's Ruder kommen, ihren Irrthum einsehen.

Gute Beobachter rühmen den Juden nicht bloß seinen Spürsinn nach, große Geschicklichkeit in den Geschäften und Organisationstalent, sondern auch große Mäßigkeit, Selbstbeherrschung, Sparsamkeit. Statt nun aber gleich Anderen auf ihre Nachbarn günstig einzuwirken, dieselben durch Wort und Beispiel vom Gegentheil abzuhalten, ermuthigen sie dazu und bahnen ihren Nachbarn, wenn sie Christen sind, die Wege zum physischen und moralischen Ruin. Wie viele Hunderte und Tausende von Bauern, Arbeitern, Handwerkern, Handelsleuten sind durch Israeliten zur Trunk- und Spielsucht, zu Ausschweifungen aller Art verleitet worden; wie vielen Söhnen von reichen Eltern, besonders von Adeligen, haben jüdische Wucherer Geld vorgestreckt, natürlich immer zu sehr hohen Zinsen, um später ihre Güter an sich ziehen zu können; wie viele früher untadelige Bürger sind durch Juden so lange verlockt worden, bis sie sich auf Börsengeschäfte und Gründerwesen einließen und ihr Vermögen verloren. In allen Ländern finden wir Tausende von verarmten Familien, welche durch die Schuld eines jüdischen Hausirers, Agenten, Börsenmannes an den Bettelstab gebracht worden sind.

In der Presse, in den Vierteljahr-, Monat- und Wochenschriften und Tagesblättern, welche großentheils dem Judenthum dienen, erscheinen die Juden als die Lämmer, welche nie ein Wässerlein getrübt, werden alle Verbrechen der Juden vertuscht, wird sogar behauptet, die Juden seien die Reformatoren der Gegenwart, die Durchführung der von ihnen vertheidigten Grundsätze würde das goldene Zeitalter bringen. Eine Widerlegung verdient eine solche Behauptung nicht, die heillosen Zustände in Frankreich, Oesterreich, Polen, also in Ländern, in welchen die Juden fast allmächtig sind, liefern den schlagendsten Beweis für die verderblichen Einflüsse des Judenthums. Protestantische und insbesondere jüdische Schriftsteller setzen die Mißstände, welche in obengenannten Ländern herrschen, auf Rechnung der Katholiken und ergehen sich in gehässigen Ausfällen über die Ultramontanen; und doch sind

es die vielgeschmähten Katholiken, welche der allgemeinen Verfahrenheit und Versunkenheit gegenüber das Staatswesen noch zusammenhalten. Der eigene Vortheil sollte die Juden in Frankreich und Oesterreich von Angriffen auf die katholische Kirche zurückhalten, denn ohne sie wären die Revolution und Anarchie schon längst hereingebrochen. Aber die Juden, auch hierin ihrem Instinkt als Nomaden getreu, leben nur für den Tag und kümmern sich nicht um die Zukunft. Sie vertrauen dem Sterne Jakobs, sind nicht weniger Fatalisten, als ihre Stammverwandten, die Araber. Statt die frohe Botschaft Christi, der Friede den Menschen auf Erden verkündigt, zu predigen, statt mitzuarbeiten an der Hebung und Bildung aller Klassen, predigen die Israeliten den Raubkrieg von einem Ende der Erde bis zum andern; statt die zarten Keime der Civilisation zu hegen und zu pflegen, sind sie verheerend und vernichtend über einen großen Theil der Erde gezogen gleich einem typhonischen Wüstensturm. Sie befinden sich, wie Wahrmund treffend sagt, noch heute im heiligen Krieg gegen die Ungläubigen; sie betrachten sich als Soldaten auf dem Marsch, die verborgen lagern oder durch falsche Flagge gedeckt sind, inmitten des Feindes, stets gewärtig des Zeichens zu Angriff und Ueberfall („Nomadenthum" p. 54).

„Wir Bekenner des Judenthums", lesen wir in einem jüdischen Blatt („Neuzeit," 15. September 1883), „die wir durch Lehren und Geschichte, durch Leiden und Prüfungen in ethischer Weise vorausgeeilt sind, müssen die Menschheit erziehen, damit die Barbareien allmählig schwinden, und wenigstens ein Theil der christlichen Völker auf jene Stufe gelange, auf welcher die Juden sich schon längst befinden". Ja, wenn die Juden uns diese hohen sittlichen Güter zu geben vermöchten, würden wir ihnen ihre zahllosen Ungerechtigkeiten gerne verzeihen, Hab und Gut freiwillig opfern, um dafür die edle Perle hoher Sittlichkeit, feiner Bildung einzutauschen. In der That hat die jüdische Bildung wenig, was uns frommen könnte. Fast zwei Jahrtausende ist das Judenthum

geistig beschäftigt, hat Schriftsteller ohne Zahl hervorgebracht, aber seit Abschluß der heiligen Bücher auch nicht Ein literarisches Werk, das werth wäre, im Andenken der Menschheit fortzuleben. Seit dem Untergange des jüdischen Reiches ist keine die Geister befruchtende, gute Idee von Israel ausgegangen; durch alle die Jahrhunderte bis auf die neue Zeit, in Perioden so reich an neuen Staatenbildungen und Institutionen, haben die Nationen des Westens auch nicht Eine weise Einrichtung dem Judenthum zu verdanken. Im Gegentheil die Nationen, welche am wenigsten damit in Berührung kamen, haben sich am besten entwickelt; die, welche ihren Organismus durch das Judenthum zersetzen und zerfressen ließen, sind von ihrer Höhe herabgesunken. England ist zum Theil mächtig, weil die Juden am Ende des dreizehnten Jahrhunderts von England verbannt wurden, und erst unter dem Protektorate Cromwells in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zurückkehrten. Spanien sank tiefer und tiefer, weil die von den Juden geschlagenen Wunden nie schließen wollten.

Die Israeliten haben bekanntlich in der Neuzeit sich die christliche Cultur und Wissenschaft anzueignen gesucht und namentlich auch in Deutschland zahlreiche Literaten in fast allen Zweigen der Wissenschaft aufzuweisen, die zum Theil Tüchtiges geleistet haben. Tiefe philosophische Geschichtsauffassung, Originalität, schöpferische Kraft auf dem Gebiet der Dichtung und in den Künsten ist bekanntlich nicht die starke Seite der Juden. Manche ihrer Leistungen wären schon längst vergessen, wenn sie nicht, gleich den Sophisten von ehemals, den Leidenschaften ihrer Leser schmeichelten. Lagarde bezeichnet die Eigenschaft der jüdischen Literatur durch den treffenden Ausdruck: „Ischariotismus". Er bezeichnet hiemit die pessimistische Lebensanschauung, die schamlose Frechheit, die Gemeinheit, welche alles Hohe in den Staub zieht, den Hohn, die Verachtung alles dessen, was man nicht begreift.

Keiner aber hat den Charakter der jüdischen Schriftsteller besser geschildert, als Wahrmund. „Seßhafte Zustände und das mit ihnen verbundene Streben nach idealen Zielen müssen zu zusammenhängendem wohlgeordneten Denken führen. Das unstäte, tumultuarische Wesen des Nomadenthums läßt auch nur zusammenhangloses fragmentarisches und tumultuarisches Denken zu, und erlaubt willkürlich phantastische Verbindung der Vorstellungen, die Hauptursache, weßhalb die Begründung eigentlicher Wissenschaft und selbst die Uebernahme derselben von Andern und ihr Festhalten und Weiterpflegen den Semiten sich als unmöglich erwiesen hat, so daß sie hierin den Sophisten ähnlich sind, von denen es bei Plato (Phaedo 39 c) heißt, daß es für sie kein festes und unanfechtbares Urtheil gebe, und daß alles bei ihnen drüber und drunter gehe, wie in den Strömungen des Euripus, was sie aber nicht hindere, sich für die gescheidtesten Leute zu halten“ (p. 71).

Weil ihr scharfer Instinkt diesen Mangel an logischem, consequentem Denken herausfühlt, suchen die Semiten das Studium der griechischen und lateinischen Klassiker, der Philosophie und Theologie allmählig von unsern Lehranstalten zu verdrängen, und Fächer, die ihnen mehr sympathisch sind, in denen sie leichter ihre Flüchtigkeit und Gedankenlosigkeit verdecken können, an ihre Stelle zu setzen. Glücklicherweise haben die Unterrichtsminister der deutschen Staaten, unsere Philologen und Schulmänner sich wenig um das Geschrei der jüdischen Literaten gekümmert; aber wenn es so fortgeht, wenn fast alle großen Zeitschriften in jüdische Hände gerathen, wenn die Zahl der jüdischen Lehrer an den Mittelschulen, der Professoren an den Hochschulen in demselben Verhältniß, wie in den letzten Jahrzehnten, zunimmt, dann werden die Juden ihren Lieblingsplan durchsetzen, dann wird der Asiatismus, asiatische Literatur und Cultur an die Stelle der arischen Cultur treten, dann wird das Christenthum, nachdem es aus so vielen starken Positionen hinausgeworfen, die

Cultur, die es geschaffen, die Wissenschaften, die es gegründet, verloren hat, den Kampf mit dem Semitismus zu bestehen haben. Die Arche der Kirche wird, welches auch immer die Stürme sein mögen, über den Wassern schweben, die Kirche wird nicht untergehen. Wie es aber mit Denen stehen wird, welche unthätig zusahen, als man sie nach der Reihe aller Errungenschaften des Christenthums beraubte, kann man nicht voraus bestimmen. Die Katholiken, welche dem Weltgeist huldigend, die Grundsätze ihrer Religion verleugnen, welche den Juden gegenüber fast Abbitte leisten, daß sie noch Katholiken zu bleiben wagen, welche, um den Juden zu gefallen, ihre katholischen Vorfahren, das ganze katholische Mittelalter nicht genug tadeln können, weil es Ausnahmsgesetze gegen die Juden in Anwendung brachte, stehen in der größtmöglichen Gefahr, mehr und mehr in den Strudel dieser Welt hineingezogen zu werden und in den Wellen ihr Grab zu finden.

LXVI.

Dom Mabillon und die Maurinercongregation.

VII. Iter germanicum. (Schluß.)

Nachdem die beiden Mauriner am 25. August das Fest des hl. Ludwig IX. von Frankreich im Regensburger Schottenkloster mitgefeiert, setzten sie ihre Reise fort, verbrachten die erste Nacht „in einem der Mutter Gottes geweihten Dorfe," wo soeben das Patrociniumsfest gefeiert wurde. Wie erstaunt waren sie, die Bevölkerung vollauf in heitern Spielen zu treffen, während doch dem Lande von Seiten der Türken Gefahr drohte. Beim Abendgottesdienst aber fanden sie die

Kirche überfüllt; die ganze Gemeinde betete den Rosenkranz, die Frauen großentheils mit ausgespannten Armen. Der Pfarrer hielt eine Predigt über die Calamität der Türkennoth und forderte mit eindringlichen Worten zur Buße auf. Während der Andacht, die über eine Stunde dauerte, erhob sich der Ortsvorsteher von seinem Platze, näherte sich den beiden Fremden, die ihm verdächtig scheinen mochten, und forderte ihnen ihre Pässe ab, die er in Ordnung fand. In der Herberge war Alles überfüllt; massenhaft war die Bevölkerung der öffentlichen Gebete wegen herbeigeströmt, doch meint Mabillon, vielleicht auch des Spieles wegen.

Ueber Mallerstorf, ein Benediktinerkloster an der Laber, und Abhausen an der Isar kamen sie nach Oetting am Inn, wo sich eine bemerkenswerthe Muttergottesbasilika befindet, und nach dem eine Stunde entfernten Altötting mit der berühmten Wallfahrtskirche unserer lieben Frau. An ersterem Orte bemerkten sie auf dem Marktplatz zwei Weiber auf einem Steine sitzen, deren Hals in einem Holzblock eingeschlossen war. Auf Befragen, was dies bedeute, erhielten sie die Antwort, so pflege man hier zänkische und keifende Weiber zu züchtigen.

Unsere Wanderer übernachteten im Cisterzienserkloster Raitenhaslach an der Salzach und kamen am 28. August unter strömendem Regen über Laufen nach Salzburg, wo sie in der berühmten Abtei St. Peter von dem ihnen schon aus brieflichem Verkehr bekannten Prior Joseph Mezger, Prokanzler der Universität, aufs freundlichste empfangen wurden. Dieser hatte noch zwei Brüder hier im Kloster, von denen der eine Dekan, der andere Prorektor der Universität war, alle drei gleich ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit.[1]) Mabillon wendet auf sie die Worte des Dichters an: Animae, quales neque candidiores Terra tulit.

1) Joseph Mezger war Historiker, Franz philosophischer und ascetischer bezw. moraltheologischer Schriftsteller, Paul ein vor-

Das Kloster mit seinen Merkwürdigkeiten und die Stadt mit ihren soliden Werken und gutbefestigter Citadelle erregten nicht wenig die Bewunderung der Franzosen. Noch mehr staunten sie über die vielen Pagen, Bedienten und Lakaien, die sie in der Umgebung des Fürsterzbischofs fanden. Das sei bei Deutschen, meint Mabillon, noch heute wie zu Tacitus Zeiten, der von ihnen sagt: Haec dignitas, hae vires, magno semper electorum juvenum globo circumdari; in pace decus, in bello praesidium. Dem hohen Herrn[1]) waren sie durch de Graville empfohlen worden, während Crecy ihnen Empfehlungen an den Prinzen Wilhelm von Fürstenberg, Dekan des Domkapitels und Bruder des Bischofs Ferdinand von Münster und späteren Abtes von St. Germain, mitgegeben hatte. In Wilhelm von Fürstenberg fanden sie einen Mann, bei dem Demuth und Leutseligkeit mit allen priesterlichen Tugenden wetteiferten. Auf ihr Befragen nach den Bibliotheken und Archiven der Stadt ward ihnen die Antwort, daß aus dem jüngsten Brande kaum etwas Nennenswerthes übrig geblieben sei; dagegen berge das Kloster St. Peter noch manche literarische Schätze. Diese boten ihnen denn auch die reichste Ausbeute. An der Universität, die um's Jahr 1622 vom Erzbischof Markus Lodron gestiftet worden, wohnten sie einer mit großem Redepomp gefeierten dreifachen Doktorpromotion bei. An derselben Hochschule zählten die Benediktiner von

---

züglicher Theologe, praestantissimus inter omnes quos unquam sodales Benedictini in Germania protulerint, sagt Hurter von ihm. Ueber ihre Schriften sehe man Histor.-pol. Bl. 1873 Bd. 72, S. 490 ff. Ziegelbauer, Hist. rei lit. O. S. B. III. 62 ff. 160 ff. 493 ff. u. 641, endl. Hurter Nomenclator II. 493 ff. et 617 ff. P. Jos. Mezger, Verfasser der Gesch. der Bischöfe, Erzbischöfe u. Aebte von Salzburg, starb kurz nach Mabillon's Abreise am 26. Oktober 1683.

1) Max Gandolf von Kuenberg, zuvor (1665—1668) Fürstbischof von Seccau, regierte die Erzdiözese Salzburg von 1668 bis 1687, ward 1686 zum Cardinal ernannt.

St. Peter zu dieser Zeit eine beträchtliche Zahl tüchtiger Professoren; alle theologischen, philosophischen und historischen Fächer wurden ausschließlich von ihnen docirt, nur das Civilrecht von weltlichen Professoren.

Auch dem Benediktinerinenkloster des Nonnberges, einer Stiftung der seligen Erentrudis, Nichte des hl. Rupert, und der Wallfahrtskirche Maria Plain statteten die beiden Fremdlinge einen Besuch ab. Als sie nach dreitägigem Aufenthalt Salzburg verlassen wollten, ließ ihnen der „Fürst" sagen, er wünsche sehr, daß sie am folgenden Tage der Preisvertheilung des Collegs beiwohnen, indem die Studenten ein Schauspiel, die Geschichte Nabuchodonosors aufführen würden. Viele Herren und Damen vom hohen Adel, die aus Wien und anderen Städten und Schlössern hieher geflüchtet waren, wohnten der mit prächtigen Scenerien und großem Aufwand ausgeführten Vorstellung bei und zwar meist in französischer Tracht (omnes fere Gallicano more induti). Am folgenden Tage ließ der Fürsterzbischof sie in seinem Wagen nach den Gärten von Heilbronn (Hellbrunn) führen, deren Beschreibung wir übergehen und nur hervorheben, daß auch die beiden Gelehrten ihre Schaulust büßen mußten, indem sie unversehens „von den weit vorspringenden Cascaden" der Wasserkünste übergossen wurden. Von dort eilten sie nach St. Peter zurück, um noch am Nachmittage, mit Büchern, Handschriften und anderen Geschenken der hochherzigen Brüder Mezger reich beladen, die Weiterreise anzutreten.

Da der ursprüngliche Plan, bis nach Wien vorzudringen, durch die Türkennoth vereitelt wurde, schlug man die Richtung nach München ein. An allen Orten und Klöstern, welche archäologisches oder historisches Interesse boten, wurde Halt gemacht, und von Epitaphien und dergleichen Abschrift genommen. In Wasserburg begegneten sie am 4. September dem Kurfürsten von Bayern, der, auf dem Wege zum kaiserlichen Heere nach Wien, eine Wallfahrt nach Altötting machte. Ueber Attl und Rott ging es nach kurzer Einkehr

weiter nach Wair (Weyarn), wo sie bei den Regularkanonikern des hl. Augustinus übernachteten. Tags zuvor war daselbst auch der in letzter Zeit vielgenannte und den Lesern dieser Blätter wohl bekannte Kapuzinerpater Markus d'Aviano angekommen, den Mabillon pietatis fama celebratissimum nennt. Derselbe eilte nach Wien, während die Unsrigen den Weg nach Tegernsee einschlugen. Die schöne Lage dieser einst so berühmten Benediktinerabtei am blauen See, die Kirche mit den Reliquien der hhl. Quirinus, Chrysogonus und Castor (einer der quatuor coronati), die Gräber der Stifter dieses Klosters Otkar und Adalbert, edle Franken, welche vom Hofe Pippin's weg sich hier in die Einsamkeit zurückgezogen hatten, sowie das Grab des seligen Abtes Ellinger, der im elften Jahrhundert das Kloster Benediktbeuren reformirte, und des Abtes Caspar, Reformators von Tegernsee im 15. Jahrhundert — all das fesselte die Aufmerksamkeit der gelehrten Mauriner. Vorzüglich aber die Bibliothek mit den vielen kostbaren Handschriften, die man jetzt in der Staatsbibliothek zu München bewundert. Unsere Mönche, die Herausgeber der Kirchenväter, fanden hier manche ihrer Conjekturen durch Beweise bestätigt; von verschiedenen Schriften ehemaliger Tegernseer Mönche (Briefe der Aebte, Commentare zur hl. Regel, ascetische Werke) nahmen sie Abschrift oder Auszüge mit sich.

An der Vigil von Mariä Geburt war die Abtei Benediktbeuren am Fuße der bayerischen und rhätischen Alpen erreicht. Die gute Vorbedeutung ihres Namens bewährte sich nicht durch die Ereignisse. „An diesem Tage, berichtet Mabillon, fand daselbst die Uebertragung der Reliquien der hl. Patronin Anastasia statt. Wir mußten lange Zeit im Vorhofe des Klosters warten, während eine Volksmenge uns gaffend umdrängte, als ob wir aus einer anderen Welt kämen. Endlich meldete uns Jemand, alle Gasträume seien besetzt und für uns in der Herberge kein Platz. Der Gastpater bot uns indeß einen Bürgschein an (vadem schedulam),

auf dessen Vorzeigung man uns im Dorfe Unterkommen gewähren würde. Wir dankten freundlichst und erklärten, es sei uns einzig darum zu thun, zu wissen, ob sich in der Klosterbibliothek nichts Interessantes für die Ordensgeschichte finde; man möge uns gestatten, die wenigen Stunden bis zum Abend auf die Besichtigung des Klosters und der Bibliothek verwenden zu dürfen. Das konnte der gute Herr nicht abschlagen, und so bekamen wir denn das fast neu gebaute Kloster mit der noch nicht ganz vollendeten Kirche und der Bibliothek zu sehen; der Bibliothekar indeß, den man aus dem Refektorium hatte holen müssen, ließ alsbald seinen ganzen Ingrimm gegen die Franzosen los, die eben als Verbündete der Türken und als deren Hetzer gegen Oesterreich galten. P. Michael Germain hörte, in die Bücher und Handschriften vertieft, den Injurien eine Zeit lang ruhig zu. Da Jener aber nicht nachließ, so nahm auch er endlich, freilich nicht als ‚Germane', sondern als ächter Gallus den Kampf auf und gab in den Grenzen französischer Höflichkeit dem Angreifer gebührend Antwort. Der für Deutschland glühende Bibliothekar, dadurch gereizt, warf uns die seltsamsten Gerüchte vor, die er für baare Münze angenommen, bis endlich unser schweizerischer Dolmetsch, der bis dahin dem Disput ruhig zugehört, uns zu Hülfe kam. Derselbe hatte früher in der königlichen Leibgarde zu Paris gedient und sagte viel Gutes und Schönes von Frankreich und unserm Könige, näherte sich aber dabei wohlweislich sachte der Thüre und entkam; ein Glück für ihn, denn sicher wäre er unsanft hinausspedirt worden. Die friedlichen Musen aber müssen in ihrem Reiche eine solche Scene nicht ohne Bangen mit angesehen haben. Wir unterdessen fuhren fort die Bücher zu untersuchen und fanden glücklicher Weise eine Handschrift mit den Epitaphien der ersten Aebte, Lantfried, Waldramus und Guntram, der Stifter des Klosters, gleichfalls Franken, die vom Hofe Pippin's kommend, der Reihe nach den Hirtenstab dieses Klosters führten. ‚Sehen Sie,'

versetzte ich, ‚daß die Franzosen oder Franken doch nicht so schlimme Leute sind und nicht allweg Tadel verdienen! Sie sehen, was Benediktbeuren denselben zu verdanken hat; seine Mönche sind ja deren Nachkommen und wir hätten schließlich noch ein besonderes Anrecht auf ihre Gastfreundschaft.' Mittlerweile nöthigte uns das einbrechende Dunkel, an der Tiroler Landstraße ein Hospiz aufzusuchen."

In der Frühe des folgenden Tages zogen sie, ohne das Kloster nochmals zu besuchen, von dannen. In „Wolferzhausen" (Wolfratshausen) celebrirten sie und dann gings direkt nach München. Da in dieser Stadt kein Benediktinerkloster bestand, und die benachbarte ehemalige Abtei Ebersperg vom Herzog Wilhelm V. dem Münchener Jesuitencolleg überwiesen war, so kehrten sie in einer Herberge ein, die von einem Landsmann aus Abbeville nach französischer Art gehalten wurde. Sie stellten sich mit ihren Empfehlungsschreiben dem außerordentlichen Gesandten Frankreichs, Herrn de la Haye vor, der sie freundlich zu Tische lud und ihnen seinen Wagen anwies, um in kurzer Zeit die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nehmen zu können. Durch Empfehlung des Gesandten erhielten sie überall Einlaß, mit Ausnahme der Bibliothek, welche ohne specielle Erlaubniß des Kurfürsten Niemand betreten durfte. Leider war der Kurfürst abwesend, und so blieben die Empfehlungsbriefe, die sie durch die Vermittlung Bossuet's von der Dauphine, des Kurfürsten Schwester, erhalten hatten, nutzlos. Der Rektor der Jesuiten und der Propst der Theatiner P. Benarius, Verfasser einer Philosophie in 4 Bänden, erwiesen den beiden Benediktinern viel Liebe und Aufmerksamkeit.

In der Isarstadt machte auf Mabillon großen Eindruck der Palast mit seinen prächtigen Höfen, zahllosen prunkvollen Gemächern, Säulengängen und antiken Statuen, und vor allem seiner kostbaren Treppe im sogenannten Kaiserhof. Am 10. September traf vom Kurfürsten die Anordnung feierlicher öffentlicher Gebete ein mit 40stündiger Aussetzung des hoch-

würdigsten Gutes, um des Himmels Segen auf die christlichen Waffen gegen die Türken herabzuflehen. Diese Verordnung brachte die ganze Stadt in Bewegung. Unsere Benediktiner, die mit an der Andacht theilnahmen, erbauten sich nicht wenig an der Frömmigkeit des Volkes, welches in geordneten Schaaren, Männer und Frauen getrennt, nach Straßen und Häuserreihen, Alter und Stand abwechselnd unter Leitung ihrer Pfarrer mit großem Eifer dem Gebete und den Bußwerken oblagen, ein Beweis, welchen Schrecken die Türken damals in ganz Süddeutschland verbreiteten. Wer hätte auch nach Wiens Fall die Ueberfluthung all dieser Länder durch die muselmännischen Horden hemmen können? Die Wogen, welche einst Karl Martell um 950 Jahre früher am westlichen Ende Europa's eingedämmt, hätten mit um so entsetzlicherer Gewalt durchs östliche Thor hereinbrechend, die civilisirte Welt in ihrem Schlamme begraben.

Da unsere Mauriner wenig Aussicht hatten, in München ihre Wißbegierde zu befriedigen, griffen sie bald wieder zum Wanderstab. Ihr nächstes Ziel bildete der heilige Berg Andechs mit seinem Heiligthum der Himmelskönigin und den kostbaren Reliquien. Der Abt Maurus, Visitator der bayerischen Benediktinerklöster, hatte das neun Jahre zuvor durch den Wetterstrahl zerstörte Kloster wieder hergestellt und die Bibliothek mit werthvollen Büchern bereichert. Vor der Abreise von diesem „paradiesischen Fleck" schrieb Mabillon an Ruinart über seine Forschungen berichtend und Aufträge gebend für Herouval, Ducange und Baluze.

Von Andechs wanderten sie nach Wessobrunn, dem weniger schmucken, aber altehrwürdigen Kloster mit dem schönen Crucifix am Grabe der beiden Welfen, Stifter des Gotteshauses und den drei Quellen im Garten, die „nach Weso, dem Sohne Tassilo's benannt" sind. Die alten Codices der Bibliothek hatte 500 Jahre zuvor schon die Nonne Diemoth oder Diemut beschrieben.

Das nächste Ziel der Wanderung war Füssen in der Diöcese Augsburg, ein vom hl. Magnus gegründetes Kloster.

Unterwegs kehrten sie bei den Prämonstratensern in Steingaden ein (gegründet 1147), wo sie von dem hervorragenden und dabei so demüthigen Prälaten „mit Ehrenwein und kostbaren Fischen“ regalirt wurden; „obschon wir doch,“ fügt der anspruchslose Mabillon hinzu, „als landfremde und ganz obscure Mönche ihm ins Haus fielen.“ Im Kloster Füssen freundlich aufgenommen, fanden sie in der Bibliothek manches interessante Schriftstück, so eine Urkunde vom Jahre 918, worin ein Papst Marinus oder Marius (?) erwähnt wird, der dem Scharfsinn des gelehrten Mauriners zu schaffen machte. Da auch vom hl. Ulrich berichtet wird, er sei 909 Marino Pontifice nach Rom gereist, so vermuthet Mabillon, Johannes X. habe auch den Namen Marinus gehabt, oder aber ein Gegenpapst, der den Deutschen als rechtmäßiger Nachfolger Petri gegolten habe, zur Zeit den Stuhl Petri inne gehabt; die Kirche zählt sonst nur die Päpste Marinus I. (882—884) und Marinus II (942—946).

Ihrem Versprechen gemäß reisten die beiden Forscher nun wieder nach Kempten, wo zur Zeit ihrer zweiten Ankunft die „Angariä“ gehalten wurden. Angariä, sagt Mabillon, hießen dort die Abgaben, welche die 35 von Kempten abhängigen Pfarreien an das Stift zu entrichten hatten. Alle Pfarrer versammeln sich daselbst am Donnerstag der Quatemberwoche. Es werden feierliche Gebete für die Wohlthäter verrichtet und darnach zwei Hochämter, das eine für die Verstorbenen und das andere de beata Maria gesungen, während die übrigen Herren stille Messen für die Abgestorbenen lesen. Das sei früher am Quatembermittwoch geschehen. Um aber den versammelten Pfarrern ein gutes Mittagmahl bieten zu können, habe man die Feier auf den Donnerstag verlegt. In Folge dieses Brauches erhielten hier die Quatembertage den Namen angariae.[1])

---

1) Näheres vgl. Ducange, Glossar. med. et inf. lat. s. v. angari et angariae, und Langen, die letzten Lebenstage Jesu. Freiburg 1864. S. 296.

Zum Feste der Kreuzerhöhung oder am folgenden Tage kam von Innsbruck her die frohe Kunde, daß die Belagerung Wiens aufgehoben und die Türken am Sonntag, 12. September, eine entscheidende Niederlage erlitten hätten. 8000 Muselmänner seien gefallen, der Groß-Vezier mit der ganzen Armee geflohen, das Lager mit reicher Beute und Munition nebst einer großen Zahl von Gefangenen in die Hände der Christen gefallen. „Die Freude darüber," sagt Mabillon, „war zuerst still und schüchtern, weil die Nachricht gar zu unglaublich erschien und keine amtliche Bestätigung erhalten hatte. Bald aber wagte man es, herzlich auf die Tapferkeit der christlichen Helden zu trinken, indeß mit Anstand, Ruhe und Mäßigung, wie es sich für ein solches Fest geziemt."

Auf die freudige Kunde hatten unsere Reisenden ihren Plan geändert. P. Maximilian geleitete dieselben bis zur Cisterzienserabtei Salem oder Salmansweiler, der Residenz des Generalcommissars der Cisterzienser von Oberdeutschland, im Jahre 1137, also noch zur Zeit des hl. Bernhard gegründet. In der dortigen Bibliothek wurden sie für ihre Enttäuschung in München reichlich entschädigt. Sie fanden unter andern die Schrift des Ratramnus (876 oder 875) de perceptione Corporis et Sanguinis Domini an „Karolus Magnus," d. h. an Karl den Kahlen gerichtet, der von seinen Zeitgenossen häufig der „Große" genannt wird.[1]) Desgleichen de praedestinatione ad eundem, ferner Bernonis Abbatis Augiensis opuscula inedita und Acta Concilii Constantiensis.

Am Feste des hl. Matthäus kamen die Reisenden nach Ueberlingen, wo sie die Stadtthore während des Gottesdienstes ob hostium metum verschlossen fanden. Doch erhielten sie ohne Schwierigkeit Einlaß. Vom jenseitigen Ufer

1) Vgl. über Ratramnus das besonders lehrreiche Werk des Münchener Professors Bach, Dogmengeschichte des Mittelalters. Wien 1873. Bd. I. S. 191 ff. u. 232 ff. besonders 193, Anmerk. 3.

des Sees lenkten sie ihre Schritte nach Petershausen. Sie mieden geflissentlich Constanz, da sie gehört hatten, daß man dort gegen Fremde nicht sehr galant sei. „Sciebamus morosos istic esse adventantium exquisitores. Unser Führer P. Maximilian erwiderte auf die an ihn gestellten Fragen, wir kämen von Weingarten, wo wir allerdings vor einiger Zeit gewesen, und so ließ man uns passiren. Wir begrüßten unsere Mitbrüder in Petershausen und beeilten uns, die Kathedrale zu besichtigen, in welcher einst das berühmte Concil getagt hatte, auf alles Andere verzichtend wegen des tiefeingewurzelten Mißtrauens der Bewohner gegen die Franzosen." Nach dem Mittagsmahl theilte man insgeheim dem P. Max mit, der kaiserliche Rath habe ein Schreiben erhalten, worin seine Aufmerksamkeit auf zwei französische Benediktiner gelenkt werde, die in Begleitung eines Dolmetsch, man wisse nicht recht in welcher Absicht, ganz Deutschland durchzögen. Dieselben würden auch nach Constanz kommen; man möge sie überwachen und scharf in's Verhör nehmen. „Auf diese Kunde machten wir uns aus dem Staube und eilten, ohne die ungastliche Stadt besichtigt zu haben, Reichenau zu."

„Die Augia dives ist eine Stätte, die ehemals nicht weniger durch Wissenschaft als durch Heiligkeit in hohem Glanze erstrahlte." In der That, wer kennt nicht die Namen ihrer großen Aebte und Mönche vom hl. Pirmin bis zu Berno, einen Hermann den Lahmen und Berthold? Leider war sie zu Mabillon's Zeit durch eine Reihe von hier nicht näher zu erörternden Uebelständen von ihrer glanzvollen Höhe herabgesunken. Erinnern wir nur an das Eine, daß hier, wie leider in so manchen ehemals blühenden Abteien diesseits und jenseits des Rheines, der Bischof des Sprengels Titel, Rechte und Einkünfte des Abtes für sich beanspruchte und dem Kloster nur soviel übrig ließ, daß ein Prior mit wenigen Mönchen spärlich damit ihr Leben fristen konnten. Die beiden Mauriner fanden die herzlichste Auf-

nahme. Willkommen für ihre historischen Arbeiten war ihnen unter den Merkwürdigkeiten der lieblichen Insel die Grabschrift Karl's des Dicken, wie verschiedene werthvolle Handschriften lateinischer Kirchenväter, darunter eine vollständigere Recension des von Sirmond herausgegebenen Praedestinatus und zwar als Opus sancti Primasii discipuli Augustini de haeresibus num. XC, worin in 88 Nummern die von Augustin im Buche an Quodvultdeus bezeichneten Häresien und in den beiden folgenden Nummern 89 und 90 die Häresien der Nestorianer und Prädestinatianer oder praedestinati aufgezählt sind, ohne daß der Irrlehre des Eutyches Erwähnung geschieht. (Näheres darüber in Iter German. l. c. S. 15.)

Das benachbarte Radolfzell mit seiner dem hl. Ratolf geweihten Kirche war die nächste Station. Der Name erinnert den vielbelesenen Mauriner an die Verse des Georgius Tibianus bei Goldast:

> Urbs antiqua viget Ratolfi-cella vocata
> Florigeri hic colles pictaque prata virent;
> Hic numerosa juga et scopulosi vertice colles
> Udaque perpetuo gramine terra viret.

„Wir begrüßten vorüberziehend den Hohentwiel (Mons Duellius), wo einst ein Kloster unseres Ordens gestanden, und der selige Abt Waldfried (9. Jhdt.) begraben liegt, und überschritten auf schmaler Holzbrücke die Donau etwa vier Meilen unterhalb ihrer Quelle.“ In Villingen, der Zufluchtsstätte der Benediktiner von St. Georgen, nachdem letzteres durch den Herzog von Würtemberg geplündert worden war, fanden sie den Prior P. Georg Geisser, mit welchem Mabillon schon seit langer Zeit in brieflichem Verkehr gestanden. Wie herzlich und brüderlich diese Communität mit ihrem siebzigjährigen Abt an der Spitze, welchen Mabillon „historiae nostrae studiosissimum“ nennt, die Reisenden empfangen und beherbergt, erhellt aus dem Verse in Mabillons Tagebuch: O qui complexus et gaudia quanta fuere!

Rührend ist der Abschied von diesem gastlichen Kloster, den er also erzählt: „Als wir am folgenden Morgen uns zur Weiterreise anschickten und vor dem Abte niederknieend um den Segen baten, umarmte er uns mit großer Herzlichkeit und schob mir ein kleines Päckchen in die Hand mit der dringenden Bitte, mit diesem Wenigen als Zehrpfennig vorlieb nehmen zu wollen. Ich aber zog meine Hand, als hätte man mir eine glühende Kohle darauf gelegt, eilig zurück, indem ich dankend ablehnte. Wir müßten wahrlich die gemeinsten aller Menschen sein, hätten wir nach so hochherziger und liebevoller Gastfreundschaft noch Geld annehmen wollen. Allein der hochwürdigste Herr Abt und P. Georg bestanden darauf, und um sie nicht zu betrüben, mußten wir uns fügen. Ueber soviel Liebe und Aufmerksamkeit bis zu Thränen gerührt, nahmen wir Abschied und vertrauten uns dem Manne an, welchen man uns im Kloster als Geleitsmann über den gefahrvollen Schwarzwald mitgegeben. In der That muß ich gestehen, noch heute klopft mir das Herz und erstarrt mir das Blut in den Adern, wenn ich an diese Wanderung denke. Wie ist da Alles so unwegsam, steil und abschüssig; allseits starren im Halbdunkel nur Felsen empor und riesige Bäume. Kein geebneter Pfad, kein Dorf, keine Stadt, es sei denn Erembach,[1]) die befestigte Hauptstadt des Hercynier-volkes. Horrida omnia! In den engen Thälern gibt's allerdings fette Weiden, aber die Bergabhänge sind weder für den Getreidewuchs noch für Schafweiden geeignet und zwar, wie man sagt, wegen der Menge der scharfen und zu fetten Kräuter. Da und dort gewahrt man in die wilde Landschaft eingestreut vereinzelte Hütten, die oft an Bergwänden kleben. Eine jede hat ihre eigene Mühle, deren Wasser mit Röhren oder Kanälen aus Tannenholz herbeigeleitet wird. Welch uralte Tannen, abietes annosae! Sie fallen ob der Last

1) Vöhrenbach, kleine Stadt an der Brege, dem einen Quellfluße der Donau.

ihrer Jahre von selber und verfaulen auf dem Platze, da nirgends Wege zum Transport vorhanden. Aus diesen unwegsamen, schrecklichen Labyrinthen und Irrgängen oder, richtiger gesagt, gähnenden Schlünden und Abgründen mit ihren wilden Felszacken wären wir sicher nicht lebendig herausgekommen, hätten nicht unsere guten Mitbrüder von Villingen uns einen zuverlässigen Führer mitgegeben. Endlich erreichten wir das Benediktinerkloster St. Peter, das etwa drei Stunden von Freiburg im Breisgau entfernt, am Saume des Schwarzwaldes liegt, wo man doch wieder frei aufathmen und mit Ruhe den Himmel betrachten kann. Die Klostergebäude werden soeben restaurirt, weil vor Kurzem die Kaiserlichen, um die dort liegenden französischen Truppen zu vertreiben, Feuer angelegt haben. Dadurch wurde freilich das Kloster zerstört, den Unsrigen aber weder durch Feuer noch Schwert ein Schaden zugefügt."

Ueber Freiburg, Breisach und Colmar (Columbarium) kamen unsere Reisenden nach Münster oder Gregorienthal; daselbst stand ein Kloster der Congregation von St. Vitonus und Hidulphus. Von hier führte sie der Weg durch's Leper- oder Hasenthal (vallis leporina) gen Straßburg. In diesem Thale stand die Cella Lebraha, eine Stiftung des Abtes Fulrad († 784) und nahe dabei die von demselben gegründete Propstei St. Hippolyt oder St. Velt (Pölt). In dem drei Stunden entfernten Schlettstadt stand ehedem das Priorat St. Fiden zu Cluny gehörig, zu Mabillon's Zeiten aber von den Jesuiten occupirt, die dort ein Collegium hatten. Das nächste Ziel war Ebersheimmünster (Aprilocum), ehemals Novientum geheißen an der Ill, gestiftet unter König Theodorich, dem Sohne Chlodwigs des Jüngern, und zwar, wie die Legende berichtet, von Attikus, dem Vater der hl. Ottilia, gerade an der Stelle, wo Julius Cäsar einen Tempel der Diana errichtet haben soll. Unter dem zweiten Abte Columbus wurde die Kirche dieser Cella vom hl. Pirmin († um 750) eingeweiht. Die Kirche und die regulären Räume, während

des dreißigjährigen Krieges von den Schweden zerstört, wurden damals unter Abt Bernard, der die reisenden Mauriner brüderlich bewirthete, eben wieder hergestellt. Zwei Stunden davon liegt das Stift Andlaw (Andelagense coenobium), von Kaiserin Richarda, Gemahlin Karls des Dicken, gegründet, im 17. Jahrhundert mit Canonissen besetzt.

Straßburg, wo sie am 1. Oktober eintrafen, erscheint den Reisenden als eine sehr große Stadt, die an Einwohnerzahl sowie an Schönheit der Lage alle andern übertreffe, und wegen der Festungswerke, die der allerchristlichste König kürzlich dort gebaut, uneinnehmbar. Von hier aus schreibt der gelehrte patriotisch gesinnte Mönch, als ob ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen wäre: „Gott sei Dank! endlich sind wir doch wieder in Frankreich, nachdem wir mit Glück und Ehren einen großen Theil von Deutschland durchwandert haben". Zweimal lasen beide im Dom die hl. Messe. Die Stadtbibliothek und das Archiv besuchten sie unter Führung des berühmten Archivars Ulrich Obrecht oder Hobrecht, der sich ihnen für die Zeit ihres Aufenthalts ganz zur Verfügung stellte; er schenkte ihnen die von ihm veröffentlichten Werke und machte sie aufmerksam auf die Notizen und Correktorien, die er mit eigener Hand in verschiedene Werke seiner großen Bibliothek eingetragen hatte.

Nun ging's über die Vogesen an Molsheim vorbei nach Senones, wo Abt Joachim Vivinus, Benediktiner der Congregation von St. Vannes und St. Hidulphe, sie mit herzlichem Wohlwollen empfing. In St. Dié (S. Deodati) begrüßten sie den gelehrten Propst Riguet. Sie berührten Moyenmoutiers (Monasterium Medianum) und kamen über St. Michael an der Mosel, wo sie von ihrem Freunde, Abt Heinrich Henesо, sehnlichst erwartet waren, nach Verdun und Sedan. Als sie an letzterem Orte erfuhren, ihr Gönner, der Erzbischof von Rheims, halte sich in dem benachbarten Charleville auf, eilten sie dorthin, erstatteten ihm Bericht über die Resultate ihrer Reise und pilgerten dann über

Rheims zu Unserer Lieben Frau von Liesses (Laetitiensis), um an dieser Gnadenstätte Gott dem Herrn und der allerseligsten Jungfrau Maria für die glückliche Vollendung der Reise und alle während derselben empfangenen Wohlthaten und Gnaden zu danken. Der Rest ihres Weges über Laon, Soissons und Meaux zurück nach Paris bietet außer dem Besuche bei Bossuet kaum ein Interesse.

„Hier, lieber Leser," schreibt Mabillon, „schließt unser Reisebericht, den wir aus Furcht, die Trockenheit des Stils und die Gleichförmigkeit der einzelnen Beobachtungen und eingestreuten Bemerkungen möchten ihn als zu lang erscheinen lassen, gerne kürzer gefaßt hätten. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, nöthigen Falls noch Manches über die Sitten und Gebräuche der von uns bereisten Länder und Nationen beizufügen, doch um mir nicht den Anschein zu geben, als schmeichle ich den Einen durch Lob und trete der Ehre Anderer durch übermäßigen Tadel zu nahe, habe ich Vieles mit Stillschweigen übergangen und manche sich aufdrängende Bemerkung unterdrückt. Sollte Jemand finden, daß ich durch oftmalige Erwähnung der uns auf der Reise zu Theil gewordenen Ehrenbezeugungen die Grenze der Bescheidenheit überschritten habe, so möge er überzeugt sein, daß nur die Furcht, ich möchte durch ein solches Schweigen gegen Freunde, Wohlthäter und Gastgeber undankbar erscheinen, mich dazu veranlaßt hat. Schließlich ist der Hauptzweck dieses Buches eine öffentliche Anerkennung, wie viel Dank die Gelehrtenwelt dem erlauchten Colbert schulde, der außer anderen durch die Munificenz des Königs uns ermöglichten Reisen auch diese veranlaßt hat. Hätte demnach gegenwärtige Schrift für das Publikum auch keinen Nutzen, so bleibt sie von unserer Seite immerhin der öffentliche Ausdruck einer schuldigen Dankespflicht".

Die Reise war nun beendigt. Mabillon war mit Büchern, Handschriften und Notizen beladen heimgekehrt; es galt jetzt, das Gefundene aus der Mappe hervorzuholen und für seine

und seiner Mitbrüder wissenschaftliche Unternehmungen zu verwerthen. Mit seiner unglaublichen Arbeitskraft und Aktivität ordnete er das Gesammelte, und ohne die Arbeit an den größeren Werken, die er seit Jahren unter Händen hatte, zu beeinträchtigen, begann er, wie aus einem Briefe an Nicaise vom 31. Januar 1684 erhellt, sofort die Veröffentlichung des 4. Bandes der Analekten und des Werkes De liturgia Gallicana (1685). Daneben erschien: Méthode pour apprendre l'histoire. Paris 1684. Die Liturgia Gallicana, worin zum ersten Mal die Meßfeier, das Officium und die Sakramentenspende der vorkarolingischen Periode eingehende Beleuchtung findet, war eine der schönsten Früchte der Reise Mabillons durch Burgund, Schweiz, Deutschland, Elsaß und Lothringen.

LXVII.

Ein österreichischer Geschichts-Professor über Brandenburg und Habsburg.

Der k. k. Professor der Geschichte an der Grazer Universität, Herr Hans v. Zwiedeneck-Südenhorst hat soeben den ersten Band einer „Deutschen Geschichte im Zeitraume der Gründung des preußischen Königthums"[1]) herausgegeben, welche in Verherrlichung Brandenburgs und Herabminderung des Kaiserhauses so weit geht, wie wir es sonst nur bei ganz enragirten preußischen Professoren zu lesen gewohnt waren. In der Ein-

1) Stuttgart 1890. Bildet einen Band der bei Cotta erscheinenden „Bibliothek deutscher Geschichte." Wenn alle Bände so einseitig gehalten sind, wie der vorliegende, so muß jeder Freund der historischen Wahrheit dieser Bibliothek die Thüre verschließen.

ung heißt es: „Die Geschichte muß die Thatsache feststellen,
von dem Augenblicke an, als die neue Lehre in einem
ßen Theile des Volkes feste Wurzeln geschlagen hatte, als
ade die kräftigeren und zäheren Stämme für immer mit dem
pstthum gebrochen und die Idee der evangelischen Freiheit
germanischer Treue und Hingebung erfaßt hatten, die Auf-
tung eines starken Reichsregimentes unter katholischer Führung
nöglich geworden war." Natürlich wohl unter protestantischer
hrung. Denn „das Erstehen des neuen Kaiserthums, des
iserthums der Hohenzollern wird ein Markstein von ähn-
em geschichtlichen Werthe sein." Die Nation ahnte freilich
nals noch nicht, „daß ihr endlich keine Rettung blieb, als
heroischem Aufschwunge, wenn auch mit begreiflicher
klemmung, die letzte Baracke, die ihr von dem einst so
zen Gebäude ihres Reiches geblieben war, selbst nieder-
reißen und zu zerschellen, damit sie Raum erhielt
ein neues und besser schützendes Dach." Der erste Zimmer-
ister dieses Daches war der „große Kurfürst." „Das Werden
Wachsen des preußischen Staates ist von nun an der Aus-
gspunkt für die Reichsgeschichte nach dem westfälischen Frieden.
d hier wird uns zugleich die Freude zu Theil, in dem Leben
Wirken eines einzigen großen Mannes alles für die Kenntniß
ser Zeit Wesentliche zusammenfassen zu können. Ein Fürst
r den Deutschen erstanden, ein rechter Herr und Führer in
ieg und Frieden, wie sie lange, lange Zeit keinen ähnlichen
ter sich gesehen. Selbst den erleuchtetsten seiner Zeitgenossen,
: einem Samuel Pufendorf, konnte sich seine Bedeutung nicht
voller Weite erschließen, je mehr das Werk, das er begonnen,
ner Vollendung naht, um so deutlicher erkennen wir seine
öße . . . was das große, gemeinsame Vaterland, was das
nze deutsche Volk ihm schuldet, das konnte er (Pufendorf)
ht erfassen. Möge es unserer schlichten Erzählung gelingen,
Gefühl des Dankes zu erregen und festzuwurzeln, das in
n Herzen jedes guten Deutschen für ihn lebendig sein muß"
. 94). „Darin lag die Bedeutung dieses im Werden be-
ffenen Staates, daß er seine Macht über ganz Norddeutsch-
d ausdehnen mußte, in die Kreisgrenzen ließen sich seine
teressen nicht einengen" (S. 120). „Friedrich Wilhelm konnte

sich sagen, daß ihm seine Stände das Regieren nicht leicht gemacht hatten. Er hatte es aber gründlich erlernt diese Kunst auszuüben. Und sie blieb fortan ein kostbares Erbtheil seines Hauses" (S. 144).

Mußte Friedrich Wilhelm sich ausdehnen, so darf natürlich auch nur in dieser Nothwendigkeit, nach diesem Naturgesetz der Expansion seine Politik betrachtet werden. Als der deutsche Kurfürst nach dem französischen Raub von Straßburg meinte, „bei den gegenwärtigen Läuften und Circumstantien sei es am gerathensten, die Anerbietungen des Königs von Frankreich anzunehmen, der sich mit dem bis zur Absendung der Bevollmächtigten nach Frankreich Erworbenen sammt Straßburg begnügen wolle," so findet der urdeutsche Professor das ganz in der Ordnung, ja er hebt preisend hervor: „Auf diese Rede, deren Offenheit, Schärfe und logische Gliederung und oratorische Kraft eine seltene Zierde unter den Tausenden und Tausenden in Regensburg abgegebenen Voten bildet, folgte eine Deklaration, in welcher Kurbrandenburg gegen die Laxenburger Allianz protestirt und sich dagegen verwahrt, daß man durch unüberlegte Rüstungen und ohne auch nur einen Weg zum Frieden anzuzeigen, Frankreich zu Feindseligkeiten gegen Deutschland reize. Der Kurfürst hatte nach dem Falle von Straßburg dem französischen Gesandten seine Bestürzung, seinen Unwillen nicht verborgen, er hatte ihm die härtesten Vorwürfe über das Vorgehen des Königs gemacht, der seinen Verbündeten nicht einmal von so wichtigen Unternehmungen vorher in Kenntniß setze, mehr konnte er nicht thun, da seine Stellung in dem gegebenen Zeitpunkte auf der Verständigung mit Frankreich beruhte" (S. 470).[1] Dadurch, daß „der

1) Im Vertrage mit Frankreich vom 20. Oktober 1679 verpflichtete sich der „deutsche" Kurfürst, bei der eventuellen Kaiserwahl dem französischen Könige oder dem Dauphin die Stimme zu geben, dafür seinen Einfluß zu verwenden, und falls dieselbe nicht durchzusetzen sei, nur im Einvernehmen mit Frankreich zu wählen. Zum „besonderen Zeichen seiner Freundschaft" verspricht Ludwig XIV. den Kurfürsten mit jährlich 100,000 Livres zehn Jahre lang zu bezahlen. Die französische Gewaltthat gegen

große Kurfürst alles aufgeboten, um den Krieg wegen der Reunionen zu verhindern, hat er sich großes Verdienst um das Reich, das größte aber um Oesterreich erworben" (S. 471). Später zu seiner Pflicht gegen Kaiser und Reich zurückgekehrt, „hat Friedrich Wilhelm doch keinen Augenblick gezögert, durch einen unzweideutigen Schritt zu erkennen zu geben, daß er von einer weiteren Nachgiebigkeit gegen Frankreich nichts wissen und nicht ruhig zusehen wolle, wie sich zum Schaden des Reichs und der evangelischen Freiheit eine Intimität der katholischen Mächte heranbilde. Die Bundesgenossenschaft mit Oesterreich konnte der Brandenburger unmöglich in eine bedingungslose Gefolgschaft übergehen lassen; sie mußte vor Allem dem Reichsinteresse dienen, und von diesem untrennbar war die Forderung, daß die Religionsfreiheit nicht durch äußere Einflüsse gestört werden dürfe, daß sich die Macht der beiden Religionsparteien die Wage halte" (S. 582). Wie man sieht, ist dem Herrn von Zwiedenek schon damals Reichsinteresse = Preußen. Dieses sogenannte Reichsinteresse kehrte am Lebensabende des Kurfürsten zu sich selbst zurück. „Und somit war Friedrich Wilhelm am Abende seines Lebens trotz der vielfachen Wandlungen, die seine Politik in fünf Jahrzehnten durchgemacht hatte — doch bei jenem Hauptpunkte derselben angelangt, von dem sie ihren Ausgang genommen hatte, bei dem einmüthigen Zusammenwirken mit der Republik der vereinigten Niederlande für die Sicherung der evangelischen Freiheit. Sein Staat mußte eine Säule der protestantischen Welt bleiben. Darin lag dessen nationale Bedeutung und die Wurzel seiner Kraft . . . Die Wehrkraft der evangelischen Deutschen hatte ihr Zentrum in Brandenburg gefunden. Hohenzollern mußte für sie wachsam bleiben und jeder ernsten Gefahr sofort die Spitze bieten. Friedrich Wilhelm blieb dieser Pflicht getreu bis zu seinem letzten Athemzug, indem er mithalf, die Katholisirung Englands und die Unterdrückung

---

Straßburg wurde am 1. Oktober 1681 verübt, der definitive Allianzvertrag zwischen Brandenburg und Frankreich am 11. Jan. 1682 abgeschlossen.

der holländischen Republik zu verhindern" (S. 585). Alles nur im Reichsinteresse.

Zum Schlusse seiner Darstellung beneidet der österreichische Professor den preußischen Hofhistoriographen „Pufendorf, den glücklich zu preisenden Geschichtschreiber, der dem herrlichen Manne persönlich nahetreten durfte." Mit Wehmuth und Begeisterung nimmt er dann Abschied von seinem Helden. „Nicht ohne Wehmuth nehmen wir vom großen Kurfürsten Abschied, dessen Werden und Wachsen das Erfreulichste war, das wir von den vierzig Jahren deutscher Geschichte berichten konnten . . . Und darum schließen wir diesen Band mit der freudigen, dankbaren Erinnerung an den Heimgegangenen . . . Für uns Deutsche ziemt es sich, dem Walten einer der größten Herrscherseelen, die unserm Volke erstanden sind, in weihevoller Bewunderung nachzusinnen" (S. 588).

In der That, nachsinnende weihevolle Bewunderung, welche den objektiven Thatsachen aber nicht immer entspricht, ist das Maß, mit welchem der österreichische Professor den preußischen Kurfürsten mißt. Gewiß dürfen wir also erwarten, daß er an sein eigenes Herrscherhaus wenigstens den Maßstab der Gerechtigkeit anlegt. Doch leider finden wir uns da sehr enttäuscht. Die Kaiser und die kaiserliche Politik werden wiederholt betitelt mit dem ausländischen Namen „Casa d'Austria" oder sonst „das Haus Oesterreich." Doch was liegt am Namen, wenn die Sache in Ordnung? Aber die Darstellung ist dem Titel Casa d'Austria entsprechend.

Während sich Brandenburg in Norddeutschland ausdehnen mußte, so ist für Habsburg „ein inneres Bedürfniß zu dieser Staatenbildung in den dazu herbeigezogenen Ländergruppen nicht nachweisbar" (S. 231). Habsburg „fand sein Interesse daran, seinen Hausbesitz immer mehr vom Reiche abzusondern und daraus ein in sich geschlossenes Ländergebiet zu schaffen." Während der brandenburgische Kurfürst fast nur für das Reichsinteresse arbeitet, sorgen die Habsburger nur für ihre Hausmacht. „Ferdinand III. und noch mehr sein Sohn Leopold hatten ihre Hausmacht gerade nach der deutschen Seite hin schon recht sorgsam und künstlich eingefriedet . . Es wurde politischer Hauptgrundsatz, die Interessen der einzelnen Länder

in dem Interesse der Dynastie für immer eingeschlossen zu erklären, und in dem Kampfe für die dynastischen Zwecke wurde das wichtigste staatliche Bindemittel, die gemeinsame Armee, gewonnen" (S. 232). In Bezug auf Ungarn, das dem Kaiser Leopold seine Rettung aus türkischer Schmach zu verdanken hat, „stimmt" Zwiedenek „mit David Angyal (Leopolds Regierung in Ungarn, Ungar. Revue 1886) in der Meinung überein, daß die Ungarn gerade keine Ursache haben, der Regierung des Kaisers besonderen Dank zu zollen." (S. 563). In der ungarischen Politik „stand leider die Einsicht der kaiserlichen Regierung nicht auf gleicher Höhe mit dem Geschicke und Glücke der kaiserlichen Feldherrn" (S. 565). „Die kaiserliche Regierung dachte nicht daran, durch einschneidende Aenderungen und Verbesserungen in der Verwaltung das Volk für die neue Regierung einzunehmen, die Einnahmen des Staates zu heben und zu sichern, wie es der große Kurfürst in Preußen gethan hatte, dessen Verfassung der Reform gewiß nicht weniger Schwierigkeiten entgegensetzte als die ungarische" (S. 568).

Noch schlimmere Anklagen werden gegen die Reichspolitik der Habsburger erhoben. „Sie (die Stände) glaubten (beim Rheinbund 1658) nichts gegen das Reich zu unternehmen, wenn sie gegen das habsburgische Kaiserthum Stellung nahmen. So unnational war dieses geworden. Kein Kurfürst hatte das Gefühl, daß er in dem Könige von Böhmen und Ungarn einen Mann seinesgleichen vor sich habe, wenn er auch noch so ängstlich die Parität im Zeremoniell zu wahren bemüht war. Der Kaiser selbst fühlte sich unter den Reichsständen fremd, die spanischen, italienischen, ungarischen Herren seines Hofes, vor allem aber die Patres der vollkommen international organisirten Gesellschaft Jesu standen ihm viel näher; er war nicht gewohnt im Reiche zu leben, der Aufenthalt daselbst bedeutete ihm nichts als eine Summe von lästigen Geschäften und Auslagen.[1]) Wer unter den Nachfolgern hat noch wie der erste Maximilian an ‚seinem Augsburg' gehangen, sich am Rhein zu Hause gefühlt? Gerade die neue Allianz beweist es, daß nicht der confessionelle Unter-

1) Das soll von Leopold I., Sohn Ferdinands III. (1658—1705) gelten!

schied allein die Habsburger von einem mächtigen Theile ihrer Berufsgenossen trennte.“ Warum sagt das der Herr Professor nicht auch von dem preußischen Kurfürsten, dieser „Säule der protestantischen Wahrheit“? Oder zählten schon damals die katholischen Stämme Deutschlands nichts? Doch es kommt noch besser. „Die zur Regierung berufenen Stände aber hätten ihre besonderen Interessen niemals so schroff dem Gesammtinteresse entgegenstellen können, wenn die oberste Gewalt im Reiche von einem nationalen Fürstenhause getragen worden wäre. Da es an diesem fehlte, muß man auch die Verirrungen der Rheinbündler milder beurtheilen, als man es gewöhnt ist. Ein Volk bedarf, wenn es sich selbst achten soll, auch eines eifrigen Wahrers seiner Ehre. Darf es uns wunder nehmen, daß in jenen Tagen die Deutschen bisweilen sich selbst vergessen haben und ihrer Vergangenheit unwürdig geworden sind, wenn ihre Kaiser verlernt hatten, sich selbst als Volksangehörige zu fühlen und die Krone der Sachsen und Stauffer für nichts weiteres als ein nothwendiges Attribut der Glorie der Casa d'Austria ansahen?“ (S. 204).

Also die habsburgischen Herrscher sind nicht national, sie wahren die Ehre des deutschen Volkes nicht, sie vergessen sich als Volksangehörige zu fühlen, die Kaiserkrone ist ihnen nichts als ein Attribut ihrer Glorie! Fürwahr, schwere Anklagen gegen ein deutsches Herrscherhaus, welches Deutschland in unzähligen Kämpfen gegen Türken, Schweden, Dänen und Franzosen vertheidigt und gerettet, schwere Anklagen gegen Herrscher, die vom lebhaftesten Pflichtgefühl durchdrungen und sich ihrer schweren Verantwortlichkeit für die Kaiserwürde wohl bewußt waren; schwere Anklagen, wenn sie von einem Franzosen oder Schweden erhoben würden. Aber viel schwerer und unverzeihlicher sind diese Anklagen, wenn sie von einem kaiserlichen Professor in die Welt geschleudert werden, der das Brod dieses Herrscherhauses ißt, der an einer stiftungsgemäß katholischen Universität Geschichte vorträgt, der also vor Allem die doppelte Pflicht hat, sich von aller auf Entstellungen oder Unwahrheiten gestützten antikaiserlichen Propaganda fern zu halten.

LXVIII

Zeitläufe.

Deutsche Colonialpolitik und die Auftheilung des „dunkeln Erdtheils".

Den 24. Mai 1890.

I.

Zu Anfang des vorigen Jahres hat der Reichstag über ein Gesetz „betreffend Bekämpfung des Sklavenhandels und Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika" beschlossen, und am 12. Mai dieses Jahres ist er in die Berathung eines Nachtragsetats für die Zwecke des Gesetzes im Betrage von rund 5 Millionen eingetreten. Es dürfte um so mehr angezeigt seyn, einen Blick auf die in Frage stehenden Verhältnisse zu werfen, als sie augenscheinlich unsere nahe und fernere Zukunft mitbeherrschen werden. Den Hauptraum der größeren deutschen Zeitungen nimmt jetzt schon neben der Arbeiterbewegung und der Socialpolitik der dunkle Erdtheil ein. Ueberdieß ist es gerade jetzt fast eine Wohlthat, vor den großen und kleinen Miserien des weitern und engern Vaterlandes sich über's Meer zu den Schwarzen von Natur flüchten zu können.

Vor zwanzig, ja vor zehn Jahren hätte kein Sterblicher eine so reißende Entwicklung in der Auftheilung des afrikanischen Continents, insbesondere Innerafrika's, für möglich gehalten. Selbst der Suezkanal war ursprünglich viel mehr

auf Asien berechnet, und ohne ihn wäre Deutschland wohl zu Hause geblieben. Von den 29 Millionen Quadratkilometer Grundfläche des Festlandes von Afrika sind mehr als 17 Millionen bereits in den Händen europäischer Mächte und von dem Reste in der Höhe von fast 12 Millionen kommt die Hälfte auf die Wüste Sahara. Im Innern steht zwar die Festsetzung noch fast ausnahmslos nur auf dem Papier. Aber von allen Küsten aus dringt sie vor; mehr als hundert europäische Dampfer laufen dieselben an, und Eisenbahnen sind vom Süden, Westen und Osten aus in Bau begriffen. Das deutsche Reich besitzt in Ostafrika allein 1,100,000 Q.-K., und sein gesammter Colonialbesitz in Ost- und Westafrika ist bereits fünfmal so groß, als ganz Deutschland. „Das schon ist zu viel“: sagte das Kanzlerblatt in dem Streit wegen der Peters'schen Expedition im vorigen Jahre.

Das Kardorff'sche Wort ist bekannt: „Deutschland als Weltmacht kann ohne Colonialpolitik nicht bestehen.“ Merkwürdiger Weise waren aber im Beginn der Bewegung weder der vorige, noch der jetzige Kanzler damit einverstanden; auch dem Fürsten ist dieselbe in beiden Beziehungen, sowohl was die Art dieser Colonisirung, als deren Ausdehnung und überhastete Gier betrifft, über Nacht über den Kopf gewachsen. Bekanntlich hat er im Reichstag am 26. Januar v. Js. gesagt, er sei gegen die Gründung von Colonien gewesen: „Ich bin kein Colonialmensch von Hause aus; ich habe gerechte Bedenken gehabt, und nur der Druck der öffentlichen Meinung, der Druck der Mehrheit hat mich bestimmt, zu capituliren und mich unterzuordnen.“ Ebenso hat sich jetzt der neue Kanzler ausgesprochen; er setzt es als bekannt voraus, daß er nicht zu den Freunden der Colonialpolitik gehört habe. „Ich habe in meiner damaligen Stellung (als Marineminister) aus verschiedenen Gründen, und nicht bloß aus Ressortgründen, die Einführung der Colonialpolitik zu jener Zeit für bedenklich gehalten.“ Bezüglich der „Welt-

macht" waschen also beide Staatsmänner ihre Hände in Unschuld.

Beide mochten wohl, abgesehen von den Zweifeln, ob im deutschen Reich das zum Colonisiren erforderliche Material an Menschen, Geist und Geld zu finden sei, ernstlich erwogen haben, daß ein Reich, wie das deutsche, hauptsächlich Binnenland mit verhältnißmäßig geringer Küste, von zwei feindlichen Großmächten umgeben, sich in ganz anderer politischen Lage befinde, als die übrigen Mächte, welche auswärtige Besitzungen haben. Wenn man nun erwägt, was aus dem ersten schüchternen Anfang in dem kurzen Zeitraume seit 1884 geworden ist, so ist es nicht zu verwundern, daß Fürst Bismarck sogar an das Zurückschrauben dachte. Der neue Kanzler freilich kann daran nicht denken; es bleibe nichts Anderes übrig, sagte er, „als vorzuschreiten." Sein Vorfahrer hat sich in der Frage wegen Südwest-Afrika wiederholt geäußert: „Lieber wollte er den ganzen Besitz wieder aufgeben," nach einer andern Version „am liebsten verschenken." Auch darüber scheint er mit dem seelustigen Kaiser in Spannung gewesen zu seyn. Jedenfalls „ist es bemerkenswerth, daß er die Nichtgenehmigung des Verkaufs von Südwest-Afrika an eine englische Gesellschaft erst während der Krisis aussprach, obwohl die betreffende Eingabe schon über dreiviertel Jahr in seinen Händen war".[1])

Es war dieß der erste Colonialkrach. Er entstand aus dem Grunde, weil „das deutsche Capital sich fortdauernd ablehnend verhielt," wie die bekannten „Hamburger Nachrichten" erklärten. Auch das conservative Hauptorgan in Berlin machte den, vorherrschend jüdischen, Capitalismus für den leidigen Stand der Dinge überhaupt verantwortlich. Das Blatt hielt dem Organ der nationalliberalen Heißsporne eine scharfe Strafpredigt: „Wo die von ihm gerühmten Ver-

1) Berliner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 19. März 1890.

dienste seiner Hintermänner eigentlich stecken, vermögen wir nicht ausfindig zu machen. In Südwest-Afrika schlagen sie, wie man sieht, à tout prix los; in Ostafrika haben sie es dahin gebracht, daß das Reich selbst eingreifen und das Verlorene mühsam wieder erobern muß; in Witu geht Alles drunter und drüber; von Neu-Guinea ist seit Jahr und Tag nichts mehr zu hören, dort scheint Alles zu schlummern. Ein gewisses Gedeihen zeigt sich nur da, wo das Reich selbst die Verwaltung in der Hand behalten hat, wie in Kamerun und Togo." Im Allgemeinen aber sei zu colonialpolitischem Enthusiasmus weniger Grund, als je.[1])

Kurz vorher hatte Fürst Bismarck gerade von Seite seiner ergebensten Anhänger einen förmlichen Entrüstungssturm wegen seiner Mißbilligung der Peters'schen Expedition auszustehen gehabt. Es handelte sich bei dem Unternehmen zur Befreiung Emin Pascha's in der ehemals ägyptischen Aequatorial-Provinz natürlich wieder um die vom Kanzler wiederholt verspottete Annektirung unbegrenzter Länder mittelst der „Negerkreuze" auf dem Papier und prahlerischem Flaggenhissen. Zudem war der Kanzler übertriebener Rücksichtnahme auf England verdächtig geworden. Das Blatt am Rhein wagte es sogar, das auswärtige Amt als „Parteigänger der englischen Firma Mackinnon gegen das deutsche Nationalunternehmen" zu denunciren. Das sei nicht Colonialpolitik, sondern „Anticolonialpolitik," und dem werde man sich nicht klaglos wie stumme Hunde unterwerfen.[2]) Allerdings war es noch nicht lange her, daß die gesammte im Fahrwasser der Kanzlerpolitik sich bewegende Presse mit grenzenloser Geringschätzung und Antipathie alles Englische herabsetzte. Der Kanzler selbst hatte einst mitgemacht, inzwischen aber seinen Cours geändert. Er hatte öffentlich mit scharfer Betonung erklärt: „die englische Freundschaft sei für Deutsch-

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 21. Oktober 1889.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 25. August 1889; Wiener „Neue Freie Presse" vom 22. August 1889.

land werthvoller als Alles, was Deutsche am oberen Nil zu Stande bringen könnten," und es ist zu wünschen, daß auch der neue Kanzler bei der neuerdings entzündeten Hetze der Colonialchauvinisten dabei stehen bleiben möge.

Das Kanzlerblatt hatte damals auch ernstlich vor Ueberschätzung der eigenen Kräfte gewarnt. Die Ausdehnung unserer Gebiete in Ostafrika überschreite schon jetzt die zu ihrer Ausnützung verfügbaren und bereiten Mittel; Uebertreibungen der räumlichen Ausdehnung unseres Wirkungskreises könnten wohl persönliche Wünsche, aber keine nationalen Interessen fördern. „Nicht dem Gegner der heutigen Emin-Expedition, sondern ihren Förderern kann man den Vorwurf machen, unsere colonialpolitischen Interessen zu schädigen." Der Artikel betont noch ausdrücklich: das in Ost- und Westafrika erworbene Gebiet, „etwa den fünffachen Umfang Deutschlands betragend, werde auch in fernerer Zukunft zur Verwerthung des dem colonialen Erwerb zugewandten Theiles unserer Bevölkerung genügen, wenn es assimilirt und beherrscht werden könne."[1]) Dennoch streckt jetzt wieder die chauvinistische Presse ihre Fänge aus bis an die Gränze des belgischen Congostaats.

In Ostafrika insbesondere hat die wilde Gier den heute noch kaum beendigten Verwüstungskrieg herbeigeführt, den das Reich zu bezahlen hat. In richtiger Voraussicht hatte Fürst Bismarck das Verfahren der Gesellschaft sofort scharf getadelt: „Das Hissen der Gesellschaftsflagge in den Küstengebieten war überhaupt weder geboten, noch rathsam, und der darüber entstandene Streit hätte vermieden werden können, wenn die Gesellschaftsagenten mit vorsichtiger Beschränkung auf das praktisch Nothwendige verfahren wären, welche die Vorbedingung des Gelingens der gewagten Unternehmungen auf dem unbekannten Gebiete bildet."[2]) An den

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 20. und Berliner „Germania" vom 30. August 1889.

2) Berliner „Germania" vom 11. Dezember 1888.

Folgen hatte der vorige Kanzler schon schwer zu tragen, und über die Erbschaft äußert sich der neue: „Ich halte es nicht für unmöglich, daß, da die Diktatur und der Kriegszustand in Ostafrika voraussichtlich noch Jahre lang fortdauern wird, wir in die Lage kommen können, aus den jetzt lediglich von Major Wißmann nach alter Landsknechtssitte geworbenen Truppen eine Reichstruppe zu machen."

Als Fürst Bismarck dem Reichstage zum ersten Male die Grundsätze der neuen Colonialpolitik darlegte, erklärte er an erster Stelle: nicht französisch von Staats wegen wollen wir colonisiren, sondern englisch durch die Freithätigkeit potenter Unternehmer; nicht Reichscolonien, sondern Handelscolonien unter dem Schutz des Reichs. Dieser richtigen Anschauung ist der Boden heute schon vollständig weggezogen. Ostafrika ist das Ebenbild des französischen Tonking, nur daß der Reichseroberungsplan dort in's Innere noch nicht so weit vorgedrungen ist, wie hier. „Mein Ziel ist der regierende Kaufmann, nicht der regierende Bureaukrat," sagte Fürst Bismarck im Jahre 1885; „Hanseaten, die draußen gewesen," erwarte er. Aber die „fürstlichen Kaufleute," die regierende Handelscolonie: sie blieben aus, und wo sich ein dürftiger Ansatz zeigte, boten sie überall alsbald das Scepter an Reichsbeamte aus. Die selbstbewußte englische Thatkraft zeigte sich nirgends.[1]) Das ursprüngliche Programm des Kanzlers war bereits vollständig aufgegeben, als der bekannte Missionsinspektor Hr. Dr. Fabri, in einer dem Fürsten unterbreiteten Schrift[2]) verlangte: das Regieren durch kaufmännische Unternehmer solle, weil unthunlich, aufhören, das Reich habe in den Schutzgebieten überall die staatliche Autorität durch

1) „Die deutschen Colonialgesellschaften und die Verwaltung der Schutzgebiete" s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 10. und 22. Juli 1889.

2) „Fünf Jahre deutscher Colonial-Politik" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 2. und 6. Juli 1889.

seine Organe auszuüben; es sei also für die oberste Leitung der colonialpolitischen Angelegenheiten ein besonderes sachverständiges Colonialamt im auswärtigen Amt einzurichten und ein aus Freiwilligen bestehendes, für die Verwendung im Schutzgebiet jederzeit bereites Seebataillon zu bilden. Bisher hatte der Fürst derlei Vorstellungen jederzeit entschieden zurückgewiesen, jetzt aber wußte er nur einzuwenden: die Stimmung des Reichstags dürfte ihm nicht helfend genug zur Seite stehen.

Eine Berliner Correspondenz hat damals den Eindruck empfangen:[1]) wie die Colonialpolitik jetzt vielfach betrieben werde, laufe sie im Grunde darauf hinaus, daß hinter jedem Unternehmer ein deutsches Kriegsschiff oder eine deutsche Schutztruppe stehen müsse, selbstverständlich mit einem dirigirenden Consul. Aber auch das böte noch nicht die volle Garantie. Gerade um jene Zeit fand die Geschichte auf Samoa ihren demüthigenden Abschluß. Seit 1886 waren alle Zeitungen voll von den dortigen Wirrnissen. Die deutschen Consuln standen im Verdacht, auf die Annexion der Insel, an der England und Amerika mitbetheiligt sind, hinzuarbeiten. Der „König" Malietoa wurde als deutschfeindlich abgesetzt, ein anderer Häuptling ernannt, gegen den nun wieder ein dritter rebellirte. Während der abgesetzte König als Gefangener auf einem deutschen Kriegsschiff nach der Nordsee und dann wieder zurück nach der Südsee spazieren geführt wurde, kam es auf der Insel zu förmlichen Schlachten, und schließlich vernichtete ein Orkan einen Theil der deutschen Blokadeflotte im Hafen und viele Menschenleben. Als endlich die beiden anderen Mächte dem Spiel nicht mehr ruhig zusehen wollten, schritt der Kanzler ein, desavouirte den militärischen Befehlshaber, rief den Consul wegen Ueberschreitung seiner Instruktionen unverzüglich in höchster Ungnade ab, und nach Beilegung der unerquicklichen Weiterungen mit den

1) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 5. Mai 1889.

beiden anderen Mächten wurde der abgesetzte König wieder eingesetzt.[1]) Als die Ursache aller dieser erstaunlichen Vorgänge hat Fürst Bismarck den morbus consularis und furor consularis bezeichnet.

Allerdings hat sich bald genug gezeigt, daß die capitalistischen „Gesellschaften", welchen der Kanzler die Colonisirung in Afrika anvertraut wissen wollte, weder das Zeug, noch die geeigneten Leute zum Regieren und Verwalten besaßen. Alle Ehre den bahnbrechenden Forschern, welche, wie Dr. Windthorst am 10. Januar 1885 im Reichstag sagte, „alle die großen Könige entdeckten, welche nun mit einem Male aus der Erde zu wachsen schienen, und zwar aus der Sandwüste in Afrika, während wir vorher von ihnen gar nichts wußten." Aber was den Entdeckern nachfolgte, war nicht selten zweifelhaftes Gut. Was sich in Ostafrika hervorgethan, seien Sportsleute, denen es Vergnügen gemacht, die Neger mit der Hundspeitsche zu bearbeiten, oder junge Herren, die sich in ihren Gerichtsstuben und auf den Exercierplätzen langweilten und plötzlich von Abenteuerlust ergriffen wurden: so las man nicht nur in englischen, sondern auch in preußischen Zeitungen. Als der Inspektor der ostafrikanischen Missionsgesellschaft Pastor Büttner in seinen „Missionsnachrichten" Zuschriften aus der Colonie veröffentlichte, welche „die Rohheit einzelner Beamten der ostafrikanischen Gesellschaft geißelten und letzteren selbst die Schuld an dem Aufstand beimaßen": da stellte man ihn vor die Wahl, entweder angebliche Berichtigungen aufzunehmen oder abzugehen. Als ehrlicher Mann that er das Letztere.[2]) Daß derlei „Schneidigkeit" den deutschen Namen bei den Eingebornen verhaßt gemacht hat, während die Engländer populär zu werden wissen, ist Thatsache, und die Nothwendigkeiten der Krieg-

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 13. und Berliner „Germania" vom 14. Juli 1889.

2) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 10. Mai 1890.

führung und militärischen Diktatur machen den Eindruck nicht besser.

Ein Vergleich und Wetteifer zwischen der colonisirenden Thätigkeit der aus mehr als hundertjähriger Schulung hervorgegangenen Engländer und den neuen deutschen Versuchen kann überhaupt nur jenem Schwindelgeiste einfallen, dem die Welt nicht groß genug ist, um deutsche Colonien zu erwerben und als Rivale des meerbeherrschenden Inselreiches zu glänzen. Ganz abgesehen von den unerschöpflich bereiten Geldmitteln für private Compagnien in England scheint selbst der Körper widerstandsfähiger für das Tropenklima zu seyn. Bei uns dagegen kommen immer wieder die mißlichen Nachrichten über Colonialbeamte, die demselben unterlegen oder nach ein paar Jahren ihrer Wirksamkeit vor demselben nach Europa flüchtig gegangen seien. Der gewichtigste Unterschied aber liegt in Verhältnissen, die den Engländern an und für sich das entschiedenste Uebergewicht über alle Colonialbestrebungen der Continentalstaaten verleihen.

Es ist nicht allein der englische Unternehmungsgeist, nicht die Marine, noch die Militärmacht, welche dieses Uebergewicht ausmachen und, solange die Dinge so bleiben, ausmachen werden, sondern es ist gerade der Mangel dieser Militärmacht, die Abwesenheit des bei den Continentalmächten bestehenden Armeesystems, welche es England ermöglicht haben, seine unter anderen Verhältnissen erworbene Stellung als Colonialmacht zu behaupten. Das deutsche Reich braucht und hält seine kräftigsten Söhne während ihrer besten Jahre im Vaterland zurück, weil jeder, der einen gesunden Körper besitzt, Soldat werden muß und auch nachher in der Freiheit der Wahl eines Aufenthalts während der besten Mannesjahre gebunden bleibt. England braucht seine Söhne nicht im Lande, die Welt steht ihnen offen; sie können gehen, wohin, und kommen, wann sie wollen, und diese kräftigen Männer im Alter von 20 bis 40 Jahren geben die besten Ansiedler ab. Schon aus diesem Grunde kann das deutsche

Reich nicht der Eigenthümer von Besitzungen werden, die sich mit denen des Inselreichs messen könnten. Das hat Fürst Bismarck wohl gewußt. Er hat auch nicht die Colonialpolitik als ein „wesentliches Stück der Socialpolitik“ betrachtet. An eine Auswanderung in bedeutendem Maßstabe konnte er als Schöpfer des großen Militärstaats überhaupt nicht, und an Abgabe von dem Ueberschuß der Bevölkerung nur in der Beschränkung auf den Ueberschuß der aus den höheren Bildungsanstalten Hervorgegangenen denken.

„In Ostafrika jetzt schon zu viel für unsere Kräfte“: hatte das Kanzlerblatt verkündet, und zur selben Zeit veröffentlichte der bekannte Reisende Dr. Zöller in dem rheinischen Blatt folgenden Warnruf: „Die vielfach in der Presse vertretene Anschauung, als ob durch Wißmann's Siege die Hauptarbeit in Ostafrika bereits gethan sei, bedarf denn doch einer sehr starken Einschränkung. Der schwierigste Theil der Aufgabe des Reichscommissars wird erst beginnen, wenn er, ohne fernerhin von den Kanonen und Mannschaften unserer Kriegsschiffe unterstützt zu werden, allein mit seiner Eingeborenen-Truppe in's Innere vorzudringen versucht, was ja doch aber, wenn die Zurückeroberung der Küstenplätze Pangani und Tanga dauernden Werth haben soll, durchaus nothwendig ist. Daß die Widerstandskraft der Aufständischen sich, sobald sie ernstlich angegriffen würden, als äußerst gering erweisen würde, ist stets bekannt gewesen. Aber im Innern, wo sie für die Bayonnett-Angriffe unserer Matrosen unerreichbar sind, können diese Banden denn doch, milde ausgedrückt, recht lästig werden. Zur endgültigen Beruhigung des Landes bedarf es mindestens eben so viel diplomatischen Geschicks, als militärischen.“[1])

Eben damals, und obgleich gerade jetzt von leidigen Mißerfolgen der deutschen Colonialpolitik in den großen Gebieten von Ost- und Südwest-Afrika berichtet war, veran-

1) Vgl. „Kölnische Volkszeitung“ vom 29. Juli 1889.

staltete die „Deutsche Colonialgesellschaft" in Berlin eine Protestversammlung, worin sie unter fünf Nummern alle die immensen Gebiete auf der Karte Ostafrika's beschrieb, deren Behauptung, beziehungsweise Erwerbung gegenüber den vermutheten Absichten Englands sie der Reichsregierung zur Pflicht machte. „Jedenfalls wäre vom Interesse der Zukunft unseres Reiches aus tief zu beklagen, wollten wir die Wärmegrade der englischen Freundschaft mit Breitegraden in Afrika erkaufen. Jetzt sind wir auf dem besten Wege, vor lauter Rechtsstudien und Rechtsfragen unsere Rechte zu verlieren und mit diesen Rechten auch unser Ansehen im Auslande."[1]) Wohin der Stich zielte, ist klar. Der Kanzler hatte im Reichstage auf's Bestimmteste versichert, daß er nichts thun würde, was sein gutes Einvernehmen mit England stören könnte, und noch Monate nachher versicherte der Berliner Berichterstatter des ministeriellen Blattes in London: die Aufrechterhaltung herzlicher Beziehungen mit England bilde gegenwärtig den Grundton der deutschen Colonialpolitik; man mache in Berlin überhaupt kein Hehl aus der Meinung, daß ein Hand-in-Handgehen mit Großbritannien in Colonial-Angelegenheiten beiden Ländern zum Vortheil gereichen würde, und das Wachsthum der Ueberzeugung, daß die Interessen der zwei Mächte gänzlich übereinstimmen, sei der Hauptcharakter der Lage.[2])

Der Sturm gegen diese erfreuliche Seite der Kanzlerpolitik brach aber erst recht los, als neben den bereits bestehenden zwei britischen Colonialgesellschaften, der ost- und der westafrikanischen, eine dritte große Compagnie, die südafrikanische, gegründet und mit dem königlichen Freibrief versehen wurde. Die Gesellschaft ist mit einem Capital von 20 Millionen Mark ausgestattet und hat ihr Patronat unter

1) So der Berliner Commentator in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 21. August 1889.

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 13. April 1889.

der höchsten britischen Aristokratie. Da zugleich auch der Streit mit Portugal wegen der reichen und bei gesundem Klima für europäische Ansiedlung vorzüglich geeigneten Länder der Matabele und der Maschona ausbrach, so schien der grandiose Plan Englands zur völligen Längs-Durchquerung Afrika's von Süden nach Nordosten völlig aufgedeckt, und insbesondere der Verdacht gegen die geheimgehaltenen Absichten Stanley's bei seinem Zuge zur Befreiung Emin Pascha's vollkommen gerechtfertigt. Man möchte allerdings fast schwindlig werden, wenn man das Projekt eines solchen mittelafrikanischen Reiches auf der Karte vergleicht:

„Der englische Plan war und ist noch, von Aegypten aus in einem zusammenhängenden Länderstreifen bis an's Cap zu herrschen, und somit über den Handel Central-Afrikas die Vorhand zu bekommen. Das Meer an der Ostküste Afrikas erreicht dies ungeheuere Gebiet allerdings blos an dem nördlich vor Sansibar und dem deutschen Gebiet gelegenen Küstenstreif, der dem Sultan von Sansibar ‚abgepachtet' worden ist. Dafür hat es aber im Süden die Verbindung mit dem Cap, und erhofft eine solche vermittelst des Nil und Aegyptens im Norden am Mittelländischen Meere. Hierzu ist die Wiedererwerbung des Sudan und der Aequatorialprovinz, d. i. des Emin Pascha-Landes, erforderlich. Es ist bekannt, daß hier Stanley für die ostafrikanische britische Gesellschaft thätig ist. Die Schwierigkeiten sind hier noch große, aber jedenfalls hat sich England bereits Vorrechte vor anderen europäischen Mitbewerbern durch seine Stellung in Aegypten und am Seengebiet vertragsmäßig erworben. Transvaal ist jetzt bis auf seine Grenze am portugiesischen Afrika (dem Sambesi- Küstenstrich) gänzlich von englischem Schutzgebiet eingeschlossen. Ueber die Schiffahrt auf dem Sambesi, überhaupt über dessen oberen Lauf und die Grenze des portugiesischen Gebietes nach Innerafrika zu, liegen England und Portugal noch im Streit. Portugal beansprucht bekanntlich den Besitz auch Innerafrikas von der Ost- bis zur Westküste, so daß das englische Südafrika dadurch abgeschnitten wäre von Mittel- und Nordafrika. Portugal wird aber schwerlich im Stande seyn, diesen theoretischen Rechtstitel vom 16.

und 17. Jahrhundert her praktisch zu behaupten. Ebenso ist ein Gebiet zwischen dem Congostaat und den Seen noch streitig zwischen Deutschland und England." [1])

Also: englisches Gebiet in breitem Gürtel von der Capcolonie bis zum ägyptischen Sudan; vom Shirefluß im Süden, über die mittelafrikanischen Seen, Uganda und Wadelai, bis nach Chartum und Alexandrien! Seit Monaten haben sich die Gemüther in England und die chauvinistische Presse bei uns für und wider maßlos erhitzt. Die beiden Regierungen nehmen die Sache hoffentlich weniger hitzig. Für das Reich kann Glück und Unglück doch wohl nicht davon abhängen, den belgischen Congostaat, auf den die Franzosen ein Vorkaufsrecht haben, durchaus zum Nachbar zu haben, und den Sturz des conservativen Kabinets Salisbury zu Gunsten des russenfreundlichen „großen Alten" herbeizuführen. Die Sache der Menschheit fordert vielmehr, daß dem großartigen Plan kein Hinderniß bereitet werde. Denn der bei uns gesetzlich festgestellten Verpflichtung zur „Bekämpfung des Sklavenhandels" kann wirksam nicht sicherer nachgekommen werden als vom Innern aus, im Rücken vom Sudan, von Tripolis und von Marokko auf der französischen Seite. Das war von Anfang an die Meinung dieser „Blätter," und sie ist durch neuere Zeugnisse erhärtet worden.

Seit einigen Wochen befindet sich der Vorstand der afrikanischen Abtheilung des auswärtigen Amts zu London in Berlin, um über die englischen Landansprüche im Westen der deutschen Interessensphäre einen Ausgleich herbeizuführen. Der Schleier des Geheimnisses dürfte sich bald lüften. Der Eintritt Emin Pascha's in den deutsch-ostafrikanischen Colonialdienst ist jenseits des Kanals als Zeichen eines abermaligen Umschwungs der deutschen Colonialpolitik, von der Gemeinsamkeit mit England zu dem chauvinistischen Heißhunger,

1) Bericht der „Magdeburger Zeitung" | Berliner „Germania" vom 18. Oktober 1889.

angesehen worden, und auch ein Berliner Organ hat die ihm von dort zugekommenen Nachrichten leider für glaublich halten zu müssen geglaubt:

„Die angedeuteten Gesichtspunkte für die bevorstehende deutsche Action in Ost-Afrika bezeichnen augenscheinlich den Beginn der neuen colonial-politischen Aera, deren ausgreifende Pläne während der Amtszeit des Fürsten Bismarck keinen Boden fanden. Am Reichstage und an der öffentlichen Meinung in Deutschland wird es seyn, diese Pläne zu prüfen und den damit gemachten Einsatz gegen den zu erhoffenden Gewinn in nüchterner Berechnung abzuwägen. Die ‚Niederwerfung' des Aufstandes im Norden der Küste ist nicht gelungen; anstatt die Rebellen zu besiegen, hat man Frieden mit ihnen schließen müssen. Für den südlichen Theil der Küste soll der Angriff überhaupt aufgegeben worden seyn. Wenn diese Nachricht sich bestätigt,[1] wird die Genugthuung über die bisher erreichten Erfolge stark sinken müssen. Und was man an der Küste, die allen europäischen Machtmitteln zugänglich war, nicht erreichen konnte, das soll jetzt tief im Innern mit einigen hundert Mann erreicht werden, lediglich weil ein Mann wie Emin, dessen Können allein auf dem Gebiete der Organisation und Verwaltung liegt, für die Sache gewonnen worden ist. Die Dinge in Ost-Afrika nehmen mit dieser Entschließung eine Wendung, die noch vor Jahresfrist Niemand für möglich gehalten hätte und die auch den Vertrauensseligsten die Augen darüber öffnen wird, wo das eigentliche Ziel der ‚Maßnahmen zur Unterdrückung des Sklavenhandels', welche man damals zu bewilligen glaubte, zu suchen war." [2])

---

1) Sie hat sich indeß nicht bestätigt.

2) Aus der freisinnigen „Vossischen Zeitung" in der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 4. April 1890.

LXIX.

Dante's Beatrice.[1])

Der durch seine ästhetischen und literarhistorischen Untersuchungen über „Klassische Dichter und Dichtungen" bekannte Verfasser widerspricht in vorliegender Schrift der in Deutschland herrschenden und in Italien vorwiegenden Ansicht, als gälten Dante's Meisterwerke der Verherrlichung einer Jugendgeliebten von Fleisch und Blut, die zum Symbol höherer Ideen verklärt worden wäre. Dem heftigen Widerspruche, den er voraussieht, begegnet er wie ein Mann, der seiner Sache sicher ist und sich in den hier einschlagenden Fragen sehr wohl auskennt; wiederholt wird im Verlaufe der Untersuchung der Wunsch nach einer eingehenden und sachlichen Widerlegung ausgesprochen. Gietmann gibt auf die zu Gunsten einer historischen Beatrice (ob diese nun Portinari, oder anders geheißen habe) beigebrachten oder etwa noch beizubringenden Gründe recht greifbare Antworten (vergl. S. 17 ff), erkennt auch (S. 22) einigen derselben eine wissenschaftliche Bedeutung zu und widmet der Widerlegung derselben (S. 112 ff., 130 ff.) den gebührenden Fleiß und Raum. Man sieht klar, daß es auf eine Umgehung der Schwierigkeiten nicht abgesehen ist. Vertrauen erweckt die muthige Frische, mit welcher eine ganz neue Erklärung von Dante's Jugendschrift, dem „Neuen Leben", Schritt für Schritt durchgeführt wird.

Es war wohl die Besorgniß, mit allen Gründen gegen eine längst eingewurzelte und durch die Tradition der Commentatoren anscheinend für immer fest begründete Meinung einen durchschlagenden Erfolg nicht zu erzielen, welche die lange einleitende Abhandlung über Dante als allegorischen Dichter überhaupt veranlaßt hat. Wir werden hier tief in eine Dichtungsart eingeführt, die unserer Zeit ganz fremd geworden ist, und

1) Beatrice. Geist und Kern der Dante'schen Dichtungen. Von G. Gietmann S. J. Freiburg, Herder 1889. XIV. u. 198 S.

lernen, wenn uns Dante's eigene Erklärung gewisser Canzonen (im „Gastmahl“) unter diesem Gesichtspunkt vorgelegt wird, gleichsam das Unmögliche für möglich halten. Man wird wohl den Einwurf fallen lassen müssen, als sei die rein allegorische Deutung der „Beatrice“ nicht ganz dem Geiste der Dante'schen Muse entsprechend.

Leichter pflichtet man dem Verfasser bei, wenn er in der zweiten Abhandlung den Beweis antritt, Beatrice bedeute als Symbol nicht etwa die Theologie, oder die Gottesgnade, oder etwas Anderes, sondern die Kirche Christi, in den Farben der Minnedichtung als Gottes- und Herzensbraut geschildert. Da der vierte Theil des Buches nur den Zweck hat, das bis dahin Aufgestellte zu erweisen, so liegt der Schwerpunkt der ganzen Schrift im dritten Theile, d. h. in der Untersuchung, ob Dante eine Beatrice Portinari, oder eine andere durch seine Dichtungen habe verherrlichen wollen; denn ob Dante einmal geliebt, vielleicht auch die genannte Nachbarin, und die Farben der Darstellung irgendwie der Wirklichkeit entlehnt habe, mit solchen ihm nebensächlichen Fragen scheint der Verfasser sich nicht weiter, als sie zu jener literarisch allein bedeutsamen in nothwendiger Beziehung stehen, beschäftigen zu wollen. Damit tritt er, wie näher ausgeführt wird, wieder in die Geleise, in welchen die Danteerklärung der ältesten Zeit sich vorwiegend bewegte. Denn in der Reihe der Ausleger sei Boccaccio, obwohl der Zeit nach nur der siebente, doch als Zeuge der historischen Auffassung der erste.

Eine genauere Angabe des Inhaltes kann hier nicht dargelegt werden, dafür ist das Buch, trotz der knappen Fassung, sachlich zu reichhaltig. Noch weniger ist es uns um eine Widerlegung zu thun, obschon uns nicht alles von dem Verfasser Vorgebrachte einleuchten will. So hätten wir z. B. von ihm eine nähere Aufklärung gewünscht, inwieweit er den nicht weggeläugneten Einfluß des wirklichen Lebens auf die Minnepoesie bei seiner Anschauung für zulässig erachtet. Ferner hat die Auslegung einer Hauptstelle im „Neuen Leben“ (S. 112 ff.) doch etwas Geschraubtes, wenn wir auch gerne zugeben, daß die *historische* Erklärung des ganzen Zusammenhanges nicht minder schwierig sein müßte, und der Text des Dichters selbst

an seltsamer Verkünstelung zu leiden scheint. Wir sprechen gerne auch die Ueberzeugung aus, daß es zur Aufrechthaltung der gewöhnlichen Ansicht vom „Geist und Kern“ der Dante'schen Dichtungen doch wohl ganz neuer Stützen braucht, da die alten sie schwerlich zu tragen vermögen. Ist aber die Gietmann'sche Deutung die richtige, so ergibt sich, daß der Fürst der christlichen Poesie mit den Troubadours und allen Liebesdichtern nur noch die Form der Minnedichtung gemein hat, ja daß er diese selbst so gut wie seinen Gegenstand der älteren kirchlichen Tradition und dem hohen Liede Salomons, seinem Vorbilde, entlehnen konnte und im Geiste eines hl. Franziskus und seiner poetischen Schule schrieb. Nebenher fällt dann ein interessantes Licht auf die eben jetzt jenseits der Alpen bevorstehende Jubelfeier der Beatrice Portinari, die am 9. Juni 1290 das Zeitliche gesegnet haben soll. E. A.

LXX.

Ein Warnruf an unsere Zeit.[1])

Die Krankheit der Zeit, wovon der Autor dieser Broschüre in etwas aphoristischer Weise handelt, ist der „sich überhebende Subjektivismus“ und die damit zusammenhängende Abnahme des religiösen Geistes, der zunehmende Unglaube und Abfall vom Christenthum und christlicher Sitte. Die Worte einer protestantischen Kirchenzeitung: „Mit wenigen Ausnahmen sei der akademisch gebildete Deutsche dem christlichen Glauben entfremdet“, erklärt unser Autor zwar als zu stark, gibt aber zu, daß in höheren und sehr maßgebenden Kreisen eine vermeintlich berechtigte Ueberhebung über das Christenthum herrsche, welche bis in die Volksschule und die breitesten Volksschichten den nachtheiligsten Einfluß übe. Als Ursachen dieser Erscheinung werden

1) Von der Krankheit der Zeit und dem, was zum Heile wäre. Von Fr. Warner. Münster, Theissing. 1890. 41 Seiten.

bezeichnet: die Verachtung und Diskreditirung der hl. Schrift, die „maßlose Ueberhebung" des klassischen Alterthums,[1]) die Herabsetzung (Schwarzfärberei) der frühern christlichen Zeit und des Mittelalters. Bezüglich des Einflusses der Dichterheroen Göthe und Schiller meint unser Autor, es sei leider nicht zu bezweifeln, daß dieselben trotz aller eminenten Leistungen auch nachhaltig geschadet haben. Der Göthe'sche Faust sei der Typus der modernen Welt, die Darstellung des Lebensweges, wie er nicht sein soll. Der bildenden Kunst der Gegenwart wird der Vorwurf gemacht, das Göttliche sei für sie fast ein verpöntes Gebiet geworden.

Als Heilmittel gegen diese Uebel werden vorgeschlagen: in der Volksschule Beschränkung des Unterrichts auf das für das Leben Dienliche und dem Stande Angemessene, dann Pflege und Schutz des religiösen Glaubens und Lebens nicht blos in der Volksschule, sondern auch im Gebiet der Wissenschaft. „Unter dem Deckmantel der Wissenschaft ist ein Angriff auf das Dasein Gottes ebenso wenig als auf den Bestand des Staates und auf das Staatsoberhaupt tolerabel. Der himmlische König schützt den irdischen, und er darf mit Recht erwarten, daß er auch von diesem geschützt werde. — Daß mit dem Altare auch die Throne gefährdet werden, liegt auf der Hand. Was könnte nun näher liegen als das Videant consules? Möge Gott dieses Sehen befördern und erfolgreich machen. Es handelt sich nicht mehr um aliquid detrimenti, sondern um Alles." Diese Anführungen dürften genügen, um Inhalt und Tendenz der kleinen Schrift zu charakterisiren. Der Autor meint es herzlich gut, aber einen sonderlichen Erfolg erwartet Referent nicht, besonders aus dem Grunde, weil die hier gegebenen Mahnungen und Rathschläge gerade in jene Regionen, von welchen Maßregeln zur Heilung der Schäden unsrer Zeit ausgehen könnten, in der Regel nicht eindringen.

1) Uebrigens ist der Hr. Verfasser — es ist der hochbetagte Justizrath R. zu E. am Rhein — selber gründlich klassisch gebildet. Er argumentirt in seinen seit Jahren von Zeit zu Zeit erscheinenden Schriften mit Vorliebe aus der Weisheit der Heroen des alten Heidenthums. Anm. d. Red.

LXXI.

Die zwei weltgeschichtlichen Oranier.

II.

Der jüngste Sohn des Prinzen Wilhelm von Oranien, Friedrich Heinrich, wurde wenige Monate vor dem Tode des Vaters geboren, 1584. Er heirathete, nicht mehr jung, die Gräfin Amalie Solms, die Staatsdame der Pfalzgräfin Elisabeth, Tochter Jakobs I., die den Titel als Königin von Böhmen beharrlich fortführte. Der einzige Sohn war Wilhelm II. Dieser wiederum heirathete die Prinzessin Mary Stuart, eine der Töchter des unglücklichen Königs Karl I. Der einzige Sohn, noch dazu ein posthumus, war Wilhelm III., geboren 1650, Urenkel also des Schweigers und zugleich der letzte vom Mannsstamme desselben.

Die Lebensaussichten für das Kind lagen nicht glückverheißend. Die Mitglieder des Hauses Stuart, dem er durch seine Mutter angehörte, weilten in dem unsicheren Exil, das einstweilen Holland ihnen verstattete. Aber auch für den jungen Prinzen von Oranien selber war es fraglich, ob daheim man ihm die Stellung seiner Vorfahren gestatten würde. Die städtische Aristokratie, einst in den Generalstaaten das lenksame Werkzeug für die Pläne des Schweigers, wuchs hinaus über seine Nachkommen. Die Provinz Holland, die reichste und mächtigste der sieben, welche die Republik bildeten,

wählte im Jahre 1653 zu ihrem Rathspensionär den noch jugendlichen Jan de Witt, dessen hohe Begabung ihm früh den Namen „der Weisheit von Holland“ erworben. Der Rathspensionär, im Range jedem Mitgliede der Stände nachstehend, nur auf fünf Jahre gewählt, war dennoch als der Leiter der Geschäfte der Stände dieser Provinz, als der juristische, der politische Berather derselben, und mittelbar der Generalstaaten, die wichtigste Persönlichkeit der Republik.

Dieser Leiter der niederländischen Republik war ebenso verschieden von demjenigen der damaligen englischen, wie der Charakter der Republik selbst. De Witt, in einer wirklichen Republik das Haupt der zur Zeit herrschenden Partei, war in seinem äußeren Leben ein schlichter, einfacher Mann, mit mäßigen Mitteln, von Gesinnung ein wahrhafter Republikaner, und, vor allen Dingen, ein talentvoller Advokat. Cromwell als siegreicher Soldat stand an der Spitze einer Schein-Republik. Dennoch war dem Advokaten in dem bürgerlichen Hause im Haag und dem Soldaten in dem Königsschlosse von Whitehall ein besonderes Interesse gemein. Die Interessen des Hauses Stuart und des Hauses Oranien, dessen einziger männlicher Sproß ein Neffe der Brüder Stuart war, erschienen eng verbunden. De Witt fürchtete die Herstellung der Stuart in England, Cromwell diejenige des Prinzen von Oranien in Holland. Der Widerstand dieser Republik gegen die Navigations-Acte Cromwell's führte zum Kriege der beiden Republiken. Die unterliegende Republik der Niederlande erlangte von Cromwell den Frieden nur mit der besonderen Zusage, den Prinzen von Oranien von den Erbämtern seiner Vorfahren auszuschließen. So verkündete Cromwell es selbst. Die oranische Partei beschuldigte darum nicht minder de Witt als den Urheber. Der Friede mit der Republik England befestigte die Herrschaft der oligarchischen Partei in der Republik der Niederlande. Die Brüder Stuart irrten umher von Land zu Land.

Es war für einige Jahre. Dann schlugen die Dinge

England um. Die Nation rief den rechtmäßigen König Karl II. zurück 1660.

Die Gesinnung Karl's II. war nicht wohlwollend für die in der Republik der Niederlande herrschende Oligarchie. Dagegen suchte diese ihre Stütze an dem jungen Könige von Frankreich, Ludwig XIV. Dabei blieb dem Auge de Witt's nicht verborgen, daß gerade von diesem jungen Könige her eine besondere Gefahr aufwachsen könne. Denn bereits im Jahre 1662 erhielt er die sichere Kunde, daß beim Todesfalle Philipps IV. von Spanien Ludwig XIV., ungeachtet des von seiner Frau und ihm beschworenen Verzichtes auf das gesammte Erbe des spanischen Königshauses, die Hand nach Belgien ausstrecken werde. — Aber dies war eine Frage der Zukunft. Einstweilen lag die andere Gefahr näher.

Anders dagegen als die oligarchische Partei war in Betreff der hauptsächlichen Mächte Europas die oranische Partei gesinnt. Der alte Haß war mit den Friedensschlüssen erloschen. Die Partei neigte sich Spanien zu, überhaupt dem Hause Habsburg. Wilhelm III. pflegte später von sich zu sagen: „Ich bin aufgewachsen in Verehrung für das Kaiserhaus."

Im Jahre 1664 brach zwischen England und der Republik der große Seekrieg aus. Im September 1665 starb Philipp IV., mit Hinterlassung eines unmündigen Sohnes. Die Gelegenheit für Ludwig XIV. erschien günstig. Während er durch Mittel aller Art jenen Krieg hinzuhalten suchte, brach er unversehens in das nicht vorbereitete Belgien ein, im Sommer 1667. Eine drohende Gefahr für Alle wuchs heran. Wenn der König von Frankreich sich zum Herrn von Belgien machte, so waren England und die Republik nicht mehr gesichert. In kurzer Frist einigten sie sich, erst zum Frieden von Breda, dann zu einer Allianz, die in Folge des Beitrittes von Schweden den Namen der Tripel-Allianz erhielt.

Die Allianz war das Meisterstück des Advokaten de Witt.

Sie erschien in Worten eher gegen Spanien feindselig als gegen Frankreich. Denn sie legte den Berathern des Königskindes dort die Verpflichtung auf, abzutreten, was Ludwig XIV. bereits in Händen hatte. Aber zugleich untersagte sie diesem weiter zu greifen.

Beide Mächte fügten sich, mehr oder minder widerstrebend, und der Friedensschluß zu Aachen 1668 besiegelte diesen Zustand. Allein Ludwig XIV. hatte auf seinen Plan nicht verzichtet. Er war der Gefahr gewichen, daß die Tripel-Allianz sich verstärken, daß noch mehr Mächte sich wider ihn vereinigen könnten. Er scheuete vor jeglicher Allianz. Aber das Beispiel war einmal gegeben. Holland war die Brutstätte gewesen, und eben dort konnte die Sache sich wiederholen, wenn nicht zuvor das Nest dort ausgenommen würde. Der Weg zu dem vollen Besitz der spanischen Niederlande schien daher für Ludwig gehen zu müssen über die Trümmer der Republik, oder wie sein Minister Louvois es kurz zusammenfaßte: erst die Republik vernichten, dann Belgien nehmen.

Es gelang dem Könige von Frankreich, durch Geld und andere Mittel die Brüder Stuart zu dem Vertrage von Dover zu bethören, der für sie der entscheidende Schritt auf dem Wege der Dienstbarkeit für Ludwig XIV. und des eigenen Verderbens war. Ein wesentlicher Punkt dieses Vertrages war der Beschluß des gemeinsamen Ueberfalles der Republik der Niederlande. Er erfolgte im Jahre 1672. Er schien gelingen zu müssen. Und dennoch ist er eins der lehrreichsten Beispiele der Geschichte, wie ein mit aller erdenklichen Umsicht, oder richtiger Arglist, vorbereitetes politisches Unternehmen dennoch fehlschlagen kann, namentlich dann, wenn die in Betracht kommenden moralischen Faktoren nicht vorher gewürdigt werden. Ein solcher Faktor war der noch jugendliche Prinz von Oranien und sein Name bei dem Volke. Die Erfahrung bewies, daß jede Bedrohung von außen her der oranischen Partei neue Kraft verlieh. So in dem eng-

isch-holländischen Seekriege. Bei jedem Unglücksfalle, der die Waffen der Republik traf, vernahm man aus dem Volke den Ruf: Oranje boven! (Hoch Oranien!) Und doch hatte damals der Prinz Wilhelm, der einzige Repräsentant des Hauses, die Mitte seines zweiten Jahrzehnts noch nicht überschritten. Er war dem Volke ein Name, noch nicht eine Persönlichkeit. Inzwischen reifte er heran, äußerlich kalt, wortkarg, schwach an Leib. Aber unter der unscheinbaren Hülle des Körpers barg sich der Scharfblick eines klaren Verstandes, die sichere Ruhe der Beobachtung, ein energischer Wille, beseelt von glühendem Patriotismus. Der französische Gesandte d'Estrades erkannte ihn. Als Louvois einmal versuchte, vor dem Kriege von 1672, sich über den jugendlichen Prinzen lustig zu machen, erwiderte ihm d'Estrades: „Sie kennen ihn nicht. Ich versichere Ihnen: in dem jungen Prinzen stecken alle seine Vorfahren zusammen."

Der combinirte Ansturm der zwei Könige auf die Republik warf nicht diese darnieder, sondern die in ihr herrschende oligarchische oder Bürgermeister-Partei, also diejenige, die immer zu Frankreich geneigt hatte, voran das Haupt derselben, den in mancher anderen Beziehung um sein Vaterland hochverdienten Jan de Witt. Die Bevölkerung aller Orten zugleich forderte die Erhebung des Prinzen von Oranien als des Retters in der Noth. Wenige Jahre zuvor hatte die Oligarchie das sogenannte ewige Edikt erlassen, welches den Prinzen von den Aemtern seiner Väter für immer ausschließen sollte. Vor dem unwiderstehlichen Andrange des Volkswillens zerriß die Oligarchie dies ewige Edikt und verlieh dem Prinzen die Aemter, deren hauptsächliches war das Obercommando aller Streitkräfte zu Wasser und zu Lande. Der noch nicht zweiundzwanzigjährige Prinz nahm die schwere Bürde dieser Aufgabe auf sich. Er ward die feste Säule des Widerstandes, an welche die Anderen sich lehnten.

Bald auch leuchtete der anfangs völlig isolirten Republik die Hoffnung einer Hülfe empor. Der kaiserliche Gesandte

Lisola, dem die Ehre gebührt, zuerst und am eindringlichsten vor der Gemeinschädlichkeit der Politik Ludwig XIV. gewarnt und ihr gegenüber die Nothwendigkeit einer allgemeinen Allianz aller Schwächeren gepredigt zu haben, erhob nach Wien hin mit Nachdruck seine Stimme für die bedrängte Republik. Bereitwillig war zugleich der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Er führte eine aus seinen eigenen und kaiserlichen Truppen gebildete Armee an den Rhein. Ob auch Thorheit oder Böswilligkeit kaiserlicher Minister die Schritte hemmten, so ward doch der Erfolg erreicht, daß die französische Uebermacht abgezogen wurde.

Und damit war der Strom in Bewegung gekommen. Vor Ludwig XIV. tauchte abermals das Schreckbild einer Allianz empor. Es gelang ihm, den Kurfürsten abzulösen; aber dieß hemmte nicht die Entschlüsse des Kaisers Leopold, noch des Prinzen von Oranien, die, beiderseitig mit dem Beirathe Lisolas, auf dem Wege zu einander waren. Im Mai 1673 wechselten rasch die Couriere zwischen dem Haag und Wien. „Wir erkennen an, sagten der Prinz von Oranien und Fagel, der neue Rathspensionär von Holland, daß dem Kaiser gegen uns keine Verpflichtung oblag, als seine Truppen zu den Brandenburgischen stoßen zu lassen. Da nun der Kurfürst uns allein gelassen, so ist die Verpflichtung des Kaisers damit erloschen. Wir wünschen daher zu wissen, ob wir dennoch auf den Beistand des Kaisers rechnen können. Es liegt in unserer Macht, auch so zum Frieden zu gelangen. Weder England noch Frankreich handelten aufrichtig und ehrlich gegen einander. Der König von England läßt uns im geheimen den Frieden bieten für die Abtretung von zwei Städten in Seeland. Wir aber wollen nichts abtreten. Frankreich bietet uns den Frieden sogar mit der Rückgabe alles Genommenen gegen die Erneuerung der früheren Verträge. Der Zweck liegt nahe: es ist auf unsere Trennung von unseren Bundesgenossen abgesehen. Eben darum wollen wir nicht. Wir setzen unsere Hoffnung auf den Kaiser. Wir

ollen zusammengehen mit ihm. Wir werden nur dann
it Frankreich besonders schließen, wenn der Kaiser nicht mit
us gemeinsam handeln will oder kann. Aber Eile thut
oth. Wir erwarten den Entschluß."

Der Kaiser erwog und entschloß sich. Er erkannte, daß
e Hoffnungen und Wünsche einer langen Reihe von Jahren
uf ein friedliches Verhältniß mit dem friedelosen Könige
on Frankreich vergeblich waren. Er entschloß sich zum
ruche, demnach zur Allianz mit der Republik, deren Führer,
bwohl nicht Souverän, der Oranier war. Dem Beispiele
es Kaisers folgte der König von Spanien. Die Allianz
m zum Abschlusse im August 1673.

Hier tritt uns der Umschlag der Zeiten und der Stellung
s ersten und des dritten Wilhelm von Oranien scharf
tgegen. Der erste Wilhelm machte es sich zur Lebens-
ufgabe, die Niederlande von dem rechtmäßigen Erbherrn
szureißen. Zu diesem Zwecke suchte er den Bund mit dem
önige von Frankreich. Es gelang ihm und seinen Nach-
lgern am Werke, die Republik unabhängig zu machen und
war auf Kosten beider Linien des Hauses Habsburg. Zu-
eich aber und mit dem Zuthun der Republik und auf Kosten
ider Linien des Hauses Habsburg wuchs das französische
önigthum empor. Nachdem es alle Bollwerke, die daheim
m entgegengestanden, überwältigt und niedergeworfen, war
für alle schwächeren Nachbaren bedrohlich geworden, wie
emals zuvor eine andere Macht.

Dieser allgemeinen Gefahr gegenüber sehen wir nun
n dritten Wilhelm von Oranien diejenigen Mächte, die sein
rgroßvater mit der Hülfe Frankreichs zu schwächen und zu
niedrigen getrachtet hatte, mit der Republik zu einer Allianz
ider Frankreich vereinigen.

Insofern, könnte man sagen, ist das Streben der zwei
ranier, von denen der eine wie der andere sich wider den
eind seines Vaterlandes wendet, ein gleichartiges, nur den
ßeren Umständen nach verschiedenes. Allein der Unterschied

liegt doch tiefer. Der erste Wilhelm von Oranien handelte nicht innerhalb seines Rechtes. Er war der Angreifer. Er erhob die Fahne der Rebellion gegen den rechtmäßigen Landesherrn. Er erklärte das Recht dieses Fürsten, dem er Treue geschworen, für verwirkt. Er zog, um diese seine Felonie durchzusetzen, fremde Hilfe herbei. Anders der dritte Wilhelm. Sein Kampf war der rechtmäßige des Patrioten, derjenige der Vertheidigung. Indem das Hinauswachsen des französischen Königthumes zu nicht geringem Theile eine Consequenz derjenigen Politik war, welche der erste Oranier verfolgt und dem von ihm gegründeten Staatswesen der Republik als Vermächtniß hinterlassen hatte, darf man sogar sagen, daß der Patriotismus des Urenkels wieder gut zu machen suchte, was die Felonie des Ahns verbrochen hatte.

Dennoch und obwohl auch noch das Reich dem Kaiser zutrat, war die in der Person Ludwigs XIV. concentrirte Macht Frankreich der nicht einheitlich geführten Allianz mindestens gewachsen und durch die List dieses Königs überlegen. Oranien machte sich darüber kein Hehl. Es fehlte in der Allianz das eine gegen Frankreich wichtigste Glied, England. Aber während Oranien schon glaubte, durch seine rastlosen Bemühungen seinen Oheim Karl II. zum Beitritte gewonnen zu haben, gelang es eben jener überlegenen List Ludwigs XIV., durch die Ausnutzung der Laster und Thorheiten Karls II. und durch die wieder emporgekommene Oligarchie in der Republik die Kette der Allianz zu sprengen. Der Friede zu Nymegen 1678 beließ ihn, nach Verhältniß, mächtiger als zuvor.

Oranien dagegen hält fest an seinem Gedanken der allgemeinen Allianz, England eingeschlossen, wider den übermächtigen König von Frankreich. Er drängte diesen Gedanken einem Engländer gegenüber, 1681, zusammen in die Worte: „Von Euch aus muß Europa gerettet werden: ohne Euch fällt es dem französischen Joche anheim.“ So lange indessen Karl II. lebte, der in seinem Palaste von Whitehall wie in

n goldenen Käfige Ludwigs XIV. wohnte, war darauf
Hoffnung.

Nach dem Tode Karls II. schien eine bessere Aussicht
ugehen. Denn was immer für Urtheile man über die
re Zeit Jakobs II. fällen mag oder muß: sie nehmen
die Thatsache hinweg, daß im ersten Jahre seiner
erung Jakob II. daheim ein populärer König war, nach
n geachtet, namentlich auch von seinem Neffen und
viegersohne, dem Prinzen von Oranien, und eben darum
Ludwig XIV. gefürchtet. Daher erstrebte dieser König
allen Mitteln die beiden nahen Verwandten aus ein-
r zu reißen, in der Republik durch das Gerücht, daß
hen den Königen von Frankreich und England eine
nz bestünde, welche die Republik mit der Erneuerung
Schreckenstage von 1672 bedrohe — bei dem katholischen
ig Jakob II. mit dem Vorgeben, daß sein calvinischer Neffe
Religionskrieg plane.

Der Prüfstein für beide war die Aufhebung des Ediktes
Nantes 1685.

Es ist wiederholt nachgewiesen worden, daß die vier
kanischen Artikel von 1682, durch welche Ludwig XIV.
päpstlichen Stuhl herausforderte, und die gegen die
enotten gerichtete Aufhebung des Ediktes von Nantes 1685
lben Wurzel entsproßten, dem Streben nach dem omni-
nten Königthume, welches innerhalb seines Bereiches
haupt keine Schranke mehr dulden, alles unbedingt sich
rwerfen will. Dies betraf Frankreich. Es fragt sich um
Auffassung von Außen her. Wir kennen diejenige des
zen von Oranien, noch vor dem Akte der Aufhebung
t, über die vorbereitenden Schritte, die dazu führen
ten, aus einem Berichte des kaiserlichen Gesandten Kram-
im Haag.[1]) Darnach hat sich der Prinz von Oranien,
ts im April 1685, ausgesprochen wie folgt:

[1]) Der Bericht im französischen Original in meinem Werke: Fall
des Hauses Stuart u. s. w. Band III, 438.

„In Betreff der Frage, weshalb der König von Frankreich zur Zeit die Hugenotten mit solcher Härte behandelt, sind die seiner Politik Kundigen der Ansicht, daß als der Beweggrund nicht ausreicht die Annahme eines Eifers für die katholische Religion, noch eines Gewissensdranges, noch seines Hasses gegen die Hugenotten, sondern daß man einen ganz besonders feinen politischen Plan voraussetzen müsse, dessen Durchdringung allen Scharfsinn erfordert."

„Viele nämlich sind der Ansicht, daß der König von Frankreich über die Bündnisse katholischer und nicht-katholischer, geistlicher und weltlicher Fürsten zur gemeinsamen Vertheidigung gegen die Uebermacht von Frankreich seit einigen Jahren mit großem Mißbehagen erfüllt ist. Er sieht ferner, daß zwischen den hauptsächlichen Mitgliedern des Reiches und dem Haupte desselben das gegenseitige Einverständniß und Vertrauen im Wachsen begriffen ist. Er nimmt wahr, daß alle bewaffnet sind, daß ihre Truppen in Ungarn täglich mehr sich an den Krieg gewöhnen. Er erkennt, daß, wenn eines Tages der Friede oder ein Stillstand mit den Türken geschlossen wird, das Reich mit dieser gesammten Macht dem Könige von Frankreich die Frage vorlegen wird: ob er fortan den zu Regensburg 1684 geschlossenen Stillstand mit besserer Treue beobachten wolle. Denn es ist Thatsache, daß der König gegen diesen Stillstand eine Reihe von Einbrüchen gemacht hat, ohne Unterschied der Gekränkten, ob Katholiken, ob Nicht-Katholiken."

„Man nimmt daher an, und zwar mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die eigentliche Absicht des Königs von Frankreich gerichtet ist auf die Erregung von Mißtrauen und Uneinigkeit unter diesen Verbündeten. Der König ist überzeugt, daß die Behandlung, welche er den Hugenotten in Frankreich widerfahren läßt, so wie in den anderen Ländern, die er auf dem Fuße des Stillstandes von 1684 zu belassen verpflichtet wäre, die Gemüther erregt, und einen jeden warnt, auf seiner Hut zu sein. Demgemäß läßt er hierhin und dorthin auf geschickte Weise ausstreuen, daß er über diese Dinge heimlich einverstanden sei mit allen katholischen Fürsten und namentlich mit Rom. Er hofft dadurch die Nicht-Katholiken, Lutheraner und Reformirte in Sorge und Furcht für sich selber zu setzen, und dadurch sie

einem Religionsbündnisse unter sich zu bringen. Und damit ätte der König von Frankreich dieses sein Ziel der Entzwei- ng erreicht."

„Man sagt ferner, es sei der Wunsch des Königs von Frankreich, daß die nicht-katholischen Fürsten und Mächte, aus Mitgefühl über die Leiden ihrer Brüder in Frankreich und aus dem dadurch angefachten Religionseifer, mit der entsprechenden Härte gegen die Katholiken in ihren Ländern vorgehen mögen. In Folge dessen würde man sich gegenseitig erregen und erhitzen. Die dadurch angefachten Leidenschaften würden jene Bündnisse zwischen Katholiken und Nicht-Katholiken zersetzen und zersprengen, abermals zum Vortheile des Königs von Frankreich. Da die Verfolgungen in Frankreich, wie bereits erwähnt, unzweifelhaft nicht aus wirklicher Religiosität, noch aus einer Forderung des Gewissens, noch aus Haß gegen die Hugenotten hervorgehen: so ist es höchst wahrscheinlich, daß sie in dieser politischen Absicht geschehen. Je feiner dieser Plan angelegt ist, desto gefährlicher."

„Von der Erkenntniß dessen aus sind zum Zwecke des Mißlingens alle Heilmittel anzuwenden. Diejenige Regierung, welche durch das Beispiel des Königs von Frankreich sich zur Nachahmung reizen ließe, würde demgemäß arbeiten für seinen Plan."

„Namentlich für den Kaiserhof wird dieser Plan eine reife Erwägung erfordern. Denn derselbe steht im geraden Gegensatze mit der kaiserlichen Politik, welche die Versprechungen, die sie den Protestanten in Ungarn gegeben zur Zeit der Noth, nach errungenem Siege aufrecht hält."

„Nicht minder scheint es, daß auch die römische Curie den gefährlichen Plan des Königs von Frankreich durchschaut. Denn das Uebergreifen der Macht desselben ist unvereinbar mit der Autorität Roms, und dort wird man nicht vergessen des Wortes, daß beim Krähen des Hahnes Petrus bitterlich weinte."

Diese Worte des dritten Wilhelm von Oranien, verglichen mit denen des ersten (S. 809), um ein Jahrhundert zuvor, zeigen uns abermals den scharfen Gegensatz.

Der Kaiser Leopold schenkte dem Oranier Glauben.

Ein besonderes Beispiel, außerhalb der Republik, ist hier hervorzuheben. Der Kaiser ersuchte den Oranier um Schutz für die unbeschuhten Carmeliter in Holländisch-Ostindien. Der Oranier sagte zu.

Der Papst Innocenz XI. hatte keinen Anlaß, sich direkt über die Aufhebung des Ediktes von Nantes auszusprechen. Aber Ludwig XIV. ließ die Königin Christine von Schweden, die unter dem Schutze des Papstes in Rom weilte, zu einer Aeußerung provociren. Diese erfolgte in solcher Weise, daß zwischen den Zeilen her die entschiedene Mißbilligung des Papstes hervorblickte.

Es war von allen europäischen Potentaten, der Wahrscheinlichkeit nach, nur ein Einziger, der in dieser Sache sich von Ludwig XIV. bethören ließ. Es war der kurzsichtige, von Söldlingen Ludwigs XIV. umgebene König Jakob II. von England. Er allein mißbilligte nicht. Eben damals, gegen das Ende des Jahres 1685, betrat er, von ähnlichen Gedanken geleitet, den unheilvollen Weg des Zwistes mit seinem durchaus loyalen Parlamente. Auf diesem seinem Wege ließ Jakob II. die wohlwollenden Mahnungen des Papstes wie des Kaisers unbeachtet, erfreute sich dagegen an dem Beifall Ludwigs XIV., nicht ahnend, daß dieser ihn behandele gleich einer Schachfigur.

Aber man hat gesagt, daß der dritte Wilhelm von Oranien dem Urgroßvater darin ähnlich war, daß, wie dieser den Namen der Religion zum Vorwand seiner Rebellion nahm, so auch der Urenkel unter demselben Vorwande auszog gegen Jakob II., und diesen seinen Oheim und Schwiegervater vom Throne stieß, um sich an dessen Stelle zu setzen. Man hat ihn wohl gar den Helden des Protestantismus genannt.

Zur Klarstellung der Thatsache dieser Expedition von 1688 kommt es zunächst und hauptsächlich auf die Frage an, mit welchen Mitteln der Prinz von Oranien sie unternahm. Er führte eine Kriegsflotte, so stattlich, so mächtig,

wie bis dahin die Republik keine entsendet, mit 13,000 Mann Landungstruppen. Aber diese Streitkräfte gehörten der Republik. In derselben bekleidete Oranien hohe Würden: er war Erbstatthalter, wie man es nannte, von fünf unter den sieben Provinzen; er war General-Capitän aller Streitkräfte zu Wasser und zu Lande. Aber bei alledem war er nicht der Souverän, sondern ein Unterthan der Republik. Indem diese ihm ihre Streitkräfte lieh, wie man es benannte, mußte der Zweck, den er damit befolgte, ihr bekannt gewesen sein. Dies um so mehr, weil nicht bloß eine zufällige Mehrheit den Prinzen mit der ganzen Kriegsmacht entsendete, sondern die Gesammtheit der Berather der Republik, mit eingerechnet die oligarchische Partei, die in derselben dem Oranier entgegenstand, namentlich die Bürgermeister von Amsterdam. Für diese und überhaupt für die gesammte Republik konnte es sich nicht bloß darum handeln, den Uebergriffen Jakobs II. in England selber zu steuern, das verletzte Recht der Hochkirche herzustellen, oder Anderes der Art, was alles die Holländer direkt gar nicht anging — sondern, um die Republik zu einer solchen Kraftanstrengung zu bewegen, mußte es in den Augen derselben sich handeln um ihr eigenes Lebens-Interesse, um ihre Existenz. Dies ist der Kern der Sache.

Wir haben vorhin bereits den Plan berührt, den Ludwig XIV. verfolgte, um die zwei Verwandten Jakob II. und den Oranier auseinander zu halten und gegen einander zu treiben. Dem Könige Jakob II. spiegelte er vor, daß Oranien einen Religionskrieg plane. In der Republik tauchte immer wieder aufs neue das Gerücht empor, daß zwischen den Königen von Frankreich und England eine Allianz bestehe. Anfangs, im ersten Jahre Jakobs II., ward dieses Gerücht in der Republik verlacht. Im zweiten Jahre ward die Möglichkeit erörtert. Im dritten Jahre fand es Glauben und zwar allgemein. Dieser Glaube befestigte sich. Mit diesem Glauben verband sich unmittelbar die Erinnerung an

die Schrecken des Jahres 1672. Und aus diesem Glauben und aus dieser Erinnerung entwickelte sich mit Nothwendigkeit die Frage, ob es nicht besser sei, einer solchen Wiederholung des Jammers von 1672 durch eigenes Handeln zuvorzukommen. Vom Beginn des Jahres 1688 an wurden in der Republik die Vorbereitungen getroffen, sich nicht abermals überraschen zu lassen, sondern, wenn möglich, selber zuvorzukommen und dadurch jenes feindliche Bündniß zu zerreißen.

Dem Gerüchte jenes Bündnisses lag eine Thatsache nicht zu Grunde. Vielmehr wies Jakob II. die wiederholten Anträge Ludwigs XIV. auf ein Bündniß beharrlich zurück. Jakob II. war also direkt für Ludwig XIV. nicht zu verwenden. Von der andern Seite stellte der Kaiser Leopold an Jakob II. das Verlangen, die Garantie des Regensburger Stillstandes von 1684 zu übernehmen. Dieser Stillstand sollte dem Könige von Frankreich die von ihm „reunirten" Gebiete, etwa den achten Theil des Reiches, auf zwanzig Jahre überlassen. Aber das Trachten Ludwigs XIV. ging dahin, diesen Stillstand in einen definitiven Frieden zu verwandeln, und dieser Wunsch in ihm ward um so lebhafter, je weiter die kaiserlichen Heere siegreich gegen die Türken nach Osten vordrangen. Wenn Jakob II. auf jenes Verlangen des Kaisers einging, so sicherte er damit den Frieden des Festlandes von Westeuropa und zugleich, weil der Uebernahme einer solchen Garantie gegenüber das Gerücht einer Allianz zwischen ihm und Ludwig XIV. hätte verblassen müssen, am allermeisten sich selbst. Die Thatsache der Ablehnung dagegen, im Jahre 1687, schien das Gerücht bestätigen zu müssen.

Im Sommer 1688 hielt Ludwig XIV. seine Zeit für gekommen. Er wußte genauen Bescheid über die Rüstungen in der Republik gegen Jakob II. Es war also vorauszusehen, daß die Republik die erste günstige Gelegenheit benutzen, und daß damit diese beiden Mächte, die Republik

und England, sich ineinander verbeißend, ihm in gleicher Weise unschädlich sein würden. Die kaiserliche Armee, weitab im Südosten, belagerte Belgrad. Die Westgrenze des Reiches war wie unbewehrt. Ein Einmarsch in dasselbe mit starker Uebermacht schien die Einwilligung in die Forderungen Ludwigs XIV. sofort erzwingen zu müssen. Damit nicht der Papst Innocenz XI. einen Einspruch erhebe, wie bereits wiederholt geschehen, brach Ludwig XIV. zuerst mit ihm.

Die Nachricht der Erstürmung von Belgrad am 6. September ward durch Ludwig XIV. das Signal zum allgemeinen Brande für Westeuropa. Seine Truppen marschirten über den Rhein in das Reich und nach der anderen Seite wider den Papst.

Zugleich ließ Ludwig durch seinen Botschafter Avaux in der Versammlung der Generalstaaten erklären, daß kraft der Bande der Freundschaft und Allianz, die er mit dem Könige von England habe, er jeden Akt der Feindseligkeiten gegen denselben ansehen würde als einen offenbaren Friedensbruch gegen seine eigene Krone.

Hier zum ersten Male war das Wort der Allianz, das, bis dahin unverbürgt, dennoch die gesammte Republik mit Schrecken erfüllte, officiell ausgesprochen. Es kam auf den König Jakob II. an, dagegen zu protestiren. Es geschah, aber in so wenig nachdrücklicher Weise, daß in der Republik das Wort Ludwigs XIV. Geltung behielt, und demgemäß auch der Beschluß der Expedition gegen Jakob II. Jene Drohung Ludwigs XIV. dagegen mit einer Hilfe für Jakob II., wo in denselben Tagen seine Landmacht anderswo bereits verwickelt war, seine Schiffe abgetakelt in den Häfen lagen, war thatsächlich einer Aufforderung nicht unähnlich.

Die Republik konnte dem Prinzen von Oranien ihre Streitmacht übergeben, mit der Gewißheit, daß die Bahn nach England frei war, daß von Frankreich her weder zu Lande, etwa durch einen Angriff vom Rheine her auf die Republik, noch zu Wasser durch eine Flotte, ihm ein Hinderniß

entgegen stand. Der Zweck war, durch die Macht der B
das vermeintliche Bündniß zwischen Jakob II. und
wig XIV. zu zerschneiden, und den Ersteren zum Bün
mit der Republik wider Ludwig XIV. zu nöthigen. In
Sinne erging die Bitte der Prinzessin von Oranien an
Vater, das Unheil dadurch von sich abzuwenden, daß
wider Ludwig XIV. erkläre und den Prinzen von O
zum Anführer auch seiner Streitkräfte ernenne. Jak
wollte nicht.

Neben dem Hauptzwecke her, den die Republik
diese Expedition zu erreichen suchte, laufen die beso
Beziehungen des Prinzen von Oranien zu Englan
besaß dort viele Freunde und hatte kein Hehl dara
macht, daß er die Uebergriffe Jakobs II., namentlic
Durchbrechen der Test-Akte, nicht billigte. Er hatte ve
daß man ihn nach England hin einladen sollte. De
schluß dazu hatten sieben Mitglieder der englischen
kratie erst dann gefaßt, als dem Könige Jakob
10./20. Juni, ein Sohn geboren war, dessen Erbrecht
Krone also fortan demjenigen der Prinzessin von
vorging. Aber diese sieben Aristokraten — von spätere
ländern The Illustrious Seven genannt — hatten
Einladung selbst die Bedingung gestellt, daß der
in dem Manifeste, welches er seiner Ueberkunft voran
würde, ausdrücklich den Zweifel an der Echtheit dieses
aussprechen müsse. Sie behaupten, daß unter tausen
ländern nicht Einer an die Echtheit des Kindes glaub

Diese Behauptung entsprach nicht der Wahrheit.
mehr kam das grundlose Gerücht der Unterschiebun
langsam empor. Die Schritte Oraniens beweisen, daß
schwankt hat. Endlich entschloß er sich, die schwere
gegen Jakob II. in sein Manifest aufzunehmen, nicht
an erster Stelle, sondern nebenher. Aber die Thatsache
die Aufnahme dieser Anklage gegen den König Jakob
der schwerste Makel, der an Oranien haftet.

Aber er verpflichtete sich der Republik und dem Kaiser gegenüber, daß es nicht sein Wille sei, die Succession in England zu ändern. Er kann daher, so weit menschliches Urtheil reicht, nicht mit der Absicht nach England gegangen sein, die Krone für sich zu nehmen. Erst die späteren, vorher nicht zu vermuthenden, unglaublichen Thorheiten Jakobs II. in der Wegsendung seines Sohnes und dann der eigenen Flucht in die Gewalt Ludwigs XIV. eröffneten ihm den Weg dazu.

Aber die Frage der Religion?

Da bei der Expedition nicht direkt die Republik betheiligt erscheinen sollte, so zeigte die große Flagge des prinzlichen Schiffes in der Mitte die Wappen der Prinzessin und des Prinzen von Oranien, mit den englischen Schildhaltern, und darüber zwei Reihen Schrift in großen Buchstaben. Die erste Reihe enthielt die Worte: Pro Religione Protestante, die zweite: Pro libero Parlamento. Unter dem Wappen befand sich der Wahlspruch des Hauses Nassau-Oranien: Je maintiendrai. In jenen Worten, wie sie den Engländern zuliebe gefaßt wurden, scheint nicht eine Feindseligkeit gegen die katholische Kirche zu liegen. Sie lassen sich beschränken auf die Abstellung der Uebergriffe, die notorisch Jakob II. in das gesetzlich festgestellte Recht des anglikanischen Kirchenthumes gemacht hatte. Dies um so mehr, da in Betreff der Katholiken das erste Manifest des Prinzen kein feindseliges Wort enthält, das zweite ihrer gar nicht erwähnt.

Die Truppen, die der Prinz von Oranien hinüber zu führen gedachte, bestanden zu einem Theile aus katholischen Belgiern. Man vernahm von ihnen das Wort: wenn sie fechten sollten für den Protestantismus, so würden sie lieber übergehen zum Könige von England. Man erwiderte ihnen, daß der Zweck des Zuges sei, England zu nöthigen zur Vertheidigung Belgiens und des Kaisers.

Die Generalstaaten gingen in aller dieser Beziehung mit dem Prinzen. In England hatte die lange Dauer des Westwindes, der für Jakob II. die Herüberführung der irischen

entgegen stand. Der Zweck war, durch die Macht der Waffen das vermeintliche Bündniß zwischen Jakob II. und Ludwig XIV. zu zerschneiden, und den Ersteren zum Bündnisse mit der Republik wider Ludwig XIV. zu nöthigen. In diesem Sinne erging die Bitte der Prinzessin von Oranien an ihren Vater, das Unheil dadurch von sich abzuwenden, daß er sich wider Ludwig XIV. erkläre und den Prinzen von Oranien zum Anführer auch seiner Streitkräfte ernenne. Jakob II. wollte nicht.

Neben dem Hauptzwecke her, den die Republik durch diese Expedition zu erreichen suchte, laufen die besonderen Beziehungen des Prinzen von Oranien zu England. Er besaß dort viele Freunde und hatte kein Hehl daraus gemacht, daß er die Uebergriffe Jakobs II., namentlich das Durchbrechen der Test-Akte, nicht billigte. Er hatte verlangt, daß man ihn nach England hin einladen sollte. Den Entschluß dazu hatten sieben Mitglieder der englischen Aristokratie erst dann gefaßt, als dem Könige Jakob, am 10./20. Juni, ein Sohn geboren war, dessen Erbrecht an die Krone also fortan demjenigen der Prinzessin von Oranien vorging. Aber diese sieben Aristokraten — von späteren Engländern The Illustrious Seven genannt — hatten in der Einladung selbst die Bedingung gestellt, daß der Oranier in dem Manifeste, welches er seiner Ueberkunft voranschicken würde, ausdrücklich den Zweifel an der Echtheit dieses Kindes aussprechen müsse. Sie behaupten, daß unter tausend Engländern nicht Einer an die Echtheit des Kindes glaube.

Diese Behauptung entsprach nicht der Wahrheit. Vielmehr kam das grundlose Gerücht der Unterschiebung nur langsam empor. Die Schritte Oraniens beweisen, daß er geschwankt hat. Endlich entschloß er sich, die schwere Anklage gegen Jakob II. in sein Manifest aufzunehmen, nicht jedoch an erster Stelle, sondern nebenher. Aber die Thatsache bleibt: die Aufnahme dieser Anklage gegen den König Jakob II. ist der schwerste Makel, der an Oranien haftet.

Aber er verpflichtete sich der Republik und dem Kaiser gegenüber, daß es nicht sein Wille sei, die Succession in England zu ändern. Er kann daher, so weit menschliches Urtheil reicht, nicht mit der Absicht nach England gegangen sein, die Krone für sich zu nehmen. Erst die späteren, vorher nicht zu vermuthenden, unglaublichen Thorheiten Jakobs II. in der Wegsendung seines Sohnes und dann der eigenen Flucht in die Gewalt Ludwigs XIV. eröffneten ihm den Weg dazu.

Aber die Frage der Religion?

Da bei der Expedition nicht direkt die Republik betheiligt erscheinen sollte, so zeigte die große Flagge des prinzlichen Schiffes in der Mitte die Wappen der Prinzessin und des Prinzen von Oranien, mit den englischen Schildhaltern, und darüber zwei Reihen Schrift in großen Buchstaben. Die erste Reihe enthielt die Worte: Pro Religione Protestante, die zweite: Pro libero Parlamento. Unter dem Wappen befand sich der Wahlspruch des Hauses Nassau-Oranien: Je maintiendrai. In jenen Worten, wie sie den Engländern zuliebe gefaßt wurden, scheint nicht eine Feindseligkeit gegen die katholische Kirche zu liegen. Sie lassen sich beschränken auf die Abstellung der Uebergriffe, die notorisch Jakob II. in das gesetzlich festgestellte Recht des anglikanischen Kirchenthumes gemacht hatte. Dies um so mehr, da in Betreff der Katholiken das erste Manifest des Prinzen kein feindseliges Wort enthält, das zweite ihrer gar nicht erwähnt.

Die Truppen, die der Prinz von Oranien hinüber zu führen gedachte, bestanden zu einem Theile aus katholischen Belgiern. Man vernahm von ihnen das Wort: wenn sie fechten sollten für den Protestantismus, so würden sie lieber übergehen zum Könige von England. Man erwiderte ihnen, daß der Zweck des Zuges sei, England zu nöthigen zur Vertheidigung Belgiens und des Kaisers.

Die Generalstaaten gingen in aller dieser Beziehung mit dem Prinzen. In England hatte die lange Dauer des Westwindes, der für Jakob II. die Herüberführung der irischen

Truppen erleichterte, die Bezeichnung aufgebracht: der Wind sei papistisch. Aehnlich nannte man in Paris den Westwind, als dem Prinzen von Oranien entgegen, den katholischen Wind. Auch in der Republik ward das nachgeahmt. Der Prinz von Oranien bat die Generalstaaten um ein Einschreiten dagegen. Sie belegten durch ein öffentliches Edikt diese Bezeichnung mit einer Geldbuße.

Denn es ist hervorzuheben, was die Engländer sowohl damals als später in ihrer Geschichtsschreibung nicht genügend erfassen und berücksichtigen, daß der Blick Oraniens unablässig gerichtet war auf den Kaiser Leopold. Oranien schiffte mit der holländischen Kriegsflotte nach England, nicht bloß um das vermeintliche Bündniß Jakobs II. mit Ludwig XIV. zu sprengen, nicht bloß um ein solches zwischen England und der Republik zu schließen, sondern um wider den übermächtigen und übergreifenden König von Frankreich eine europäische Allianz anzubahnen, deren Haupt der Kaiser sein würde. Selbst also wenn er nicht aus eigener Ueberzeugung jeglichen Schein eines Religionskrieges vermieden hätte, so mußte er es thun aus dem politischen Motive, den Kaiser nicht zu verletzen, ihn sich geneigt zu erhalten. Leopold hatte bei allen Versicherungen des Oraniers der Expedition nach England weder zugestimmt, noch von ihr abgerathen. Er verhielt sich abwartend.

Die Dinge in England nahmen einen Verlauf, wie ihn Niemand hatte ahnen können. Später ist dort für die ganze Sache der Name: our glorious revolution aufgekommen. An wessen Haupte in England der Glorienschein haften soll, dürfte doch schwer ausfindig zu machen sein. Die Furcht, die Kopflosigkeit, die Verblendung des Königs, mit der Nachhilfe französischen Rathes, brachten ihn zu dem unheilvollen Entschlusse, Frau und Sohn nach Frankreich zu senden und selber folgen zu wollen. Die Flucht der Ersteren gelang. Jakob II. selber ward angehalten, ward nach London zurückgeführt, nicht als Gefangener, sondern als König.

Und damit war die Sachlage völlig verändert. Wenn Jakob II. nach der Wegsendung seines Sohnes als König in England blieb, so war das Unternehmen der Republik und des Oraniers als mißlungen anzusehen. Denn es war moralisch unmöglich von einem Könige, der seinen Sohn und Erben als Unterpfand seiner Treue einem fremden Könige ausgeliefert, eine Kriegserklärung gegen diesen selben König zu erwirken. Darum wünschte von da an Oranien, daß Jakob den Fluchtversuch wiederholte. Zu diesem Zwecke drückte der Oranier auf Jakob durch herrisches Auftreten. Dieser sah und erkannte, daß Oranien seine Flucht wünschte. Er erfuhr, daß die Theilnahme der Bevölkerung für ihn empor wuchs. Dennoch überwog in ihm die Furcht. Er entfloh zum zweiten Male, und dies Mal ungehindert, und endgültig von seinen Kronen weg. Er floh zu seinem Bruder von Frankreich, der, im Besitze des Vaters und des Sohnes, fortan das Mittel in Händen zu haben meinte, England in beständigem inneren Kriege und dadurch für ihn unschädlich zu erhalten.

Es traten Engländer zu Oranien mit dem Rathe, die Krone zu nehmen kraft des Rechtes der Eroberung. Ein Verfahren solcher Art, wie es durch die Thorheiten Jakobs II. möglich gewesen wäre, hätte der Zusage, die der Oranier im Haag und nach Wien gegeben, die Succession in England nicht ändern zu wollen, formell nicht entsprochen. Unzweifelhaft wollte Oranien von dem Augenblick an, wo Jakob II. seinen Sohn nach Frankreich geschickt hatte, die Krone für sich, aber nicht wie durch eigenes Begehren. Er wollte dazu aufgefordert, dazu gedrängt sein. Er berief ein Convent-Parlament, und ließ den Redeströmen desselben freien Lauf. Denn je länger und breiter die Parlamentarier redeten, desto leichter und glatter auch redeten sie sich in die Meinung hinein, selber etwas gethan zu haben. Aus demselben Grunde erhob der Oranier keinen Einspruch gegen die Beschränkungen der Befugnisse der Krone. Auch die scharfen Maßregeln,

welche die kurzsichtige Mehrheit des Oberhauses, wider seinen kundbaren Willen, gegen die Katholiken beschloß, ließ er einstweilen sich gefallen. Er harrte geduldig, bis das Parlament sich von der Nothwendigkeit überzeugen würde, ihm, der die Macht der Regierung in Händen hatte, auch um des eigenen Heiles und des inneren Friedens willen das Symbol derselben, die Krone, freiwillig anzutragen.

In den Augen der Engländer hing somit das fernere Schicksal Englands, sowohl daheim, als im Contakte mit dem übrigen Europa, ab von ihren Parlamentsbeschlüssen. Nicht in denen des Oraniers, der ausschauete in die Ferne, namentlich nach Wien.

Er ließ den kaiserlichen Residenten Hoffmann zu sich bescheiden, der seit langen Jahren in England weilte. Oranien betheuerte seinen tiefen Respekt vor dem Kaiser und sein sehnliches Verlangen, davon Beweise zu geben, sobald seine Autorität begründet sei. Dann fuhr er fort: „Ich habe Nachrichten über die List, mit welcher man von Seiten der Gegner darauf ausgeht, die hiesige Angelegenheit bei allen katholischen Höfen für eine Religionssache auszugeben. Ich kann mit Gott bezeugen, daß es nicht meine Absicht ist, den Katholiken auch nur das geringste Leid widerfahren zu lassen. Ich habe den Kaiser schon früher dessen versichert, und Alle, die mich kennen, wissen, daß ich nicht abgehe von meinem Worte. Es ist mir leid genug gewesen, daß die Lords neulich eine Proklamation gegen die Katholiken beschlossen haben. Aber ich nehme Sie selber, der Sie durch Ihr langes Verbleiben hier die Nation kennen, zum Zeugen, ob ich auf einmal den Sturm dieser leidenschaftlichen Gemüther hier zurückhalten kann, zumal wo mir die Regierung noch nicht formell übertragen ist. Ich bitte mir nur Zeit zu lassen, und dann soll man von keiner Verfolgung der Katholiken hören. Melden Sie dies dem Kaiser, sagen Sie es auch den hiesigen Katholiken. Dann, hoffe ich, wird der Kaiser den falschen Gerüchten, die Frankreich aus-

kaiserlichen Staatsmanne Lisola auf ihn übergegangen war, alle andern Mächte zusammen zu fassen wider den einen übermächtigen Friedensstörer, den König von Frankreich, und zwar wesentlich zu Gunsten des Hauses Habsburg.

Die große Allianz von 1689, das Werk des dritten Wilhelm von Oranien, steht in schnurgeradem Gegensatz mit dem politischen Trachten des Urgroßvaters, des ersten Wilhelm.

Dennoch erwies sich die große Allianz von 1689 der Macht Ludwigs XIV., dem von Osten her die Türken halfen, kaum gewachsen, nicht überlegen. Aber Ludwig XIV. erhielt, durch was immer für Mittel, die Kunde jenes geheimen Artikels. Von diesem Augenblicke an suchte er aus dem Kriege zu kommen, damit er, bevor der zu erwartende Erbfall in Spanien einträte, die Allianz in sich zersetzen könne.

Es gelang ihm mit dem Frieden von Ryswyck 1697 den Krieg zu beenden. Es gelang ihm dann, den Oranier, dessen hauptsächliches Motiv war, sein Vaterland vor einem abermaligen Kriege zu bewahren, in einen Theilungsvertrag über das spanische Erbe zu verlocken. Als der erste Vertrag durch den Tod des Kurprinzen von Bayern hinfällig wurde, gelang es dem Könige von Frankreich zum zweiten Male, den Oranier in einen neuen Theilungsvertrag zu verstricken. Es gelang ihm ferner, bei einigen vermeintlich patriotischen Spaniern, denen jeder Gedanke an eine Theilung der Monarchie ein Greuel war, den Theilungsvertrag als Drücker zu benutzen, damit sie ihrerseits, ohne Zuthun Frankreichs, von dem todkranken Karl II. die Unterschrift zu einem Testamente für den Herzog von Anjou erpreßten. Erst die Annahme dieses Testamentes durch Ludwig XIV. bewies dem Oranier, daß er geprellt war. Aber die Sache war geschehen. Der Herzog von Anjou setzte sich als König Philipp V. friedlich in den Besitz des gesammten Erbes der spanischen Habsburg. Das Meisterstück der Politik Ludwigs XIV. schien gelungen.

In Irland ward das eigene Interesse Englands angetastet, wenn auch nicht mit französischen Truppen, doch mit dem Gelde und den Schiffen des Königs von Frankreich. Auf die Kunde der Landung Jakobs II. in Irland antwortete das englische Parlament am 16./26. April mit einstimmigem Kriegesrufe wider den König von Frankreich.

Am Abende dieses Tages entfielen Wilhelm III. im Kreise seiner Vertrauten die Worte: „Heute ist der erste Tag meines Königsthums." — Darum war er nach England gegangen, um dies Königreich mit einzureihen in den allgemeinen Bund wider Ludwig XIV. Die Lebensstellung des Oraniers läßt sich zusammendrängen in die Worte: der holländische Patriot nahm die Krone von England, um im Besitze derselben sein Vaterland desto besser schützen zu können.

Inzwischen reifte die Hoffnung des Oraniers auf den Kaiser. Leopold befragte nicht bloß seine Staatsmänner, sondern in Betreff des Gewissens auch Theologen, sechs, jeden für sich: ob er den Oranier als König anerkennen, ob er mit ihm ein Bündniß gegen Frankreich eingehen dürfe. Zwei von ihnen verneinten, vier bejahten beide Fragen. Einer von ihnen, ein Kölner Theologe, hob mit starkem Nachdruck hervor, daß das Bündniß wider den anderen Ismael eine Pflicht der Ehre und des Gewissens sei.

Am 12. Mai 1689 wurde in Wien die große Allianz gezeichnet, zunächst zwischen dem Kaiser und der Republik, welche es auf sich nahmen, andere Mächte zum Beitritte aufzufordern. Der geheime Artikel dieser Allianz, damals nur den Unterzeichnern und dann dem Könige Wilhelm III., keiner anderen Macht bekannt, sicherte dem Kaiser Leopold die Wahl seines Sohnes Joseph zum römischen Könige und seinem Hause das gesammte spanische Erbe.

Obwohl der König Wilhelm III. erst der bereits geschlossenen Allianz beitrat, so war sie doch, moralisch, sein Werk. Es war der Gedanke seines Lebens, der von dem

Urenkel ist nicht ein fleckenloser Charakter; aber sein Streben ist durchweg gerecht und ehrenhaft, und wo er fest geht, da hat an diesem Festgehen einen Antheil der glühende Patriotismus, der in ihm zur Leidenschaft wird. Diametral stehen die beiden einander gegenüber in ihrem Verhältnisse zum Hause Habsburg, welches der Erste zu vernichten, der Andere zu erhöhen trachtet, und entsprechend demgemäß zu dem französischen Königthume. Der Erstere hat, mehr indirekt als direkt, viel beigetragen, die Machtfülle dieses Königthumes und damit die Uebergriffe desselben in den Frieden Europas vorzubereiten. Dagegen hat kein Anderer mehr als der dritte Wilhelm gearbeitet, diese Uebergriffe einzudämmen.

Eng verwandt mit diesem politischen Gegensatz der zwei Oranier ist derjenige ihrer Stellung zu der Kirche. Der Erste, indem er sich lossagte von der Kirche und das neue Evangelium d. h. das Landeskirchenthum unter weltlicher Herrschaft zur Fahne seiner Rebellion erhob, haßte eben darum folgerecht die Kirche und suchte ihr alles, was ihr unterthan war, zu entreißen. Der dritte Wilhelm, erwachsen und erzogen in allen Vorurtheilen des calvinischen Territorialkirchenthumes seiner Zeit gegen die Kirche, hatte sich dennoch vom Hasse gegen die Kirche freigemacht. Aber mehr noch als das. Indem er klar und scharf erkannte, in welcher Weise Ludwig XIV. darauf ausging, die Religion zum Machtmittel seiner Politik zu machen — indem er weiter erkannte, daß dieses Trachten auch die Freiheit des apostolischen Stuhles, die Freiheit der Kirche bedrohte — indem er dann dem gesammten Trachten des Königs von Frankreich entgegentrat und es zu vereiteln suchte — diente der dritte Wilhelm von Oranien, wie der politischen Freiheit Europas, so mittelbar auch der Freiheit der Kirche, für welche der eine Ludwig XIV. von Frankreich gefährlicher war als alle nicht-katholischen Mächte seiner Zeit zusammen.

LXXII.

Zum Ausbau des Ulmer Münsters.

Was Geschlecht um Geschlecht zu sehen gewünscht und nicht gesehen, was man noch vor wenigen Jahren kaum mehr zu hoffen gewagt, das ist jetzt Thatsache: die riesigste Einthurmanlage* der Welt, das glanzvollste Denkmal des selbstbewußten Bürgerthums, der Ulmer Münsterthurm, diese Spätgeburt der mittelalterlichen Gothik ist fertig. So wie er einst im bevorzugten Geiste seines Urhebers raumlos gegenwärtig war und heute noch, auf dem Pergament mit sicherer Hand entworfen, nur wenige Quadratfuß einnimmt, ist er endlich in seinen gewaltigen Verhältnissen in die Wirklichkeit eingetreten — 513 Jahre nach seiner Grundsteinlegung, nach der Vollendung des Kölner Doms 10 Jahre.

Ob nun, was das wahrscheinlichste, Ulrich von Ensingen, der es angefangen zu bauen, oder ob ein Anderer mit der Schöpfer dieses wundersamen Werkes war — das lehrt der Augenschein, daß wir es hier mit einem jener bevorzugten Geister zu thun haben, welche, weil sie die Fülle und zugleich die Regel in sich selbst tragen, nur aus sich selbst zu schöpfen brauchen; in denen die seltensten, sich sonst ausschließenden Gaben: schöpferische Phantasie und urtheilender Kunstsinn, eindringender Verstand und umfassender Blick, Tiefe des Gemüths und entschlossene Thatkraft, felsenthürmende Riesenkraft und unermüdlich schnitzelnde Zwergsgeduld einträchtig

sich die Hand reichen. Denn sonst hätte er es nicht vermocht, dem spröden, schweren Stoff dieses Wunder von Gestalt, Ebenmaß, Leben und Bedeutung abzuringen. Außer einem einzigen von ihm ganz eigenartig ausgebildeten Motiv verdankt er seinen Vorgängern nichts als den Stil, den er wie ein unumschränkter Herrscher handhabte. Die besondere Klangfarbe aber seines Stils ist schwäbisch, wie auch alle die ausführenden Meister Schwaben waren. Ausschließlich in Schwaben zu Haus ist die Form dieses von geschweiften Wimperge-Kränzen umspielten und mit einer niedlichen Gallerie gekrönten Spitzhelms, wofür wir bekanntlich an dem Frauenthurm in Eßlingen ein klassisches Beispiel haben. Auch die Technik des geschwungenen und gewundenen Steinwerks überhaupt, wobei der Stein fast Steines Art verloren und die Biegsamkeit des Edelmetalls angenommen zu haben scheint, hat gerade in Schwaben ihre zartesten und üppigsten Blüthen getrieben; man nannte sie hier, anfangs wohl vermöge einer gelungenen Vergleichung, später in Folge eines Mißverständnisses: die Kunst, den Stein zu gießen.

Also der Meister, der diese Masse an Ort und Stelle gelegt und sie wie aus einem Keim in innerer Triebkraft hat zur Höhe hinansteigen lassen, ist von Kopf bis zu Fuß ein Schwabe wie auch sein Thurm. Seine Wiege stand nicht, wie man früher wohl annahm, im Uechtland, sondern, wie jetzt nicht mehr bezweifelt wird, in dem Dorfe Ensingen d. i. Einsingen in der Nähe von Ulm. O wie thut das uns, seinen Landsleuten gut, die wir noch immer unter der Last unserer „Schwabenstreiche“ seufzen! Darum däucht sich auch jeder ordentliche Schwabe ein gut Stück mehr werth, seitdem er den schlankſten, den formenreichsten, den gewaltigsten aller Thürme sein eigen nennt, vor dem der Chor der Riesenbrüder, wie weiland die Garben der Brüder Josephs vor seiner Garbe, sich neigen. Aber nicht bloß Schwaben: das Gesammtvaterland, die Menschheit, der Schutzgeist der Kunst frohlocken über den Ausbau eines Werkes, das einen Sieg

und da
n, nunme
Baugeschi
erer Edels
Freude hin
mel und hi
erreste der Kr
„So ist denn, hör
mal wahr geworden, was
wir aber (verzeihet!) schon l
mochten! Die große Idee, die
Himmel herab beschworen, an die wir
hingegeben, sie flattert nun nicht mehr zu
und Leben trauernd um diesen Thurm; Ihr ha
Leib ergänzt, darinnen sie fortleben kann bis z
fernsten Geschlechtern. Getilgt ist endlich die Makel, d
unserem Andenken braunte: Quia hic homo coepit
aedificare et non potuit consummare; unser Gelü
gelöst — endlich!" — Aber Ihr lieben, edlen Seele
hieß Euch gar so hohe Ideen fassen? Wer hieß in
Gedanken Euch so versteigen, daß Ihr eine „Pfarrk
von 5100 Quadratmeter lichten Flächenraums (gege
des Kölner Doms) zu bauen unternahmet, gleichsa
Gehäuse zum Straßburger Münster? — „Unsere Begei
das Höchste zu vollbringen für Gottes Ehre und ein
auch für unsere eigene Ehre." — So dachtet Ihr de
nicht daran, „daß mit des Geschickes Mächten ist kein
Bund zu flechten?" Doch da hätte ich fast übersehe
Ihr im Schiller, bei Eurer mangelhaften Schulbi
nur schlecht belesen sein konntet! Aber daß die Krie
daherrasen, daß Kraft und Unternehmungsgeist nac
daß ein einziger Wechsel des Kunstgeschmacks Euch zu
machen konnte, daß . . . aber was konnte nicht alles
Aergste, das wirklich kam, hättet Ihr ja doch nicht er
— an all das dachtet Ihr nicht? — „Wir dachten

Urenkel ist nicht ein fleckenloser Charakter; aber sein Streben ist durchweg gerecht und ehrenhaft, und wo er fest geht, da hat an diesem Festgehen einen Antheil der glühende Patriotismus, der in ihm zur Leidenschaft wird. Diametral stehen die beiden einander gegenüber in ihrem Verhältnisse zum Hause Habsburg, welches der Erste zu vernichten, der Andere zu erhöhen trachtet, und entsprechend demgemäß zu dem französischen Königthume. Der Erstere hat, mehr indirekt als direkt, viel beigetragen, die Machtfülle dieses Königthumes und damit die Uebergriffe desselben in den Frieden Europas vorzubereiten. Dagegen hat kein Anderer mehr als der dritte Wilhelm gearbeitet, diese Uebergriffe einzudämmen.

Eng verwandt mit diesem politischen Gegensatz der zwei Oranier ist derjenige ihrer Stellung zu der Kirche. Der Erste, indem er sich lossagte von der Kirche und das neue Evangelium d. h. das Landeskirchenthum unter weltlicher Herrschaft zur Fahne seiner Rebellion erhob, haßte eben darum folgerecht die Kirche und suchte ihr alles, was ihr unterthan war, zu entreißen. Der dritte Wilhelm, erwachsen und erzogen in allen Vorurtheilen des calvinischen Territorialkirchenthumes seiner Zeit gegen die Kirche, hatte sich dennoch vom Hasse gegen die Kirche freigemacht. Aber mehr noch als das. Indem er klar und scharf erkannte, in welcher Weise Ludwig XIV. darauf ausging, die Religion zum Machtmittel seiner Politik zu machen — indem er weiter erkannte, daß dieses Trachten auch die Freiheit des apostolischen Stuhles, die Freiheit der Kirche bedrohte — indem er dann dem gesammten Trachten des Königs von Frankreich entgegentrat und es zu vereiteln suchte — diente der dritte Wilhelm von Oranien, wie der politischen Freiheit Europas, so mittelbar auch der Freiheit der Kirche, für welche der eine Ludwig XIV. von Frankreich gefährlicher war als alle nicht-katholischen Mächte seiner Zeit zusammen.

---

des Idealen bedeutet in unserer materiellen Zeit und das, aus allen Wechselfällen unversehrt hervorgegangen, nunmehr als Schlußstein prangt in der dreihundertjährigen Baugeschichte der mittelalterlichen Gothik und als ein weiterer Edelstein in Deutschlands Ehrenkrone! Wie aber diese Freude hinausdringt in die Welt, so auch hinauf zum Himmel und hinab in die Grüfte dieses Tempels, wo die Ueberreste der Kraft, der Besserer, der Neidharte ruhen. „So ist denn, höre ich sie sagen, so ist denn doch einmal wahr geworden, was wir erharrt so lange, woran wir aber (verzeihet!) schon längst nicht mehr glauben mochten! Die große Idee, die der Meister vom Himmel herab beschworen, an die wir unser Alles einst hingegeben, sie flattert nun nicht mehr zwischen Tod und Leben trauernd um diesen Thurm; Ihr habt ihr einen Leib ergänzt, darinnen sie fortleben kann bis zu den fernsten Geschlechtern. Getilgt ist endlich die Makel, die auf unserem Andenken brannte: Quia hic homo coepit turrim aedificare et non potuit consummare; unser Gelübde ist gelöst — endlich!" — Aber Ihr lieben, edlen Seelen, wer hieß Euch gar so hohe Ideen fassen? Wer hieß in Euren Gedanken Euch so versteigen, daß Ihr eine „Pfarrkirchen" von 5100 Quadratmeter lichten Flächenraums (gegen 6200 des Kölner Doms) zu bauen unternahmet, gleichsam als Gehäuse zum Straßburger Münster? — „Unsere Begeisterung, das Höchste zu vollbringen für Gottes Ehre und ein wenig auch für unsere eigene Ehre." — So dachtet Ihr denn gar nicht daran, „daß mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten?" Doch da hätte ich fast übersehen, daß Ihr im Schiller, bei Eurer mangelhaften Schulbildung, nur schlecht belesen sein konntet! Aber daß die Kriegsfurie daherrasen, daß Kraft und Unternehmungsgeist nachlassen, daß ein einziger Wechsel des Kunstgeschmacks Euch zu Thoren machen konnte, daß . . . aber was konnte nicht alles! Das Aergste, das wirklich kam, hättet Ihr ja doch nicht errathen! — an all das dachtet Ihr nicht? — „Wir dachten daran

nicht, denn wir waren begeistert. Ohne irgend einen dieser Umstände in Erwägung zu ziehen, bauten und vertrauten wir, daß Gott, der keinen Deutschen verläßt, auch unsern Enkeln, wenn sie nicht von sich selbst abfallen, Kraft geben werde, um das zu seiner Ehre Angefangene zu vollenden." — Wie gütig waret Ihr, eine so günstige Meinung von uns zu hegen! — „Wie glücklich sind wir, daß diese Meinung von Euch nicht Lügen gestraft worden!" — Vielmehr haben wir Grund, uns glücklich zu preisen, denn Ihr habt uns in die Lage gebracht, zeigen zu dürfen, daß wir doch unsern Werth noch nicht ausschließlich nach Pferdekräften berechnen!

Wäre es nur auf die Begeisterung der alten Reichsstädter angekommen, das Werk wäre sicher in der Ausführung nicht zurückgeblieben. Aber die rauhe Wirklichkeit legte der Begeisterung Zügel an und die damalige Technik erlaubte nur langsam Stufe um Stufe zu ersteigen. Wir kennen den Stufengang, Dank den Urkunden- und Zeichenforschungen von Pressel und Klemm, auf welche wir hiemit verweisen, hinlänglich genau. Unter den zwei ersten Münsterbaumeistern Heinrich dem Aelteren und dem Jüngeren war der Chor von seinem Grunde bis zu einiger Höhe herangewachsen. Die Fortführung desselben bis zu einem relativen Abschluß wenigstens an den Chorthürmen, und zugleich oder doch nicht lange darnach die Anlage des Langhauses in seinem ganzen Umfang sowie die energische Inangriffnahme des andern Brennpunktes des Ganzen, des kolossalen Westthurms war von 1390 an die Arbeit Ulrichs von Ensingen. Ob er selbst dem eigensten Werk seines Geistes, der eigenthümlich prächtigen Vorhalle den Schlußstein eingesetzt, ist nicht erwiesen. Jedenfalls ist die Vollendung des Portalgeschoßes bis in die Gegend seiner untern Gallerie und die Weiterführung der Langwände dem Meister Hans Kun zuzutheilen, welcher, man weiß nicht genau wann, in Ulrichs Arbeitsfeld eingetreten und bis um 1430 darin thätig gewesen ist. War bis dahin der Thurm den andern Theilen vorausgeeilt, so

sehen wir sie von nun an mit einander einen Wettlauf eingehen. Alsbald entfalten sich die weiten Räume des Innern; Pfeilerkolosse steigen auf und verbinden sich mit den ihnen aufgelegten Gewölben zu drei majestätischen Hallen. Die Hauptstreben des Thurms eilen, das zweite Stockwerk zu stützen. Dieses geht auf in drei mächtige von geschweiften Bögen überdachte Durchbrechungen, und hinter diesen, tief im Hintergrunde leuchtet das ebenso riesige als zierlich gegliederte Martinsfenster hervor und zugleich in den Innenraum, den es mit Licht überfluthet, hinein. In die erwähnten Arbeiten, welche ein halbes Jahrhundert, 1430—1480 einnehmen, theilen sich die Meister Kaspar Kun, Matthäus Ensinger und Moriz Ensinger.

Noch einen und zwar den sieghaftesten Anlauf, 100 Fuß Höhe betragend, nahm unser Münsterthurm unter Matthäus Böblinger 1480—1493. Diesem wackeren Steinmetzen von Eßlingen sind die Endpartie der zwei Thürme, sowie die des dritten Thurmgeschoßes: dessen dreigliedrige himmelhohe Fenster mit dem wagrecht durchlaufenden Maßwerk-Band und die frei in den Pfeilerecken aufrankenden Wendeltreppen zuzuschreiben, oder vielmehr schreibt sie der alte Plan ihm zu, auf dem er selbst Ausgangspunkt und Ziel seines Schaffens angemerkt hat. Schon stand das massige Thurmviereck und bot seine Schultern dem leichteren Aufsatz des Oktogons dar, ob einer komme und es ihm auflege; die Ausläufer der Wendeltreppen und die geschweiften Krönungen der obersten Fenster wiesen ahnend und mahnend höher hinauf — da plötzlich lösten sich vom Thurmgewölbe die bekannten Steine, welche viel Staub aufwirbelten und einen Ausbruch des Volksunwillens gegen den an der Sache ganz unbetheiligten Böblinger entfesselten, dem dieser für gerathen hielt zu weichen. Er starb, von seinen Mitbürgern hochgeehrt, zu Eßlingen 1505. Von böser Vorbedeutung für des Werkes Fortbestehen waren die Steine nicht. Senkungen hatten stattgefunden, es hatte „an unserer Lieben Frauen

Pfarrkirchen merkliche Brüche" abgesetzt. Als aber Burkhard Engelberger, dem es gelang, die Muthlosigkeit der Bauherren zu bezwingen, 1494 den Thurm unterfahren, d. h. den südlichen und nördlichen Bogen, auf dem er ruhte, ausgemauert und die inneren Thurmstrebepfeiler allseitig verstärkt hatte, war die Gefahr gründlich beseitigt. Auch die Theilung der zwei Seitenschiffe in zwei gleiche Hälften behufs Minderung des Schubes gegen die Außenwände wurde von Engelberger angeordnet. Weitere Bewegungen sind, wie zuletzt die Untersuchung von 1879 ergab, bis auf unsere Tage nicht vorgekommen.

Aber ein Vierteljahrhundert nachher kam ein anderer Stein ins Rollen, welcher, indem er die rinnenden und sprudelnden Quellen der Begeisterung im Volk verschüttete, der Ruin des künstlerischen Schaffens wurde und in das hehre Gotteshaus, in das kurz vorher die Kunst mit all ihrer Pracht Einzug gehalten, sogar den Greuel der Verwüstung trug. — Abgesehen von dem Rumpf des Achtecks und der häßlichen Haube des Nothdachs verstanden die späteren drei Jahrhunderte dem Bau nichts mehr zu geben (und das war noch ein Glück!), sondern nur zu nehmen. So gelangte dieser, wenn auch trümmerhaft und mißhandelt, doch ungebrochen und unverschnörkelt und theils aus dem ursprünglichen Entwurf, theils aus dem bestehenden Kern heraus wohl herstellbar auf unsere Tage. Und als endlich das religiöse Gefühl und mit ihm der Sinn für die größeren Schöpfungen des Mittelalters, die beide lang genug geschlafen, wieder erwacht waren, brauchte die neue Zeit nur, wo die gute alte Zeit abgelassen, wieder anzuknüpfen und, wie wenn gar keine Unterbrechung stattgefunden, den gleichen Faden weiter zu spinnen: ähnlich jenem Doktor des Mittelalters, der nach jahrzehntelanger Trennung von seinem Lehrstuhl den unterbrochenen Vortrag wieder aufnahm mit den Worten: Heri diximus.

Zwei Jahre nach dem Wiederaufleben der Kölner Bau-

hütte, nämlich im Jahre 1844, fing auch in Ulm der lahm gewordene Krahnen wieder sich zu regen an. Damit begann die Anfangs verzettelte, dann planmäßig fortgeführte und von da an mehr und mehr durch verständnißvolles und opferwilliges Entgegenkommen von ganz Deutschland beförderte Arbeit eines Menschenalters, an deren Abschluß wir jetzt stehen. Mit Kopfschütteln sah man noch Thrän seine Strebebogen wölben; mit Wohlwollen begrüßte man schon den herrlichen Choreingang, mit dem Scheu die klaffende Lücke über den Chorfenstern schloß; bei dem fünfhundertjährigen Münsterjubiläum erregten die neuen Theile der Chorthürme, von dem Meister in voller Stilstrenge und doch mit der ihm eigenen Zierlichkeit gestaltet, allgemeine Bewunderung, und als drei Jahre später, 1880, beide Chorthürme fertig waren, ließ sich der begeisterte Wunsch nicht mehr eindämmen, bald durch einen gleich musterhaften Ausbau des Hauptthurms das Werk gekrönt zu sehen. Scheu hatte dies erwartet. Absichtlich war er, der in allem berechnend vorging, vom Kleineren zum Größeren geschritten: das Größte aber hatte er bis zuletzt aufgehoben, um das Interesse zu spannen, das bei umgekehrtem Verfahren gar leicht erlahmt wäre. Die Berechnung, die hierin lag, ist anzuerkennen, wie auch die Uneigennützigkeit des Meisters, die ihm bekanntlich den Ruhm eines Vollenders des Ulmer Münsters raubte. Scheu starb 1880.

Vom Chorhaupt sollte, wie einst bei der ersten, so auch bei der zweiten Gründung des Münsters der Bildungstrieb ausgehen und bis zu den fernsten Enden und höchsten Spitzen hindringen.

„Wie oft aus Bränden, welche längst verglühet,
Ein Flämmchen unversehens sich geschwungen
Und spät noch eine Blüthe vorgedrungen
Aus Aesten, die sonst völlig abgeblühet“ — (Uhland)

so rührte sich auf einmal, als seine Zeit gekommen, in dem alten todtgeglaubten Gesellen das ewig junge grünende Leben und wenn es auch nur schwer den Fesseln der Erstarrung

sich entrafft, so ist sein Athem doch wieder fühlbar, es regen sich die Pulse, der Funke glimmt, der Saft steigt — seht, schon reckt er seine Riesenglieder und schwingt, das Versäumte nachholend, plötzlich zu ungeahnter Höhe sich empor!

Nachdem die Erhöhung der Tragfähigkeit des Thurmes zur Aufnahme der zu 20 bis 25 Prozent veranschlagten Last Geduld und Mittel ungewöhnlich in Anspruch genommen, konnte der erste Stein zum Weiterbau am 30. Juni 1885 versetzt werden. Auf Eck- und Mittelpfeiler des Thurmes sorgfältig gegründet, steigen die acht Stützen, die einzigen festen Theile des Oktogons, sicher und leicht hinan. An den vier abgebogenen Ecken begleitet sie das Gitterwerk der Schneckenstiegen, in deren Spitzen die aufsteigende Bewegung sinnig über die Plattform hinaufwächst. Dann ergreift diese erst den spröden Stein mit Macht und treibt ihn in acht Rippen gleich Wasserstrahlen 100 Fuß in die Lüfte, bis sie in einer Höhe von 161 Meter zur Ruhe kommen, sich verbinden und wie Dunstfäden mit einander verwoben als graciöseste und zugleich grandioseste Pyramide den ätherischen Bau schließen.

So ist es den drei neuen Meistern gelungen, unter Mitwirkung von einer Bauhütte, die wie ein wohlbesetztes Orchester mit aller Virtuosität des Kunstgeschickes die Composition des ersten Meisters unverfälscht ausgeführt, ein Werk ganz nach seinem Sinn, als habe er fünf Jahrhunderte lang fortgelebt, in 46, beziehungsweise 8 Jahren zum Abschluß zu bringen. Darum herrscht auch nur Ein Stil im ganzen Werk; vom Höchsten zum Tiefsten, vom Ganzen zum Besondersten ist es „in einem und demselben Geiste wie gedacht so ausgeführt und daher in strengster Folge überall in reinster Harmonie und voller Selbstgleichheit abgeschlossen.“ Dieses Urtheil von Joseph v. Görres über den Kölner Dom gilt nächst diesem von keinem Münsterbau als G a n z e m mehr als vom Ulmer, in besonderer Weise aber gilt es von seinem Thurm. Was aber die Arbeiten im Einzelnen anbe-

langt, welche nur auf Grund der Kölner Erfahrungen und theilweise durch Kräfte der deutschen Bauhütte so rasch gefördert werden konnten, so möchten wir auf sie als ganz zutreffend das Lob anwenden, mit welchem einst die Erstlingsarbeiten in Köln begrüßt worden sind: „Alles ist gründlich, tüchtig und gut gemacht; jedem ist sein Recht geschehen; nichts ist übereilt, nichts mit gleißender Lüge übertüncht; alles wahr wie die Natur in ihren Werken. Darum ist das Abbild würdig in seiner Art wie das Urbild in der seinigen; es darf sich ihm in Ehre beigesellen und wie die Künstler, die zur Vollführung beider Kunstgebilde mitgewirkt, jeder in seiner Art, ausgezeichnete Virtuosität bewährt, so hat auch von den Urhebern der spätere des vorangegangenen nicht unwerth sich bewiesen. Sollte Meister Ulrich dies wohlgelungene Conterfei erblicken, es würde ihn in innerster Seele freuen und er würde seines Geistes Kind mit froher Ueberraschung, wie es in ihm gelebt, ein Ebenbild gewahren und den Urheber desselben mit dem üblichen Handwerksgruße als seinen Geistesverwandten und Freund begrüßen." — Dieser ist Professer Beyer, der letzte Meister am Ulmer Münster, den sein Werk für immer loben wird: auch er wie sein Vorgänger Scheu hervorgegangen aus Egle's Schule, welcher dem Münsterbau seit 35 Jahren berathend zur Seite steht.

Aber, höre ich sagen, es ist doch nur ein Werk der Spätgothik, so weit abgelegen von der frischen Unmittelbarkeit des Freiburger und von der klassischen Regelmäßigkeit des Kölner Stils. — Dafür aber wieder von andern Vorzügen als diese, und man muß jedem das Seine lassen! Uebrigens war sowohl das eine als das andere damals unwiederbringlich dahin. Gerade die Kölner Gebundenheit mußte jener leichteren Handhabung der Struktur, jener freieren Behandlung des Ornaments, wie sie der Spätgothik eigen ist, den Weg bahnen. Ein Stil kann so wenig künstlich auf seiner Höhe festgehalten werden, als eine Sprache. Fort und

fort werden sie gewisse in ihnen liegende und vorher nicht zur Geltung gekommene Besonderheiten aus sich herausspinnen und entfalten, bis sie sich ausgelebt haben. Darum hat jede Zeit (wie auch jeder Einzelne, jedes Volk) ihren eigenthümlichen Charakter, ihre Art, die Dinge zu sehen, zu fühlen, darzustellen. Dem einen auflegen, was das unterscheidende Merkmal des andern ist, hieße die natürliche Ordnung umkehren, die Seelenkräfte auf die Folter spannen, die Expansivkraft antasten, endlich die Quelle des Erhabenen und Schönen verstopfen. Indem dagegen unser großer schwäbischer Meister von jedem Vorbild absah und nur darauf bedacht war, die in seinem Innern aufleuchtende machtvolle Idee frei herauszubilden, und in dem Stil zu gestalten, der damals lebte und in dem er lebte — und eine machtvolle, jugendkräftige Idee war es trotz der späten Stunde ihrer Geburt; oder wer fühlte sich nicht jugendlich angemuthet durch die Kraft dieses dreigliedrigen Riesenthors, das vollkommener als jedes andere Portal die im Namen des Dreieinigen gespendete Taufe ausdrückt, oder durch den eigenartigen Zauber, den die zart überspounenen, kräftig beschatteten Vertiefungen üben, oder durch die himmelanstrebende Leichtigkeit dieses Helms, der an Kühnheit und Formenreichthum sogar die Kölner Pyramiden übertrifft? — also indem unser Meister von keiner lästigen Fessel gehemmt und einzig und allein der innern Stimme folgend seiner großen Idee den ihr gehörenden Leib anschuf: so und nur so konnte er ein Werk erzeugen, das wahr, schön, keinem andern tributpflichtig war und das nun, als ein Siegesdenkmal dem Geiste aufgerichtet, ragen wird durch alle Jahrhunderte!

Einige pflanzlich verzweigte oder metallartig verzwickte Ornamente können hieran nichts ändern, sowenig als der „auf Bogen gestellte Pfeiler," der eben auch ein Kind seiner Zeit ist. (Es ist dies wohl der Mittelpfeiler, welcher das ganz durchbrochene dritte Stockwerk in zwei Hälften scheidet; allein obwohl Tragpfeiler erscheint er in seiner Schlankheit,

von unten gesehen, nur als Dekoration und ist also kaum außer der Ordnung.) Niemand wird leugnen, daß die glänzenden lebendig bewegten Formen der Spätzeit die kräftigen Glieder geistvoll umspielen, noch auch, daß die Anwendung dieser Formen eine durchaus maßvolle, durchsichtige und von unten bis oben ebenmäßige sei. Niemand wird leugnen, daß die einzelnen Theile genügend auf einander folgen, noch auch, daß sie, dank den äußerst glücklichen Massenverhältnissen (trotz einiger mangelhaften Ueberleitungen) für das Auge zu einem organischen Ganzen zusammenwachsen — wenn auch nicht so vollkommen wie in Köln oder selbst am Obertheil des Freiburger Thurms auseinander herauswachsen. Niemand kann leugnen, daß unser Riesenthurm mit seiner immer schlanker, immer luftiger, immer formenreicher aufsteigenden Trilogie zu den zielbewußtesten, großartigsten, durchgebildetsten Baugedanken des Mittelalters zählt. Wenn endlich der Aesthetiker Pfau, der übrigens der Ulmer Fassade sogar vor der Kölner den Vorrang einräumt, die Ueberladung tadelt, „die schon zu ebener Erde beginnt, den wohlthuenden Gegensatz zwischen einer massenhaften Einfachheit im Unterbau und einer reichen Schmuckentfaltung im oberen Theil verschmäht und so den Eindruck organischen Wachsthums durch architektonische Willkür vermindert," so hat er mit diesem Urtheil nicht, wie Pressel meint, Recht, sondern er wird es, wenn er den fertigen Thurm sieht, von selbst aufgeben.

Im Genuß einer solch gewaltigen Conception soll uns auch der berufenste Kritiker nicht stören. Ueberhaupt wollen Kunstwerke vorzugsweise mit dem Herzen genossen sein, nicht mit dem Verstand. Kam diesem doch auch bei der Schaffung derselben nur eine dienende Rolle zu! Im Gemüthe steigt die Idee auf, die Phantasie leistet die verwirklichende Hilfe, der Verstand aber kann nur sichten und ordnen. Modeln wir also an genialen Leistungen nicht nach unseren subjektiven Wünschen herum! Beurtheilen wir sie ganz allein nach dem,

was sie sind und nicht nach dem, was wir möchten, daß sie sein sollten! Der volksthümliche Ulmer Münsterthurm wie auch die andern Höhepunkte der deutschen Gothik — das Wort Höhepunkt nicht bloß im räumlichen, sondern auch im moralischen Sinne verstanden — sie haben je ihre eigene innewohnende Aesthetik und wollen nach dieser gewürdigt sein.

Der Freiburger Münsterthurm in seiner stillen Größe ist das Muster einer ungesuchten, sich selbst noch unbewußten Schönheit. In der weit austönenden Ruhe und unerschöpflichen Gemüthstiefe, wie sie Erwin's Meisterwerk eigen, erkennen wir den Sieg des geistig und zugleich des gefällig Schönen. Das berechnet Schöne, die abgemessene Schönheitslinie offenbart sich, und zwar bei größtem Reichthum der Composition, in der strengen Gesetzmäßigkeit, im abgewogenen Ebenmaß, in der vollendeten Selbstgleichheit der Kölner Gothik. Aus dem üppigen Dekorationsstil des Wiener Riesen lächelt das leicht Gefällige, anmuthig Zierliche uns an, während in der massigen und doch dabei so lebensvollen Erscheinung des Ulmer Thurmes das machtvoll Prächtige zu glanzvoller Entfaltung kommt. Was dieses Werk besonders auszeichnet, ist das Gleichmaß, das zwischen construktiver Gesetzmäßigkeit und ornamentaler Freiheit, zwischen monumentaler Kernhaftigkeit und zierlicher Leichtigkeit, zwischen starren und sanften Linien stattfindet. Der monumentale Kern macht, daß die Zierat nirgends ins Weichliche und Unbestimmte sich verliert; die Zierat dagegen benimmt dem monumentalen Kern das Drückende, Schroffe, während sie sein markiges und gediegenes Wesen, das überall hervorschaut, unangetastet läßt. So halten strenge und einfache Größe und leichte gefällige Erscheinung hier einander die Wage: zwei entgegenstehende Eigenschaften, die aber in ihrer Vereinigung den Ulmer Riesen gerade zu dem stempeln, was er sein will: ein glanzvoll aufgethürmtes Denkmal von der Städte Macht und Größe und von der geistigen Regsamkeit eines kunstliebenden Geschlechts.

Wie aber die genannten Gegensätze sich nicht bekämpfen, vielmehr sich verschlingend zu einem höheren Einklang zusammenschmelzen, so wirken sie auch nicht wie zwei getrennte Einheiten, vielmehr wie concentrische Kräfte und wecken durch die doppelte Seite, die sie zugleich anschlagen, in der Seele des Beschauers den höhern Einklang von Furcht und Wonne, von Nichtigkeits- und Hoheitsgefühl, woraus sich vorwiegend der Eindruck zusammensetzt, den wir im Anschauen unseres Münsterthurmes erfahren.

Während wir noch wie niedergedrückt sind von dieser ungeheueren Masse, deren himmelanstrebende Pfeiler von Riesenhänden aufgepflanzt scheinen, fängt sich das Auge schon mit Vergnügen in dem steinernen Spitzenschleier der darüber gebreiteten unzähligen Festons und Arabesken, die von unermüdlich schnitzelnder Zwergsgeduld zeugen, und kaum daß wir uns noch klein vorkamen unter dem allzu mächtigen Anhauch des großen Geistes unserer Väter, so klein wie der Spatz auf dem Münsterdache, fühlt sich auch schon unsere Seele gehoben, befreit und zu allem Edlen und Großen entflammt durch den Gedanken, daß eben unserer Väter Geist so Großes vollbracht, daß sie aus unserer eigensten Volksseele es geschöpft und daß, sobald wir auf diese unsere Volksseele uns ernstlich zurückbesinnen und durch Gottesfurcht, gründlichen und treuen Sinn, bescheidene Selbstverleugnung und festes Zusammenhalten in gleicher Begeisterung der alten Zeit nacheifern, auch wir nachgebornen Zwerge wieder tauglich werden, etwas Rechtes zu leisten.

Freudenstadt. Eugen Keppler.

LXXIII

Zwei Commentatoren der kaiserlichen Socialreform.

(Freiherr von Fechenbach und Abg. Hitze.)

Es war zu erwarten, daß die beiden Männer, welche in der neuern socialpolitischen Literatur conservativerseits am reichsten vertreten sind, auch mit umfänglichen Arbeiten über die kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar und die hiemit eingeleitete Wendung hervortreten würden, nämlich Freiherr von Fechenbach und der Reichstagsabgeordnete Franz Hitze. Beide haben sich auf socialem Gebiete auch praktisch bethätigt: der jüngere Herr bei der Gründung und Leitung des in den Rheinlanden blühenden Vereins „Arbeiterwohl", der Herr Baron vor zehn Jahren durch den muthigen Versuch, in einer „Freien Vereinigung der Socialconservativen" die christlich-conservativen Männer ohne Unterschied der Confession behufs Betreibung der nöthigen socialen und wirthschaftlichen Reformen zu sammeln. Hienach unterscheiden sich auch die beiden vorliegenden Schriften, indem die Eine die sociale Frage im engern Sinne des Arbeiterschutzes,[1]) die andere dasselbe Problem in seinem ganzen schreckhaften Umfange behandelt.[2])

1) „Schutz dem Arbeiter! Von Franz Hitze, Generalsekretär des ‚Arbeiterwohl', Mitglied des deutschen Reichstags." Köln, Bachem, 1890. S. VIII, 264.

2) „Die Kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890. Ihre Bedeutung für die Entwicklung der staatlichen, wirthschaftlichen und gesell-

Nicht als wenn Hr. Hitze diesem Studium seinerseits aus dem Wege gegangen wäre. Er ist demselben vielmehr schon vor zehn Jahren in seinem Werke: „Capital und Arbeit" völlig gerecht geworden. Er hat damals den Satz vorangestellt: „Die Lösung der socialen Frage beruht wesentlich und allein, so scheint es uns, in der Reorganisation der Berufsstände." Dieser Satz muß früher oder später zu Ehren kommen, wenn nicht auch die kaiserlichen Erlasse ein „Schlag in's Wasser" werden sollen, wie der alte Reichskanzler in einer seiner jüngsten Ausplaudereien ihnen prophezeit hat. Inzwischen hat sich Hr. Hitze ganz Dem hingegeben, was unmittelbar praktisch ist. Er ist für alle Parteien eine socialpolitische Autorität im Reichstag geworden; er, ein katholischer Priester, ist durch kaiserliche Initiative in den Staatsrath zur Vorberathung der den Erlassen vom 4. Februar gefolgten Entwürfe berufen worden, und er hat in dieser Versammlung eine allerseits anerkannte Wirksamkeit entfaltet. Dieser seiner Stellung entspricht das vorliegende Werk. Es bildet einen — man darf sagen den — Commentar zu den Arbeiterschutz-Anträgen bis in die kleinsten Einzelheiten auf Grund der einschlägigen Dokumente, mit ihrer parlamentarischen Geschichte, an der Hand eines reichen historischen und literarischen Materials. Eben deswegen kann es nicht „recensirt" werden, man muß es selber studiren.

Freiherr von Fechenbach schrieb im Jahre 1879 sein Buch: „Die Ursachen der Entstehung und Weiterentwicklung der Socialdemokratie." Das Erstaunen hüben und drüben war groß über eine solche Erscheinung aus dem liberalen Lager. Eine Illusion hatte der Freiherr mit herübergenommen und er mußte sie mit bitteren Erfahrungen büßen. Er glaubte,

---

schaftlichen Verhältnisse unter nachträglicher Berücksichtigung der Entlassung des Fürsten Bismarck. Von Reichsfreiherrn von Fechenbach-Laudenbach." Frankfurt a. M., Fössers Nachfolger, 1890. S. XII, 150.

die „Freie Vereinigung der Social-Conservativen“ zu paritätischer Wirksamkeit ansammeln zu können, wobei er selbstverständlich auf die protestantisch-conservative Partei in Preußen rechnen mußte. Selbst beim Fürsten Bismarck glaubte er beifälliger Anerkennung sicher zu seyn. Er hatte aber das fortwirkende Unheil der Glaubensspaltung im deutschen Volke unterschätzt, und als vollends bemerkbar wurde, daß die Gnadensonne des Kanzlers keineswegs über seiner Vereinsgründung leuchte, da verdufteten die Herren, als wenn sie nie dagewesen wären. So wurde der Freiherr in den Kampf gegen die „Gouvernementalen“ hineingedrängt; bei jedem Schritte war er von den Schnacken der officiösen Presse umschwärmt, und im Februar 1885 erschien im Kanzlerblatt bereits der Steckbrief gegen den „Vertreter jenes revolutionären Junkerthums, welches der wahrhaft conservativen Richtung ebenso fern steht, wie irgendeine der anarchistischen Parteien, und gleich letzteren eine Gefährdung unserer monarchischen Institutionen involvirt“. Dieser Vertreter war der Reichsfreiherr von Fechenbach.

Erschrocken ist indeß der Freiherr darüber nicht. Uneingeschüchtert setzte er seinen Weg fort, unermüdlich in Wort und That, im deutschen Handwerker-Verein, in der Privatcorrespondenz, wie in der Presse. Es ist vielleicht im ganzen Reiche kein Mann, der sich ein Zeitungsbureau hielt wie er, wovon alle seine polemischen Schriften und auch die vorliegende den Beweis liefern. Aber es war doch ein aufregendes Marterleben, überdieß mit den schwersten Geldopfern verbunden. Kein Wunder, daß er die Erlasse vom 4. Februar wie eine Erlösung mit hellem Jubel begrüßte, und als die Entlassung des Kanzlers mitten in die Abfassung der neuen Schrift hinein fiel, den Sturz wie eine persönliche Rechtfertigung und Satisfaktion für sich empfand. Dem gefallenen Kanzler und den von ihm hinterlassenen „Gegenströmungen“, welchen die kaiserlichen Absichten auf Schritt und Tritt begegnen, ist denn auch ein guter Theil der Schrift gewidmet,

und dieselbe läßt ahnen, was von dieser Seite noch Alles kommen wird.

Der Freiherr ist aber auch am wenigsten der Mann, der sich über den weiten und dornenvollen Weg von der That des 4. Februar bis zu dem anzustrebenden Ziele einer Täuschung hingeben könnte. In seinem Vereinsprogramm vom Mai 1880 hat er alle „drei Produktivstände" als der Reform ihrer Verhältnisse höchst bedürftig bezeichnet, dem Handwerker- oder bürgerlichen Mittelstande hat er einen großen Theil seiner Thätigkeit gewidmet, und auch jetzt wieder betont er: „Wir finden die Agrarfrage noch wichtiger, als die Arbeiterfrage." Denn wenn es gelinge, daß das ausbeutende Capital jahraus jahrein bäuerliche Existenzen vernichte und Tausende von ihnen jährlich in die Reihen der Proletarier stoße, dann schwinde mehr und mehr die Kraft, den socialrevolutionären Bestrebungen Widerstand zu leisten. Die Auflösung der Mittelstände ist in der That einer der schwärzesten Punkte am Horizont der Gesellschaft, und das ist es auch, was der Socialismus als die sichere Bürgschaft seines Sieges betrachtet. An verschiedenen Stellen seiner Schrift kommt der Verfasser auf die mit Naturgewalt dahin drängende Entwicklung zu sprechen, daß die beiden socialen Mächte, die der Nichts- und die der Alles-Habenden, sich früher oder später unvermittelt Aug in Aug gegenüber stehen werden.

„Gegenwärtig bietet die Gesellschaft das Bild zweier großen Verschwörungen dar: wir sehen erstlich eine internationale Verschwörung der großen Spekulanten, die durch ihre „Ringe" und „Syndikate" der ganzen Welt die Preise der nothwendigsten Bedürfnisse diktiren; und in der Tiefe brütet die internationale Verschwörung der Proletarier. Beide sind noch zu weit von einander entfernt, um sich direkt gegen einander zu setzen: vielmehr richten beide ihre Aktion gegen die noch dazwischen befindlichen Schichten, gegen Fabrikanten, Handwerker, Groß- und Kleingrundbesitzer, die einen mit der Absicht, jene conkurrenz-

und widerstandsunfähig zu machen, die andern mit der Absicht, jene zu sich herabzuziehen. Beide sind überdies bemüht, sich die Gesetzgebung und die Staatsgewalt dienstbar zu machen. Ueberließe man sie ihrer Arbeit ungestört, so könnte das Ende mit Schrecken nicht ausbleiben."

In demselben Sinne hat sich jüngst auch der Herr Erzbischof von Köln gegenüber den versammelten Vorständen der katholischen Arbeitervereine Deutschlands geäußert: „Es besteht ein Riß in der Gesellschaft; das Uebel ist nicht partiell; die Gesellschaft krankt in ihren Fundamenten; die verschiedenen Classen sind einander entfremdet. Das rührt daher, weil auf der Einen Seite großes Vermögen sich aufhäuft, auf der andern Seite bittere Armuth herrscht, auf der Einen Seite Luxus und Weltlust, auf der andern Seite Elend zu finden ist, auf der Einen Seite Herrschsucht und Willkür, auf der andern Seite Unzufriedenheit, Neid und der Sinn der Empörung sich zeigt."

Darum ist es auch weder schadenfrohe Bosheit, noch grüngelber Neid, daß jede ernsthafte Untersuchung der socialen Frage zur Klagestellung gegen die Maßlosigkeit des mobilen Capitals führt. „In unseren Culturländern stehen zwei Revolutions-Herde einander schroff gegenüber: der ältere besteht in dem ununterbrochenen Expropriations-Processe des großen mobilen Capitals gegenüber den Capital-Schwächeren; der jüngere Revolutions-Herd besteht in den gleichfalls ununterbrochenen Reaktionen gegen die Entäußerungen der ‚Vielen durch die Wenigen'. Aus diesem Grunde zieht sich gleich einem rothen Faden, der durch ein ganzes Gewebe gezogen ist, auch bei der positiven Bekämpfung der socialrevolutionären Bewegung zu gleicher Zeit der Kampf gegen die destruktiven Wirkungen des großen mobilen Capitals."

So ernst nimmt der Verfasser diesen Kampf, daß er sogar vor dem Gedanken der Verstaatlichung der Kohlengruben und der großen industriellen Etablissements nicht mehr zurückschreckt. Es ist ja auch nicht zu läugnen, daß seit kaum

einem Menschenalter die gesammte Produktion durch die Ueberwucherung der Aktien-Gesellschaften sozusagen ein anderes Gesicht angenommen hat, und zwar das der buchstäblichsten Herzlosigkeit. Ohne Zweifel ist daraus noch eine besondere Vergiftung der Verhältnisse erwachsen. Darauf beruft sich auch der Herr Baron: „Die Aktien-Gesellschaften, welche sich gerade in allerneuester Zeit in großer Anzahl aus den Privatunternehmungen bilden, beweisen zur Genüge, daß der persönliche Unternehmer sehr wohl zu entbehren ist und hiedurch die Unternehmen nicht leiden. Wir haben schon seit Jahren darauf hingewiesen, wie bei den Aktien-Gesellschaften der Capitalist vollständig dem Verkehr mit den Arbeitern entzogen und bereits jede persönliche Relation zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern weggefallen ist. Die große Ausbreitung der ‚Betriebe auf Aktien‘ sind lauter Präcedenzfälle für die Entbehrlichkeit der Herren Fabrik- und Grubenbesitzer.“

Der Herr Verfasser ist überhaupt in der angenehmen Lage, immer wieder aus einer Vergangenheit von zehn Jahren sich selbst citiren zu können. Aber so sehr der Bruch des jungen Kaisers mit der capitalistischen Socialpolitik des alten Kanzlers ihn mit Jubel erfüllt; so sicher er glaubt, daß es auf dem betretenen Wege gelingen werde, die Bewegung in der Arbeiterwelt zu „theilen“ und die vernünftigen Elemente von dem Hinabgleiten in die Arme des bösartigen Socialismus zurückzuhalten: so klingt seine Schrift doch in düstern Tönen aus:

„Wer kann wissen, ob die ‚große‘ moderne Gesellschaft nicht bereits in einer Weise verdorben und vergiftet ist, daß alle Mittel fehlschlagen und nur durch ihre Vernichtung die Menschen wieder ganz zu sich kommen können, um dann von Neuem unserm himmlischen Vater, Herrn und Meister in Wahrheit zu dienen. Alle modernen Staaten sind auf einer schiefen Ebene, indem sie dem Materialismus bereits Concessionen verliehen haben, deren Consequenzen gerade die Keime ihrer Auflösung enthalten. Wir fürchten, daß die heutige Gesellschaft

nicht mehr die sittlichen Kräfte hat, um aus sich heraus jene unerläßliche Regeneration zu erleben. Wie dem aber auch sei, wir wollen und dürfen nicht wanken, wir müssen fortarbeiten, als wenn von unserer Arbeit die sichere Besserung abhinge."

Wer das moderne Uebel in seinem ganzen Umfange kennt und bis auf seine tiefsten Wurzeln prüft, der wird mit den Befürchtungen des Freiherrn unbedingt einverstanden seyn. Dazu gehören aber Augen, die nicht selber vom Glitzern des trügerischen Sumpfes geblendet sind. Freiherr von Fechenbach bewegt sich in Kreisen, in welchen er in dieser Beziehung reiche Erfahrungen machen konnte. Er schließt seine Erzählung davon mit einer Anekdote: „Der bekannte Ausspruch jenes hinterpommerischen Landraths in Betreff von ‚christlich-social': ‚christlich sind wir Alle und social gehört vor den Staatsanwalt', hat für einen großen Theil unserer vornehmen, gebildeten Welt durchaus noch nicht seine Bedeutung verloren". Die Anschauung des Landraths war auch die des Fürsten Bismarck gegenüber dem Kaiser; im Namen derer „vom Geschäft" hat er neuerlich wieder ausgeplaudert: die Unzufriedenheit der Capitalisten, als Unternehmer, sei gefährlicher, als die der Arbeiter.

LXXIV.

Die politische Kleinarbeit der deutsch-liberalen Partei in Oesterreich.

IX. Der Allgemeine deutsche Schulverein (in Berlin).

Innig verwandt mit dem deutschen Schulverein, gewissermaßen als ein Bruderverein desselben erscheint der „Allgemeine deutsche Schulverein" in Berlin. Derselbe entstand dadurch, daß am 15. August 1881 die Berliner Ortsgruppe des „deutschen Schulvereins" in Oesterreich aus Gründen der Zweckmäßigkeit von diesem sich lostrennte und sich fortan „Allgemeiner deutscher Schulverein in Deutschland zur Erhaltung des Deutschthums im Ausland" nannte. Die engen Beziehungen mit dem deutschen Schulverein in Oesterreich blieben hiebei aufrecht und traten dadurch in den Vordergrund, daß die Obmänner und Vorstandsmitglieder beider Vereine bei den beiderseitigen Generalversammlungen regelmäßig vertreten sind. Als Zweck des Vereins ist angegeben, die Deutschen im Auslande dem Deutschthum zu erhalten, und sie nach Kräften in ihren Bestrebungen, Deutsche zu bleiben oder wieder zu werden, zu unterstützen. Derselbe ist mit dem Sitze in Berlin ähnlich organisirt wie der deutsche Schulverein, indem er in allen Gegenden Deutschlands Ortsgruppen gegründet und diese Ortsgruppen zu Landesverbänden (in Oesterreich: Ortsgruppentage) zusammengefaßt hat, über denen die Centralleitung steht. Wesentlich anders ist nur

die Geldgebahrung. Während beim deutschen Schulverein alle Gelder beim Gesammtvorstande zusammenfließen, zahlen die Mitglieder des reichsdeutschen Vereins jährlich drei Mark, von denen je eine der Ortsgruppe, dem Landesverbande und der Centralleitung zukommt. Eine große Thätigkeit entfaltete der Verein, ähnlich wie die Volksbildungsvereine, durch Entsendung von Wanderlehrern, welche in den verschiedensten kleinen Städten über alle möglichen Dinge Vorträge halten und für die Zwecke des Vereins arbeiten. Mit dem deutschen Schulverein in Oesterreich hat er auch das gemein, daß er streng politisch neutral zu sein behauptet.

In seinem Aufrufe sagt er:

„Der deutsche Schulverein kennt keine politischen Parteiunterschiede, kennt keinen confessionellen Hader. Wo Deutsche sind, die mit ihren Kindern deutsch zu bleiben wünschen; die es nicht vergessen können und wollen, daß sie ihr Geistesleben, ihr bestes Kapital, dem deutschen Vaterlande verdanken; daß sie in Deutschland die starken Wurzeln ihrer Kraft haben, da reichen wir ihnen die Hand, schicken ihnen über Land und Meer unsere Bücher, unsere Unterrichtsmittel, unsere Lehrer. Gut kaiserliche Oesterreicher halten wir eben so werth, als republikanische Amerikaner. Die streng katholischen Tiroler sind uns nicht minder lieb, als die lutherischen Siebenbürger. Der Schulverein ist ein neutraler Boden, zu welchem das verworrene Geschrei der kämpfenden Partei nicht empordringt."

Ganz wohl. Aber die Praxis? Als zahlende Mitglieder werden auch überzeugungstreue Mitglieder gerne gesehen, Einfluß dürfen aber nur solche Männer haben, für welche „liberal" und „deutsch" gleichbedeutend ist.

Der Verlauf der Hauptversammlungen, wie er nach kurzen Berichten der liberalen Presse bekannt geworden ist, zeigt, woher der Wind weht. Bei der Hauptversammlung in Wiesbaden (15. April 1887) hielt der ehem. Abg. Dr. Werunski aus Prag die Festrede. Er erzählte, daß die Deutschen in Oesterreich jetzt (1887) 8 Jahre in nationaler

Opposition stehen und in der Opposition noch länger aus- halten müssen, da ein fauler Friede schlechter sei als ein offener Kampf. Die Worte „deutsch" und „liberal" gebraucht er hiebei wie völlig gleichbedeutend. Als Abgeordneter des deutschen Schulvereines in Oesterreich war dessen Obmann- stellvertreter Reichsraths-Abg. Ritter v. Kraus erschienen, welcher der Versammlung verkündete, daß „noch eine ganze Reihe von Bollwerken in der Form von Schulen und Kinder- gärten in's Leben gerufen werden müsse, um in Oesterreich der Pflicht der nationalen Selbsterhaltung Genüge zu leisten." Diese Sprache in der öffentlichen Versammlung und die vorsichtig zurückhaltenden Berichte der liberalen Blätter lassen vermuthen, daß der Zweck des Vereins in den Besprechungen der Vertreter der Landesverbände noch offener und auf- richtiger erörtert worden sei. Der Bericht der „Deutschen Zeitung" vom 19. April 1887 deutet an, daß die meisten Einzelheiten der Berichterstattung über die Thätigkeit des Vereins „sich der Oeffentlichkeit entziehen", daß aber die Bestrebungen der Magyaren und des ungarischen Cultur- vereines, die Verhältnisse im Böhmerwaldgebiete u. s. w. ein- gehend besprochen wurden.

Die nächste Versammlung des Vereins wurde am 25./27. Mai in Coburg gehalten, und war von Oesterreich aus von dem Abg. Pernerstorfer und von dem jetzigen (lib.) Reichstagsabg. Schuldirektor Lippert in Prag be- schickt. Theoretisch wurde auch auf dieser Versammlung, ebenso wie in Wiesbaden, vielfach darauf hingewiesen, daß innerhalb des deutschen Schulvereins jede Parteistellung Platz habe. „Im Namen der Oesterreicher" erklärte Pernerstorfer, daß die Thätigkeit des allgemeinen deutschen Schulvereines den Oesterreichern tausendfachen Muth gebe, nicht in dem Sinne, daß dieselben nicht etwa selbst fertig werden könnten, sondern weil sie von Herzen sich über die Theilnahme freuen. Die Festrede hielt Professor Herrmann aus Dresden, wobei er in schönen Worten von Vaterlandsliebe sprach und als die

Confession des deutschen Schulvereins, „die des praktischen Christenthums, der Thaten edler Nächstenliebe“ bezeichnete. Wenn nur Theorie und Praxis sich immer hübsch decken würden.[1]) Wenige Wochen später erging von Süddeutschland aus ein Aufruf an die deutschen Burschenschaften, in dem Sinne, daß der allgemeine Delegirtenconvent der reichsdeutschen Universitäten (c. 1100 Mitglieder) die Sache zu einer allgemeinen burschenschaftlichen Sache mache, damit man sehe, „daß der große vaterländische Gedanke lauten Widerhall in der Studentenschaft findet, und daß die deutsche Burschenschaft wiederum die ihr gebührende Führerstelle angenommen habe.“ Der Aufruf enthielt weiter eine Darstellung der Lage der Deutschen in Oesterreich und eine Kennzeichnung der Bedeutung, welche der Wahrung des deutschen Charakters

1) Wie Theorie und Praxis sich decken, zeigte sich neuestens wieder bei den Berathungen über die Rückberufung der Redemptoristen nach Bayern in den bayerischen Vertretungskörpern. Die liberale Partei, die so viele gehässige Ausnahmsgesetze gegen die Katholiken gemacht hat, trat energisch für die weitere Verbannung der Redemptoristen aus ihrer Heimath ein und die liberale Presse begrüßte diese Haltung als vorzüglich. Wo ein Blatt durch Juden geleitet wird, war der helle Jubel laut. Und doch konnte man weder bei der Berathung über das Jesuitengesetz noch jetzt auch nur gegen einen einzigen Ordensmann einen Schatten von Vorwurf mit gerichtsmäßigen Beweisen erheben. Dabei will der Liberalismus theoretisch volle Freiheit gewähren und alle Ausnahmsgesetze abweisen. Aber auch die Praxis ändert sich. Nach amtlichen statistischen Ziffern waren 1886 in Galizien unter 69 Bankerotteuren 63 Juden, d. i. 91,30 %, in der Bukowina waren im selben Jahre alle 14 Bankerotteure Juden, also 100 %, während die Juden der Bevölkerungsziffer gegenüber in Galizien 11,52 % und in der Bukowina 11,79 % ausmachen. Würde man die jüdischen Bankerotteure verbannen wollen, wie würde die liberale Presse über Ausnahmsgesetzgebung zetern und die Juden in den Journalen vom Antisemitismus als der „Schmach des Jahrhunderts“ schreien! Man darf ums Himmels willen nicht antisemitisch, muß aber pflichtgemäß antiklerikal sein.

des österreichischen Staates für die Weltstellung des gesammten deutschen Volkes besitze. Diese Stelle war so „nichtpolitisch" gehalten, daß die österreichischen Blätter, welche dieselbe wiedergaben, der Beschlagnahme verfielen. Der Schlußsatz des Aufrufes lautete: „Die deutsche Schule, die deutsche Sprache, das deutsche Wesen, mit einem Worte die deutsche Sache wollen wir stärken und schützen, bauend und kämpfend zugleich." Zu diesem Bauen und Kämpfen riefen zumeist die Professoren der reichsdeutschen Universitäten auf, welche wissen sollten, daß die Studenten statt „zu bauen und zu kämpfen," erst zu lernen haben. Die ganze Färbung des Aufrufes paßt übrigens gar nicht zu der „Friedlichkeit", welche die Leitung des allgemeinen deutschen Schulvereins den Angehörigen aller Parteien und Confessionen gegenüber zur Schau tragen will.

Am stärksten hat sich der deutsche Schulverein in Sachsen entwickelt, insbesondere in Dresden, wo Professor Dr. Herrmann mit vollster Rührigkeit sich desselben annahm. Herrmann gehört als Vorsitzender des sächsischen Landesverbandes zu den Führern des allgemeinen deutschen Schulvereins und doch ist in seiner Anwesenheit und unter seiner Leitung der Kampf nicht bloß gegen die Slaven, sondern auch gegen den Adel und den Klerus angekündigt worden. So fand am 12. und 13. November 1887 in Dresden die 5. Jahresversammlung des sächsischen Landesverbandes des allgemeinen deutschen Schulvereins statt. Beim Begrüßungsabend erörterte Dr. Herrmann die Zwecke und Ziele des Vereins und wurde dabei vom Redakteur Gierschik aus Leitmeritz in Böhmen so wohl verstanden, daß dieser sofort die Kämpfe eingehend erörterte, welche den Deutsch-Oesterreichern seitens der Czechen und Klerikalen neuerdings drohen. An der Versammlung nahm auch Reichsrathsabg. Dr. Wilhelm Pichler Theil, der über „die Lage des Deutschthums in Oesterreich" sprach, und hiebei dem österreichischen Adel vorwarf, daß er zwar noch deutsch spreche, aber nicht deutsch denke. Bei der

Hauptversammlung der Ortsgruppe Dresden am 20. November 1888 nannte Dr. Herrmann in der Begrüßungsrede den „deutschen Schulverein“ das nationale Gewissen, ging aber dann dazu über, das Geschick der Deutschen im Auslande zu beschreiben und lebendig „die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich mit den Czechen, Feudalen und dem Klerus“ zu schildern. („Deutsche Zeitung“ vom 8. November 1888.) So hat der Mann, der gewissermaßen die Seele des Vereins bildete, sich den Verein immer nur als Kampfverein gedacht. Nach Dr. Herrmann kam der bekannte frühere Reichsrathsabg. Strache aus Warnsdorf zu Wort und suchte nachzuweisen, daß die Deutschen in Oesterreich nicht nur nationale, sondern auch politische Interessen haben, bei denen das deutsche Reich direkt mit betheiligt sei, wie er auch die Wirkungen der Verbindung zwischen Czechen, Klerus und Adel in seiner Art schilderte und die kurz vorher erfolgte Wiedervereinigung der Opposition im österreichischen Reichsrathe als ein großes Ereigniß feierte, das die Sympathien des deutschen Volkes für Oesterreich erhöhen werde. All dies geschah unter den Augen und mit Zustimmung des Dr. Herrmann, der bis zu seinem Tode, März 1889, zu den eifrigsten und erfolgreichsten Agitatoren des allgemeinen deutschen Schulvereins zählte, und dem die liberale Presse es als besonderes Verdienst anrühmte, daß „er Turner- und Schülerfahrten in die deutsch-österreichischen Alpenländer, in den Böhmerwald und das nordböhmische Grenzgebirge veranstaltete, um weitere Kreise der deutschen Jugend für die Deutschen in Oesterreich (nach seiner Auffassung für die Liberalen in Oesterreich) zu erwärmen.“ Kräftiger und energischer kann ein Professor wohl kaum in den „Kampf“ eintreten.

So wie in Dresden geschieht es wohl auch anderwärts; nur berichten die Blätter entweder gar nicht oder sehr vorsichtig. Für die meisten Mitglieder des Schulvereins ist, soweit es sich um Oesterreich handelt, das Wort „deutsch und liberal“ ganz gleichbedeutend. Man spricht von der

Unterstützung deutscher Bestrebungen, will aber die liberalen Bestrebungen unterstützen, nimmt gerne, namentlich in Süddeutschland, die Mark von guten katholischen Männern, die nur das Aushängeschild des Vereins sich angesehen haben, kämpft aber mit aller Energie, soweit nicht besondere Vorsichtsmaßregeln nothwendig sind, gegen den Klerus und den Adel.

Neben der Veranlassung von Vorträgen durch Wanderlehrer greift der allgemeine deutsche Schulverein auch dazu, Reden liberaler Abgeordneter im österreichischen Parlament in Deutschland weiter zu verbreiten. So hat der württembergische Landesverband des allgemeinen deutschen Schulvereins drei Reden des ehem. Sektionsrathes Dumreicher und zwar die Reden „Wiener Regierungspolitik und österreichisches Deutschthum“ (gehalten vor der Kärtner Handelskammer), „Die Erziehung der österreichischen Nachkommenschaft und das mitteleuropäische Bündniß“ (gehalten im Abgeordnetenhause), und „Die Entdeutschung des Mittelstandes in Oesterreich“ (gehalten in einem Wiener Verein), zu einer Schrift unter dem Titel: „Zur Lage des Deutschthums in Oesterreich“ vereinigt und zur Agitation herausgegeben.

Damit ist aber auch auf dieser Seite die Grenzlinie überschritten, welche ein Verein bewahren muß, der als nicht politisch gelten will. Daß der Verein gerade die Reden Dumreichers zum Gegenstande seiner Thätigkeit wählte, beweist wenig Umsicht. Kürzlich erst schrieb die liberale „Presse“ (vom 9. Februar 1889) über Dumreicher, daß „seine größte parlamentarische Leistung bisher darin bestanden habe, die kleinsten Details aus den kleinen nationalen Reibungen zwischen Deutschen und Slovenen aufzulesen und aus diesen hundert bunten Schnitzeln eine Rede zusammenzuflicken.“ Dabei hat Dumreicher selbst fast allen Anspruch auf Glaubwürdigkeit verloren, seit es ihm 1888 im Abgeordnetenhause begegnete, daß er einen schlechten Witz einer Kneipzeitung in Klagenfurt als ernste baare Münze hinnahm und auf Grund dessen gewaltig gegen ein Nichts losstürmte. Auch der

politische Scharfsinn Dumreicher's hat sich wenig bewährt, indem er im Dezember 1889, als schon die Friedensglocken des deutsch-bömischen Ausgleichs vernehmbar waren, zum Austritt der deutsch-liberalen Abgeordneten aus dem Parlament drängte. In keinem Falle ist die Verbreitung seiner Reden Aufgabe eines nichtpolitischen Vereines.

Die Stellung des Vereines im politischen Parteileben der Gegenwart dürfte damit klar gestellt sein und es erübrigt nur noch dessen Ausdehnung und Thätigkeit zu erörtern. Ende 1882 hatte der Verein erst 57, Ende 1883 79 Ortsgruppen mit 6000, bezw. 9000 Mitgliedern; am 1. Oktober 1886 war die Zahl der Ortsgruppen bereits auf 250 mit c. 22,000 Mitgliedern gestiegen. In zehn Provinzen, beziehungsweise Ländern des deutschen Reiches waren die Ortsgruppen so zahlreich geworden, daß leistungsfähige Landes- beziehungsweise Provinzialverbände geschlossen werden konnten. In Baden, Hessen-Nassau Ende 1888 waren bereits 450 Ortsgruppen mit 42,000 Mitgliedern vorhanden, und ebenso war die Zahl der Landes- und Provinzial-Verbände. Als solche bestanden Ende 1888 die Verbände für das Königreich Sachsen (c. 80 Ortsgruppen), für Brandenburg (59), Württemberg (34), Provinz Sachsen (27), Schlesien (25), Thüringen-Anhalt (22), Hessen-Nassau (17), Schleswig-Holstein (9), Rheinland (13), Ostpreußen (14), Westpreußen (12), Pommern (10), Posen (8), Hannover (7), Mecklenburg (9), Rheinpfalz (14)[1]) und Hessen-Darmstadt (5). Die Gesammteinnahmen des Vereins beliefen sich 1888 mindestens auf 90,000 fl. und der Verein griff in diesem Jahre in Böhmen, Südtirol, Krain, Steiermark, auch in Süd-Ungarn und Siebenbürgen, außerdem noch in Sophia, London, Helsingfors, im Caplande,

1) In Bayern r. d. Rheins bestehen Ortsgruppen zu Nürnberg, Kulmbach, Passau, Regensburg, Schweinfurt, Windsheim, Triesdorf, Kitzingen, Hof, Erlangen, Dinkelsbühl, Bamberg und Altdorf.

in Süd-Brasilien und Australien helfend ein. Recht viel mehr ist darüber leider nicht zu erfahren; „die meisten Details der Berichterstattung über die Vereinsthätigkeit entziehen sich der Oeffentlichkeit“ — sagt die Deutsche Zeitung 19. April 1887 in ihrem Bericht über die Hauptversammlung des Vereins in Wiesbaden. Etwas mehr Licht wäre sehr erwünscht, umsomehr als verlautet, daß 1885 in Vereinskreisen intim und vertraulich die Anregung gegeben wurde, entsprechende Geldmengen „zur Protestantisirung Nordböhmens“ zu verwenden, die damals leicht schien, weil die Deutschnationalen dort alljährlich mit dem Austritt aus der katholischen Kirche drohen, falls der katholische Klerus politisch nicht ihre Wege wandelt. Freilich besinnen sie sich hinterher immer wieder, daß sie als Protestanten oder Altkatholiken Kirchensteuern zu tragen hätten und zwar viel mehr, als die „Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse“ ihnen werth sein kann.

Allerneuestens (Jänner 1889) ist durch Dr. W. Groos, der in Baden die Schulvereinssache eifrig pflegt, eine neue Thätigkeit für den Verein in Anregung gebracht worden, nämlich die Errichtung eines „Germanischen Nationalmuseums“ für das Deutschthum im Ausland. Dasselbe hätte die Volkstrachten, Gegenstände des häuslichen Verkehrs, und endlich Erzeugnisse der landwirthschaftlichen, gewerblichen und künstlerischen Thätigkeit der Deutschen im In- und Ausland (gewissermaßen als Musterlager für die Ein- und Ausfuhr) zu enthalten und sollte gemeinsam vom allgemeinen deutschen Schulverein und der deutschen Colonialgesellschaft errichtet werden. Die Besprechung dieses Planes ist für die nächste Hauptversammlung, welche 1890 in Nürnberg stattfindet, in Aussicht genommen.

LXXV.

Zeitläufe

Deutsche Colonialpolitik und die Auftheilung des „dunkeln Erdtheils“.

II. Der Streit mit England; Emin und Stanley, das Seengebiet, und der Sudan.

Den 12. Juni 1890.

Also: „Bekämpfung des Sklavenhandels und Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika“, so ist das betreffende Gesetz überschrieben. Bei der Berathung dieses Gesetzes im deutschen Reichstag am 30. Jan. 1889 hat der Abgeordnete Richter auf eine Rede des Herrn Stöcker erwidert: „Er meinte, daß die deutsche Einigung seit 1871 auch zur colonialen Politik führen mußte. Aber unmittelbar nach 1871, wo wir schon in der Lage waren, Colonien erwerben zu können, als es sich darum handelte, ob wir von Frankreich die Abtretung von Colonien verlangen sollten, hat der Reichskanzler gesagt: ‚Wir wollen keine Colonialpolitik für Deutschland treiben; das würde mich an polnische Wirthschaft erinnern, das wäre geradeso, als ob man ein seidenes Kleid über ein zerrissenes Hemd anziehen wollte.‘“

Der neue Reichskanzler hat im Gegentheile gemeint, die Colonialpolitik sei eine Nothwendigkeit des „nationalen Empfindens“ gewesen. Dann hätten aber doch wir in Süddeutschland auch etwas davon wissen müssen. Das war aber

sicher nicht der Fall, und Fürst Bismarck wußte das sehr gut. Der Antrieb ging einzig und allein von den großen Handels- und Industriecentren, insbesondere den Seestädten, aus. Bei uns erhoben sich vielmehr auch Stimmen, die süddeutschen Staaten sollten sich die Sache doch näher ansehen, da lediglich Preußen einen Nutzen davon habe, alle Einzelstaaten aber für die Deckung der Kosten mit aufkommen müßten, wie auch beim Nordostsee-Kanal und überhaupt bei jeder Gelegenheit. Preußen behielt denn auch die ganze verantwortungsvolle Leitung in seiner Hand; nach dem Gesetz über die „Ausübung der Gerichtsbarkeit in den deutschen Schutzgebieten" regelt sich Alles auf dem Wege kaiserlicher Verordnung. Wohl war davon die Rede, daß endlich einmal der Bundesraths-Ausschuß für äußere Angelegenheiten, in welchem Bayern verfassungsgemäß den Vorsitz führt, zusammentreten solle.[1]) Aber was ist Bayern seit 1866? Und wen mag wohl der neue Kanzler mit seiner sonderbaren Aeußerung in der Colonialdebatte gemeint haben: „Das Phäaken-Daseyn eines kleinen europäischen Staates hat ein Ende"?

Im Frühjahr 1879 erschien die erste Schrift, welche der ablehnenden Stellung des Fürsten Bismarck gegen alles Colonialwesen ernstlich zu Leibe ging. Es war der bekannte Missionsinspektor Dr. Fabri in Barmen, der den Hanseaten zu Hülfe kam. „Bedarf Deutschland der Colonien?" war seine Schrift betitelt. Er behauptete ihre Nothwendigkeit aus Gründen der wirthschaftlichen Lage, der Zoll- und Handelspolitik und der Zukunft der Marine des Reiches. Besondern Nachdruck legte er aber auf die Frage der rasch steigenden Bevölkerung im Reich und ihrer Unterbringung. Das war auch der Hauptgrund, weshalb das preußisch-conservative Hauptorgan sich sofort anschloß. Nach dem bisherigen Verlauf werde die Bevölkerung des Reichs bis Ende des Jahrhunderts auf 80 Millionen Seelen gestiegen seyn, Dank

1) Berliner „Germania" vom 17. November 1885.

der neuen Gesetzgebung über die Eheschließung seit 1868. Wohin mit allen diesen Leuten? Solle das enorme Capital an Vermögen und Arbeitskraft, das mit den Hunderttausenden über das Weltmeer wandert, uns auch ferner verloren gehen und anderen Nationen, insbesondere Nordamerika, zu Gute kommen? Solle es dabei bleiben, daß unsere Auswanderer einem jährlich ausgesandten wohlausgerüsteten Heere gleichen, welches sofort nach Ueberschreitung der Grenze auf immer für uns verschwindet?[1])

Dieser allerdings höchst wichtige Grund ist aber alsbald vollständig weggefallen. Niemand denkt mehr an eine solche Auswanderung nach den deutsch-afrikanischen Colonien; keine einzige eignet sich dazu und jeder Versuch zur Cultivirung wird sich auf die eingeborenen Schwarzen angewiesen sehen. Schon diese Thatsache, sollte man meinen, müßte zu größter Vorsicht und weiser Beschränkung mahnen. Die Regierung der Colonien wird stets eine Fremdherrschaft seyn, eine Handvoll Weißer über Millionen Schwarzer. Sollte es noch dazu nicht gelingen, den Islam und das Araberthum aus den ost- und inner-afrikanischen Besitzungen zu verdrängen, so werden schwere Kämpfe nicht ausbleiben, und früher oder später wäre nichts gewisser, als der Verlust aller Besitzungen der Deutschen in Ost- und Inner-Afrika. Welche Zukunft eröffnet sich da für unsere Kinder und Kindskinder! Denkt man denn hoch oben gar nicht an diese Zukunft? Die Opfer, die der Militarismus jetzt schon und immer steigend fordert, sind an der Grenze des Wahnsinns angelangt; die Altersversicherung fordert vom nächsten Jahre an aus den allgemeinen Steuergeldern einen jährlichen Zuschuß, der in drei Jahrzehnten auf 60 bis 70 Millionen anwächst, und als dritte Bescheerung des neuen Reichs die unabsehbaren Lasten einer in's Blaue hinein treibenden Colonialpolitik, die, wenn

---

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 13. Mai 1879.

auch Alles gut geht, der gegenwärtigen Generation sich nicht bezahlen wird!

Allerdings hat der neue Kanzler im Reichstag versichert, es „werde kein Mann mehr in Ostafrika eingesetzt und keine Mark mehr ausgegeben werden, als eben, um das zu erhalten und in den Bahnen, die einmal vorgezeichnet sind, auszubilden, was jetzt da ist.“ Aber beigefügt hat er: „was mich angeht“; und inzwischen waren bereits Verhältnisse eingetreten und Maßregeln eingeleitet, die auf nichts weniger hindeuten, als auf besonnenes Maßhalten. Es ist die Berufung des Emin Pascha und in Verbindung damit der Rivalitätsstreit mit England, was auf eine neueste Wendung deutet. Um was es sich handelt, das hat Stanley den Engländern zu Gemüthe geführt: „Es ist der schönste Theil Afrika's, was abgetreten werden soll; die dürren Länder an der Küste sind werthlos.“ Aber was haben schon diese uns gekostet!

Wenn man sich erinnert, mit welcher Spannung auch bei uns der märchenhafte Zug Stanley's zum Entsatz Emin Pascha's in der ehemals ägyptischen Aequatorialprovinz verfolgt wurde, so macht es doch einen eigenthümlichen Eindruck, jetzt zu sehen, wie derselbe Mann nunmehr der Gegenstand des colonialpolitischen Hasses im Reiche geworden ist. Zuvor zitterte man für das Schicksal des vom Verkehr mit aller Welt abgeschnittenen Dr. Schnitzer, alias Emin Pascha, und nun machte man es dem kühnen englischen Forscher zum Vorwurf, daß er denselben „befreit“ habe, wider Willen, wie man behauptet. Der wahre Hergang ist immer noch nicht ganz aufgeklärt, ebensowenig, was aus dem Gouverneur geworden wäre ohne den englischen Hülfszug. Soviel aber ist sicher, daß Emins Provinz von den Mahdisten gefährdet und ein Angriff derselben bereits erfolgt war, daß der Gouverneur in einem Aufstand seiner eigenen Leute zum Gefangenen gemacht und von Stanley in völliger Hülflosigkeit gefunden wurde. Stanley spricht sich mit aller Achtung über Emin aus,

aber er habe den Einen Fehler, daß er an Entschlußlosigkeit leide und im rechten Augenblick nicht zu handeln wisse. Indeß stand er doch nur mehr vor der Wahl, ob er sich befreien lassen sollte für die englisch-ägyptische „Interessensphäre", der er amtlich verbunden war, oder für die deutschen Absichten.

Schon ehe sein Abzug mit Stanley sich bestätigte, machte man in Berlin kein Hehl aus dem Verdruß über die erstere Möglichkeit, obwohl damals die Lage der Deutschen selber an der Ostküste eine sehr gefährdete war. „Hinsichtlich Emin Pascha's", bemerkte das conservative Hauptorgan, „können wir nur wiederholen, daß das deutsche Interesse die Behauptung seiner gegenwärtigen Stellung verlangt, und daß wir es deshalb keineswegs erfreulich finden könnten, wenn es Stanley gelungen wäre, ihn zum Abzug zu bewegen." [1]) Um dieselbe Zeit schlug ein bekannter Afrika-Forscher in der Berliner „Gesellschaft für Erdkunde" Lärm: nicht aus Liebe zu dem Verschollenen sei der Zug Stanley's erfolgt, sondern es handle sich ausschließlich darum, dem ägyptischen Statthalter der Aequatorialprovinz, der gar nicht daran denke, seinen Posten zu verlassen, Hilfe zu bringen, damit von dort aus die Verbindung einerseits mit den englischen ostafrikanischen Schutzgebieten, andererseits mit Aegypten hergestellt werde.[2]) Es bestand sogar der Verdacht, daß Stanley den befreiten Pascha gar nicht nach der deutschen, sondern nach der englischen Ostküste bringen werde, und obwohl dieß falsch war, so blieb die Meinung unerschüttert, vom Cap bis nach Aegypten solle ein breiter Gürtel englischen Gebietes sich um Afrika legen, und um dafür Wadelai zu sichern, sei Stanley ausgezogen, nicht, um Emin zu retten; denn „Emin Pascha als Gouverneur von Tabora, dem Mittelpunkte der

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 7. April 1889.
2) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 9. Mai 1889.

reichen Gebiete zwischen den großen Seen, wäre für die englischen Pläne ein unüberwindliches Hinderniß gewesen."[1])

Ein Hauptorgan dieser Art Colonialpolitik war damals das Blatt am Rhein, und zwar in diesem Punkte entgegengesetzt dem sonst angebeteten Kanzler. Es war die Zeit, wo die Peters'sche Emin-Pascha-Expedition gegen den Fürsten durchgefochten wurde. Der „Deutschen Colonialgesellschaft" genügten aber die Zwecke derselben noch immer nicht. In ihrer Protestversammlung vom 18. August v. Js. wurde auch die Saumseligkeit des Reichs auf der andern Seite, nämlich in den Somali-Ländern gerügt, da in Folge der mit den Eingebornen geschlossenen Verträge dieses „beste Stück afrikanischen Bodens, halb so groß wie Deutschland, uns gehöre," ein Schutzbrief aber noch immer nicht ertheilt sei.[2]) Was dem Reich zugleich in der Richtung der Peters'schen Expedition zugemuthet wurde, ergibt sich aus nachstehender dem oben genannten Blatte von „sachverständiger Seite" aus Berlin zugegangenen Darlegung, wobei der Satz als selbstverständlich vorangestellt ist, daß in Innerafrika Handelsherrschaft und politische Herrschaft noch auf Jahrzehnte hinaus gleichbedeutend sei. Unwillkürlich fragt man sich bei einer Vergleichung der Karte: wo soll das hinaus?

„Die Rentabilität unserer ostafrikanischen Colonien beruht für die nächste Zeit unbestreitbar in erster Linie auf dem Handel mit dem Innern. Das herkömmliche Handelsgebiet der deutsch-ostafrikanischen Häfen reicht nun bis zum obern Kongo und bis zum obern Nil. Es gilt also zunächst den Handel dieses Hinterlandes den deutschen Häfen zu erhalten, schon mit Rücksicht auf die Zollerträgnisse, welche die wirthschaftliche Grundlage unserer Küstenverwaltung bilden. Nun führen aber im Innern drei Einfallsthore und von der Benadirküste aus ein viertes Einfallsthor in dieses Handelsgebiet, und

---

1) Aus der „Kölnischen Zeitung" s. „Neue Freie Presse" vom 4. April 1890.

2) Münchener „Allg. Zeitung" vom 5. September 1889.

wir sehen die Engländer an der Arbeit, sich dieser Einfallsthore zu bemächtigen. Im Süden und Südwesten dringen sie über den Zambesi-Schire, den Nyassasee, die Stevensonstraße bis zum Tanganykasee vor und erreichen von dort aus Udschidschi und Tabora, die Haupthandelsplätze innerhalb des deutschen Gebietes; im Norden und Nordwesten suchen sie die Umgebung des Viktoriasees und vor Allem den obern Nil in ihre Hände zu bekommen, um über Mombassa und demnächst über Suakim-Berber oder über Egypten und den Nil in unser Handelsgebiet erobernd vorzudringen; im Nordosten führen von der Benadirküste aus alte Handelswege in unser Handelsgebiet, und auch hier werden die Engländer bald zugreifen, wenn das deutsche Reich nicht bald diese von Dr. Jühlke erworbene Küste unter seinen Schutz nimmt. Endlich rückt die Nutzbarmachung des Kongo durch die Kongobahn unaufhaltsam näher, und damit pocht der Kongostaat vernehmlich an das westliche Einfallsthor. Sollen wir unsere Augen schließen gegen diese Gefahren, die unserem Handel und unserer Herrschaft im östlichen Central-Afrika drohen? Sollten wir die vier Einfallsthore ohne Widerstand preisgeben und einstweilen nur viele Millionen an ‚die Melioration' eines Landes legen, in welchem dann nach wenigen Jahren die Engländer allen Großhandel beherrschen und damit unsere politische und Handelsherrschaft lahm legen werden? Jedes Reich denkt zunächst an die Sicherung seiner Grenzen und dann erst an den inneren Ausbau; diesem Grundsatz können wir uns auch in Afrika nicht entziehen." [1])

Um die Herrschaft über diese in dem deutsch-englischen Uebereinkommen von 1886 nicht berührten Gebiete handelt es sich bei dem schwebenden Streit. Von ihrem ungeheuren Umfang zeugt die Behauptung Stanley's, daß an den Ufern des Viktoria-Nyanza allein zwölf Millionen Menschen wohnen. Auf die 1500 Meilen lange Küste dieses See's und auf den Sudan hat Stanley allerdings sein ganzes Augenmerk gerichtet. Seitdem er in England seine Reden hält, wettert er

1) S. Berliner „Kreuzzeitung" vom 1. September 1889.

über die Nachlässigkeit der Regierung und die Zurückhaltung des capitalkräftigen Publikums unaufhörlich, und wenigstens mit dem von ihm gewünschten Dampfer auf dem großen See dürfte es bereits seine Richtigkeit haben. Andererseits ist es auch sicher, daß er Emin Pascha nicht für die Deutschen aus seiner Klemme zwischen zwei Mühlsteinen herausholte, sondern daß er ihn wieder als ägyptischen Gouverneur im Sudan thätig zu sehen wünschte. Dahin arbeitete er in Kairo.

Als er dort gefragt wurde: ob er glaube, daß der Sudan und die Aequatorialprovinz für Aegypten und die Civilisation ganz verloren seien, antwortete er: „Nein! Den Sudan im Stiche zu lassen, wäre ein Verbrechen. Die Besetzung des Sudan ist eine Geldfrage und durch die Anlegung einer Eisenbahnlinie von Suakim nach Berber zu erkaufen. Der englische Einfluß ist im Sudan noch sehr fühlbar, und die Einheimischen sprechen noch immer von Baker und seiner Frau.“ [1]) Derselbe Sir Samuel Baker, dereinst Freund und Genosse Gordons, eine afrikanische Autorität ersten Rangs, in diesen „Blättern“ oft citirt zur Zeit der ägyptischen Krisis gegenüber dem feigen Rückzug Gladstone's, hat vor ein paar Monaten ein Schreiben an die „Times“ gerichtet, welches in mehrfacher Beziehung belehrend ist. Es zeigt, welch' schmerzlichen Verlust die Civilisation im Sudan erlitten hat, und was die jetzt von den Mahdisten zertretenen Länder wieder werden könnten. Aus den ärgerlichen Sätzen, in welchen der Brief ausklingt, mag man aber auch ermessen, welchem Sturm der Entrüstung ein abermaliges Zurückweichen der englischen Regierung, dießmal vor Berlin, begegnen würde.

„England erntet nun die Früchte seiner früheren, feigen Politik und kostet die Bitterkeit seiner Schmach. Es entschloß sich, das Feld zu räumen, und Gordon fiel auf seinem Posten infolgedessen in dem Versuche, die Garnison in Chartum zu

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom vom 18. Januar 1890.

retten, während Emin, als einziger Europäer, in der fernen Aequatorial-Provinz isolirt und seinem Schicksale überlassen blieb. Im Sudan wurde es weit und breit bekannt, daß England den Khedive gezwungen hatte, das ganze Land aufzugeben; das Vertrauen war daher völlig vernichtet, und Emin blieb nur solange ungestört, wie es dem Mahdi gefiel, oder vielmehr so lange, bis letzterer die arabischen Stämme bezwungen hatte. Sobald dies geschehen war, entsandte er bekanntlich eine Expedition nach dem Weißen Nil und verlangte Emins Unterwerfung. Wir wissen alle jetzt, unter welchen unsäglichen Schwierigkeiten es endlich Stanley und seinen heldenmüthigen Folgern gelang, Emins Entsatz zu bewerkstelligen. Der hingeschiedene General Gordon äußerte sich unter Anderem einst: ‚Der Ruf Englands ist durch einzelne Engländer begründet worden, niemals aber durch die Regierung des Landes‘."

„In der Zeit vom Jahre 1869, bis General Gordon den Sudan verließ, war es uns gelungen, den englischen Einfluß in großartiger Weise auszubreiten, sowie zwischen dem Albert Nyanza und Chartum eine direkte Dampfboot-Verbindung herzustellen. Die englische Regierung aber war wie mit Blindheit geschlagen. Obgleich der Sklavenhandel am Weißen Nil aufgehört hatte und das ganze Quellenland des Nils sich unter einer segensreichen Regierung größerer Zufriedenheit und größeren Wohlstandes erfreute, als dies heutigen Tages noch in Irland der Fall ist, richtete England das Werk zu Grunde. Ich will nicht behaupten, daß Gladstone allein daran schuld war, aber die niederschlagende Thatsache bleibt, daß alle dortigen Errungenschaften der Engländer von dem Mutterlande gewissermaßen paralysirt worden sind, nämlich: die Erforschung der Nilquellen durch Speke und Grant im Süden und durch mich im Norden, Ismaels Expedition unter meinem Commando zur Eroberung der Aequatorial-Regionen und zur Unterdrückung des Sklavenhandels, und schließlich General Gordons segensreiche Fortführung des Werkes, welches ich begonnen hatte."

„Als Gordon den Sudan verließ, erstreckte sich Egypten von dem Mittelmeer bis nahezu an den Aequator. Dieses ganze riesige Gebiet wurde von einer verantwortlichen Regierung segensreich verwaltet; Ruhe und Sicherheit herrschte im Lande,

in der nubischen Wüste war man des Nachts sicherer aufgehoben, als im Hyde-Park. Es existirte ein Telegraphensystem, welches hauptsächlich Giegler Pascha zu verdanken war, von Kairo bis Chartum, im ganzen Sudan, den Blauen Nil entlang bis Faschoda im Südosten und bis zum fernen Westen in Kordofan. 15 Dampfer befuhren regelmäßig den Blauen und den Weißen Nil und zwei den Albert Nyanza. Die Produkte der Aequatorial-Regionen (mit Ausnahme des Elfenbeins), welche die gewöhlichen Transportkosten nicht tragen konnten, wurden monatlich zweimal durch Regierungsdampfer von Gondokoro nach Chartum befördert."

„Und dieses ganze erstaunliche Werk wurde binnen 20 Jahren geschaffen, und zwar in einem Lande, welches 5000 Jahre lang unerforscht geblieben war. Die englische Regierung hatte keine Hand dabei gerührt, obgleich die Werkzeuge Engländer waren; es wurde vielmehr unter dem Schutz und mit Hülfe des verbannten Khedive von Egypten, Ismael Pascha, vollbracht. England nahm einen nassen Schwamm und wischte dieses Bild der Entwickelung und der Civilisation vollständig aus. Emin hielt am letzt Sparren des allgemeinen Wrackes fest, als Stanley zu seinem Entsatz erschien."

„Die Stanley'sche Expedition ging nicht von der Regierung aus; sie war das Ergebniß einer unabhängigen Organisation, deren Zweck in heroischer Weise erfüllt worden ist. Kein weiteres Projekt war dabei in's Auge gefaßt, und als Emin der Aequatorial-Provinz den Rücken kehrte, war in der britischen Politik keine Wiederbesetzung in Aussicht genommen; die ganzen Regionen am Weißen Nil, einschließlich des Albert Nyanza, wurden dadurch ihrem Schicksal überlassen. Es stand daher jedem unternehmenden Abenteurer zu, die Flagge seines Vaterlandes in der verlassenen Provinz aufzupflanzen, sobald er sich der Unterstützung seiner Regierung vergewissert hatte."

„Wie ganz natürlich erscheint es nun, daß Emin, als er bei seinen Landsleuten an der Ostküste anlangte, den Wunsch hegte, mit Major Wißmann in Verbindung zu treten und sein Schicksal denen anzuvertrauen, welche auf dem Vormarsch nach den verlassenen, aber leicht wieder zu erobernden Territorien eine klar markirte und feste Politik zu verfolgen entschlossen

waren. Ich habe stets mit Bestimmtheit erwartet, daß dieß geschehen würde. Es war ganz natürlich, daß Emin als Deutscher es vorziehen würde, im Verein mit seinen Landsleuten zu wirken, namentlich da Wißmann eine Regierung vertritt, welche niemals das schlechte Beispiel Englands nachahmen wird, vorzugehen, nur um wieder rückwärts zu gehen." [1])

Emin Pascha ist von Hause aus, wie bekannt, ein deutscher Jude von wechselvoller, zum Theil noch dunkler Vergangenheit. Er ist im Orient zum Islam übergetreten, unbekannt, wann? Vielleicht liegt darin die Erklärung des Räthsels, daß er sich auch nach dem Verlust des Sudan an die Mahdisten in seiner Provinz immer noch halten konnte, und auch in der gegen ihn gerichteten Soldatenmeuterei wenigstens mit dem Leben davonkam. Ein sehr gut unterrichteter ostafrikanischer Missionär bemerkt kurz und gut: „Emin Pascha hält sich, nachdem er den Islam in einem Lande eingebürgert hat, wo man diesen vor ihm nicht kannte. Aber er sieht gar zu sehr jenem Soldaten ähnlich, welcher behauptete, einen Gefangenen gemacht zu haben, während dieser Gefangene ihn selbst festhielt." Mit Geld Schutzherren zu werben, war Emin jedenfalls nicht im Stande. „Wenn Stanley den Tippo-Tip zum Gegner, statt zum Verbündeten gehabt hätte, so wäre er längst nicht mehr unter den Lebenden": so schreibt derselbe Beobachter.[2]) Emins einziger Schutz war sein Muhamedanismus. Mag Stanley mit englischen Plänen nach der Aequatorialprovinz gegangen sein oder nicht, jedenfalls war er sehr enttäuscht über den Befund. Anstatt an der Spitze eines disciplinirten Corps von ein paar tausend Mann, fand er den Pascha in einer Umgebung, die er als buntes, nichtswerthes Gesindel beschreibt.[3])

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 11. April 1890.

2) „Mehr Licht in die Zustände des dunklen Welttheils von P. Alex. Le Roy, Superior der Mission von Mrogoro." Münster Schöningh 1890.

3) S. das zweite Reise-Tagebuch von P. Aug. Schynse. S. 39. —

Der Eintritt des ehemaligen ägyptischen Gouverneurs in deutsche Dienste hat aber noch eine andere Bedeutung, als daß er den Wegweiser einer großen Expedition der Deutschen nach dem Seengebiet und Wadelai, insbesondere nach dem Viktoria-Nyanza, um den Engländern den Rang abzulaufen, abgibt. Er soll nun der oberste Leiter einer friedlichen Culturarbeit seyn, und zwar im Bunde mit den — Arabern, die bis jetzt mit Feuer und Schwert verfolgt wurden. Schon zur vorletzten Vorlage der „Weißbücher" beim Reichstag hat das conservative Hauptorgan in Berlin bemerkt: „Die eigentliche Wißmann-Expedition, welche vor genau einem Jahre ihren Anfang nahm, ist gewissermaßen zu Ende geführt, es beginnt eine neue Bewegung nach ganz anderer Richtung unter einem anderen Führer. Hatte Major Wißmann aus guten Gründen und auf Grund vielseitiger Erfahrungen im Wesentlichen das arabische Element bekämpft, so steht Emin auf dem Standpunkt, es mit dem entgegengesetzten Verfahren zu versuchen. Seine erste Kundgebung hat den Arabern Friede und Freundschaft angeboten. Da nach den Beobachtungen von verschiedenen Seiten das kraftvolle und wirksame Vorgehen Wißmanns den Trotz der Araber gebrochen hat, so ist anzunehmen, daß das Angebot Emins von ihnen nicht zurückgewiesen wird." [1])

Merkwürdig! Im Jahre vorher war das Werk desselben Hrn. Wißmann: „Im Innern Afrika's" erschienen, in welchem der Verfasser die von Osten her in das Innere des Continents vorgedrungenen Araber als die „Pest Afrika's" bezeichnet. „Der Neger kann ein förderndes Mitglied der Civilisation werden, aber erst nach Vernichtung der Verderber der afrikanischen Raçe, der Araber. Man staunt jetzt über Indifferenz, Trunksucht, Feigheit und Faulheit der Eingeborenen an den

Die beiden Tagebücher des viel genannten Verfassers sind als Vereinsschriften der Görres-Gesellschaft für 1889 und 1890 erschienen.

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 8. April 1890.

Küsten; aber nur die gierigen Eindringlinge, die sich auf Kosten des Lebens, der Freiheit und der Arbeit der Bewohner schnell bereichern wollten, und durch rücksichtslose Ausbeutung die Küstenländer entvölkerten, haben sie verdorben." [1])

Damit stimmt auch die Aeußerung des neuen Kanzlers im Reichstag: „Die Flinte und die Bibel müssen hier miteinander wirken, um einen Zustand zu erreichen, den auch das Centrum wünscht, denn ohne die Sklavenhändler zu tödten, beendigen wir die Sklaverei nie." Stanley hat dazu gemeint: „Blei und Bibel seien nützliche Dinge, aber sie arbeiten nicht immer gut nebeneinander". Der neue Leiter läßt nun aber nicht nur die Flinte zurück, sondern auch die Bibel; mit dem Koran in der Einen Hand bietet er dem Araberthum die andere Hand zum Frieden. Die colonialpolitischen Eiferer in Berlin begrüßen diesen „Umschwung unserer Afrika-Politik", und sie hoffen bereits, daß auch Tippo Tip zugreifen werde, damit der ehemalige Pascha „mit dem Freundschaftsgeleite der Araber" über Uganda nach Wadelai ziehen könne.

Denn, so fügt der national-liberale Wochenprophet bei, „die glänzende colonisatorische Thätigkeit Englands hat die verschiedenen Völker der Erde bisher nur äußerlich überwunden; der Geist Europa's, der in Deutschland als seinem Herze lebt, ist sicherlich berufen, eine weitere Colonisirung der Welt auch innerlich vorzunehmen." [2]) Und zwar in — solcher Gesellschaft!

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 17. April 1890.

2) Otto Arendt's „Deutsches Wochenblatt" vom 10. April 1890. S. 171.

LXXVI.

Nochmals die „Allgemeine deutsche Biographie".

Ein Artikel im 9. Hefte der Histor.-pol. Blätter S. 684 ff. war mir aus dem Herzen geschrieben. Wenn derselbe auch viel Schlimmes über die A. deutsche Biographie gebracht hat, so war es in mancher Hinsicht doch eher noch zu wenig, und wenn die Redaktion mir auch noch ein Wort beizufügen gestattet, so möchte ich das Nationalunternehmen noch von einer andern Seite beleuchten. Es dürfte nicht schaden, wenn die Redaktion jenes Werkes, im Gegensatz zu dem reichlich ihr gespendeten Weihrauch, auch einmal Anklänge an eine „schärfere Tonart" vernimmt.

Um aber nicht gegen die Billigkeit zu verstoßen, will ich für diejenigen Leser, welche das Werk nicht näher kennen, vorausschicken, daß sich an demselben doch auch manche sehr ehrenwerthe Katholiken betheiligt haben; so außer den in obigem Artikel erwähnten die Bischöfe Steichele und Fiala, die Geistlichen Bickel, König, Linsenmann, Lütolf, Ruland, Schegg, Stöckl, Werner, die Benediktiner P. Gams, Liebert, Lindner, Meyer, die Dominikaner Denifle und Weiß, aber auffallender Weise kein Jesuit. Von katholischen Laien heben wir hervor Alberdingk Thijm, Baumann, Brinz, Cardauns, Hertling, Holland, Hüffer, Will, wozu neuerdings Emilie Ringseis kommt.

Anerkennenswerth ist ferner, daß die Redaktion für einzelne Artikel zwei Bearbeiter, für verschiedene Gesichtspunkte, gewonnen hat, so z. B. Aldringen, Otto IV. von Brandenburg, Rost Johann. Dagegen ist der Redaktion das Mißgeschick be-

wir sehen die Engländer an der Arbeit, sich dieser Einfallsthore zu bemächtigen. Im Süden und Südwesten dringen sie über den Zambesi-Schire, den Nyassasee, die Stevensonstraße bis zum Tanganykasee vor und erreichen von dort aus Udschidschi und Tabora, die Haupthandelsplätze innerhalb des deutschen Gebietes; im Norden und Nordwesten suchen sie die Umgebung des Viktoriasees und vor Allem den obern Nil in ihre Hände zu bekommen, um über Mombassa und demnächst über Suakim-Berber oder über Egypten und den Nil in unser Handelsgebiet erobernd vorzudringen; im Nordosten führen von der Benadirküste aus alte Handelswege in unser Handelsgebiet, und auch hier werden die Engländer bald zugreifen, wenn das deutsche Reich nicht bald diese von Dr. Jühlke erworbene Küste unter seinen Schutz nimmt. Endlich rückt die Nutzbarmachung des Kongo durch die Kongobahn unaufhaltsam näher, und damit pocht der Kongostaat vernehmlich an das westliche Einfallsthor. Sollen wir unsere Augen schließen gegen diese Gefahren, die unserem Handel und unserer Herrschaft im östlichen Central-Afrika drohen? Sollten wir die vier Einfallsthore ohne Widerstand preisgeben und einstweilen nur viele Millionen an ‚die Melioration‘ eines Landes legen, in welchem dann nach wenigen Jahren die Engländer allen Großhandel beherrschen und damit unsere politische und Handelsherrschaft lahm legen werden? Jedes Reich denkt zunächst an die Sicherung seiner Grenzen und dann erst an den inneren Ausbau; diesem Grundsatz können wir uns auch in Afrika nicht entziehen.“ [1])

Um die Herrschaft über diese in dem deutsch-englischen Uebereinkommen von 1886 nicht berührten Gebiete handelt es sich bei dem schwebenden Streit. Von ihrem ungeheuren Umfang zeugt die Behauptung Stanley's, daß an den Ufern des Viktoria-Nyanza allein zwölf Millionen Menschen wohnen. Auf die 1500 Meilen lange Küste dieses See's und auf den Sudan hat Stanley allerdings sein ganzes Augenmerk gerichtet. Seitdem er in England seine Reden hält, wettert er

1) S. Berliner „Kreuzzeitung“ vom 1. September 1889.

über die Nachlässigkeit der Regierung und die Zurückhaltung des capitalkräftigen Publikums unaufhörlich, und wenigstens mit dem von ihm gewünschten Dampfer auf dem großen See dürfte es bereits seine Richtigkeit haben. Andererseits ist es auch sicher, daß er Emin Pascha nicht für die Deutschen aus seiner Klemme zwischen zwei Mühlsteinen herausholte, sondern daß er ihn wieder als ägyptischen Gouverneur im Sudan thätig zu sehen wünschte. Dahin arbeitete er in Kairo.

Als er dort gefragt wurde: ob er glaube, daß der Sudan und die Aequatorialprovinz für Aegypten und die Civilisation ganz verloren seien, antwortete er: „Nein! Den Sudan im Stiche zu lassen, wäre ein Verbrechen. Die Besetzung des Sudan ist eine Geldfrage und durch die Anlegung einer Eisenbahnlinie von Suakim nach Berber zu erkaufen. Der englische Einfluß ist im Sudan noch sehr fühlbar, und die Einheimischen sprechen noch immer von Baker und seiner Frau." [1]) Derselbe Sir Samuel Baker, dereinst Freund und Genosse Gordons, eine afrikanische Autorität ersten Rangs, in diesen „Blättern" oft citirt zur Zeit der ägyptischen Krisis gegenüber dem feigen Rückzug Gladstone's, hat vor ein paar Monaten ein Schreiben an die „Times" gerichtet, welches in mehrfacher Beziehung belehrend ist. Es zeigt, welch' schmerzlichen Verlust die Civilisation im Sudan erlitten hat, und was die jetzt von den Mahdisten zertretenen Länder wieder werden könnten. Aus den ärgerlichen Sätzen, in welchen der Brief ausklingt, mag man aber auch ermessen, welchem Sturm der Entrüstung ein abermaliges Zurückweichen der englischen Regierung, dießmal vor Berlin, begegnen würde.

„England erntet nun die Früchte seiner früheren, feigen Politik und kostet die Bitterkeit seiner Schmach. Es entschloß sich, das Feld zu räumen, und Gordon fiel auf seinem Posten infolgedessen in dem Versuche, die Garnison in Chartum zu

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom vom 18. Januar 1890.

retten, während Emin, als einziger Europäer, in der fernen Aequatorial-Provinz isolirt und seinem Schicksale überlassen blieb. Im Sudan wurde es weit und breit bekannt, daß England den Khedive gezwungen hatte, das ganze Land aufzugeben; das Vertrauen war daher völlig vernichtet, und Emin blieb nur solange ungestört, wie es dem Mahdi gefiel, oder vielmehr so lange, bis letzterer die arabischen Stämme bezwungen hatte. Sobald dies geschehen war, entsandte er bekanntlich eine Expedition nach dem Weißen Nil und verlangte Emins Unterwerfung. Wir wissen alle jetzt, unter welchen unsäglichen Schwierigkeiten es endlich Stanley und seinen heldenmüthigen Folgern gelang, Emins Entsatz zu bewerkstelligen. Der hingeschiedene General Gordon äußerte sich unter Anderem einst: ‚Der Ruf Englands ist durch einzelne Engländer begründet worden, niemals aber durch die Regierung des Landes'."

„In der Zeit vom Jahre 1869, bis General Gordon den Sudan verließ, war es uns gelungen, den englischen Einfluß in großartiger Weise auszubreiten, sowie zwischen dem Albert Nyanza und Chartum eine direkte Dampfboot-Verbindung herzustellen. Die englische Regierung aber war wie mit Blindheit geschlagen. Obgleich der Sklavenhandel am Weißen Nil aufgehört hatte und das ganze Quellenland des Nils sich unter einer segensreichen Regierung größerer Zufriedenheit und größeren Wohlstandes erfreute, als dies heutigen Tages noch in Irland der Fall ist, richtete England das Werk zu Grunde. Ich will nicht behaupten, daß Gladstone allein daran schuld war, aber die niederschlagende Thatsache bleibt, daß alle dortigen Errungenschaften der Engländer von dem Mutterlande gewissermaßen paralysirt worden sind, nämlich: die Erforschung der Nilquellen durch Speke und Grant im Süden und durch mich im Norden, Ismaels Expedition unter meinem Commando zur Eroberung der Aequatorial-Regionen und zur Unterdrückung des Sklavenhandels, und schließlich General Gordons segensreiche Fortführung des Werkes, welches ich begonnen hatte."

„Als Gordon den Sudan verließ, erstreckte sich Egypten von dem Mittelmeer bis nahezu an den Aequator. Dieses ganze riesige Gebiet wurde von einer verantwortlichen Regierung segensreich verwaltet; Ruhe und Sicherheit herrschte im Lande,

in der nubischen Wüste war man des Nachts sicherer aufgehoben, als im Hyde-Park. Es existirte ein Telegraphensystem, welches hauptsächlich Giegler Pascha zu verdanken war, von Kairo bis Chartum, im ganzen Sudan, den Blauen Nil entlang bis Faschoda im Südosten und bis zum fernen Westen in Kordofan. 15 Dampfer befuhren regelmäßig den Blauen und den Weißen Nil und zwei den Albert Nyanza. Die Produkte der Aequatorial-Regionen (mit Ausnahme des Elfenbeins), welche die gewöhlichen Transportkosten nicht tragen konnten, wurden monatlich zweimal durch Regierungsdampfer von Gondokoro nach Chartum befördert."

„Und dieses ganze erstaunliche Werk wurde binnen 20 Jahren geschaffen, und zwar in einem Lande, welches 5000 Jahre lang unerforscht geblieben war. Die englische Regierung hatte keine Hand dabei gerührt, obgleich die Werkzeuge Engländer waren; es wurde vielmehr unter dem Schutz und mit Hülfe des verbannten Khedive von Egypten, Ismael Pascha, vollbracht. England nahm einen nassen Schwamm und wischte dieses Bild der Entwickelung und der Civilisation vollständig aus. Emin hielt am letzt Sparren des allgemeinen Wrackes fest, als Stanley zu seinem Entsatz erschien."

„Die Stanley'sche Expedition ging nicht von der Regierung aus; sie war das Ergebniß einer unabhängigen Organisation, deren Zweck in heroischer Weise erfüllt worden ist. Kein weiteres Projekt war dabei in's Auge gefaßt, und als Emin der Aequatorial-Provinz den Rücken kehrte, war in der britischen Politik keine Wiederbesetzung in Aussicht genommen; die ganzen Regionen am Weißen Nil, einschließlich des Albert Nyanza, wurden dadurch ihrem Schicksal überlassen. Es stand daher jedem unternehmenden Abenteurer zu, die Flagge seines Vaterlandes in der verlassenen Provinz aufzupflanzen, sobald er sich der Unterstützung seiner Regierung vergewissert hatte."

„Wie ganz natürlich erscheint es nun, daß Emin, als er bei seinen Landsleuten an der Ostküste anlangte, den Wunsch hegte, mit Major Wißmann in Verbindung zu treten und sein Schicksal denen anzuvertrauen, welche auf dem Vormarsch nach den verlassenen, aber leicht wieder zu erobernden Territorien eine klar markirte und feste Politik zu verfolgen entschlossen

waren. Ich habe stets mit Bestimmtheit erwartet, daß dieß geschehen würde. Es war ganz natürlich, daß Emin als Deutscher es vorziehen würde, im Verein mit seinen Landsleuten zu wirken, namentlich da Wißmann eine Regierung vertritt, welche niemals das schlechte Beispiel Englands nachahmen wird, vorzugehen, nur um wieder rückwärts zu gehen." [1])

Emin Pascha ist von Hause aus, wie bekannt, ein deutscher Jude von wechselvoller, zum Theil noch dunkler Vergangenheit. Er ist im Orient zum Islam übergetreten, unbekannt, wann? Vielleicht liegt darin die Erklärung des Räthsels, daß er sich auch nach dem Verlust des Sudan an die Mahdisten in seiner Provinz immer noch halten konnte, und auch in der gegen ihn gerichteten Soldatenmeuterei wenigstens mit dem Leben davonkam. Ein sehr gut unterrichteter ostafrikanischer Missionär bemerkt kurz und gut: „Emin Pascha hält sich, nachdem er den Islam in einem Lande eingebürgert hat, wo man diesen vor ihm nicht kannte. Aber er sieht gar zu sehr jenem Soldaten ähnlich, welcher behauptete, einen Gefangenen gemacht zu haben, während dieser Gefangene ihn selbst festhielt." Mit Geld Schutzherren zu werben, war Emin jedenfalls nicht im Stande. „Wenn Stanley den Tippo-Tip zum Gegner, statt zum Verbündeten gehabt hätte, so wäre er längst nicht mehr unter den Lebenden": so schreibt derselbe Beobachter.[2]) Emins einziger Schutz war sein Muhamedanismus. Mag Stanley mit englischen Plänen nach der Aequatorialprovinz gegangen sein oder nicht, jedenfalls war er sehr enttäuscht über den Befund. Anstatt an der Spitze eines disciplinirten Corps von ein paar tausend Mann, fand er den Pascha in einer Umgebung, die er als buntes, nichtswerthes Gesindel beschreibt.[3])

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 11. April 1890.

2) „Mehr Licht in die Zustände des dunklen Welttheils von P. Alex. Le Roy, Superior der Mission von Mrogoro." Münster Schöningh 1890.

3) S. das zweite Reise-Tagebuch von P. Aug. Schynse. S. 39. —

Der Eintritt des ehemaligen ägyptischen Gouverneurs in deutsche Dienste hat aber noch eine andere Bedeutung, als daß er den Wegweiser einer großen Expedition der Deutschen nach dem Seengebiet und Wadelai, insbesondere nach dem Viktoria-Nyanza, um den Engländern den Rang abzulaufen, abgibt. Er soll nun der oberste Leiter einer friedlichen Culturarbeit seyn, und zwar im Bunde mit den — Arabern, die bis jetzt mit Feuer und Schwert verfolgt wurden. Schon zur vorletzten Vorlage der „Weißbücher“ beim Reichstag hat das conservative Hauptorgan in Berlin bemerkt: „Die eigentliche Wißmann-Expedition, welche vor genau einem Jahre ihren Anfang nahm, ist gewissermaßen zu Ende geführt, es beginnt eine neue Bewegung nach ganz anderer Richtung unter einem anderen Führer. Hatte Major Wißmann aus guten Gründen und auf Grund vielseitiger Erfahrungen im Wesentlichen das arabische Element bekämpft, so steht Emin auf dem Standpunkt, es mit dem entgegengesetzten Verfahren zu versuchen. Seine erste Kundgebung hat den Arabern Friede und Freundschaft angeboten. Da nach den Beobachtungen von verschiedenen Seiten das kraftvolle und wirksame Vorgehen Wißmanns den Trotz der Araber gebrochen hat, so ist anzunehmen, daß das Angebot Emins von ihnen nicht zurückgewiesen wird.“ 1)

Merkwürdig! Im Jahre vorher war das Werk desselben Hrn. Wißmann: „Im Innern Afrika's“ erschienen, in welchem der Verfasser die von Osten her in das Innere des Continents vorgedrungenen Araber als die „Pest Afrika's“ bezeichnet. „Der Neger kann ein förderndes Mitglied der Civilisation werden, aber erst nach Vernichtung der Verderber der afrikanischen Raçe, der Araber. Man staunt jetzt über Indifferenz, Trunksucht, Feigheit und Faulheit der Eingeborenen an den

---

Die beiden Tagebücher des viel genannten Verfassers sind als Vereinsschriften der Görres-Gesellschaft für 1889 und 1890 erschienen.

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 8. April 1890.

Küsten; aber nur die gierigen Eindringlinge, die sich auf Kosten des Lebens, der Freiheit und der Arbeit der Bewohner schnell bereichern wollten, und durch rücksichtslose Ausbeutung die Küstenländer entvölkerten, haben sie verdorben.“ [1])

Damit stimmt auch die Aeußerung des neuen Kanzlers im Reichstag: „Die Flinte und die Bibel müssen hier miteinander wirken, um einen Zustand zu erreichen, den auch das Centrum wünscht, denn ohne die Sklavenhändler zu tödten, beendigen wir die Sklaverei nie.“ Stanley hat dazu gemeint: „Blei und Bibel seien nützliche Dinge, aber sie arbeiten nicht immer gut nebeneinander“. Der neue Leiter läßt nun aber nicht nur die Flinte zurück, sondern auch die Bibel; mit dem Koran in der Einen Hand bietet er dem Araberthum die andere Hand zum Frieden. Die colonialpolitischen Eiferer in Berlin begrüßen diesen „Umschwung unserer Afrika-Politik“, und sie hoffen bereits, daß auch Tippo Tip zugreifen werde, damit der ehemalige Pascha „mit dem Freundschaftsgeleite der Araber“ über Uganda nach Wadelai ziehen könne.

Denn, so fügt der national-liberale Wochenprophet bei, „die glänzende colonisatorische Thätigkeit Englands hat die verschiedenen Völker der Erde bisher nur äußerlich überwunden; der Geist Europa's, der in Deutschland als seinem Herze lebt, ist sicherlich berufen, eine weitere Colonisirung der Welt auch innerlich vorzunehmen.“ [2]) Und zwar in — solcher Gesellschaft!

---

1) Münchener „Allg. Zeitung“ vom 17. April 1890.

2) Otto Arendt's „Deutsches Wochenblatt“ vom 10. April 1890. S. 171.

LXXVI.

Nochmals die „Allgemeine deutsche Biographie".

Ein Artikel im 9. Hefte der Histor.-pol. Blätter S. 684 ff. war mir aus dem Herzen geschrieben. Wenn derselbe auch viel Schlimmes über die A. deutsche Biographie gebracht hat, so war es in mancher Hinsicht doch eher noch zu wenig, und wenn die Redaktion mir auch noch ein Wort beizufügen gestattet, so möchte ich das Nationalunternehmen noch von einer andern Seite beleuchten. Es dürfte nicht schaden, wenn die Redaktion jenes Werkes, im Gegensatz zu dem reichlich ihr gespendeten Weihrauch, auch einmal Anklänge an eine „schärfere Tonart" vernimmt.

Um aber nicht gegen die Billigkeit zu verstoßen, will ich für diejenigen Leser, welche das Werk nicht näher kennen, vorausschicken, daß sich an demselben doch auch manche sehr ehrenwerthe Katholiken betheiligt haben; so außer den in obigem Artikel erwähnten die Bischöfe Steichele und Fiala, die Geistlichen Bickel, König, Linsenmann, Lütolf, Ruland, Schegg, Stöckl, Werner, die Benediktiner P. Gams, Liebert, Lindner, Meyer, die Dominikaner Denifle und Weiß, aber auffallender Weise kein Jesuit. Von katholischen Laien heben wir hervor Alberdingk Thijm, Baumann, Brinz, Cardauns, Hertling, Holland, Hüffer, Will, wozu neuerdings Emilie Ringseis kommt.

Anerkennenswerth ist ferner, daß die Redaktion für einzelne Artikel zwei Bearbeiter, für verschiedene Gesichtspunkte, gewonnen hat, so z. B. Aldringen, Otto IV. von Brandenburg, Rost Johann. Dagegen ist der Redaktion das Mißgeschick be-

gegnet, daß sie einzelne Artikel (aus Versehen) doppelt bearbeiten ließ. Despauterius (5, 74) erscheint 10 Jahre später (25, 301) nochmals im Artikel Pauteren. Der Aarauer Mathematiker Leopold Moosbrugger (21, 207) tritt im gleichen Bande (404) nochmals als Moßbrugger auf, wie es scheint, ohne daß der eine Bearbeiter vom andern etwas weiß. Marquard von Randeck ist ein erstesmal beim Buchstaben M (20,409), dann nochmals unter R (27, 227) besprochen. Solche doppelte Arbeit wäre unterblieben, hätte die Redaktion bei der Entwerfung der Namensliste die gehörige Sorgfalt bei Schreibung der Namen und die richtigen Grundsätze in Bezug auf Anordnung und Einrichtung befolgt. Aber diese für ein alphabetisch angelegtes Werk so wichtigen Punkte lassen bedeutend zu wünschen übrig. Daher ist es bei den vielen „Albrecht" im ersten Bande schwer, eine bestimmte Persönlichkeit herauszufinden; ebenso unter den zahlreichen „Otto" in Band 24. Die Bischöfe sind bald unter ihren Familiennamen aufgeführt, wie Ketteler, Martin, Rauscher, bald unter den Vornamen, wie Franz von Fürstenberg, Johannes Fabri (Marquard von Randegg, wie bemerkt, unter beiden). Herzog Ferdinand von Braunschweig glaubte ich anfangs sei gar nicht aufgenommen, bis ich ihn zufällig als Karl Ferdinand entdeckte. Bettina von Arnim, geborne Brentano, suchte ich unter Arnim ebenso vergebens, wie unter Brentano; da fiel mir ein unter Bettina nachzuschlagen, und da fand ich sie wirklich. Bethmann-Hollweg ist dem Buchstaben H zugetheilt, was durch eine entschuldigende Anmerkung der Redaktion durchaus nicht gerechtfertigt wird. Eugen Beauharnais, den Stiefsohn Napoleons I., wird kaum Jemand unter „Leuchtenberg" suchen, vielmehr dürfte es fraglich erscheinen, warum er überhaupt Aufnahme fand, nachdem Marie Antoinette und Maria Louise nicht aufgenommen worden.

Recht sonderbar ist es mit der Orthographie unseres Werkes bestellt. Khlesel, der Name des bekannten österreichischen Staatsmannes, wird einmal so, ein ander Mal Klesl geschrieben. Ebenso wechseln mit einander Clarenbach und Klarenbach; Graefe und Gräfe (Name des berühmten Augenarztes); die bekannte Königin von Preußen heißt einmal Luise, ein ander Mal Louise; bald steht Bayern, bald Baiern. Diese Beispiele

ließen sich um viele vermehren. Schlimmer ist es, wenn Sünden gegen die deutsche Grammatik vorkommen, wie: „die früher als solche gegoltenen (Arzneimittel)". Und welche merkwürdige Stilblüthe steht 27, 228: „auf möglichst schlechtem Papier und mit noch schlechtern Lettern gedruckt".

Das Bisherige betrifft mehr nur Aeußerlichkeiten. Gehen wir nun zum Inhalt über, so ist zuerst über das, was nicht den Inhalt bildet, über fehlende Artikel Einiges zu sagen. Ich will ausdrücklich hervorheben, daß eben jeder Forscher auf dem Gebiete, welches er zum Gegenstand seines speciellen Studiums gemacht hat, eine Menge Personen kennen lernt, die ihm besonders wichtig erscheinen. Er wird solche in der Allgemeinen deutschen Biographie vermissen, und mag auch die Zahl der Artikel noch so groß sein, von Vollständigkeit kann nie die Rede sein; aber so sehr man auch auf Lücken sich gefaßt hält, hier wird man seltsame Ueberraschungen erleben. Es sind keineswegs nur etwa die Katholiken allein, die in solcher Weise zu kurz gekommen sind. Da fehlen gleich im ersten Bande der preußische Minister von Altenstein und die bekannte Agnes Bernauer. Bis diese beiden Persönlichkeiten im projektirten Nachtrage erscheinen, kann ich mich mit den Notizen behelfen, die sogar in Sanders Taschenlexikon des allgemeinen Wissens Aufnahme gefunden haben. Das Gleiche ist der Fall mit Prinz Eugen von Württemberg † 1857. Die Allgemeine deutsche Biographie kennt den tapfern General nicht. Es fehlt Naumann, der Herausgeber des Serapeum † 1880. Es fehlt Franz Xaver Richter, bis zu seinem Tode († 1874) Stiftsvikar bei St. Cajetan in München, der 76 Sprachen verstand, neben Mezzofanti und Gabelentz das Trifolium der Linguistik; der hätte doch der Münchener historischen Commission, die sich auf dem Titelblatt als Herausgeberin nennt, bekannt sein dürfen. Doch es kommt noch schöner. Es glänzt durch Abwesenheit (diesmal scheint das geflügelte Wort am Platze zu sein) der bayerische Bischof und Cardinal Häffelin, noch dazu Mitglied der bayerischen Akademie. Hat diese kein besseres Gedächtniß für ihre eigenen Mitglieder? Wenn ihn die Allgemeine deutsche Biographie zweimal flüchtig nennt (19, 520; 21, 38), so ist dies natürlich nur geeignet, in einem selbständigen Artikel noch näheren

Aufschluß zu begehren. Nun darf es uns nicht mehr Wunder nehmen, wenn der Schweizer Kapuziner Theodosius Florentini übergangen ist, oder die ekstatische Maria Mörl, ja selbst Katharina Emmerich, obschon ihr Leben in 2 Bänden in deutscher, französischer und italienischer Sprache vorhanden ist. Dafür hat die protestantische Schwärmerin Margaretha Peter, „die Gekreuzigte von Wildenspuch“ richtig einen Platz gefunden (25, 480), um den wir sie übrigens nicht beneiden; wir sehen es auch lieber, wenn die obengenannten Namen ganz fehlen, als wenn ihre Träger so behandelt würden, wie viele andere ihrer katholischen Glaubensgenossen.

Aber auch die Artikel, die vorhanden sind, lassen vielfach noch manches zu wünschen übrig. Was man von einem solchen Werke mit seinen zahlreichen Mitarbeitern aus allen Gegenden und Wissenschaften verlangt, ist vor Allem Zuverlässigkeit. Wie es damit beschaffen ist, geht schon aus den zahlreichen Nachträgen am Schlusse eines jeden Bandes hervor. Das mögen auch einige von den zahlreichen Widersprüchen beweisen, die ich mir, wie es sich eben traf, notirt habe. Die Schlacht von Hasenbühel bei Göllheim wird einmal (1, 92) auf den 2. Juli und ein andermal im gleichen Bande (225) auf den 2. Juni angesetzt. Einmal heißt es, Magdeburg sei durch Tilly zerstört worden (10, 93), dann durch die Bürger (5, 657), dann, es sei durch den schwedischen Befehlshaber vernichtet worden (21, 14). Ein eigenthümliches Mißgeschick ist dem Werke mit dem „Gottesfreund“ passirt, den die ältern Leser der „Histor.-polit. Blätter“ gar wohl kennen. Bächtold führt uns denselben (9, 456) mit Berufung auf „die neueste Forschung“, aber ohne den mindesten Zweifel an dessen Realität vor. Zehn Bände weiter begegnet uns (19, 702) etwas wie ein Stoßseufzer über P. Denifles neueste epochemachende Entdeckungen, bis ein langer Artikel über Rulman Merswin (21, 459 ff.) das Ganze als Hirngespinnst dahinschwinden läßt.

Merkwürdig ist auch, was unser Nationalwerk im Verschweigen leistet. Unbequeme Thatsachen werden einfach übergangen oder nur leicht gestreift, während zu Ungunsten von Bischöfen und Cardinälen auch die trübsten Quellen ausgeschöpft werden. Den Rongeschwindel nennt P. Anton Weis (28, 607)

beim rechten Namen, aber der Urheber desselben wird (29, 120) von der Redaktion selbst sehr glimpflich angefaßt. Wer auf den Namen Helene Dönniges stößt, darf über diese Persönlichkeit nicht etwa unter ihrem Namen Aufschluß suchen, wo in der Biographie ihres Vaters darüber jede Andeutung fehlt. Zum Glück ist seither der Artikel Lassalle erschienen und dort erhalten wir erst Aufschluß über einen dunkeln Punkt.

Sehr auffallend ist dann, daß bei zahlreichen Persönlichkeiten nichts über ihre Verheirathung gesagt ist. Dies ist offenbar ein unbeabsichtigtes Versehen, wo es Sache der Redaktion gewesen wäre, die Bearbeiter aufmerksam zu machen. Man kommt nicht so selten in den Fall, deswegen die Allgemeine deutsche Biographie nachschlagen zu müssen, z. B. um zu wissen, in welchem Verhältnisse verschiedene Personen desselben Namens zu einander stehen. Wegen Fr. X. Bronner habe ich deswegen sogar einmal eine Correspondenz geführt. Es ist fast komisch, bei Karl v. Raumer (27, 623) die goldene Hochzeit erwähnt zu sehen, während seiner Verheirathung gar nicht gedacht wurde. Ich habe mir einmal eine kleine Liste von Männern angelegt, wo dieses Umstandes nicht Erwähnung geschieht, und es stehen selbst sehr berühmte Namen darauf, es wird aber genügen, hier darauf hingewiesen zu haben. Das Gleiche thue ich mit einigen andern Punkten, wie ungleiche Behandlung der einzelnen Persönlichkeiten und besonders der literarischen Nachweise, das Anflicken von Fußnoten, entgegen dem angenommenen Grundsatz, u. A. m.

Zum Schlusse möchte ich Bearbeitern und Redaktion nachdrücklich das Studium der „Histor.-polit. Blätter“ empfehlen, dann würden auch hämische Bemerkungen wie die Schulte's (26, 86) über die „gelben Hefte“ wegfallen müssen. Dieser Herr, als er seinen Artikel über Binterim schrieb, wo er von der Verurtheilung dieses Mannes spricht, hatte wohl die „Histor.-polit. Blätter“ 4, 382 nicht eingesehen; sonst hätte er hier erfahren, daß Binterim von dem Appellationshof in zweiter Instanz freigesprochen wurde. Weech in seinem Artikel über Mathy vergißt uns zu sagen, woher diesem der Beiname „der steinerne Gast“ kommt; vergl. Histor.-polit. Blätter 65, 665. So wäre auch Professor Preger, der Biograph Meister Eckehardts und

Dietrichs von Freiburg, auf diese Zeitschrift Bd. 75, 790; 80, 204 zu verweisen. Geradezu ärgerlich aber ist es, wenn Bartsch im Artikel über Clara Hätzlerin (11, 36) die alte Verleumdung wiederholt, eine Nonne habe die Gedichte von anstößigem Inhalt in ihrem Liederbuche gesammelt, nachdem in den „Histor.-polit. Blättern“ wiederholt 58, 476; 94, 609 auf die Unwahrheit dieser Behauptung hingewiesen wurde.

Schreiber dieser Bemerkungen verhehlt sich die Schwierigkeiten nicht, mit denen die Redaktion eines derartigen Nationalunternehmens zu kämpfen hat. P. Albert M. Weiß hat uns unlängst in seiner prächtigen Biographie B. Herders eine köstliche Schilderung davon gegeben. Zu einem nationalen Werke aber kann die Mitwirkung auch der katholischen Minderheit nicht entbehrt werden. Sie hat schon bisher der „Allgem. deutschen Biographie“ gut gedient und würde, noch in vermehrtem Maße herangezogen, dem Unternehmen nur zum Vortheil gereichen.

P. G.

LXXVII.

Historische Miscellen.

1. Das ehemalige Benediktinerkloster Weingarten

feierte am 16. Mai laufenden Jahres das achte Centenarium der Uebergabe der Reliquie des hl. Blutes an genanntes Kloster (Freitag nach Christi Himmelfahrt [31. Mai] 1090). Aus diesem Anlaß verfaßte Herr Pfarrer Busl in Bavendorf, Oberamts Ravensburg, eine kleine Festschrift,[1]) die neben Lokalgeschicht-

1) Die ehemalige Benediktiner-Abtei Weingarten. Ausführliche Beschreibung der Kirche mit ihren Schätzen und Sehenswürdigkeiten, nebst einer Geschichte der Reliquie des hl. Blutes 2c. von Karl Anton Busl. Ravensburg, Dorn'sche Buchhdl. 1890. S. 102. Dem Texte sind drei Vollbilder beigegeben.

lichem auch für weitere Kreise manches Interessante bietet und daher hier kurze Erwähnung verdient. Die Schrift, die sich zum Theil auf wohl beglaubigten urkundlichen Quellen aufbaut, gibt zunächst einen kurzen Ueberblick über Kloster Weingarten selbst, von seiner Gründung 1047 bis zu seiner Aufhebung 1803. In letzterem Jahre zählte es 59 Conventualen, 42 Patres und 17 Fratres und umfaßte ein Gesammtgebiet von sechs Quadratmeilen mit 11,000 Einwohnern und 100,000 Gulden jährlicher Einkünfte. Im dritten und größten Abschnitt gibt Verfasser eine eingehendere Beschreibung der Erbauung und Ausschmückung der herrlichen Klosterkirche, die in den Jahren 1715 — 1722 erbaut wurde, mit einem Kostenaufwand von 210,969 Gulden in baarem Geld, wobei die Fronen und Altäre nicht miteingerechnet waren. Von der kostbaren inneren Einrichtung des großartigen Gotteshauses sind weithin berühmt die große Orgel und die Osannaglocke. Erstere wurde 1737 mit einem Kostenaufwand von 27,000 Gulden in baarem Geld, Beköstigung der Arbeiter und Schreinwerk nicht gerechnet, von Joseph Gabler aus Ochsenhausen erbaut. Sie zählt nach der Volkssage 6666, in Wirklichkeit 6702 Pfeifen, deren größte 12$^1/_2$ Hektoliter faßt und ein Gewicht von 6 Centnern hat, während die kleinste nur 6 Loth wiegt. Die Osannaglocke wurde 1490 vom Glockengießer Hans Ernst aus Stuttgart gegossen und wiegt 138 Centner.

Im vierten Abschnitt folgt sodann auf Grund urkundlicher Quellen eine Geschichte der Heiligblutreliquie von der Longinuslegende, der zweimaligen Auffindung zu Mantua 804 und 1048, der Theilung der Reliquie und Verbringung eines Theils derselben nach Weingarten im Jahre 1090 durch Judith, die Tochter des Grafen Balduin von Flandern und zweite Gemahlin Welf IV., bis auf unsere Tage. Was die historische Glaubwürdigkeit dieser Angaben anlangt, so möchte ich von dem Satz Seite 40: „Nach dem Vorgetragenen ist also die hl. Blutreliquie echt, ein Theil des hl. Blutes Christi aus Mantua,“ nur den zweiten Theil unterschreiben. Der erste Theil dürfte in seiner stark legendarischen Form vor einer unintereſſirten historischen Kritik einen schweren Stand haben. Das kostbare Heiligblutgefäß, das Abt Hüller 1726 anfertigen ließ und das zu 70,000 Gulden taxirt wurde, ist mit andern kostbaren und

werthvollen Klosterschätzen unter den Händen des säcularisirenden Fürsten von Nassau-Oranien spurlos verschwunden.

Von Seite 63 an gibt der Verfasser eine chronologische Uebersicht der 40 Aebte Weingartens[1]) von 1047—1803. Das Bild des letzten Abtes Anselm Rittler († 1804) ist dem Büchlein beigegeben. Dankenswerth ist sodann noch besonders der 9. Abschnitt, ein Verzeichniß aller auf Weingarten, sein Kloster und seine Reliquie bezüglichen bildlichen, cartographischen 2c. Darstellungen enthaltend. — Das Angeführte mag genügen, um zu zeigen, wie viel des Interessanten die kleine Schrift von 100 Seiten bietet, und daher wohl verdient, in weiteren Kreisen bekannt und gelesen zu werden. K.

---

2. Ranke's Weltgeschichte

wird von Emil Michael S. J. in einer kleinen Schrift von fünfzig Seiten einer strengen Kritik unterzogen.[2]) In kurzer prägnanter Form will Verfasser nur auf die zwei Fragen Antwort geben: „Welches sind die Grundsätze Ranke'scher Geschichtsschreibung?" und „Wie behandelt Ranke Christenthum und Kirche?" Erstere Frage löst sich kurz in der von Ranke dem Geschichtsforscher zugewiesenen Aufgabe: „die Ereignisse aus menschlichen Motiven zu erklären", mit anderen Worten, Ranke's Geschichtsforschung ruht auf dem Vulgärrationalismus. Damit ist im Princip auch schon die Beantwortung der zweiten Frage ge-

---

1) Wird nicht endlich einmal ein schwäbischer Forscher dem berühmten Abt Gerwik Blarer (1520—1567) aus dem reichen Quellenmaterial ein seiner historischen Bedeutung angemessenes biographisches Denkmal setzen? A. d. Red.

2) Ranke's Weltgeschichte. Eine kritische Studie von Emil Michael, S. J., Dr. theol. et phil., Privatdocent für Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck. Paderborn, Schöningh. 1890.

geben, die in fünf Unterabtheilungen zerlegt wird: „Ranke über Christus und Christenthum; Ranke und die hl. Schrift; Ranke und das Wunder; Ranke über Papstthum und Kirche, und Ranke als Meister historischer Porträts". Alle diese Unterabtheilungen werden mit den eigenen Worten Ranke's zur Darstellung gebracht, aus denen sich dann als einzelne Resultate ergeben: „daß ihm Christus als Schüler des Johannes gilt, von dem er sich nur einen Schritt entfernte" (S. 13); „daß das Christenthum eine große Produktion des Genies sei" (S. 15); „daß viele Theile der hl. Schrift als Sage erscheinen" (S. 18 ff.); „daß das Wunder ein Kriterium des Unglaublichen und Ungeschichtlichen ist" (S. 22); „daß das Papstthum eine göttliche Institution sei, ist eine hierarchische Ansicht, zu der sich der Historiker nicht bekennen kann" (S. 26); endlich: daß „Ranke eine doppelte Sprache führt, die Dinge nicht nach objektivem Werthe, sondern nach den Eingebungen seiner Sympathie mißt" (S. 45).

Auf Grund dieser Ausführungen fällt Verfasser über den „Berliner Hofhistoriographen" das schwere Verdikt, daß er „zu den principiell destruktivsten Geschichtsschreibern unserer Tage gehöre" (S. 24), und faßt sein Gesammturtheil dahin zusammen: „Nach den beigebrachten Belegen muß Ranke's Geschichtsschreibung in vielen Punkten als charakterlos gelten, sie ist voller Voraussetzungen und Willkürlichkeiten. Der auch nicht mit einem Worte bewiesene Fundamentalsatz trifft sofort den Begriff und die Aufgabe der Geschichte: ‚dem Historiker liegt es ob, die Ereignisse aus menschlichen Motiven zu erklären.' Mit diesem Rezept und mit der bei Protestanten traditionellen tiefen Abneigung gegen Rom mußte Ranke seine Weltgeschichte so schreiben, wie sie nun vorliegt, sammt all den Widersprüchen, die selbst sein findiges Talent nicht zu vermeiden im Stande war." (S. 50.)



